Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

Paul Lindau.

Hundertvierzehnter Band.

Mit den Portraits von:
Michael Georg Conrad, Alfred Lichtwark, Selma Lagerlöf, radiert von Johann Lindner in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 114. Bandes.

Juli — August — September.

1905.

Seite

Hans Blum in Rheinfelden.

Lebenserinnerungen 206 369

Kurt Breysig in Berlin-Schmargendorf.

Stoff- und Formenkunst bei den italienischen Malern des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts 106

Eberhard Buchner in Erkner bei Berlin.

Gott, Mensch und Tier 194

Michael Cohn in Berlin.

Die epidemische Genickstarre 70

Michael Georg Conrad in München.

Pro nihilo. Gedicht 69

Erich Felder in München.

Albert von Keller............ 417

Ludwig Fuld in Mainz.

Strafgesetzbuch und Sozialpolitik 425

Kurt Walter Goldschmidt in Berlin.

Selma Lagerlöf.......... 339

A. Halbert in Breslau.

Hinauf! Künstler-Roman aus der jüngsten Gegenwart............ 1

Richter oder Kritiker? (Zur Frage: „Kritik der Kritik") 201

Auguste Hauschner in Berlin.

Die Abenteuer des Dichters Clemens Breißmann.... ....147 293

Briefe Karl von Holteis an Prof. J. Caro 263

Lise Landau in Berlin.

La Paloma. Ein Reise-Intermezzo 230

Franz Lüdtke in Greifswald.

Phantasie am Grabe Böcklins 259

Fiona Macleod.

Treibende Zweige. (Deutsch von Beda Prilipp) 404

Seite

Arthur Konrad Müller in Breslau.
Alfred Lichtwark 183

Julius von Pflugk-Harttung in Berlin.
Die Städte Siziliens 131

B. Placzek in Brünn.
Der Smaragd 269

Beda Prilipp in Schöneberg-Berlin.
Aus Alt-Irlands Sagenliteratur 394

Carl von Schimmelpfennig in Berlin.
Strindbergs Schwedische Königs-Dramen 245

C. Schindler in Hirschberg i. Schl.
Eine antike Ansicht von der Entstehung des Staates 358

Ottokar Stauf von der March in Wien.
Michael Georg Conrad 54
Jarl Sigurds Tod 422

Jassy Torrund in Breslau.
Gestürzte Götzen. Skizze 95

Walt Whitman.
Ein Rückblick auf betretene Wege. (Nachwort zu den „Grashalmen" geschrieben im Jahre 1888.) Deutsch von Wilhelm Schölermann in Kiel 79

Bibliographie 135 280 430
Bibliographische Notizen 141 285 434
Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze 144 290 436

Mit den Portraits von:
Michael Georg Conrad, Alfred Lichtwark, Selma Lagerlöf,
radiert von Johann Lindner in München.

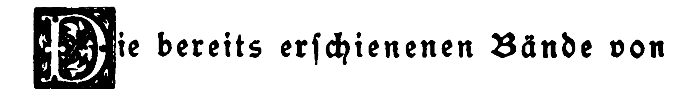




Preis pro Heft 2 ℳ, pro Quartal (3 Hefte) 6 ℳ.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 ℳ (Zeitungs-Preisliste Nr. 5619.)



An unsere Abonnenten!



Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in komplett **broschierten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschiert 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

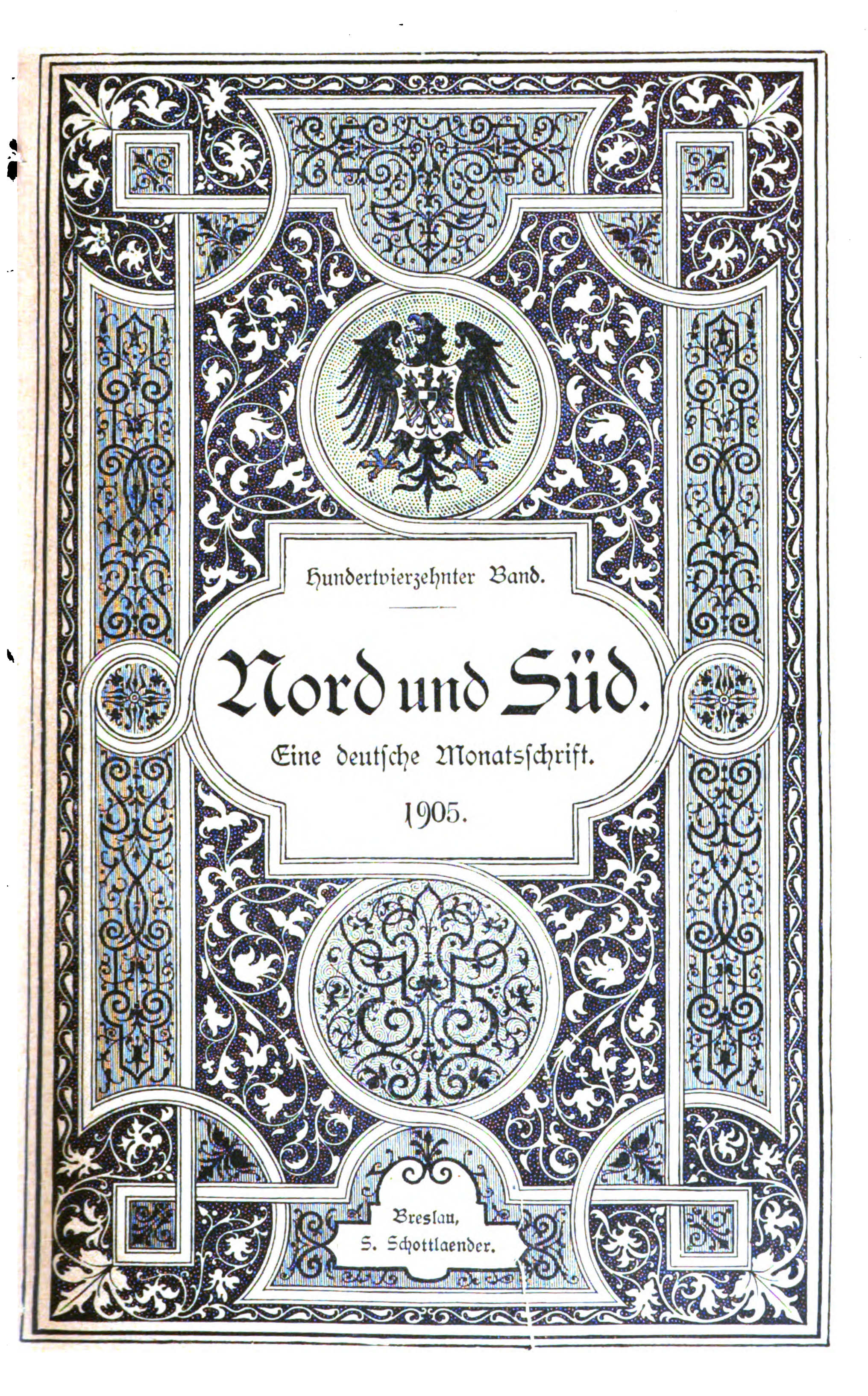
Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CXIV (Juli bis September 1905), wie auch zu den früheren Bänden I—CXIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expedieren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)


Hundertvierzehnter Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1905.
Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

Paul Lindau.

CXIV. Band. — Juli 1905. — Heft 340.

(Mit einem Portrait in Radierung: Michael Georg Conrad.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Juli 1905.

Inhalt.

Seite

A. Halbert in Breslau.
Hinauf! Künstler-Roman aus der jüngsten Gegenwart 1

Ott. Stauf von der March in Wien.
Michael Georg Conrad 54

Michael Georg Conrad in München.
Pro nihilo. Gedicht 69

Michael Cohn in Berlin.
Die epidemische Genickstarre 70

Walt Whitman.
Ein Rückblick auf betretene Wege. (Nachwort zu den „Grashalmen" geschrieben im Jahre 1888.) Deutsch von Wilhelm Schölermann in Kiel 79

Jaffy Torrund in Breslau.
Gestürzte Götzen. Skizze. 95

Kurt Breysig in Berlin-Schmargendorf.
Stoff- und Formenkunst bei den italienischen Malern des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts 106

Julius von Pflugk-Harttung in Berlin.
Die Städte Siziliens 131

Bibliographie 135
Rund um die Welt. Von Victor Ottmann. Berlin, August Scherl. G. m. b. H.

Bibliographische Notizen 141

Überficht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze 144

Hierzu ein Portrait: Michael Georg Conrad.
Radierung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.



Michael Georg Conrad.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau



Hinauf!

Künstler-Roman aus der jüngsten Gegenwart.

Von

A. Halbert.

— Breslau. —

„Das Ideale ist das Schöne, Große, Wahre, Erstrebenswerte —"

„Das Ideale ist das, was man nie erreicht —"

„Das Ideale ist — das Komische."

Diese drei Anschauungen, die Lebenswelten vertraten, kamen in der kleinen Gesellschaft zum Ausdruck. Jeder sagte es mit anderen Worten, mit mehr oder weniger Pathos, mit mehr oder minder „heiliger" Begeisterung . . .

Denn: „heilig begeistert" waren sie alle im „Verein für Fortschritt" mit dem waschechten Nietzsche-Namen „Hinauf!"

„Nicht weiter pflanzen, sondern hinauf!"

Und sie kamen jede Woche für einen Abend zusammen, um dieses Werk zu vollbringen. Und da man ein Wort haben muß, an das man sich klammert im Meere der endlosen Diskussion, nahmen sie den Strohhalm: Ideal.

Da waren allerdings merkwürdige Ideale zum Vorschein gekommen. Der kleine augenzwinkernde Russe, der mal Nihilist gewesen zu sein behauptete, predigte von der Unerreichbarkeit des menschlichen Ideals. Er müsse es doch wissen, er war nie feige. Ging immer aufs Ziel los, habe sich den Schädel hartgerannt „an der harten Wand der Notwendigkeit".

Zuerst sagte er Not, weil Not eine soziale Färbung hat, dann aber, als dadurch eine sozialpolitische Debatte entstand und er mit diesen Dingen nichts zu tun haben wollte — der Vergangenheit wegen, lenkte er ins Religionsphilosophische ein und sagte: Notwendigkeit.

Maurice Kamm gefiel endlich das Bild von der harten Wand der Notwendigkeit so sehr, daß er sich entschloß, immer solche Bilder zu fabrizieren — er wurde Dichter . . .

Auf der Bahn dieses Berufes — wieder sein eigenes Bild! — traf er seinen Freund und Kollegen Hecker. Das war der Dichter der menschlichen Schlechtigkeitsschatten.

„Denn — die Schlechtigkeit wirft Schatten — Schatten, die alles Gute, Wahre und Edle verdecken."

„Da würde ich lieber Nebel sagen," meinte der Ironiker der Gesellschaft, ein schlanker, knochiger Mensch mit einem kleinen Gesicht, in dem nur die spöttischen Augen auffielen.

„Warum Nebel?" wurde er gefragt.

„Na — kennen Sie denn nicht Abraham a Santa Clara?"

„Ja —" sagte der Literaturkundige, „das war doch —"

„Kein Jude. Ein Wiener war's — also der sagte: Nebel heißt Leben nach rückwärts gelesen."

Hecker klatschte aufs Knie, daß es laut schallte: „Fein — famos . . . Leben . . . Nebel . . . Daß man nicht auf diese Idee kam . . ."

„Sie können sie ja verarbeiten," meinte der Ironiker Keibel und kaute drauf los — getreu seinem Wahlspruche: Nicht hinaufpflanzen, sondern hinein, auspflanzen — „der Mann ist schon eine Weile tot . . schon vergessen . . ."

Das waren die Intelligenzen des „Hinauf!" — das heißt diejenigen, die sich in der Diskussion hervortaten.

Und eigentlich war die Diskussion das einzige Gebiet, wo bis jetzt diese Gelegenheit vorhanden war.

Heute abend sollte über das Thema „Wir und die Ehe" gesprochen werden. Der junge Fritz Braun sollte referieren, „der Liebling der Holden".

„Die reformatorische Tätigkeit gilt zuerst dem Sexuellen," erklärte der Redner, „weil hier der Herd alles Übels ist. Unsere Ehen sind die Vorstufe der Prostitution, wenn nicht schon die Verkörperung derselben in der schlimmsten Form. Geld bindet, Geld trennt. Geld ist alles. Ist Adel, ist Aristokratie . . . während die Aristokratie des Geistes —"

Maurice Kamm griff in der darauffolgenden Diskussion dieses Wort von der Aristokratie des Geistes auf und machte es zu einer geflügelten Redeweise: „Wir Aristokraten des Geistes . . ."

Keibel, der einer Frau gegenübersaß, steckte die Hand in den Westenausschnitt und reckte sich — „Wir —"

Das Wort blieb ihm in der Kehle stecken, denn diese Frau, der er es zuraunte, lachte nicht. Keibel sah, daß sie zum erstenmal in dieser Gesellschaft war.

Sie machte ein verdammt ernstes Gesicht. Und es stand ihr gut,

gestand sich Keibel. Das dichte Haar nach beiden Seiten gescheitelt kontrastierte schön mit dem gelben Teint und den blankweißen Zähnen.

Und die Augen, die müden!

Und die Figur!

Keibel sah nur die sitzende Stellung, den Oberkörper. Aber er hatte geschärfte Sinne — dem Weibe gegenüber. Das hat sich so mit der Zeit herausgebildet — mit den Verhältnissen. Er schrieb's rasch in sein Buch ein, dieses Wortspiel: Mit den „Verhältnissen" haben sich die Sinne geschärft — "

Und während der Redner sprach, ließ er die Verhältnisse Revue passieren.

Dann sprach er vom „Weibe der Zukunft".

Die Diskussion geriet so ins Allgemein-Weibliche, so daß sich Fritz Braun dagegen verwahren mußte.

Aber Keibel ließ sich nicht beirren. So sehr ironisch, leichtsinnig er sonst das Leben nahm, sich und andere verspottete und brüskierte — in der Diskussion, vom Eifer des eigenen Wortes berauscht, verstand er keinen Spaß. Da sprach er mit großen, ernsten, begeisterten Augen, daß der Außenstehende versucht war, ihm zu glauben, den Idealen, von denen sein beredter Mund sprach, zu trauen.

Rhetorik ist überhaupt die Kunst des Hinreißens — nicht nur Anderer Sinne und Gefühle, sie ist gleichsam eine Autosuggestion, eine Selbsttäuschung.

Mit glänzenden Augen und heiligem Ernst sagte Keibel zum Schlusse seiner Ausführungen:

„Ich halte es deshalb für verfehlt, wenn unser Redner Braun das Thema „Wir und die Ehe" behandelte — das heißt, nicht die Art seiner wahrhaft idealen und von einem hohen sittlichen Schwung getragenen Ausführungen — sondern die Fassung des Themas von vorneherein scheint mir die Frage, die uns bewegt, nicht zu erschöpfen, die bange Frage: „Wir und das Weib". So, scheint mir, hätte das Thema präzisiert werden sollen. Nicht unsere Stellung zur Ehe, sondern zum Weibe als solchem. Und deshalb werden Sie begreifen, daß ich so weit ausholte, da ich wenigstens die Diskussion in dieses Fahrwasser bringen wollte. Und nochmals wiederhole ich: Die Ehe, als Form der legitimen Vereinigung zweier Menschen, wird überwunden werden können. Zwei Menschen werden in freier, seelischer Harmonie leben dürfen, wenn das Weib geadelt wird, geadelt einerseits, daß sie nicht in der Vereinigung mit dem Mann eine Versorgungsanstalt suchen wird, und andererseits, wenn das Weib stark wird, dem Liebesleben dient, weil es die intensivste Form des Auslebens ist, des Auslebens und Ausschöpfens des Moments — kurzum, wenn das Weib nicht wimmernd und anklagend Treue, das heißt Dauer verlangt . . Leben, solange der Moment gegeben ist, die Kräfte drängen,

die Harmonien tönen, dann Mut und Fassung, Lebenshoffnung und Liebessehnsucht besitzen, um weiter zu stürmen. — Diese Eigenschaft fehlt dem Weibe von heute, muß dem Weibe der Zukunft eingepflanzt werden."

Das Auditorium klatschte. Das P. P. Publikum klatscht immer, wenn ein Mensch „gut" spricht, soll heißen, wenn er schön spricht. Es klatscht auch, wenn ein zweiter Redner schön spricht, auch wenn er das pure Gegenteil von dem sagt, was der erste betonte. Es geschieht weniger aus Urteilslosigkeit, als aus Blödigkeit.

Und da Fritz Braun das Bestreben hatte, den ganzen Kreis zu erziehen, bat er eindringlichst, doch die Beifallsbezeugungen zu unterlassen, denn es kommt nicht darauf an, daß der Redner beglückwünscht wird, wie der Schauspieler auf dem Theater, sondern daß die Idee siegt, sich Eingang verschafft in Herz und Hirn.

Maurice Kamm meldete sich zum Wort. Aber er wollte nur bitten, daß eine Pause eintrete, — damit man unter sich die Ideen besprechen könnte.

Doch im selben Moment erhob sich die Frau, die Keibel gegenübersaß, und bat ums Wort.

Braun schielte vom Vorstandstisch mit seinen braunen, kleinen Augen zu ihr hin: „Ihren Namen, wenn ich bitten darf —"

„Martha Groß."

Braun dankte: „Fräulein Martha Groß hat's Wort."

Die Angerufene erhob sich von ihrem Sitze unter allgemeiner Aufmerksamkeit und Neugier des P. P. Publikums.

Keibel glotzte ordentlich auf die schöne, stramm-stattliche Gestalt, wie sie leichten, graziösen Schrittes auf die Tribüne zuschritt.

Und schon im Gehen begann sie zu sprechen mit einer eigenartigen, zittrigen Stimme, die die Illusion erweckte, als ob sich jedes gesprochene Wort vom Gaumen losrisse, wie Tropfen von der Flasche hinausperlen.

„Verehrte Mitmenschen. Ich bin nicht Fräulein, wie mich Ihr Herr Vorsitzender anrief. Als Weib spreche ich, als erfahrenes Weib. Als Weib, das ihr ganzes Leben eine Harmonie herbeisehnte und diese Harmonie nicht erreichen konnte. Aber nicht, wie mein Herr Vorredner es ausdrückte, weil das Weib von heute noch zu viel auf den Gedanken der ewigen Liebe baut, oder weil es nicht Kraft besitzt, selbständig den Kampf ums Dasein zu führen. Nein! In erster Reihe ist es der wirtschaftliche, der soziale Kampf, der hier anzuführen wäre, der dem Weib seine Daseinsberechtigung und Daseinsfähigkeit schmälert — dann aber auch die egoistische Brutalität des Mannes, der seinem Weibe oder überhaupt dem Weibe das Recht entziehen will, von dem er immer wieder Gebrauch macht, als Junggeselle und als verheirateter Mann, als Gatte und Familienvater. Der Mann verkommt im Schmutze der Prostitution und die Frau soll auf seine müden, schlaffen Umarmungen warten —"

Lautlose Stille erfüllte den Saal, als diese Worte gesprochen wurden. Mund und Augen wurden aufgerissen. Selbst in diesem Kreise war es etwas Seltenes, eine Rarität, daß solche Worte gesprochen wurden und dazu noch von einer Frau.

Gerade, die Hände verschränkt, stand sie auf dem Podium und erleichterte sich das Herz. Und sie schloß:

„Nicht das Weib muß erzogen werden für die neue Welt, sondern der Mann muß geboren werden für das neue Leben."

Und das Publikum begeisterte sich . . .

II.

In der Pause wurde das Gespräch allgemeiner. Man unterhielt sich über das Gehörte, lobte, tadelte, vermutete, meinte. Alle beschäftigten sich willkürlich oder unwillkürlich mit der Sensation.

Und das war entschieden Martha Groß an diesem Abend. Wie sie auftrat, wie sicher, wie bewußt, wie „männlich"! Und dabei doch mit einer gewissen Grazie, fein und geschmeidig!

Die Männer blickten mit Bewunderung nach ihr und sahen, daß sie modern frisiert war. Die Frauen sahen ihr modernes, gut sitzendes Reformkleid, dessen mattblaue Farbe den erlesenen Geschmack zeigte.

Sie stand jetzt mit Fritz Braun.

Er lehnte in seiner Art auf dem Rednerpult mit einer gewissen müden, abgespannten Behäbigkeit, einer absichtlich resignierten Mattigkeit.

Das war seine Spezialität.

Wie er die Weiber zu behandeln wußte! Sein ausdrucksvolles Gesicht — wußte er — ziehe an. Die kleinen Augen, deren schattenhafter Glanz nur selten zu sehen war, ließen ein tiefes In-sich-hinein-blicken, ein In-die-Seele-versenken vermuten. Und Vermutungen, Unklarheiten, Möglichkeiten, Tiefsinnigkeiten haben das Weib ja von jeher gereizt.

Fritz Braun hat dieses Mysterium, dieses Geheimnisvolle an und in seinem Wesen nicht absolut willkürlich herausgebildet.

Die Lebensweise in seiner frühesten Jugend war ihm dazu behilflich. In einem kleinen Neste in Polen, bei beschränkten, fanatisch-orthodoxen, verbohrt-einseitigen Menschen aufgewachsen, hat er nie den kulturellen Schliff erfahren, den der frühe Umgang mit Menschen verschafft.

Und gar die Bekanntschaft mit dem Weibe!

Eigentlich hat er in seinem vierzehnten Jahre, als er nach Deutschland kam, zum ersten Male mit einem Weibe gesprochen. Und bewußt als Mann erst viel, viel später, als er aufs Seminar kam, um — auf Anraten und mit materieller Unterstützung eines Onkels — Pädagogik zu studieren.

In Gesellschaft von Kollegen hat er es bitter empfunden, wie wenig

Geschick und angeborene Fähigkeit er in „dieser Beziehung“ aufzuweisen vermochte.

Aber er war ein Charakter, der seinen Vorteil zu ziehen verstand, aus der Not eine Tugend machte.

Und seine Gestalt, sein eigenartiges Gesicht, sein schönes schwarzkrauses Haar halfen ihm dazu.

Er entdeckte, daß gerade das zurückhaltende Wesen des Mannes das heißblütige Weib zu reizen vermag. Und im Verkehr mit naiven Seelen mußte der Tiefsinn herhalten, das „stumme Denken“, wie er es nannte.

Und so ward sein beliebtester Ausspruch: „Die Menschen müßten sich das Sprechen abgewöhnen, . . . eine Augensprache müßten sie erlernen.

Die Augensprache und ein Weib! Man denke! Welches Weib träumt nicht von beredtem Schweigen — ach! so beredt! Welches Weibes Blut pulsiert nicht rascher, wenn die Hoffnung es peitscht: Unaussprechliche Hingabe. —

Sie hielten also seine Schweigsamkeit für Weisheit, sein Träumen für Gedankentiefe. Und ließen sich in schweigender Schweigsamkeit von seinen kleinen Augen kosen, von seinen weißen Händen lieben.

Ließ er hie und da ein Wort fallen, fingen sie es auf, legten ihm tausend Bedeutungen bei, fragten nicht, was er gemeint habe, sondern forschten nach der Ursache seines Sprechens, nach dem Ton seines Ausdruckes, nach der Melodik seiner Sprache.

Er lächelte müde, fast nur mit den Gesichtsmuskeln, nicht mit den Lippen.

Und sie liebten, vergötterten dieses Lächeln, das nichts sagte, aber eben deshalb vieles verbarg — verbergen mußte.

Ja, alle liebten sie es, alle, die hinaufstrebten. Oder besser, alle, die es lieb hatten, dieses vielsagend-nichtssagende Lächeln, alle strebten „hinauf“. Woher man es wußte? Nun, die Backfische sind der beste Maßstab für solche Verhimmelungen.

Was das reife Weib nur sich selbst gesteht, oder doch der Freundin verleugnet — das sagt der Backfisch mit naiver Harmlosigkeit. Denn das Sagen macht dieser Harmlosigkeit eben die Hauptfreude.

Welche Frau liebt nicht „Künstler“?

Welcher Backfisch verhimmelt sie nicht?

So taten es die Backfische offenkundig, die Frauen nur von sich selbst beobachtet und die Weiber — jene, die lieben, weil sie leben — die Individualitäten, wenn es die Männer nicht sahen.

Und Fritz Braun lächelte . . . lächelte . . .

Martha Groß hat ihm ihren Dank für seinen Vortrag ausgesprochen. Er fragte sie, ob sie die „Bewegung“ schon lange kenne, und lobt ihr

tapferes Auftreten mit dem melancholischen Zusatz: „Ja — wir müßten Männer haben!"

Wer das sagt, ist doch selbst ein Mann — nicht?

Fritz Braun bewundert sich selbst. Diese Wendung war ausgezeichnet, war eine feine Scheidung zwischen sich und den anderen.

Jetzt in der Diskussion nur so weiter! Nun hat er seine geheiligte Persönlichkeit ausgeschieden — immer weiter!

Und er hob die Lider, verzog die Lippen ein klein wenig, dann sagte er: „Entschuldigen Sie, bitte," und nahm die Glocke zur Hand. „Meine Damen und Herren, nehmen Sie, bitte, Ihre Plätze wieder ein."

Als erster Diskussionsredner nahm er nunmehr das Wort.

„Der Mann und das Weib — beide haben noch viel an sich selbst zu erziehen, enorm an sich zu arbeiten, jeder für sich und jeder mit dem anderen — um die Harmonie des Lebens herzustellen." Und er schloß pathetisch schwungvoll:

„Jene Harmonie, die sich nicht in einzelnen Rhythmen, in berauschten Liebesakkorden austönt, sondern jene Melodie der Geeintheit, die ewig dauert, ewig singt und ewig klingt . . ."

Frau Martha Groß stimmte zwar nicht in den allgemeinen Applaus ein — das war nicht mehr Mode bei den Modernen — aber sie lächelte kopfnickend; ihre samtenen Augen glänzten.

Keibel biß die Lippen aufeinander, als Fritz Braun geschlossen hatte, und murmelte: „Amen!"

III.

Die Periode der „unverstandenen Frau" ist vorüber. Sie war fruchtbar für die Literatur, einträglich für manche Schriftsteller, nützlich für manchen Mann, der von seiner „Nora" befreit wurde auf glücklich idealem Wege.

Der „vierte Akt" ist gekommen. Sie gingen auseinander. Und die Kinder?

Hm! Da hat Ibsen auch keinen Ausweg gewußt. Was soll aus den Kindern werden, die einer solchen Ehe entstammen, der „Ehe der unverstandenen Frau"?

Die Mutter ist in die Welt gegangen, um „sich selbst zu erziehen", sich selbst zu erkennen. Und da sie sich im Leben umsah, fand sie das Leben schön und fand sich in seinen wirren Trubel hinein; es gefiel ihr nicht übel — das geistige Strohwitwertum.

Die „unverstandene Frau" kehrte nie zu ihrem Manne zurück. Auch ihre Kinder kümmerten sie wenig. Sie ward eine Individualität. Und Individualität übersetzt man heute am richtigsten mit Egoismus.

Ja — und? —

Die Kinder der unverstandenen Frau wurden, als sie heranwuchsen und am Kampfspiel der Liebe teilnahmen, „nicht verstandene Frauen".

Das ist ein Grad höher in der Differenzierung, ein Grad tiefer in der Entwicklung.

Der Mann schätzte sie falsch ein. Sie logen nicht mehr, um den Mann zu retten. Sie sagten die Wahrheit, um den Mann zu ruinieren. Und wenn er sich dagegen auflehnte, machten sie ihm keine Szenen mehr, Szenen sind nur in Romanen modern — sie schütteln das Haupt in resigniertem Verständnis, in opferfähigem Dulden:

„Verzeih ihnen Gott, sie wissen nicht, was wir sind. Sie mißverstehen unsere Psyche, unsere Neigungen und unsere Wünsche ..."

Und ihre Seelen wehklagten, trauerten.

Bis ein Tröster kam.

Die „unverstandene Frau" glaubte keinem Versprechen, traute keinem Manneswort, denn sie sprach dem männlichen Geschlecht überhaupt die Befähigung ab, in ihr Inneres einzudringen — die „mißverstandene Frau" traute nur ihrem Manne nicht.

Sie zweifelte nur an seiner Intelligenz.

Jene glaubte also nicht mehr und stand über der Situation, will sagen, sie ließ sich nicht mehr hinreißen, höchstens, daß sie den Mann quälte, um sich zu rächen an der Gattung —; diese ging wieder in die Falle, sie hoffte noch, auf Verständnis zu stoßen.

Zum Exempel: Martha Groß!

Sie hatte eine „wohlwollende" Natur. Jene Natur, die etwas von dem Mutterinstinkt an sich hat, die gerne gewährt und zwar vielen Kindern.

Sie konnte sich so gut in die Rolle der Gönnerin hineinleben. — Vielen etwas sein, das war schön. Nicht, daß sie eitel oder gefallsüchtig war. Nein — sie wollte nur Mittelpunkt sein. Eine Berlin-W.-Hausfrau, mit einer Note von Ball-Mutter, Sitten-Schützerin.

Einen Kreis wollte sie haben, um sich geschart, durch sich vereinigt — sich als Brennpunkt fühlen.

So einen Handkuß von allen Seiten erhalten: „Gnädige Frau, es war wirklich schön heute abend bei Ihnen."

„Heute abend" und „bei Ihnen". Verdolmetscht: „nur bei Ihnen ist ein solcher Abend möglich. Sie haben Geschmack, Harmonie-Gefühl, Stil" ...

War das so schlimm? Warum regte sich ihr Mann auf? Aus finanziellen Gründen doch nicht —, sie hatten es doch wahrlich dazu. Er litt es nicht. Er verstand ihre Neigung. Aber er betrachtete es nur als Neigung, nicht als innere Natur, ergo: mißverstand er sie.

„Er hat mich lieb," erzählte sie Fritz Braun, „aber er will mich ganz allein, ganz für sich, aber ich kann nicht ... ich kann nicht ..."

Fritz Braun ging im Zimmer auf und ab mit einem Buche in der Hand: „Die Liebe im Menschen" von Camille Lemonier.

„Das ist das Recht des Besitzers," sagte er langsam, in einem heisern, nachdenklich-grüblerischen Tone, der so von ungefähr, wie eine philosophische Ergründung, klang. Er blickte sie schielend an.

Es wirkte: „Ich will aber nicht, ich bin kein Gegenstand, kein Besitzstück — kein seelenloses Ding," eiferte sie.

„Das liegt im System," erklärte er, und nun schwieg er beharrlich.

Sie sprang auf und ging zum Fenster hin: „Im System! In welchem System?"

Er schwieg und schüttelte das Haupt, eine Locke fiel ihm ins Gesicht, bedeckte die halbe Stirn, das stand ihm gut, bemerkte er im Spiegel.

Sie stampfte mit dem Fuße auf: „Welches System? Das System der Ehe? Ist man denn ein Sklave, eine Hörige? Man ist doch ein Mensch, ein Weib mit eigenem Willen."

Er strich sich das Haar aus der Stirn, aber so, daß es wieder herabfiel; dann blickte er auf seine Handfläche.

Sie ging auf ihn zu und erfaßte seine Hand: „Antworten Sie mir doch, bitte."

Er ließ seine Hand in der ihrigen, ohne den Druck zu erwidern.

„Ich weiß nicht."

„Aber ich weiß — ich weiß, daß ich nicht so leben kann, nicht so dahinvegetieren will."

Er zuckte die Schultern und setzte sich hin, den Ellbogen auf das rechte Knie gestützt.

Sie sagte: „Ich halte es in dieser Zwangsjacke nicht mehr aus."

Er streckte sich auf das Sofa lang aus und starrte gegen die Decke.

Da fiel sie aufs Knie und preßte ihr Gesicht ans Sofa: „Fritz, helfen Sie mir."

Er wandte sich ihr zu. „Ich?" fragten seine Augen.

„Quälen Sie mich nicht," antworteten die ihrigen; und der Mund sprach deutlicher in heiser erregtem Tonfall:

„Martern Sie mich nicht."

Fritz Braun war nicht der Mann dazu, eine zarte Frauenseele zu martern.

Er hatte ein Herz und fühlte ein m ä n n l i c h Rühren.

IV.

Keibel hatte sein Mädel. Aus „Hinauf"-Kreisen natürlich. Er hatte Familiensinn . . . Und die neueste Phase des „Hinauf"-Fortschrittes war diese Tugend.

Eine „große Familie" sollten die Menschen werden, die sich um die Fahne des „Hinauf" scharen, sich als eine Familie fühlen und denken.

Keibel machte den Gedanken zur Tat. Warum eine g r o ß e Familie? Lieber gleich eine h e i l i g e Familie, meinte er theologisch.

Und Dora meinte es auch.

„Ich bin das Fräulein von Tietz," sang sie herzlich schlecht.

Keibel war musikalisch, und ihr Gesang fiel ihm auf die Nerven. — Deshalb suchte er andere Rhythmik. Rhythmik der Linien.

„Na, Sie sind schön —"

„Weiß ich."

„Gebaut, wollte ich sagen."

„So?" Sie legte beide Hände um die Hüften. „Das wissen Sie doch gar nicht."

„Man sieht ja."

„Quatsch!"

„Na!"

„Sie sollen mich nicht immer Na nennen, Sie Scheusal."

„Aber Dora ist so prosaisch."

„Was?"

„Nein, dienstmädchenartig."

Sie schmollte, sah aber ein, daß er recht habe, und ließ sich auch als „Na" liebkosen.

Keibel sagte plötzlich: „Wissen Sie, daß ich Maler bin?"

„So — Maler?"

„Ja — natürlich. — Wollen Sie sich von mir malen lassen?"

„Warum nicht? Aber das Bild gehört mir. Das nehme ich dann Muttern nach Hause."

„Nein — Mutter wird kaum Freude daran haben."

„Wieso denn?"

„Weil ich Sie anders malen möchte — —"

„Anders?" fragte sie verständnislos.

„Nun ja — so die ganze Figur."

Sie glättete ihr Kleid zurecht: „Da will ich mir ein anderes Kleid anziehen — das weiße vom vorigen Sonntag."

„Nein, nicht so, Sie verstehen nicht."

„Was ist denn aber da zu verstehen?"

Er ging zum Schreibtisch, öffnete ein Schubfach. In der musterhaften genialen Unordnung, die darin herrschte, konnte er sich nicht leicht zurechtfinden. Endlich nahm er ein Bild zur Hand, eine Art Kunst-Photographie.

Na, die ungeduldig durch das Suchen geworden war, wollte ihm das Bild aus der Hand reißen; er aber ließ sie raten.

„Was habe ich hier?"

„Ein Bild."

„Aber was für eins?"

Na war nicht gewohnt, viel ihr Hirn in Tätigkeit zu setzen. Nur eine Schattierung nervöser ist sie in der Gesellschaft geworden, eine Nervosität, die jäh reagiert auf Eindrücke, manchmal durch ein Wort — das fast

geistreich überlegen klingt, öfters aber durch einen Wutausbruch — einen Instinkt-Aufruhr.

Nur noch eine Frage stellte Keibel, da riß ihr die Geduld und katzenartig sprang sie auf ihn zu, vergrub die rechte Hand in seinen Haaren, zog und zerrte ihm das Haupt — bis er ihr das Bild überließ: „Ein tolles Geschöpf," charakterisierte er.

Doch — sie schwieg, was war das? Sah sie so lange auf das Bild, das sie ihm gewaltsam abgenommen?

Jäh wandte sich Keibel um, das Bild lag auf der Erde am anderen Ende des Zimmers. Dora stand mit tiefrotem Gesicht und schwieg. Als Keibel auf sie zutrat und seine Hand vertraulich-vertrauensvoll um ihre Hüfte legen wollte, schüttelte sie das Haupt und begann zu schluchzen.

Keibel meinte zu träumen. Dora? —

Dora — so zartfühlend, so verletzlich? So „penibel", wie sie sagte? Er verstand es einfach nicht. Dieses tolle Geschöpf, das zu allerlei Schandtaten bereit war im Leben, sollte sich durch ein Bild, das eigentlich doch rein künstlerisch gedacht und ausgeführt war, verletzt fühlen?

Die wilde, tolle, übermütige, skrupellose Ra?

Daß eine Mädchennatur wie Dora durch die Tat nie, sondern immer durch das Wort verletzt wird, begriff er nicht.

Daß man so ein Mädchen wie eine Dirne behandeln kann, und sie wird die Schmach nicht herausfühlen, weil sie an Liebe glaubt, naiv und voraussetzungslos, während das Wort Dirne sie niederschmettern kann, wußte dieser Psychologe des „Hinauf" nicht.

Er forschte betreten: „Was hab' ich denn verbrochen?"

Sie schluchzte: „Das ist schlecht von Ihnen, mir so was zu zeigen. Ich bin kein schlechtes Weib . . . Nur schlechten Weibern zeigt man so was —"

Mit allem Pathos seiner Beredsamkeit suchte er sich zu rechtfertigen, und die Kunst mußte helfen: „Aber das ist doch rein künstlerisch — Ra. Wissen Sie, wie man ein Bild ansieht in der Nationalgalerie oder in der Kunstausstellung oder sonst wo — Das ist doch wirklich nicht mehr — Ein künstlerisch vollendeter nackter Körper — Die verkörperte Weibesschönheit —"

So sprach er — und sie glaubte.

Als sie ruhig war, verfolgte Keibel wieder das Ziel mit rücksichtsloser Energie. Den Funken der Keuschheit, der aufblitzte, übersah er und suchte wieder die Triebe zu entfachen.

Allerdings vorsichtiger als früher, mit einem idealen Mäntelchen: „Sehen Sie, Ra, was das für einen Künstler bedeutet, wenn er ein Weib in seiner vollendeten Schönheit sieht, und seine Phantasie befruchten läßt, — besonders ein Maler, der schöne Formen braucht."

Er hielt inne, um den Eindruck, den seine Worte machten, zu kon-

statieren. Aber ehe er das tun konnte, drang ein Lachen an sein Ohr, das ihn verblüffte.

„Ach so," sie schüttelte sich ordentlich — „jetzt verstehe ich —"

„Aber, was denn?"

„Das Bild — deshalb haben Sie mir es gezeigt — als Muster." — Und sie lachte immer stärker, hielt beide Hände an die Brust und lachte. —

„Und Sie sind mir nicht mehr bös — du, Na?"

„Nein . . . nein. Aber ich muß doch lachen. Wie die Menschen doch verschieden sind!"

„Von wem sprechen Sie denn?" Keibel ahnte nichts Gutes.

„Nun, von einem anderen — der hatte auch künstlerische Neigungen, und war nicht mal Maler — nur Schriftsteller und ein schöner Mann."

„Wer — Fritz B —"

Sie seufzte melancholisch: „Ach, ein schöner Mann —"

V.

Ob es unseren verdorbenen Sinnen, unseren krankhaft ausgebildeten Leidenschaften, unseren verzerrten Neigungen, kurzum: ob es einem rechten und echten modernen Manne möglich ist, sich an der körperlichen Schönheit, an der idealen Nacktheit des Weibes zu erfreuen, lasse ich dahingestellt.

Künstler, wahrhafte Schöpfer, die man danach fragt, sagen oft: damit sie eine Psyche in den Körper, Seele in die Formen geben, genügt ihnen nicht das formvollendete Modell, sie müssen irgendwelche Beziehungen zu dem Wesen haben, das sie nachbilden wollen.

Die ausdrucksvolle Üppigkeit, die schwellende Schönheit kommt auf der Leinwand oder im Marmor erst zustande, wenn ihre Phantasie sich erwärmt, wenn ihr Temperament mitspricht, also wenn sie an der Schönheit lebhaft und regungsvoll Anteil nehmen.

Manche sagen, das Modell muß begeistern können, Bewunderung als Lebewesen hervorrufen.

Dann kommt die Weihe.

Daß aber eine solche Weihe nötig ist, sagen alle, ein Hingerissensein vom Moment, von der Situation.

Nun fragt es sich, ob ein Nichtkünstler diese Weihe empfinden kann. Bei ihm muß noch eine heilige Scheu hinzukommen, eine heilige Scheu vor der nackten Schönheit, die nicht durch Gedanken oder Blicke entweiht werden darf.

Der Künstler wird diese Scheu nicht entbehren, wenn er schafft. Der Nichtkünstler muß also mit viel geheiligteren Gefühlen in solche Situationen kommen, sonst tritt die Prostitution des Augenblicks ein.

Und man wird sagen müssen, daß diese heilige Scheu nur von kurzer Dauer ist, sein kann.

Nur das Resultat der Überraschung, der Bewunderung, des Er-

staunens. Sobald das Auge sich an die Erscheinung gewöhnt, sind die Minuten, ja Sekunden gezählt, wo das Triebleben wieder das Regiment über die ästhetisch-geistige Genußfähigkeit übernimmt, und das Geschlecht spricht seine brutale Sprache.

Man muß also von der Schönheit gleichsam überrascht werden, sie muß auf den Geist fallen, die Sinne berauschen. In diesem kurzen Moment kann man Schönheit genießen, rein, frei und klar.

Das ist aber unmöglich, wenn man der Enthüllung des Körpers beiwohnt. Die Überraschung tritt dann nicht intensiv, übermächtig genug ein. Man sieht Teile sich enthüllen, das Auge gewöhnt sich, die Gier hascht, die Sinne drängen, der Genuß verflüchtigt sich, ehe er in ganzer, vollendeter Blüte erduften kann.

Hat Keibel diesen Duft überhaupt nicht empfinden wollen? Er half Na sich entkleiden und erschauerte heimlich, und seine Finger bebten.

Als sie sich der Oberkleider entledigt hatte, verschränkte sie die Arme und blieb ratlos stehen; sie zögerte.

„Nun?“ drängte er.

„Ich — ich — schäme — mich.“

Er liebkoste ihr Hals und Arme. „Sie haben solch schlanke Glieder.“

Sie hob die Taille vom Stuhl und wollte sie um die Schultern legen: „Ich kann nicht —“

Nein — das war wieder merkwürdig für Keibel. Er kam wieder mit künstlerischen Motiven: „Ich bin doch jetzt nur Künstler — gar nicht ich — Mann —“

Sie blickte ihn forschend an. Das arme Mädchen wollte aus den Augen die Wahrheit lesen. Hätte sie das vermocht, dann würde sie vor der heißen Gier erschreckt sein.

Er bezähmte sich und sagte lächelnd: „Na — ja.“

Es fruchtete nicht. Sie blieb unentschlossen stehen. Da kam ihm ein Gedanke, eine Erinnerung von ihrem früheren Gespräch: „Sie erzählten doch, daß auch Fritz — —“

Sie besann sich. Eigentlich wußte sie auch selbst nicht recht. Sie begann sich selbst auszufragen. Wie war es nur?

Rasch kamen die Minuten, die Erinnerungen von damals. Er war hinausgegangen ins andere Zimmer, sie hatte sich langsam vor dem Spiegel entkleidet . . . Vor dem Spiegel blieb sie stehen und Fritz kam, sah in den Spiegel . . .

Sie erzählte es Keibel.

„Donnerwetter,“ sagte er, und zu sich selbst, „der versteht’s . . .“ Gern hätte er’s auch jetzt so angefangen, aber er hatte doch Stolz — Dünkel, der ihm verbot, „diesem Jüngling“ nachzuahmen.

Bah, es muß auch so gehen. Er wollte eben wieder mit dem Überreden beginnen —

Plötzlich zog man die Klingel draußen.

Im Nu hatte Dora das Kleid übergeworfen und nestelte jetzt an ihrer Bluse mit zitternden Fingern.

„Wer kann das sein?“ fragte sie stockend.

„Meinetwegen — der Teufel . . . Ich öffne einfach nicht.“

„Doch — doch,“ bat sie. Im Grunde genommen war sie froh, so aus der Situation zu kommen.

Das Weib braucht eines Grundes, um unkeusch zu sein. Sie bedarf aber nur einer Ausrede, um keusch zu werden.

Denn das Keusche ist doch vielgründiger, tiefer in ihrer Seele eingewurzelt.

Keibel wollte sie nach dem ersten Ärger daran hindern, sich anzukleiden, aber sie ging ihm aus dem Wege und eilte zur Türe.

„Ich öffne.“

Schon vom Korridor schrie sie hinein: „Fritz Braun ist da.“ Keibel zog die Krawatte zurecht: „Verdammt noch einmal!“

Fritz Braun hatte einen herzhaft-herzlichen Händedruck, wie überhaupt in seiner Natur viel Güte, geschmeidige Güte lag.

„Guten Tag, Herrschaften.“

Er setzte sich aufs Sofa und übte sich eine Weile im Schweigen. Er atmete mit den Nasen-Nüstern, als ob er den Duft der Situation auswittern wollte.

Denn, daß hier nicht alles „glatt“ war, sah sein geübtes Auge.

Keibel fragte endlich, ob etwas Besonderes vorgefallen sei.

„Ja,“ sagte Fritz Braun und deutete mit den Augen auf Dora. Dora verstand es und verabschiedete sich etwas schmollend und gereizt.

Endlich allein geblieben erzählte Fritz Braun von dem Plan einer Zeitung, welche die Gesellschaft herausgeben soll . . . „Ein Verleger ist fast schon sicher.“

„Ach — wirklich — das wäre ja *himmlisch schön*.“

Fritz Braun sagte geistreich: „*Weibisch schön*.“ Und damit leitete er hinüber:

„Lieber Keibel, Sie sollten die Mädchen — unsere Mädchen nicht so . . .“ Er vollendete den Satz nicht, sondern schloß etwas weitläufig aber doch mit Bezug:

„Schönheit ist Sittlichkeit.“

Keibel grinste.

VI.

Eine Zeitung ist die Meinung des Redakteurs, gebildet durch den Einfluß des Publikums. Eine *gute* Zeitung bringt die öffentliche Meinung, gesehen durch das Temperament des Redakteurs.

Und schließlich: jede Zeitung hat ihre öffentliche Meinung und ihr Temperament einseitig ausgebildet.

Das Temperament eines jungen, frischgebackenen Redakteurs ist quecksilberartig. Es springt, sinkt und hebt sich, je nach dem Luftdruck . .

Der Luftdruck kann ein politischer sein, dann ist's Partei=Luftdruck. Der kommt von oben, von den „Löwen der Partei", von denen, die meist etwas waren und nicht aufhören wollen, etwas zu gelten.

Der Luftdruck kann ein künstlerischer sein, dann ist der Erfolg maß=gebend. Der Name ist alles. Die Sache, das Ding, die Literatur, die Kunst ist Schall und Rauch. Der Name klingt. Das Publikum hat ent=schieden. Die Autorität des Besitzenden, der kauft. Da gibt's ein Urteilen. Beurteilen und Verurteilen . . . Nach der Richtung. Nach der Saison. Nach dem Modernen: Mode=Luftdruck.

Dann gilt ein modern=ethischer. Da sind Gefühle Luft . . . Da gibt's einen Gott, ein Ideal. Den Gott muß man nicht kennen — das Ideal nicht erreicht haben. Gott kann man nicht erkennen, sonst verliert er seine Größe. Das Ideal darf man nicht erreichen, sonst — na ist es eben kein Ideal.

Das ist der Kreislauf der Gehirn=Enge.

Also: Nur einen Namen, bei dessen Klang man schwören kann. Bei der Gesellschaft „Hinauf" war's Nietzsche.

„Ach ja . . . Nietzsche," hat mal ein „Hinauf="Mädchen gesagt, mit einem Tonfall der Stimme — — wahrlich, wenn Nietzsche ihn gehört hätte, er würde alle Tiere des Zarathustra auf sie gehetzt haben.

Aber Nietzsche ist tot, und man hetzt ihn tot, seinen Namen und seine Lehre.

Ein Dichter soll er gewesen sein und ein Philosoph, ein Weiberfeind und ein Anti=Demokrat — schließlich: Verrückt.

Letzteres meinte Keibel.

Hecker sagte ihm mit liebkosendem Blick: „Keibel, Sie sind Idiot." Hecker, der Dichter der Schatten, meinte, Nietzsche war ein „sauergewordenes Genie".

„Was sagen Sie zu diesem Ausdruck?" fragte er Fritz Braun.

„Essig," lächelte der Gefragte weise und ging zum Präsidententisch.

Heute abend war ein „historischer Moment".

Die Zeitung ist erschienen. 16 Seiten umfaßte sie und hatte grauen Umschlag. Darauf mit großen Buchstaben stand: „Hinauf"! (mit Aus=rufungszeichen!) Und als Untertitel: „Für befreite Kultur".

Aber das war nicht das einzige Ereignis des Abends. Auch ein Vortrag fand statt.

Martha Groß sollte sprechen.

Allerdings durfte sie nicht mit ihrem Namen hervortreten — ihres Mannes wegen.

„Wenn ich erst frei bin — dann —" hatte sie Fritz Braun gesagt. Sie wollte sich von ihrem Manne scheiden lassen und „freie Schrift=stellerin" werden.

Also unter dem Pseudonym „Mia Stark" trat sie auf. Das Thema prangte an allen Litfaßsäulen der Großstadt: „Wacht auf!"

In der Einleitung betonte es Fritz Braun: „Ein großes Wecken sollen unsere Abende werden — ein Rütteln und Schütteln an den Grundfesten der „Moral" (Moral in Gänsefüßchen!), der überkommenen, rostigen, veralteten Sittlichkeit — ein energisches Wachrufen für Freiheit und Wahrheit . . ."

Mia Stark folgte beredt seinen Spuren. Sie konnte schön reden. (Man hört Frauen überhaupt gern zu, auch Geschlechtsgenossinnen.) Sie sagte nicht viel, nicht viel Neues, aber das Vibrieren der Entrüstung drang durch:

„Die Gesellschaft tötet die Individualität. Die Gesetze knebeln den Willen. Die Normen vernichten die Persönlichkeit, und Nietzsche sagte —"

Nietzsche sagt immer, wenn man selbst nichts zu sagen weiß.

Aber aus ihrem Munde schienen auch andere zu reden. Denn als die Diskussion begann, meldete sich ein Herr Franz Mohn — Schriftsteller von Neigung und Proletarier von Beruf — und zählte die Zitate, die angewendet wurden:

„John Henry Mackay war einer — Karl Henckell der Zweite . . ." und Mohn erboste sich:

„Ich finde es in erster Reihe geschmacklos, wenn man einen Propaganda-Vortrag mit fremden Zitaten schmückt, in zweiter Reihe, daß man nicht mal das ‚Leih-Amt' angibt, woher man's hat. Endlich finde ich den ganzen Vortrag fad und lächerlich."

Dies war für Fritz Braun eine glänzende Gelegenheit, die Rednerin zu rechtfertigen:

„Man wirft immer Steine, bespuckt und beschmutzt das Heilige." Im Kreise ging's — frisch, fromm, fröhlich und frei.

Mia Stark tat entrüstet und rügte die Unhöflichkeit, so einer Dame gegenüber zu treten.

Franz Mohn machte das Wort „Dame" ein wenig lächerlich und bat um Verzeihung.

Das Publikum amüsierte sich köstlich. — — — — — —

Nach der Sitzung vereinigten sich die Intimsten im Café zu einer Besprechung.

Keibel freute sich, einmal tüchtig von der Leber weg sprechen zu können.

Fritz Braun sagte ihm die Wahrheit, daß er überhaupt noch nicht reif sei für diese Bewegung, für diese Weltanschauung.

Er tröstete Martha Groß! „Alles Edle wird verkannt. Aber endlich dringt es doch durch. Die Wahrheit ist auf dem Anmarsch, müsse man mit Zola sagen . . . Und sie wird kommen, in Sturmesschritten, wird siegen . . ."

Wenn er so sprach, schien er sogar daran zu glauben. Maurice Kamm,

früher Nihilist, meinte, man müsse etwas Positives bieten, mehr Aktuelles, vielleicht Politisches.

Fritz Braun wollte davon nichts hören, weil es ein anderer gesagt hat.

„Nein, wir wollen unsere Instinkte nicht peitschen lassen," war sein letztes Wort.

Martha Groß gefiel das Wort sehr, sehr gut — von der Instinktpeitschung.

VII.

Manche Menschen besitzen Genie in der Anpassung. Sie passen sich anderen Gedanken und Gefühlen an.

Aber diese genialen Naturen nennen oft ein schlechtes Gedächtnis ihr eigen.

Der Prozeß der Anpassung geht so geschwind, so rapide vor sich, daß sie plötzlich den Urheber der Gefühle oder der Gedanken vergessen und dann selbstherrlich „neue Ideen" und „differenzierte Empfindungen" der bewundernden Mitwelt erzählen.

Sie wissen es selbst nicht, daß sie einem gewissen Jemand — — kongenial, einem Menschen vielleicht, der die lärmende Öffentlichkeit verabscheut und mit seinen Wahrheiten zurückhält.

Sie wissen es nicht, denn wenn sie es wüßten — sie sind doch ethische Menschen mit moralischem Verantwortlichkeitsgefühl — —

Nun denn — man kann überzeugt sein: Fritz Braun wußte es nicht, als er in der nächsten Nummer des „Hinauf" einen geharnischten politischen Artikel brachte, daß eigentlich diese Idee Maurice Kamms geistiges Eigentum war.

Maurice Kamm machte auch gar keinen — fast wäre „Gebrauch" der Feder entschlüpft — also: Anspruch darauf.

Er fand den Artikel „einzig", „großartig", „famos". Nur tadelte er den Titel, der nicht genug auffallend sei, um den „Inhalt der Chose" zu verraten.

Dr. Lehmann, ein neues Mitglied des „Hinauf!" stimmte dem bei. Und als Medizin-Mann sagte er: „Stärkere Tropfen, lieber Herr Fritz Braun."

„Ja, lieber Doktor . . . Sie könnten einen Artikel schreiben über ‚Volkskraft'."

„In welcher Art?"

„Nun — daß unser Volk degeneriert — selbstverständlich . . ."

Der Dr. med. versprach's schmunzelnd. Und wandte sich seiner Lisbeth zu, die er mit forschendem Auge aus der Umgebung herausgefunden hat.

Er war nämlich „ein Kerl!"

Das mußte ihm der Neid lassen. Denn der Neid kann einen blonden Baby-Bart mit einem gut gepflegten Schnurrbart nicht in Abrede stellen.

Und im übrigen hätte das dem neidischsten Neid nicht genutzt: Die lieben, kleinen Mädels sahen ihn — den Bart nämlich. Und sie sahen ihn gern, musterten ihn mit Liebhaberblick.

Die Mädels insgesamt und Lisbeth im besonderen.

„Doktorchen," nannte sie ihn. Und sie durfte sich das erlauben, denn sie hatte Grazie.

„Jedes Mädchen darf keck, darf frech sein, wenn sie Grazie dazu hat," war ein Wahlspruch Doktorchens.

Lisbeth zwinkerte kokett-schelmisch mit den Augen. „Meinen Sie mir oder mich?"

„Dir und dich," antwortete er.

Keibel trat heran. „Sie machen wohl eine Liebeserklärung auf deutsch und berlinisch?"

Lisbeth lachte ihn an. Lisbeth lachte alle Menschen an.

Aber Fritz Braun bekam ein besonderes Lächeln, als er hinzutrat. Lisbeth hängte sich sogar an seinen Arm.

Er befreite sich langsam:

„Lisbeth, nicht so wild sein."

Sie hob schmollend das Gesicht zu ihm empor: „Fritzchen — ich bin nicht schlecht, wirklich nicht."

„Wer hat denn gesagt?"

„Na, Sie — Sie gucken mich so vorwurfsvoll an."

„Nein — nicht, wirklich nicht."

Zum erstenmal vielleicht in dieser Gesellschaft lachte Fritz Braun ehrlich, warm und gerührt.

Diese Lisbeth war doch ein merkwürdiges Mädchen. Eine Zusammensetzung von wissendem Weib und naivem Kind, eine Mischung von Frechheit und Verschämtheit, von Liebenswürdigkeit und Herbheit.

Das kam auch äußerlich zum Ausdruck. Sie konnte herzlich lachen, so herzlich klangvoll, daß es durch den Saal tönte und die Menschen alle die Köpfe nach ihr wandten. Da lachte nicht nur der Mund; da lachten alle Muskeln im Gesicht, die Augen und der ganze geschmeidige Körper schüttelte sich.

Wer sie so sah, mußte sie als Glückskind betrachten, zu jenen wenigen Menschen gehörend, die den Kummer nicht kennen, von keinen Schmerzen wissen, weder leiblichen noch seelischen.

Aber das Extrem schlug allzu leicht um.

Man mußte, gleich nach einem „Lach-Anfall", zu ihr treten, sie in ein ernstes Gespräch ziehen, da wurde sie still und nachdenklich. Sprach man vom Leben, seufzte sie; sprach man von Liebe, stöhnte sie; sprach man von Freundschaft, standen ihr die Tränen in den Augen.

Ihr größter Kummer war die Freundschaft:

„Ich unterhalte mich gerne mit einem Manne — mit Männern

meinetwegen. Der Mann kann mir viel mehr sagen und geben als die Freundin, weiß ich. Ich will also Freundschaft vom Manne . . . Das versteht er gar nicht . . . Immer nur das Weib sucht er. Wenn er verheiratet ist, habe ich gemeint, da wird er mir Ruhe lassen; er hat doch sein Weib, an der er seine Liebeswut stillen kann — — aber nein! Immer ich . . . Das ist schrecklich — schrecklich einfach."

Dr. Lehmann, dem sie in der Ecke des Saales so ihr Leid klagte, hörte nicht aus diesen Worten den Zwiespalt einer Natur, die im Irrgarten des Lebens Halt und Stütze sucht.

Er tröstete sie mit einem raschen Kuß und fügte hinzu: „Wir wollen aber Freunde sein."

Und sie glaubte ihm aufs Wort.

Lisbeth Glanz glaubte allen Menschen aufs Wort, wenn auch ihr Handeln dieses Wort Lügen strafte: Das war ihre Tragik.

Daß sie im Grunde genommen den Mann ebenfalls als Mann suchte und betrachtete, kam ihr nicht in den Sinn.

Freundschaft war für sie das Höchste und Erstrebenswerteste im Leben, weil diese nicht erkalten kann, wie sinnliche Liebe, weil diese vom Geiste abhängt.

Sie wußte nicht, wie wenig sie zur Freundschaft fähig war.

Sie mochte es wohl ahnen, dunkel und verschleiert — deshalb weinte sie —

Bis das Lachen kam und das Leben betäubte. —

VIII.

Der Genuß ist ein Betäubungsmittel der Sehnsucht. Jener Sehnsucht, die ewig das Sehnen sucht und das Suchen sehnt. Die nie Ruhe findet, die an der Form des Lebens, an den Gestaltungen der Menschen nicht Genüge finden kann. Jene Sehnsucht, die keinen Zielpunkt hat, die jeden Tag, jede Stunde, jede Minute das Ziel wechselt und das Streben weitet.

Solche Sehnsuchtsmenschen wollen zuerst hinauf! In die Höhe. Sie verbrauchen viele Menschen und viele Kräfte. Aber die Höhe wird ihnen zu schwindlig, die Ziele sind auch dort nicht zu finden. Und sie gehen hinab, dringen in die Tiefe.

Ihr Werdegang ist zuerst ein guter, entwicklungsfähiger. Sie werden Diener einer Idee. Durchschnittlich Sklaven des Menschengedankens. Der Menschheit wollen sie nützen, dem Altruismus dienen.

Das ist das erste Stadium des Rausches.

Die Menschen oder die Menschheit nimmt skrupellos ihre Dienste an. So selbstverständlich sind ihr die Opfer eines einzelnen, daß sie sich nicht mal darüber wundert, geschweige dafür dankt.

Bestenfalls gibt sie ein Werturteil ab: „Das ist ein guter Mensch."

Aber — bis sie sich dazu aufschwingt, ist der „gute Mensch" bereits müde, matt.

Die Menschheit kann er nicht glücklich machen, nur sich selbst unglücklich. Und da kommt ihm erst das Bewußtsein seines Selbst.

Jetzt haben die Menschen ihn „gut" genannt. Er will dieses Urteil ausnützen, langsam und einzeln.

Er will genießen, vom Altruismus für sich Nutzen ziehen. Und so kommt er in die zwiespältige Seelenverfassung: Altruismus, Nächstenliebe mit Pathos zu predigen und im Herzen einen draufgängerischen Egoismus zu pflegen.

Der Altruismus wird ihm Mittel, das Selbst Zweck.

Nur in stillen Stunden kommt die reine Sehnsucht wieder. Als Mann sucht er das Weib.

Früher konnte ihm dieses Mittel keine Linderung, seiner Sehnsucht keine Stillung gewähren, weil er dem Weibe auch etwas sein, etwas geben mußte von seinem Selbst, und das schien ihm wenig.

Jetzt gibt er ihr sein Menschentum, seine Nächstenliebe. Das Weib liebt nicht mehr ihn, sondern seine Größe, seine Aufopferungsfähigkeit, seine Tugenden.

Und es muß dem Weibe genügen, wenn sie ihm einmal etwas war, sein durfte.

Er geht weiter mit der brennenden, verzehrenden Sehnsucht im Herzen, wissend, daß sie nie gestillt werden wird im Rausche der Nächstenliebe, ahnend, daß er jetzt allein stehe, ohne Hilfe, ohne Freundschaft und ohne Liebe.—

Trifft sich's aber, daß seine Persönlichkeit auf ein Weib Einfluß ausübt, sie ihm zuführt, ihr Herz, ihre Seele — ihm nur, ihm ganz allein, nicht seinen Eigenschaften, seinen Tugenden — dann ist er barbarisch, grausam, behandelt sie wie einen Hund, von dem man immer neue Beweise der Treue verlangt.

Und wehe, wenn dieses Weib eine Natur ist, die einen ähnlichen Entwicklungsgang durchgemacht hat. — — — — — — — — —

Fritz Braun dachte nach . . .

Er saß am Fenster, hielt ein Buch in der Hand, ohne darin vertieft zu sein.

Er las einige Stellen hier, einige da und schüttelte traurig das Haupt.

Einmal war er endlich mit sich selbst, ganz bei sich, in die geheimsten Tiefen seiner Seele eingedrungen.

Während des ganzen Kampfes in der Gesellschaft „Hinauf!" war er nicht dazu gekommen.

In einem Rausch hat er gelebt, nie in den Spiegel der Seele gesehen, nie mit sich Rechnung gehalten. Immer nach außen geglänzt. Tag und Nacht das Äußere herauszuputzen, auszustaffieren gesucht.

Immer für die anderen!

Heute morgen kam er früh nach Hause. Müde, von jener seelischen Mattigkeit, die traurig, weich, nachdenklich stimmt.

Und er stand vor dem Spiegel und blickte sich an. Eine Haarsträhne fiel ihm ins Gesicht, und er erhob die Rechte, um sie mit nachlässigem Schick und gewollter Grazie aus dem Gesicht zu entfernen — wie er es oft in Gesellschaft tat.

Da zeigte ihm der Spiegel erbarmungslos die häßliche Manie.

Er stand und betrachtete sich vom Kopf bis zu den Zehen. Zuerst äußerlich, wie alles gewollt an ihm war, die Kleidung, das Aussehen, der Gesichtsausdruck — alles gewollt, gekünstelt, angelernt, unnatürlich.

So stand er eine lange Weile vor dem Spiegel, bis er in einen Stuhl sank. Er schloß die Augen vor Scham und Ekel.

Aber der Gedächtnisspiegel war noch erbarmungsloser, zeigte ihm noch deutlicher die Einseitigkeiten seiner Wesensausbildung.

Herr des Himmels, welch ein Komödiant!

Und er sprach von ethischer Kultur, von höherer Ausbildung des Menschen, vom Hinaufpflanzen des Menschengeschlechts; — er predigte Wahrheit?

War er nicht ganz Lüge? Ganz, in allen Gefühlswinkeln, in allen Empfindungssphären, in allen Gedankengängen?

Nein . . . nein!

„Ich habe doch Sehnsucht,“ schrie es in ihm, „Sehnsucht nach Reinheit, nach Schönheit.“

„Aber die Lüge, die Heuchelei,“ tönte es zurück, „die Unwahrheit, die du jetzt predigst!“

Und enger, immer enger wurde es ihm im Herzen, immer verzweifelter . . .

Er sprang auf, nahm das Tagebuch zur Hand.

Eines nur wollte er wissen: War er immer so gewesen?

Und er las . . . Und die Erinnerung kam wieder . . . Die Bilder seiner früheren Welt . . .

Als er geglaubt hatte!

IX.

Meine Sehnsucht ist erwacht, höret!

Schlaftrunken war meine Sehnsucht, und ihr nanntet mich Künstler . . Im Dämmerschatten ruhte meine Seele, und ihr hießet mich Schöpfer.

Meine Träume nanntet ihr — Dichten, meine müde gewordenen Sehnsuchtsklagen Tragik.

Die Ohnmacht meiner Sinne, Geklärtheit, die Mattfarbigkeit meiner Taten, Ideal . . .

Still ging meine Seele durch Welten, die sie sich selber schuf, durch Welten, die Ruhe schwül, Frieden eintönig machten.

Meine Seele träumte, denn meine Sehnsucht schlief.

Meine Sehnsucht schlief, weil meine Seele träumte.

Und Frau Frieden wiegte mich, lullte meine Sehnsucht ein, mit dem alten Schlummerlied vom Ideal.

Aber ich bin der Müdigkeit müde, der schläfrigen Mattigkeit satt.

Hallo! Meine Sehnsucht ist erwacht. Meine Seele will heraus aus der Traumwiege des Ideals, in die Welt der Wirklichkeit, in die Welt des Wollens.

Meine Sehnsucht brennt — haltet ihr das Stroh fern! Sie brennt, sie will glühen, meine Sehnsucht will verzehren.

Meine Sehnsucht hat die Fesseln gesprengt, meine Sehnsucht ist wild geworden, sie stürmt — ihr aus dem Weg! —

Sie hält nicht ein, sie rennt euch um, euch und eure Gesetze; sie stößt euch fort, euch und eure Weltrücksichten, sie spottet euer und eurer Forderungen; sie kennt kein Recht des Erbarmens, kein Gesetz der Liebe. — Sie ist sich selbst Gesetz und Recht und Erbarmen und Liebe und Himmel und Hölle — sie ist — nur sie — ohne euch, ohne euch alle — sie ist Atem und Duft und Kraft und Wille — — sie ist die Macht — sie ist Gott —

Gebt acht: Meine Sehnsucht ist auferstanden!

Gebt acht!

— — — — — — — — — — — — — —

Fritz Braun las, was er geschrieben — einst —

Es war ein wilder Ausbruch seines Sehnsuchtsdranges, ein Tosen und Toben seiner Freiheitssehnsucht.

Für sich hatte er es geschrieben, nur für sich. In sein Tagebuch, wohin keines Menschen Auge drang.

Sich hatte er Klarheit geben wollen, seinem Kraftdrängen den richtigen Weg zeigen.

Er hatte daran geglaubt, solange er allein war.

Bis er in die Öffentlichkeit trat; da hat er sich angepaßt. Anderen ist er gefolgt.

Wenn er eine Idee aussprach, die im schweren Kampfe mit sich selbst entstanden war, sagte sie zwinkernd: Das hat unser Nietzsche in Zarathustra gesagt, oder das ist die Idee vom Willen zur Macht.

Und er wurde hineingerissen in den Trubel, gab sich als Dolmetscher hin.

Er sprach zum Volk. Und das Volk klatschte. Und die Weiber nickten und zwinkerten.

Und er schmeichelte dem Volke und koste das Weib.

Er denkt an das letzte Weib, das seinen Weg kreuzte. Mehr als eine Kreuzung des Weges war es nicht, was er mit Martha Groß erlebte.

Und plötzlich bringt in diese stechenden, wehen Allgemein-Gefühle ein Einzelschmerz.

Martha Groß wird sich von ihrem Manne scheiden lassen. Oder er von ihr.

Sie wird zu ihm kommen. Von ihm Liebe fordern. Ja — fordern, als Entgelt für das Opfer, das sie ihm brachte.

So wird sie trauernden Auges sagen.

Und Mund und Augen werden lügen. Die Tränen werden heucheln. Nicht ihm brachte sie das Opfer — nein! Nur sich, einzig sich.

Sie wollte leben!

Und jetzt wird sie sich an ihn klammern, ihn festhalten, mit ihm gehen wollen, sich ihm anhängen.

Und er hat doch seine eigene Last — viele zertrümmerte Hoffnungen.

Was wird er tun? Was soll er tun? —

Wie im Nebel hört er ein leises Klopfen durch die Türe dringen, dann noch einmal, etwas lauter — er schweigt.

Da steht sie vor ihm: Martha Groß.

Und sie schluchzt und weint: „Jetzt mußt du mich lieb haben . . . ganz . . .“

Er sitzt regungslos und starrt sie an. Er kann kaum einen Gedanken fassen: Was will sie von ihm? Was? — — Er ist krank — sein Kopf! —

Er berührt die Schläfen mit der Hand: „Jetzt mußt du mich lieb haben“ — hat sie es nicht gesagt? Sie, Martha Groß, hat es gesagt — zu ihm —

Er muß —

Schwer besinnt er sich: Was ist ihm Martha Groß? Was hat er mit ihr gemein? Was verbindet sie?

Und sie hat doch sicher muß gesagt: Er muß —

Etwas wie spottende Selbstironie steigt in ihm auf: Er — Fritz Braun muß — er, der Vorsitzende des „Hinauf!“ muß sich an sie binden und sie hinaufziehen — mit hinauf, in die Regionen des Erhabenen.

Hat er nicht oft so gesprochen?

Er hält an dem Bild fest. Er zieht mit allen Kräften, reißt, zerrt — Die Last ist schwer —

Er nimmt alle Willensenergien zusammen — Aus den Worten, die er gesprochen, werden Ketten geschmiedet, daran zerrt er — Hinauf!

Lange — Lange —

Er kommt nicht vorwärts — Er wird mitgerissen — hinab —

Da plötzlich wird er hinaufgezogen — mit Wucht, einen Moment; ein Flimmern und Glitzern geht durch die Luft — — Es saust und kracht — —

Dann sinkt er auf den Boden hin —

X.

Die Gesellschaft „Hinauf“ wollte ein Fest veranstalten.

Ein ethisches Fest natürlich. Ein Fest, wo sich die Seelen zum Höchsten hinaufschwingen, war geplant.

Der Kunstgenuß sollte die Menschen veredeln.

Fritz Braun war dieser Plan vorgelegt worden, von Herrn Paul Gregor, dem Diesseits-Schwärmer der Gesellschaft.

Fritz Braun schwieg. Nachdem er sich von seinem Ohnmachtsanfall erholt hatte, verhielt er sich überhaupt passiv. Er wollte warten, bis er mit sich völlig ins Reine gekommen war.

Als Herr Paul Gregor sein Stillschweigen bemerkte, legte er ihm ein ideales Motiv unter: Paul Gregor war das so gewohnt. Er sagte also: „Wenn es Ihnen vielleicht nicht passend erscheint, daß der ernste Rahmen — ich meine unsere Gesellschaft —“ er stockte in seiner Bildersprache und fuhr prosaisch fort: „Na, det machen wir, ganz einfach: Wir bilden ein Vergnügungskomitee, und diese Veranstaltung geht von ihr aus — ganz einfach.“

Fritz Braun widersprach nicht: „Und was soll da geschehen?“ fragte er nur

„Nun — Kunstgenuß —“

„Das heißt!“

„Hm — ganz einfach — jeder wird was vortragen — Dichter und so was und so weiter — Herr Keibel hat was versprochen und — und Sie werden was rausfinden, mein lieber Fritz Braun —“

„Vielleicht.“

„Nein sicher. Es soll bald geschehen — Und noch eins, an die Dichterin Blumenstich werden Sie schreiben, die so schöne Gedichte hat — wird schon gehen.“

Paul Gregor rieb sich die Hände und machte sich zum Gehen bereit. In der Tür sagte er noch: „Die Festrede halten Sie, nicht wahr?“

Fritz Braun war froh, als er gegangen war.

Ihm stand nicht der Kopf danach. Er erwartete Martha Groß. — Endlich mußte er Klarheit haben und geben.

Etwas Leichtes, Zukunftsfrohes hatte sich seiner nach der Ohnmacht bemächtigt. Die Kur war schwer, aber Heilung versprechend.

Er wollte mit allem brechen. Zwar konnte er sich nicht entschließen, die Bewegung, die er in Fluß gebracht hatte, aufzugeben. Aber er wollte straffer die Zügel halten.

Das Gedicht in Prosa, das ihn so aufgeregt hatte, schnitt er aus dem Tagebuch und schickte es in die Druckerei für die nächste Nummer.

Es sollte ein Merkstein, ein Erinnerungszeichen in seinem Umschwung bedeuten.

Danach wollte er handeln, bewußt, ohne Sentimentalität, ohne die falsche Flagge des Altruismus.

Gesunder Egoismus, gesunder Selbsterhaltungstrieb sollte die Losung werden.

Ohne Pose. Ohne Äußerlichkeit. Nur gesundes, kräftiges, schönes Leben.

Er hatte alle Schuld des bisherigen Zustandes auf sich genommen. — Wenn es nun anders wurde, dann mußte es gehen. Konnte es anders werden?

Wirklich: Hinauf! Wahrhaftig: In die Höhe!

Das Weib in erster Reihe: Darüber sich klar werden. Die Stellung zu ihr präzisieren.

Er sah deutlich ein, daß solche „Kinder" wie Martha und Lisbeth nicht in diese Bewegung hineingehörten, vor der Hand wenigstens nicht.

Oder sie mußten erzogen werden, zum edlen Genuß.

Also: Scheidung! Säuberung! Trennung! Reinigung!

Alle Verhältnisse sollen geklärt werden. Offen Farbe bekennen. Nicht hinter dem Deckmantel der Ethik — herzlos sein. Nicht im Schutze der Kunst, der Schönheit unästhetisch leben.

Wort und Tat!

„Aber wie? Wie mache ich es selbst? Wie werde ich mit Martha Groß fertig?" fragte er sich.

Und er wunderte sich gar nicht, daß er vom „fertig-werden" sprach. Es war für ihn selbstverständlich, daß sie sich voneinander lossagen müssen.

Warum?

Sie ekelte ihn an.

Hinter der idealen Hingabe sah er schamloses Geben. Mag sein, daß sie ihn lieb hatte, jetzt, in diesem Moment — ihre Dirnen-Natur erregte bei ihm Ekel. — — — — — — — — — — —

Martha Groß kam heute nicht. Sie wollte ihn aushungern, womöglich sich rar machen.

Fritz Braun lachte, wie Wahn-Ergriffene lachen.

XI.

Fritz Braun saß und sann. Und je mehr er sich in seine Gedanken vertiefte, desto mehr Mitleid fühlte er in sich aufsteigen: Mitleid mit sich selbst.

Denn — er war doch das Opfer des „Hinauf!" Er konnte keine Ruhe finden. Er hat Menschen zusammengeführt, eine ganze, große Gesellschaftsherde zusammengetrieben, Männlein und Weiblein, Melancholische und Lebenslustige, Junge und Alte, Verdorbene und Gesunde, Reife und Unreife, Blühende und Verblühte, er hat sie zusammengebracht, zueinander geführt —; sie fühlen sich augenscheinlich wohl, alle zusammen und Paar-Menschen im einzelnen: Keibel und Dora, Dr. Lehmann und Lisbet, Maurice Kamm und seine Malerin, die prinzipiell nur Akte malt in landschaftlicher Umgebung — alle fühlen sich und leben — nur er nicht!

Paul Gregor kommt auf seine Kosten; er verkörpert das Vergnügungs-komitee und kommt sich mächtig wichtig vor.

Auf diesem Fest werden sich alle freuen, werden alle vergnügt sein, Keibel hat was zugesagt, ein verworrenes Gedicht wahrscheinlich, und Hecker wird mit seiner sonoren Stimme rezitieren, dann zu seiner Mamsell gehen — alle werden leben.

Nur er nicht.

Wird er ruhen, still sein können?

O! nein, er wird zu den Tischen gehen, überall begrüßen, von jedem

bewillkommt werden — die Mädchen werden nicken und lächeln, lächeln und nicken und sich gegenseitig anblicken und lächeln.

Ihm fiel plötzlich ein, was ihn eigentlich von den anderen unterscheide: Beharrungsvermögen.

Er kann nicht auf einem Platze beharren, bei einem Menschen.

Und warum?

Weil er glänzen will. Überall glänzen. Überall hervortreten. Überall hineinleuchten.

Er will oben stehen. Den Mittelpunkt bilden.

Er legte die Hand an die Schläfe: Der männliche Typus der weiblichen Martha Groß.

Überall ins Gewicht fallen, einwirken, beeinflussen. Durch ein Wort. Durch eine Bewegung. Vielleicht auch durch Stillschweigen.

Und deshalb kam es so . . .

Er rechnet nach: Eigentlich hat er noch nie geliebt, ausgeharrt in einem Gefühlsmoment.

Überhaupt noch nicht geliebt? Nein. Er hat sich nur immer lieben lassen. Von einer. Von zweien. Von mehreren. Die Zahl hat's getan. Er stand keiner besonders nahe, sonst hätte er doch einen entscheidenden Schritt tun müssen und all die andern von sich abschütteln — das wollte er nicht.

Es ist eine Tragik: Vielen etwas sein zu wollen; eine persönliche Tragik des Künstlers.

Er hat nie geliebt. Ist geliebt worden . . .

Hier angelangt bleibt sein Gedanke an einer Frage haften: Ist er wirklich geliebt worden? Von all den Weibern, die sich ihm anschlossen, die für eine Zeitlang seine Schatten wurden.

Er springt jäh auf und stellt sich an den Spiegel. Er sieht sich und alle rings um ihn — alle, die ihn liebten.

Und eine schreckliche Gewißheit überkommt ihn: Niemand hat ihn geliebt. Er hatte nur „Glück bei den Weibern", wie der vulgäre Ausdruck des Don-Juantums lautet.

Er hatte Glück! Sie ließen sich von ihm lieben. Sie fühlten sich geschmeichelt, die Eitelkeit gehoben.

Hätte ihn eine geliebt, wirklich und wahrhaftig geliebt, sie hätte ihn beiseite nehmen müssen und ihm sagen, daß er sich selbst etwas vorlüge. Sie hätte ihm sagen müssen: „Laß doch all die aufreibenden Ideale, die vielen, vielen Menschen, die wie Kletten an dir hängen — laß die vielen Weiber, denen du ein Spielzeug, ein perverser Kitzel in deiner schweigsamen Geschmeidigkeit bist — laß sie alle und komm — finde Ruhe . . ."

Ob er es ihr geglaubt hätte, damals, wo der Schwung der eigenen Worte ihn betäubte?

Ja. Er hätte doch darüber nachgedacht. Und dann, hätte sie ihn lieb gehabt, sie hätte ihn zum Glück zwingen müssen.

Wie ein wildes Kind . . .

Ein Atom von Bitterkeit fühlt er in seiner Kehle aufsteigen, Bitterkeit, die Trauer verdrängt.

Einmal — allerdings — wie hieß sie doch nur —? Hella, ja . . . Sie sagte so etwas ähnliches: „Du hast Kraft in dir, Künstler zu werden, vergeude sie nicht . . . Fritz, du bist zu gut, zu weich zum Reformator . . .“

Er hatte nicht geantwortet.

Wo sie nur sein mag. Hella konnte so herzig, so weich kosen. Und ruhige Augen hatte sie, ruhige und beruhigend-wirkende. „Sei still,“ hatte sie gemahnt, „gib Frieden . . .“

Die braunen Augen schauten in so eigner, glänzender, majestätischer Ruhe. Etwas Suggestives hatten sie, Wohltuendes. Wie ihre Stimme . . .

Lange hat sie ihn nicht fesseln können. Sie verschwand.

Ach! Auch sie hat ihn nicht lieb gehabt, sonst hätte sie ausgeharrt. . . . Er sucht die Augen wieder. Sie lächeln so ruhig: „Ich hab' dich verlassen? Ich — dich?“ fragen sie leise, ohne Vorwurf, ohne Bosheit, ohne Schadenfroheit.

Nein. Er ist gegangen. Zu den andern.

Er ist gegangen? Sie haben ihn umringt, ihn umklammert . . .

Immer war es so. Er wurde mitgerissen von seinem Herrschergefühl . . . Er wollte stumm herrschen — über viele . . . .

Die Tür öffnet sich. Eine Frau tritt herein. Schlank, mager und knochig. Nur tiefschwarze Augen hat sie, die wie in Tränen glänzen.

Fritz Braun kennt sie nicht und stellt sich vor.

„Ich heiße — Glanz — Frau Glanz,“ sagt sie mit einer müden Kehlkopf-Stimme.

Fritz Braun erschrickt und weiß nicht warum.

„Die Mutter von Lisbeth Glanz?“ fragt er und bittet sie Platz zu nehmen.

„Die Mutter — ja,“ sagt die Frau, „und als Mutter komme ich zu Ihnen . . . Sie haben wohl auch eine Mutter.“

Fritz Braun schweigt. Und sie fährt fort: „Sie kennen meine Lisbeth?“ Doch diese Frage scheint ihr nicht die richtige Einleitung: „Was frage ich — Sie kennen meine Lisbeth von jetzt . . . Wie sie war, wissen Sie nicht. Ich hatte meine Freude an ihr. Still und häuslich war sie und folgsam und brav . . . Man beneidete mich . . . Und ich war glücklich. Sie pflegte viel zu lesen und war gebildet — ich meine, was man so von einem Bürgermädchen verlangt . . . Bis sie zu Ihnen kam . . .“

Sie hält inne und blickt Fritz Braun an: „Ich sage ja nicht, daß Sie persönlich schuld daran sind . . . aber so kann es doch nicht weiter gehen. Das Kind ist wie ausgewechselt. Tag und Nacht nur der Verein und der Verein und —“ sie dämpft die Stimme — „Sie — immer Sie.“

Fritz Braun erinnert sich jetzt, was er einst einer Mutter in einer ähnlichen Lage gesagt hat: „Eltern haben auf ihr Kind nur so lange ein Recht, als sie es halten können“ — und als die Mutter weinte, sagte er selbstherrlich: „Ihre Tochter wird über ihre Kinder nicht jammern müssen, weil sie ihnen eine andere Erziehung geben wird . . .“

Das war damals. Jetzt tröstete er die Mutter: „Ich will das Möglichste tun.“

Alleingeblieben tönte ihm noch das Wort in die Ohren: „Sie — immer Sie . . .“

Lisbeth ging mit Lehmann — also lügt sie . . .

Und er — er hat all das erzeugt, hervorgerufen — diese idealen Menschen . . . diese Talmi-Idealisten . . . er hätte aufschreien mögen.

Aber der Schmerz war nicht mehr so wüst, so betäubend: Andere leiden auch . . . Es gilt zu helfen . . .

Und dann: Ruhe! Ruhe! Frieden!

Hinaus aus diesen wirren, wilden Welten.

Frieden! —

XII.

Die Feststimmung geht von der Hausherrin aus: Dieser Satz kann nicht den Anspruch auf Richtigkeit in jedem Falle machen, kann auch nicht ohne und sonders bewiesen werden.

Aber wenn der Gegensatz als Beweis dienen kann, konnte man ihn auf dem Feste der „Hinauf“-Menschen finden.

Da nämlich keine Hausherrin vorhanden war, machte Herr Paul Gregor die Honneurs. Und — na lau — allzu lau war die Stimmung im großen Saale, wo etwa 150 Menschen vorhanden waren.

Das lag vielleicht nicht an Herrn Paul Gregor allein, sondern zum Teil auch an der Genialität.

Die erste Pflicht des Genies ist unpünktlich, will sagen unverläßlich zu sein. Man muß Talent — zum Genie haben.

Nicht wie alle andern pünktlich sein. Das ist langweilig. Man lebt doch nicht nach der Uhr. Die Uhr ist unseretwegen da, nicht wir um der Uhr willen. Die Uhr soll uns die Zeit bestimmen, aber nicht uns drängen.

Je nun, eine Stunde früher oder später! In diesem Falle später. Das ist so was Geniales: Wenn man in den hellerleuchteten Saal hereintritt . . . majestätisch, sicher, bewußt . . . und grüßt, leicht . . . leise . . . nickend nach allen Seiten . . . rechts und links und dann brummen und summen hört — den eigenen Namen . . .

Das ist Schwung für geniale Seelen, Stimmung für „Künstler“-Naturen.

Eine schöne Frauenhand droht; „Sie verdienen Strafe — Sie Unpünktlicher.“

Dann sagt man bescheiden: „Hat's noch nicht angefangen?"

Man weiß gar nicht, daß man erwartet wurde; nein, man weiß gar nicht, ahnt seine Größe kaum.

Im „Hinauf" gab's verschieden geartete Größen, und einer kam später als der andere, sonst sähe es ja aus, als ob auch „man" wartete.

Um 3/411 — statt 9 Uhr — erhob sich der Vorhang. Ein Prolog wurde gesprochen:

„Wir feiern?"

Die philosophische Frage wurde in mehr oder minder guten Versen erörtert, ob wir ein Recht haben, in dieser Welt des Jammers und des Elends, des Schmerzes und des Wehs, der ethischen Konflikte und der sozialen Ringkämpfe, — ob wir da ein Recht hätten zu feiern?

Der Knoten wurde zerhackt, indem darauf hingewiesen wurde, daß auch Feste zum Kraftsammeln und zum Einigen gut seien. Auch im Feste soll zum Ausdruck kommen: „Hinauf!"

Dann — ja dann folgte eine Pause.

Zwei Künstler hatten „eben" abgesagt, teilte der Festordner mit, und man kann deshalb die Reihenfolge des Programms nicht einhalten.

Als Ersatz meldete sich eine junge „Klavier-Künstlerin". Eine exotische Pflanze war's. Sah man ihr schon an der Kleidung an, und erst vom Gesicht las man es — „weiß auf gelb und rosa . . ."

Beethoven! Dein Name ist noch nie von einem ähnlichen Fistelton genannt worden. Und mit einer solchen resoluten Grazie hat sich noch niemand an ein Klavier gesetzt, um deine Töne hervorzuzaubern. Mit Mohnblumen in den Haaren . . .

Nuscha Grill glättete den schwarzen Scheitel ihres Haares und streckte die Fingerspitzen und begann.

Waren die Menschen so unmusikalisch oder gar — Pardon! — so ungebildet: Sie plauderten ruhig weiter.

Da — inmitten des hohen Akkordes brach Nuscha jäh ab und — — sie schrie nicht, polterte nicht, sie schwieg nur und blickte . . .

Solche Augen muß Lots Weib gehabt haben, als sie zu einem Salzklumpen ward.

Dann spielte sie zu Ende.

Als man zum Schluß klatschte, „klapperte" sie verachtungsvoll mit den Augen: „Plebs!"

Schlager auf Schlager folgte. Das Publikum gähnte nicht mehr. Feine, nette, pikante Histörchen gab Keibel zum besten, und Hecker schimpfte auf die sogenannten Menschen. Die Anwesenden lachten. Sie waren doch sicher nicht gemeint. Sie waren doch keine sogenannten Menschen.

Dann kam die Haupt-Nummer des Abends.

Die Dichterin Blumenstich kam an die Reihe.

„So jung?“ flüsterten die Philister. Ihr ging ein Ruf von waghalsiger Liebe voraus.

Was!? Dieses kleine Persönchen sollte die Frau sein, die erzürnt war, Frau zu sein, und nur Weib heißen wollte.

Sie stand auf der Bühne, mit der Hüfte an einen Sessel gelehnt. Im kleinen Gesicht lag ein Ausdruck von müdester Lebensmüdigkeit. Nur die großen, kugelförmigen Hunde-Augen glänzten und sprühten.

Sie legte die Hand auf den Tisch, neigte das Haupt und begann zu sprechen.

Wie eine Verurteilte sprach sie vom „Schicksal: Liebe“. Glatt und voll war die Stimme, und doch von gelblicher Bleichheit der Ton.

Diese Mischung wirkte suggestiv. Nicht hinreißend, aber einschläfernd, einlullend. In Halbschlaf einwiegend. Und dann wieder spannend, fesselnd, weckend.

„Die Liebe hat mich liebgewonnen,“ war der Refrain ihres letzten Gedichtes.

Fritz Braun stand mit verschränkten Armen und blickte sie unverwandt an. An diesem Weibe liebt man die Liebe, nicht sie. Wie an ihm. Die Liebe hat sie liebgewonnen, und die Menschen lieben die in sie verpflanzte Liebe.

Sie schritt von der Bühne. Auf den Treppen schien es, als sollte sie stolpern. Fritz Braun eilte hinzu, ihr zu helfen. Sie dankte mit den Augen. Er brachte sie auf ihren Platz. Sie stellte ihm ihren Mann vor.

Leo Wald hatte ein komisches Gesicht, eine Hampelmann-Physiognomie. Fritz Braun unterhielt sich mit ihm; bei jedem zweiten Wort sagte er: „Ich, als Ästhet . . .“

Die Dichterin Blumenstich lächelte mit den Augen. Sie wußte, daß sie schön waren.

Der ganze Saal wandte ihr die Aufmerksamkeit zu. Das Publikum ist in solchen Dingen naiv selbstlos. — Jetzt kam das Tanzvergnügen.

Da ging es nicht „hinauf“, sondern drunter und drüber . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Dichterin Blumenstich ging fort. An der Türe fragte sie: „Sind viel Exemplare verkauft?“

Sie hatte bei der Gelegenheit ihre Bücher ausgestellt.

Fritz Braun übergab ihr den Erlös, und sie verabschiedete sich: „Hinauf“!

XIII.

Spät abends kam Martha Groß angerauscht, als man schon tanzte.

Fritz Braun hatte ihr seinen Entschluß klar und deutlich geschrieben. Sie solle, wenn irgend möglich, ihr sicheres Dasein nicht aufs Spiel setzen; er sei des ganzen Treibens müde und wolle sich langsam zurückziehen.

Wenn er aber gedacht hatte, sie werde ihm beleidigt und gekränkt entgegentreten, so hatte er sich geirrt. Sie kam in voller Balltoilette mit festlichem Gesicht und allzufestlichem Busenausschnitt.

Sie begrüßte ihn freundlich mit der alten Vertraulichkeit. Sie sprach keine Silbe von dem Vorgefallenen.

Die Tanzpause kam heran. Fritz Braun sollte die Festrede halten, die er verschoben hatte, da er nicht ernst kommen wolle.

Aber auch jetzt, als Paul Gregor auf ihn zutrat und etwas derb zugreifend fragte: „Nanu jetzt — Fritz Braun," sträubte er sich.

Und so kam es, daß Martha Groß dazwischen sagte: „Ich spreche die Festrede!"

„Ah, das ist ja großartig!" freute sich Paul Gregor — „Sie gestatten doch, Fritz Braun?"

Braun schielte zu Martha Groß hin. „Selbstverständlich — ich habe nichts zu gestatten."

Martha Groß sprach von ihrem Platz aus: „Festmenschen! Das ist ein Ehrentitel, den sich nur derjenige beilegen darf, der das Leben festlich zu schmücken versteht. Und das verstehen nur wenige. Nur sehr, sehr wenige. Manche treten an dieses Leben heran mit einem ungeheuren Ernst, bis es ihnen zur Tragödie wird und sie unter seiner Last zusammensinken. Dann werfen sie einfach die Flinte ins Korn und geben den Kampf auf. Sie sprechen immer von sozialem Verantwortlichkeitsgefühl, und mit einem Male kommt es ihnen abhanden, sie suchen sich im Leben und verlassen die anderen."

Sie hielt inne und blickte zu Fritz Braun hin, der den Kopf in die Hand gestützt hielt. Dann fuhr sie fort über das Rätsel des Lebens zu sprechen mit dem Ausklang:

„Wir wollen das Leben nicht zur Tragödie werden lassen, wir wollen es nicht, Festmenschen!"

Sie setzte sich hin und stieß mit Fritz Braun an: „Wir wollen das Leben nicht zur Tragödie reifen lassen!"

Er sagte lautlos: „Es wird zur Tragikomödie."

Die Umstehenden lächelten über den gelungenen Witz. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Martha Groß hat noch an diesem Abend eine Eroberung gemacht. Ein Leipziger Verleger war in der Gesellschaft anwesend, dem sie auffiel. Er sprach lange mit ihr über ein Buch, das sie herausgeben wollte: „Das neue Weib!"

XIV.

Reizsam nennt man unsere Zeit, nervös, zerfahren: Übergangsperiode; das Neue drängt vorwärts, das Alte will nicht weichen, stemmt sich, läßt sich nicht fortdrängen vom Kampfplatz des Lebens.

Tragikomisch würde ich unsere Zeit nennen, als Anschauungst Charakteristik.

Wie wenn ein Kind und ein Großer kämpfen. Das Kind macht di gewagtesten Anstrengungen, krümmt, windet sich, wird blutrot im Gesicht — der Erwachsene steht ruhig da und lächelt.

Der Außenstehende kann sich eines doppelten Gefühls nicht erwehren: Mitleid einerseits und Lachen andererseits. Mitleid über den Knirps, der seine Kräfte vergeudet, Lachen über das Ungleiche in diesem Kampfe —: tragikomisch.

Damit sollen die neuen Kräfte nicht unterschätzt werden, etwa als ohnmächtige Kindeskraft.

Man kann sich dieses Kind wohl um zehn Jahre älter denken, als strammen, muskulösen Burschen, der wirklich den Kampf aufnehmen und durchführen kann — umsomehr, da der Gegner älter, schwächer wird — aber jetzt bleibt es noch jung, ohnmächtig, tragikomisch ist seine Art.

Die neue Kunst, das neue Leben, die neue Weltanschauung, sie sind alle noch Eintagskinder und ihr Gebärden muß komisch wirken, komisch und tragisch.

Die Kräfte im Volke sind noch nicht entwickelt, nicht aus der alten knorrigen Schale des Glaubens herausgeschält, oder aber sie sind einseitig ausgebildet, als Haß gegen allen Glauben, so daß ein Teil des Gefühlslebens gewaltsam ertötet ist.

Und wenn so ein junger, hitzköpfiger Reformator sie zum Werke der Neuen auffordert, folgen sie vielleicht dem ersten begeisterten und somit begeisternden Rufe. Sie jubeln manchmal auch spontan dem neuen Erlöser zu — und er wird nun in die Enge des Tragikomischen gezerrt.

Er spricht im Namen des Volkes. Er gerät in Ekstase im Namen der Menschheit.

„Der alte Gott ist gestorben," ruft er aus. „Gott ist nicht da."

„Wozu also der Prophet?" fragen die Verständigen, nachdem der erste Rausch vorüber ist.

Diejenigen aber, die noch jung sind an Jahren oder an Erfahrung, gehen mit dem Reformator, mit dem Propheten und schreien lauter, eindringlicher als er: „Die neue Zeit ist da! Wacht auf! Wacht auf!" Sie sprechen im Namen des Volkes, laut, wirr, durcheinander.

Sie schreien aber nicht nur. Sie beginnen bei sich selbst. Bei ihrer nächsten Umgebung. Die Tochter bei der Mutter. Der Sohn beim Vater. Die Schwester wirkt auf den Bruder, der Bruder auf die Schwester.

Und da verliert sich oft die komische Seite; es bleibt nur Tragik.

— — — — — — — — — — — — — — —

Fritz Braun bot Lisbeth Glanz einen Stuhl an. Sie setzte sich ein wenig scheu hin. Er hatte sie zu sich gebeten, sie wußte nicht warum, aber

sie mochte wohl ahnen, da sie sein ernstes Gesicht sah, daß die früheren Zeiten vergangen sind, wo man schwärmen konnte und immer schwärmen und doch naiv bleiben. —

Nach einer Pause fragte er:

„Wie lange verkehren Sie bei uns, Lisbeth?"

Sie blickte ihn groß an: „Ich — bei Ihnen?"

„Im ‚Hinauf!'"

Sie besann sich: „Ein Jahr etwa."

„Gefiel es Ihnen?"

„Na — natürlich, sonst wäre ich nicht hiergeblieben."

„Was gefiel Ihnen?"

Sie antwortete nicht gleich. Etwas von der tollen Laune ihrer zweiten Natur wollte sie überkommen. Aber seine Frage klang so ernst, und der begleitende Blick forderte ehrliche Antwort.

„Alles —" sagte sie.

„Nein, ich will wissen, was das Alles ist; alles im einzelnen."

„Das kann ich doch nicht aufzählen."

„Versuchen Sie einen Teil."

Sie drehte ihren Schirm in der rechten Hand und antwortete nicht.

Da sagte er: „Ich will es Ihnen sagen, Lisbeth. Sie sind hergekommen, weil Sie sich zu Hause nicht wohl fühlen, weil Sie jung sind und leben wollten, mit Menschen, die in der neuen Zeit neuen Gedanken leben. Nicht, das war der Anfang?"

Sie nickte: „Zuerst habe ich Ihren Artikel „Menschliche Maschinen" gelesen. Der gefiel mir. Ich wollte keine Maschine sein."

Kaum merklich lächelte Fritz Braun: „Also, Sie kamen mit dem ehrlichen Streben, sich weiterzubilden an und mit Menschen, die keine Maschinen sind oder nicht *nur* Maschinen. Trafen Sie diese Menschen bei uns?"

Wieder schwieg sie. Dieses Kreuzverhör war ihr unbehaglich. Fritz Braun achtete nicht darauf.

„Zwei Welten standen sich gegenüber, Ihre Mutter und die anderen, wir. Bei uns gefiel es Ihnen besser, Sie blieben bei uns, ließen die Mutter allein."

„Meine Mutter war hier?"

„Das tut gar nichts zur Sache, Lisbeth. Ich spreche nicht in ihrem Namen oder in ihrem Auftrage. Ich will nur wissen, wie Sie sich Ihre Zukunft denken."

„Vor der Hand . . ."

Er unterbrach sie: „Vor der Hand — ja, das ist so unsere Maxime. Ein Vor-der-Hand-Leben ist kein Leben. Sie verkehren hier ziemlich zwangslos. Aber sagen wir mal ehrlich, befriedigen kann Sie das nicht. Heute mit diesem, morgen mit jenem gehen. Ihr Gefühlsleben wird stumpf. Jedem aus unserer Gesellschaft können Sie als Spielball dienen. Heute

hält Sie der, morgen ist er müde. Sie sind jetzt jung, haben ein schönes Gesicht, aber lange —"

Lisbeth Glanz schüttelte sich und bebte vor Schluchzen; sie hatte an sich gehalten, und jetzt drängten die Tränen rasch in die Augen.

Fritz Braun erhob sich und legte seine Hand auf ihre Schulter. „Einmal muß ich's Ihnen sagen. Sie wissen, ich wollte für uns alle Freiheit, Zwangslosigkeit, Ungebundenheit. Andererseits habe ich eingesehen, daß diese Ungebundenheit unser Gefühlsleben zersplittert. Wir, unseren Seele werden differenziert; für tausend Dinge gewinnen wir Interesse, ein klein wenig Verständnis, aber abgerundet sind weder unsere Gedanken noch unsere Empfindungen. Sie sind doch ein vernünftiges Geschöpf. Sehen Sie, jetzt gehen Sie mit Lehmann. Was ist er Ihnen? Was sind Sie ihm? Sie geben sich ihm, weil die große Liebe, die Harmonie, die anhaltend tönt, noch nicht da ist, und Sie wollen doch vor der Hand leben — aber was wird geschehen? Bald, und Sie werden sich nicht mehr finden; Sie werden nur Halbgefühle fähig sein, nur Täuschungen. Und das will ich nicht, Lisbeth, will ich nicht verschuldet haben."

Lisbeth weinte nicht mehr. Ein Schluchzen nur ging durch ihren Körper, hob die Brust, schüttelte den Körper:

„Was denn, ich verstehe nicht."

„Lisbeth, glauben Sie mir, ich will Ihr Bestes. Nein — nicht weinen. Ich sage Ihnen doch nur, damit Sie einsehen. Sie verlieren hier den Duft der Reinheit. Sie gehen hier seelisch zugrunde. Sie tun nichts Schlechtes, aber der Schmutz — der Schmutz."

Jetzt wurde Fritz Braun von dem Schmerz überwältigt. Erregt fuhr er fort:

„Lisbeth, Sie können das nicht so nachempfinden, ich will es Ihnen erklären. Es hat mich viel, unendlich viel gekostet, bis ich mit mir im reinen war. Aber jetzt weiß ich es, unsere Menschen, mit denen wir leben, haben sich vom Alten losgesagt; gänzlich zerrissen haben sie jeden Zusammenhang. Wissen Sie, wie ein Kind, sagen wir ein vierzehnjähriges Mädchen, wenn es das Elternhaus verläßt. Sie mag recht haben; dort kann sie nicht leben, sie sucht etwas anderes, aber während sie sucht, geht sie zugrunde. Sie hat das Gesuchte von der Ferne blinken sehen, sie meinte, es sei nahe, und ging daraufhin, aber es ist weit, immer weiter, wie ein Licht in der Nacht. Es ist da; man sieht's, aber bis man hinkommt, wird man verdursten. Uns ging es so. Wir haben zu radikal mit dem Alten gebrochen. Wir haben uns gar keine Zeit zum Überschreiten gelassen. Noch auf halbem Wege kaum, haben wir die Brücke angezündet. Wir stehen noch auf ihr, und sie brennt uns unter den Füßen weg."

Lisbeth blickte auf Fritz mit großen, wilden Augen. So hatte sie ihn noch nicht gesehen. So warm hatte er noch nie gesprochen. Was er sagte,

verstand sie nicht ganz, aber daß es ungeheuren, tiefen, wühlenden Schmerz ausdrücken sollte, fühlte sie.

Und wie sie ihn so sah, in ungekünsteltem Schmerz, in ungesuchtem Weh und Herzensdrang, wußte sie, daß sie die ganze Zeit in die Gesellschaft kam — seinetwegen.

Immer seinetwegen. Sie ließ sich mit anderen ein, weil er sie so wenig beachtete, weil er ihr so groß, so umworben schien, aber angezogen und gehalten, mit suggestiver Kraft, wurde sie von dem Odem, den er in die Umgebung atmete.

Und in einem Moment wurde ihr der Umschwung klar, der sich in seiner Seele vollzog.

Sie sagte keine Silbe, blickte ihn an. Liebkoste ihn mit den Blicken des Erbarmens und der Liebe, der Opferungsfähigen.

„Lisbeth, Reinheit, Reinheit brauchen wir.“

XV.

Zu den tragikomischen Symptomen des modernen, neuen Lebens gehört das ausgeprägte Sexualgefühl.

In keiner Periode fast ist so viel über sexuelle Probleme gesprochen und geschrieben und verhandelt worden, als in der Jetztzeit.

Und keine Periode war dem reinen, gesunden Triebleben so entfremdet wie wir.

Vielleicht weil wir so viel reden, so viel schreiben, so viel definieren.

Gesundes, urkräftiges Verlangen, Hingezogensein des Geschlechtes zum Geschlecht kennen wir nur aus poetischen Vorlagen.

Im Leben ist unsere Leidenschaft unnatürliche Brunst entweder, oder aber — Liebe aus Rührung.

Das ist grandiose Tragikomik, wie beides ineinander übergeht:

Dieselbe Klasse, die brünstig bis zum Exzeß sich gebärdet, weil die Brunst modernen Geschmack, modernes Fühlen, „neues“ Empfinden verrät, dieselbe Klasse von Menschen liebt und gibt sich liebend hin nur aus Rührung.

Und nicht die Sentimentalität, sondern das Pathos ruft diese Rührung hervor.

Das Pathos der Rührseligkeit.

Leben! Leben! schreien sie alle, sich ausleben!

Kommt das Leben mit elementarer Wucht, sagen sie: „Morgen müssen wir sterben!“

Das „Heute leben wir“ tritt völlig in den Hintergrund.

„Morgen sterben wir!“

Und leben doch. Das soll Heroismus, Seelengröße sein. Sieht aber verteufelt dem niedrigen Erhaltungstrieb ähnlich, der eine Dirne ver-

anlaßt, das lebenraubende Leben zu führen, zu genießen, zu leben — — trotzdem — morgen sterben wir.

Henkersmahlzeit ist das Leben, ist die Liebe geworden. — — —

Martha Groß machte keine Szene, sie war eine jener Königinnen des Geschlechts, die bestenfalls in Ohnmacht fallen können, sie erwachte aber, als Fritz Braun nicht Miene machte, sich aufzuregen oder mindestens doch sie aufzuheben.

Er sagte nur: „Martha, ich halte es nicht mehr aus."

„Fritz, weißt du, was ich dir geopfert habe?"

„Nichts!"

„Fritz! —"

„Nichts, sage ich, das du nicht auch einem anderen geopfert hättest."

„Also eine Dirne war ich dir?"

„Warum fragst du nur, was du mir warst? Und dir selbst? Fühlst du denn nicht, welcher Dirnengeist uns zusammengeführt hat? Du hast mit deinem Manne nicht leben wollen."

„Nicht leben können."

„Gut, nicht leben können. Warum gingst du nicht von ihm, ehe du mich trafst? Du gingst erst, als du Ersatz hattest. Und du würdest auch gehen, wenn's jetzt der Fall wäre."

„Fritz, ich hab' das Leben gesucht — das freie Leben — ich habe keine Rücksichten gescheut — nur Leben."

„Und morgen zugrunde gehen. Das ist das Dirnentum, von dem ich sprach. Alles, was in den Weg kommt, reizt, alles, ohne Ausnahme. Bei manchen sogar die Zahl."

„Das sagst du?"

„O — ich weiß es am besten. Ich war auch so. Immer mehr. Immer häufen. Keinen Unterschied, ob schön oder häßlich — nur immer mehr „Liebe", immer stärker das Gefühl des Unentbehrlichseins. Nicht Lockung der Sache, ein Ziehen und Zerren des Moments . . . Jeder Moment muß etwas bringen . . Wie die Dirne Geld sucht, viel Geld, so suchen wir viel Liebe . . . Ohne Seele, ohne Sinn, ohne Keuschheit —"

„Fritz, sprich nicht so zu mir."

„Ich spreche zu dir und zu mir und zu der ganzen Welt. Ein Don-Juantum der Seele hat sich bei uns herausgebildet — wir nennen es Sehnsucht — es ist unersättliche Gier der Herren, der Sklaven sucht . . ."

„Du — mit deinen Idealen?"

Fritz Braun wandte sich jäh um. Wie ein Wahnsinniger riß er den Hut vom Ständer und rannte davon.

Martha Groß wußte jetzt, sie habe die Macht über ihn verloren. Sie schüttelte das Haupt. Dann setzte sie den Hut sorgfältig vor dem Spiegel auf und schüttelte abermals das Haupt, so daß die Mohnblumen, der Hutrand zitterten:

„Schade! Schade!"

XVI.

Im heißen Sonnenbrand standen die Bäume und harrten dem Tode entgegen.

Man sah es den grüngelben Blättern an, daß sie von Todesahnungen geschüttelt wurden.

Frühzeitig gehen sie von hinnen, weil Mutter Sonne so unmütterlich brannte, weil sie sich am Firmamente die ganze Herrschaft anmaßte und die Wolken mit eifersüchtiger Frauenhand vom Kampfplatze vertrieb.

Die Bäume freuten sich anfangs, als sie nicht lange Knospen sein mußten.

Wie der Mensch, denkt Fritz Braun, am Fenster sitzend. Wie der Mensch von heute, der nicht früh genug reif werden kann, der Jüngling zum Mannwerden, die Frau zum Weibwerden drängt. Die Sonne ist die Kultur . . .

Und die Knospen öffneten sich jäh — dann aber brannte sie zu stark, zu intensiv —

Und ein großes Lechzen kam über die Bäume . . .

Und ein großes Lechzen kam über die Menschen . . .

Der Sonnenbrand der Kultur wurde glühend, wurde vernichtend.

Kein Lüftchen kam, kein Windhauch . . .

Die Natur schien versteinert. Die Sonne hat sich von der Natur — wie die Kultur — getrennt . . .

Und die Bäume beginnen zu welken. Und die Menschen werden alt. Gehen mit ihrer Sonne, mit ihrer Kultur frühzeitig ins Grab . . .

Fritz Braun hält an dem Vergleich fest.

Wir sehen keine Knospen mehr. Alles ist erblüht, entwickelt, entfaltet, und — verwelkt . . .

Und kein Windzug kam, der die Blätter von den Ästen peitschte . . . Sie hängen matt, schläfrig, in gelbem Tode. —

Fritz Braun hat das Gefühl, als ob er jetzt einschlafen müßte, für eine lange, lange Zeit.

Die Blätter werden fallen . . . Der Winter wird der Natur Zeit zum Sammeln geben . . . Dann, wenn die spitzen Blüten das Erdreich durchbrechen — dann — auferstehen! . . .

Fritz Braun lehnt sich zurück in den Schaukelstuhl: „Wie wenig ich doch zum Reformator geschaffen bin," sagt er sich, „wie wenig . . . Am neuen Frühling möchte ich teilnehmen, die Düfte einsaugen — aber in Wintersnot — — nein, ich bin kein Reformator . . . Ich muß in erster Reihe mit mir fertig zu werden suchen . . ."

Sein Sinnen macht Halt. Die Wirklichkeit naht.

„Vorerst mit den anderen," sagt sie, „mit denen fertig werden, die du in dieses Leben mitgerissen hast, mit denen — welchen du Schicksal gespielt hast . . ."

Er will sich von dieser Verantwortlichkeit befreien, die Stimme der Wirklichkeit betäuben:

„Ich — Schicksal? Was habe ich getan? Ich habe die Menschen um mich gesammelt. Mit Worten.“

„Nein, mit Hoffnungen, mit Idealen,“ tönt es zurück.

„Aber ich glaubte doch daran.“

Hier angelangt übernimmt er selbst die Rolle des Anklägers: „Nein — jetzt weiß ich, daß ich daran nicht geglaubt habe . . . ich habe nur davon gesprochen, weil es schön klang, weil sich die Menschen an diesem Klang berauschten . . . Sie haben sich selbst Schicksal gespielt . . . Ich konnte nichts dafür . . . Ich bin nicht verantwortlich . . . Niemand kann mich verantwortlich machen . . .“

Da kam die Wirklichkeit und zeigte Fritz Braun, wie sehr er sich selbst täuschte.

Dora, Keibels Verhältnis, trat ins Zimmer.

Er hätte ihr Gesicht nicht sehen müssen, nur die Stimme hören, mit der sie sagte: „Ich muß mit Ihnen sprechen, Herr Fritz“ — und die Wirklichkeit hätte recht behalten.

War das Dora? Er erschrak im tiefsten Innern. Und doch, er wagte nicht zu fragen. Er fürchtete, bebte vor der Antwort.

Sie stand vor ihm und schwieg. Sie ließ sich auch bei der Hand fassen und zu dem Lehnstuhl hinführen. Müde sank der Kopf zurück.

Fritz ging einige Male auf und ab, dann blieb er in Doras Nähe stehen: „Erzählen Sie — Dora.“

Doch — Gott sei dank: Schmerz ist noch immer unaussprechlich . . . Sonst hätte er Fritz Braun vernichtet.

Dora konnte kein Wort hervorbringen: „Mutter!“ lallte sie.

Und es war ein Widerhall der Mutterschmerzen in der Kindesbrust, der Schmerzen, die es ihr selbst zugefügt hat . . .

Fritz Braun fragte nicht mehr. Er sagte nur grimmig: „Ich werde ihn sprechen . . . Er soll mir Rede stehen.“

Da sprang sie auf, und stieren Blickes sagte sie: „Wen — —? nicht — nicht — Keibel . . .“

Fritz Braun faltete die Hände um die Brust und preßte sie aufeinander. Sein bleiches Gesicht ward um eine Schattierung bleicher, blutloser. Die Wirklichkeit grinste . . . Er ward stumm. —

XVII.

Die „Hinauf!“-Menschen berieten. Fritz Braun hat zwar offiziell noch nicht seinen Austritt aus dem Bund erklärt, aber, daß diese Erklärung nahe bevorstehe, wußten alle.

Die Zeitschrift mußte eingehen, da der Interessenkreis sich nicht erweiterte und die älteren Anhänger immer mehr abfielen.

Es blieb nur die Jugend zusammen und einige Alte, die Führer sein wollten.

Herr Paul Gregor lachte sich aus: „Wozu Führer? Wir bleiben man gemütlich beisammen . . . Brauchen gar nichts mehr. Ich war mal in einem Gesangverein —“ das sagte er mit seinem weiland Baß — „da ging's auch so . . .“

Die Idealisten schrien ihn nieder: „Wir sind doch kein Vergnügungs-Verein, kein Tanzkränzchen.“

Maurice Kamm — Anarchist seligen Angedenkens, sagte: „Jeder kämpfe auf eigene Faust.“

Hecker freute sich: „Das habe ich prophezeit . . . Die Schlechtigkeits-schatten haben ja von je her die Sonne verdunkelt . . .“

Die übrige Gesellschaft verhielt sich passiv — das Aufsperren des Mundes (um zu horchen) abgerechnet.

Einige waren darunter, die murrten. Aber mehr Mut, als zu murren, hat das Publikum selten gehabt.

Sie murrten sich gegenseitig an: „So was . . . Der Fritz Braun . . . Was das für eine Art ist . . .“

„Ja, hereingeführt in die Tinte . . .“

„Jetzt kommt er nicht mal her . . .“

Plötzlich erhob sich Keibel und bat ums Wort.

„Bitte, gleich ein paar Worte,“ witzelte Herr Paul Gregor.

Keibel sagte einfach und ruhig:

„Ich meine, ehe wir überhaupt etwas beschließen, haben wir die Pflicht und Schuldigkeit —“

„Dürfen ruhig verdammte sagen,“ dachte Paul Gregor.

„Also die Pflicht und Schuldigkeit, Fritz Braun anzufragen, wie er sich die Zukunft dieser Gesellschaft denkt. Ich beantrage also eine Sitzung anzuberaumen und Fritz Braun im Namen aller dazu einzuladen.“

Allgemeine Zustimmung begleitete diesen Antrag. Daß er von Keibel kam, machte einige Leute stutzig.

Sie wußten nicht, welche Umwandlungen sein Charakter in der letzten Zeit durchgemacht hatte.

Fritz Braun war bei ihm, um wegen Dora Rücksprache zu nehmen. Im ersten Augenblick der Verzweiflung tat er das. Dann aber, als er Keibel gegenüberstand und mit ihm sprach, zeigte er es klar, daß Keibel mitverantwortlich war an diesem Fall.

„Mitverantwortlich,“ sagte ihm Fritz Braun, „wie wir alle — wie ich und die andern“

„Was konnten wir denn dafür?“

„Wir waren Ärzte, die sich in der Medizin vergriffen haben. Oder noch mehr. Wir haben dieselbe Dosis Gift einem großen, er-

wachsenen Menschen gegeben und einem kleinen Kind. Das war und ist unsere Fahrlässigkeit."

Keibel wunderte sich über seine Ruhe und über seinen ernsten Ton.

Fritz Brauns Suggestion wirkte heute auch auf ihn, dachte er. Er wollte sich auflehnen. Da sah er Fritz ins Gesicht.

Es war die Suggestion, die Spannkraft des Schmerzes, die auf sein Gesicht geprägt lag.

Keibel vergaß seine Ironie, als Fritz fortfuhr: „Wir haben uns immer gegen die Normen aufgelehnt, die die Alten als Gesetze und Pflichten aufstellten. Wir vergaßen aber, daß, indem wir diese Gesetze und Pflichten durch unser Wort annullieren — daß im selben Moment die Gesetzlosigkeit als Norm auftritt, als Gesetz, und diese ebensowenig für alle passen kann ..."

Keibel schüttelte das Haupt: „Also schlechte Mediziner?"

„Jetzt gilt's nach Möglichkeit alles wieder gut zu machen — wollen Sie mir helfen, Keibel?"

Keibel gab ihm die Hand. —

XVIII.

Lieber Freund!

Ein letztes Lebewohl wird mir noch verstattet sein — als Freundin.

Ich scheide. Ich gehe mit meinem Verleger nach Leipzig. Dort will ich die Zukunft, das Leben suchen.

Fritz Braun, Du wirst es auf Deine Art suchen.

Du wirst noch viel zu leiden haben. Du wirst noch stärker am Weib kranken, als es jetzt der Fall ist.

Denn, weißt Du, was Deine Krankheit ist: das Weib. Oder besser: die Weiber.

Was Du mir sagtest, trifft auf Dich am ehesten zu. Du suchst viel Liebe. Quantitativ, nicht qualitativ. Ein Weib wird Dir nicht genügen.

Du gibst dem Weibe nicht alles, Du teilst Dich. Hältst sie alle mit dem Haken des Ideals. Die Liebe ist Dir ein Nimbus. Daran wirst Du Dich verbluten.

Sei vorsichtig!

Ohne Haß, ohne Bitterkeit schreibe ich diese Zeilen. Wir haben einander erkannt. Weiter ging's nicht.

Wenn Du eine verstehende Freundin brauchst, suche

Deine

Martha Groß.

* * *

Fritz Braun wollte zuerst diesen Brief zerreißen. Dann aber besann er sich. In seinem Tagebuch sollte er einen Platz finden.

Er heftete ihn ein. Darunter schrieb er:

„Unser Schicksal ist das Weib. Kein Schicksal aber ist so stark, daß es nicht gebrochen werden könnte."

XIX.

Ein stiller, wütender Haß gegen das Weib hat sich Fritz Brauns bemächtigt.

Nicht Haß, der Rache sucht, der Taten gebiert. Haß vielmehr, der Taten hindert, der schlaff macht.

Haß mit einem Einschlag von Ekel, mit einem Ton Geringschätzung.

Alle Menschen, die zusammenkamen, sagte er sich, hatten nur einen Gedanken, ein Gefühl: das Geschlecht. Der Mann —: das Weib. Das Weib —: den Mann.

War das Natur?

Natur, schöne, gesunde, zeugende Natur? Berauschende, notwendige zwingende Liebe?

Nein!

In der Versammlung, die einberufen wurde, hat er es gesagt:

„Ein Spielen war's, ein Reizen und Sich-entziehen, ein Gaukelspiel mit der Reinheit. Wir sprachen über Dinge, damit wir aufgeklärt werden, damit die Häßlichkeiten, die ihnen durch Jahrhunderte anhafteten, entfernt werden — aber wir hatten Freude an diesen Häßlichkeiten sowohl, wie an ihren Enthüllungen. Der Mann sprach mit dem Weibe über das Geschlecht, nicht um sie als Wissende keusch zu erhalten, sondern um sie zu reizen, nicht um sie zu erhöhen, sondern um sie zu erniedrigen."

Eine Bewegung ging durch die Reihen. Er fuhr fort:

„Schönheit war kein Zweck, Schönheit war ein Mittel . . . Und Kunst leistete niedrige Handlangerdienste, spielte die gemeine Kupplerin. Leben war kein Zweck, Liebe war eine Ausrede . . . Und darum, meine Werten, ziehe ich mich zurück, darum sage ich, wir können so nicht weiter. Wir dürfen es nicht."

Widerspruch erhob sich — murmelnder Widerspruch, nicht offene Widerrede.

Da stand ein junger Mann auf, einer von jenen scheinbaren Mitläufern, die man gar nicht beachtete, die man bestenfalls als Staffage nahm, wie auf der Bühne das „Volk" — Reißner begann zu sprechen.

Die Ungerechtigkeit der Menge, wie sie sich immer in brutalster Weise denen kundgibt, die nicht mit rhetorischer Leichtzüngigkeit zu ihnen sprechen, wollte auch gegen ihn austoben.

Sie streckten alle die Hälse und reckten sich ungeduldig, und die Augen fragten einander: Der? Was will der? Was will Saul unter den Propheten?

Das Propheten-Wort muß stark sein, donnernd, dräuend nach der Auffassung der Allzuvielen. Und Albert Reißner hatte ein schwächliches Organ. Dazu kamen noch die Worte gedrückt, erschreckt, halb verwirrt zum Ausdruck.

Und dann die Mimik. Er fuchtelte mit der rechten Hand. Herr Paul Gregor wollte schon den Mund zum Lachen auftun, als er in die Runde sah: Ernst, stiller, lauschender Ernst.

Allmählich erst hatte ihn Reißner durch seine Worte verbreitet. Aber jetzt lauschten sie, und die Aufmerksamkeit gab ihm Sicherheit, seiner Stimme nachdrucksvollen Schwung:

„Wer die Ausführungen des Herrn Braun gehört hat, müßte der nicht auf den Gedanken kommen, wir seien nur hier Männer und Frauen, die einander gewinnen wollen, nur Mann und Weib, nur Geschlechtswesen? Und da wir die Reinheit mißbraucht haben — das will ich gar nicht untersuchen, wie es Herr Braun meint — ich nehme es als wahr und gegeben an, haben wir abgewirtschaftet. Hat denn Herr Fritz Braun nicht daran gedacht, welches Armutszeugnis er sich und uns ausstellt, indem er unseren Horizont so begrenzt? Ich will die Gesellschaft nicht in Schutz nehmen — ob sie mir gefiel oder nicht, tut nichts zur Sache — darüber habe ich meine eigenen Gedanken — aber ich habe doch mindestens das Bestreben etwas weiter und tiefer erfaßt: Mensch zu sein, und nicht gleich in zwei Geschlechter getrennt: Mann und Weib.

War diese Trennung durch einzelne eingetreten — nun gut, mußte man gegen sie auftreten, aber warum gleich alles zusammenreißen?

Ich habe die Aufgabe des Hinauf erfaßt, als ob wir einen Ersatz für die Religion schaffen wollen, für die Religion, die wir verloren haben — vielleicht einen Halt demjenigen zu geben, der etwas zu jäh haltlos geworden im peitschenden Sturme des Lebens. — War unsere Vereinigung wirklich ein Heiratsbureau? Oder wie man noch schlimmer sagte: Ein Liebes-Verein?

Eine Weltanschauung haben wir gesucht — wenn das Triebleben dabei ausgeartet ist — müssen wir nicht erst recht ein Ideal haben, zu dem wir aufblicken, zu dem wir zurückkehren?

Ich meine: ja. Erst recht.

Wenn uns jemand geschadet hat, dann war es nicht die neue Moral, jene, die sich befreit hatte von den alten Vorurteilen, von der prüden Gebundenheit, sondern die Künstlermoral — die Sie und Ihresgleichen hereingebracht haben.

Sie als Künstler können keine Reformatoren, keine Volksführer sein: Das, meine Damen und Herren, sollten Sie jetzt eingesehen und gelernt haben . . ."

Kein Händeklatschen kündete den Beifall, den diese Worte in vielen Herzen auslösten.

Alle blickten auf Fritz Braun.

Die Sensationslüsternheit verdrängte jeden ernsten Eindruck.

Fritz Braun tat nichts; er ging nur auf den Redner hin und reichte ihm die Hand: „Sie mögen recht haben."

XX.

Früher war der Künstler mehr Einsiedler. Er schrieb aus seiner Einsiedelei. Träume der Phantasie. Oder er lernte das Leben kennen von einer höheren Warte. Er stand gleichsam oben und blickte ins Gewühl des Lebens hinab, forschend, grübelnd.

Eine gewisse Distanz trennte den Künstler von der Außenwelt, machte ihn zu einem Halbheiligen.

Die Menge kannte ihn nur aus seinen Schriften. Und die Menge bewundert das Ferne, das Verborgene.

Die Bewegung in der Literatur, welche die Psychologie des Künstlers vertiefte, hat ihn jedoch gezwungen, ins Leben zu gehen, in die Tiefen hinabzutauchen.

Der Dichter ist Mensch geworden.

Im Leben stehend, begann er mitzuleben, mitzukämpfen. Der Dichter von heute ist Dogmatiker mehr oder minder geworden.

Der Dichter ist Parteimensch geworden.

Sein Temperament, sein Geist sucht zu wirken, einzuwirken, zu beeinflussen.

Aber den Maßstab nimmt er von sich selbst.

Das ist das Verderbliche: Er ist idealistischer Parteimensch.

Und er schadet der Entwicklung.

Er ist ihr um ein Stück vorausgeeilt und will sie mitzerren, mitschleifen.

Das Buch des Dichters wirkt auf jeden persönlich, soweit sein geistiges oder seelisches Verständnis reicht.

Die Persönlichkeit reißt mit —

In den Abgrund der Künstlermoral: Albert Reißner hatte recht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Fritz Braun schloß sein Tagebuch und führte den Gedankenfaden innerlich fort.

„Die Künstlermoral hat sich einseitig ausgebildet vermöge der Verhältnisse und der Bedürfnisse des Künstlers . . . Ist das unbedingt notwendig?

„Geschieht damit etwas Notwendiges, der Natur des Künstlers Adäquates?

„Muß der Künstler dem Weibe als Prostituierte begegnen? Der Künstler sollte doch viel eher ästhetisch leben, weil er das Gefühl der Reinheit bedarf.“

Prostituierte! Ein Blitzgedanke kam ihm bei diesem Worte: Warum verstehen wir unter diesem Wort nur die häßliche Hingabe für Geld? Wäre es denn nicht möglich, daß sich ein Weib gibt, meinetwegen immer neuen Männern, nur weil sie überschüssige Kraft in sich verspürt, weil ihr

— ganz natürlich — ein Mann nicht genügt — weil er nicht alle Schönheit, die sie gewährt, in sich aufnehmen kann.

Der Gedanke, einmal abgewickelt, läßt ihn nicht los: „Jeder Künstler hat etwas von der Dirnennatur in sich — weil ein Mensch nicht seine Gedanken bannen kann, ihn immer erfassen . . Und er sucht viele Menschen, viele Weiber . . .“

Er ballt die Faust und drückt sie auf den Schreibtisch: Wieder dieser Gedanke . . . Wieder das Weib.

Und abermals eine Kreuzung der Gehirntätigkeit.

Nehmen wir an, man würde mich ganz vom Weibe abschließen . . . Setzen wir den Fall, ich wüßte ganz sicher, daß ich im Leben kein Weib sehen, sprechen und lieben würde, wie würde sich meine Gefühls- und Gedankensphäre gestalten?

Er lächelte schwach: „Das ist unmöglich . . .“

„Wenn es aber möglich wäre, was dann?“

Lange grübelte er über diese Frage. Sie bleibt offen. Sie bleibt ein Rätsel.

Fritz Braun nimmt die Feder zur Hand, er will die Frage formulieren. Vielleicht kommt dann eine Antwort.

Oft schon haben sich die Wellen des Zweifels geglättet, wenn er bei seinem Schreibtisch saß.

Auch heute. Es kam ihm vor, als ob ihn neue Energien beseelten, wenn er so die Feder über das Papier gleiten ließ.

Er hörte nichts. Und doch flüsterte ihm etwas Übermächtiges Worte und Gedanken zu. Das Herz öffnete sich . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Draußen dunkelte es. Fritz Braun saß noch über das Papier gebeugt und schrieb. Wie ein Rasender, Fieberergriffener. Er legte die Feder nicht aus der Hand. Er fürchtete die Dunkelheit, die kommen würde, wenn er aufhört. Er wollte eine Lösung haben.

Eine Lösung über „das Schicksal: Weib.“

XXI.

Ein völlig neues Stadium der seelischen Entwicklung war es, in das Fritz trat.

Der rein egoistische Trieb, der bis jetzt durch Einbildung und äußeren Nachdruck des Altruismus nicht zur Wirkung kommen konnte — er drängte sich durch. Fritz Braun wurde bewußter Egoist.

Und das ist insofern ein seelischer Fortschritt, eine Verfeinerung und Veredelung der Psyche, als die Gefahr des Egoismus in der Unbewußtheit liegt.

Der Egoist ohne Bewußtsein fordert von anderen Freundschaft, Treue und Hingebung; daß er all diesen nicht Genüge leistet, kommt ihm nicht in den Sinn, kann er kaum begreifen.

Der künstlerische Egoismus wird noch durch das Moment des Stolzes, oft der Einbildung verschärft.

Ich bin Künstler, sagt dieser Egoismus, ich nehme eine Welt von Eindrücken in mir auf, ich bin Märtyrer meiner Sensibilität, meiner Empfindlichkeit, meiner Empfindsamkeit — ich fordere Rücksicht.

Daß dieses Künstlersein ihm Notwendigkeit, Unentbehrlichkeit ist, sein Glück, zieht er nicht in Betracht.

Nur das Unglück, die Selbstqual des ewig quälenden Willens, die immer drängende Sehnsucht fühlt er.

Ich bin ein Kranker, ein an der Welt Leidender, so müßt ihr mich behandeln, sagt der unbewußte Egoismus.

Fritz Braun war sich dieser seiner Art bewußt geworden.

Ich will mich durchsetzen ohne Rücksicht. Ich fordere von anderen ebenfalls keine Rücksicht; ich muß mit mir fertig werden.

Und doch, als sein Buch „Das Schicksal: Weib" erschien, war er mit dieser Norm unzufrieden.

Er wußte, daß er sein Bestes gegeben hatte, und nun wußte ihm niemand Dank.

Daß der Dank, der Genuß in den schönen, wilden und doch so ruhigen Stunden des Arbeitens lagen, überlegte er dann und ward zufrieden.

Was waren das alles für neue Gefühle, die ihn überkamen. Wenn er so morgens aufstand und sich nicht fragen mußte, woher? — wohin? — wozu?

Zum Schreibtisch ging er hin und begann zu schreiben. Und die Freude am Gestalten wuchs. Wie sie alle lebendig wurden unter seiner meisternden Hand.

Deutlich sah er sie, als ob sie vor ihm ständen.

Der Mann, der die Liebe als Ruhestätte sucht, das Weib als Sehnsuchtsstillerin. Ohne Kampf, ohne Aufregung, ohne Disharmonie, still, erhaben, rein. —

Das Weib, das Kampf sucht, Aufregung, Gefahren.

Und dieser Mann mit seiner Ruhe-Sehnsucht, mit seinen Frieden-Wünschen fühlt sich zu diesem Weib hingezogen — gerade weil sie sein Antipode ist.

Er hat die weiblichen Weichheiten.

Sie die männlichen Kampfbegierden.

Sie reißt ihn mit in ihre Sphären — — da erwacht in ihm die Urkraft — das Schicksal: Weib, das ihm doppelt tragisch werden sollte, wird abgewandt — sie lernt ihn als Mann lieben, aber sie kann den Mann nicht halten, sie ist zu wenig Weib.

Und dann wieder derselbe Mann und ein stilles, keusches, feines Madonna-Weib. Mit engelhaft huschenden Schritten und samtglanzschwarzen Haaren. Mit sanften, weichen Linien und langen, rätselhaften Wimpern.

Wie sie ihn mit den ruhigen, stillen Augen leitet, liebkost, stillt, beruhigt.

Und er schreit: Grabesstille! Und ringt verzweifelnd die Hände. Die Madonna kommt und trägt ein Kind auf dem Arm: Sein Kind, mit ihren Augen, ihrer milden Schwäche. Sein Sohn und ihre zarten Glieder, ihre kosenden Laute.

Nein! Er will hinauf! Sich in seinen Kindern verjüngen; sein Kind soll ein starker Mensch sein, der empfänglich ist für Glück.

So verkörpert ihm dann das Weib die Leidenschaft der Entwicklungsfähigkeit. Sein Schicksal Weib wird zum Weltenschicksal erhoben.

Ein starkes, wildes, robustes Weib, das noch elementare Natur in sich birgt, ihre gesunden Kräfte und seine geistigen Fähigkeiten vereint — —

Aber das starke Weib im Leben ist in der Leidenschaft schwach. Sie gibt sich immer, sinkt hin; immer empfangend, immer rezeptiv.

Und die Schwäche dieser Leidenschaft stößt ihn ab.

Da klammert er sich an den Gedanken: Warum muß ich überhaupt meine Ergänzung im Weibe suchen? Vergessen ist der Entwicklungsdrang, vergessen die Frage nach der Menschheitszukunft. Das Ich, das intimste Ego fragt: Wie lebe ich? Ist das Weib mir Schicksal? Wie werde ich mein Leben gestalten, wenn ich mich frei mache vom Weibe?

Und er geht von der Großstadt, läßt alle Kreise, die ihn kennen. Bricht alle Beziehungen ab. Will nur sich gehören.

In einer kleinen Stadt schlägt er sein Domizil auf, beginnt zu arbeiten. Er denkt nicht ans Weib. Wenn die Gedanken kommen, verdrängt er sie oder läßt sie sich mit der Erinnerung vermengen, und der alte Ekel regt sich wieder . . .

Tage, Wochen vergehen. Er fühlt sich wohl, leicht, klar. In der kleinen Stadt kennen die Menschen die Liebe kaum. Jene Liebe, die in der Großstadt überall anzutreffen ist, im Walde und auf dem Felde, auf der Straße und im Geschäft — jene Liebe, die überall reißt und zerrt — die schamlos ist . . .

Eine katholische Stadt, wo Zucht und Sitte herrschen. Wo Menschen nebeneinander gehen und nicht wissen, daß sie jung sind. (Oder aber, es verheimlichen — wollte er nicht ausdenken.)

Ihm behagte diese Ruhe.

Ehen werden geschlossen, nachdem man reif ist. Und der Priester erlaubt's feierlich.

Reinheit überall. Er nur hatte noch zu kämpfen, weil er nicht den Odem des Großstadtlebens ausgehaucht hat, weil seine Sinne vergiftet sind . . . dachte er.

Aber es soll ihnen nicht gelingen, den Sinnen, ihn mitzureißen, die Unreinheit soll ihn nicht wieder hinabschleifen in ihren Sumpf.

Daß es nur die Unreinheit sein wird, dachte er bestimmt.

Aber die Reinheit kam mit stillem Schritte.

Eines Tages ging er nach einem Berg in der Nähe seines Wohnortes — „die heilige Stätte“ genannt. Dort entschied sich sein Schicksal.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Katholiken verstehen es auf die Volksseele zu wirken, unverfehlt. Die Stimmung wirkt immer suggestiv. Die gegenständliche Stimmung, der blendende Prunk, um so leichter, als die Vergangenheit an jedem Kleide festklebt, eine Leidensgeschichte in jedem Gegenstand eingebrannt ist — der Duft von Erinnerungen, Tränen und Weh, von bleichen Maria-Frauen und großäugigen Erlöser-Gestalten.

Da stehen auf diesem Berge kleine Häuschen, „heilige Stationen“ genannt. Das Leben des Gekreuzigten wird dargestellt. Wie er das Kreuz trägt, das Kreuz zu seinem Martyrium. Und er hält den Kopf aufrecht.

Dann eine Schluß-Apotheose: die Hölle . . . Wie die Frauen hineingeschleift werden, die schamlos waren . . . dachte Brauns Held . . . Und die Flammen züngelten, leckten am weißen Weibeskörper . . .

Er konnte den Anblick nicht vergessen. Er mußte sich umwenden. Da sah er eine junge Gestalt mit einem kahlrasierten Scheitel in der Mitte des Hauptes; der junge Mönch hielt ein Buch in der Hand und flüsterte, die Augen auf die Flamme gerichtet.

Da kam ihm blitzschnell der Vergleich: Wie dieser Mönch bist du .. Vom Weibe abgeschlossen . . . Nur, daß es bei ihm gewolltes Gelübde ist . . . bei dir Furcht vor dem Weibe.

Der Gedanke wuchs, riesengroß, ungeheuerlich. Einer von den Gedanken, die so empfindlich schmerzen und stechen:

Dein ganzes Leben wirst du so dahinleben. — Leben? Die Frage wuchs, steigerte sich, peinigte, brannte . . .

Und da schrie er laut auf: Nein!

Und er nahm das Schicksal auf sich wie ein Kreuz . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Als er so schrieb, für sich, um seinem Innern Luft zu schaffen, die Verwirrungen zu erhellen, dachte er nicht an die Außenwelt.

Blatt auf Blatt füllte sich, die Gestalten reiften ins Leben, lebten sich aus, und er lebte mit ihnen.

Er wußte nun, daß nicht das Weib der Außenwelt sein Schicksal ausmachte, vielmehr das Weib, das Schwache, Halbe, Unruhige in ihm. Das mußte beruhigt, ergänzt, gestärkt, vermännlicht werden. Sich von den anderen befreien. Die Möglichkeit haben, auch ohne die anderen auszukommen, zu leben.

Er wurde bewußter Egoist, bewußter Künstler.

„Die Liebe ist nur ein Atemholen,“ schrieb er, „wir steigen im Leben immer höher, erklimmen den Abhang eines hohen Berges. Zum Gipfel

hinauf. Aber wir werden müde, geraten außer Atem. Da muß man ausruhen, Kraft sammeln, Atem holen. Die Liebe ist ein Atemholen. Nicht Zweck des Lebens — Mittel nur. Auch das Weib kann in die Höhe kommen, den Gipfel zu ersteigen suchen. Auch ihr soll die Liebe ein Atemholen sein."

Doch dieser bewußte Egoismus wurde mißverstanden. Als das Buch in der Öffentlichkeit erschien, erregte es Aufsehen. Es kitzelte die Müden, reizte die Schlaffen, entrüstete die Frommen.

Die Rezensenten sprachen vom Gipfelpunkt der Dekadenz. Wenn alle Menschen das Leben so auffaßten, würde die Gesellschaft bald hinunterkommen.

Manche schrieben: Schade um den Geist, der so krankhaft belastet ist . . .

Fritz Braun lächelte: Belastet? Er war frei! Gesund!

XXII.

Fritz Braun hatte vor den Verlegern Angst: wie mancher junge Schriftsteller.

Sein Verleger aber, Herr Karl Klinger, bildete eine Ausnahme.

Eine Ausnahme von all denen, die nur Geschäftsmenschen, nur Konsumenten sind, die den Dichter als Produzenten behandeln, ihn bezahlen oder nicht bezahlen, je nach Ruf und Namen.

Karl Klinger erzählte es beim Abendbrot, als er und seine Frau Fritz einluden, um das Buch zu feiern, wie er zu diesem Verlagsgeschäft kam:

„Ich litt in meiner Jugend auch an einer Krankheit, die man Dichteritis nennt. Ich schrieb ganz nette, kleine Sachen. Als man mich aber aufklärte, daß „ganz nette" Sachen noch nicht genügen, um in die Literaturgeschichte zu kommen, beschränkte ich meine Produktivität auf Gelegenheitsergüsse. Um aber doch in die Literatur zu kommen — das war nun mal meine Schwäche — unternahm ich das Geschäft. Wenigstens etwas . . ."

Seine Frau lachte herzlich: „Du, ich kenne ja deine Jugendeseleien gar nicht —"

Er sagte: „Ich werde mich schwer hüten."

„Aber zu meinem Geburtstag — was Gertha mir schenkte — das war doch von dir, das kleine Gedichtchen —"

Er schmunzelte behaglich: „Ih wo — das war von Gertha. —" Und sich zu Fritz Braun wendend, erklärte er: „Das ist nämlich meine Schwester. Sie wollte heute her kommen mit ihrem Mann, deshalb die zwei Gedecke."

„Nun scheinen sie aber doch nicht mehr zu kommen."

„Wundert mich." Er nahm die Uhr aus der Tasche, „schon neun Uhr . . . Meine Schwester wollte Sie nämlich so gerne kennen lernen!"

„St!" sagte die Frau, „mir scheint, jetzt klingelt's."

Die Erwarteten erschienen.

„Mein Schwager, Herr Baumeister Gerold, und meine Schwester," stellte Herr Klinger vor, während Braun sich verneigte.

Baumeister Gerold streckte ihm die Hand entgegen. „Ah, Sie sind der Verfasser vom Schicksal — meine Frau hat's mir gelobt, ich kam noch nicht dazu, es zu lesen."

Fritz Braun begegnete dem Blick der Frau Gerold; sie sagte, als ob es gälte den Eindruck zu verstärken: „Ja, ich hab's gelobt."

Etwas kapriziös Mutwilliges glaubte Fritz aus diesem „Ja" herauszuhören, wie das Aufstampfen eines leichten kleinen Frauenfußes. Aber Fritz vergaß diesen ersten Eindruck bald, als er ihr ganzes Wesen näher betrachtete.

Ein gelbes, wächsernes Gesicht wie Alabastertönung mit leichten Rauchspuren.

Das Vorderkinn stand ein wenig vor, paßte sich aber den leicht geschwungenen Lippen vortrefflich und harmonisch an.

Fritz wunderte sich später, daß er überhaupt das Krankheit verratende Gesicht sah. Die Augen mußten gewinnen, mußten anziehen.

Schwarz, auf bläulichweißem Hintergrund, blickten sie fragend und lösend, wehmütig und lächelnd, ernst und heiter, voller Gemütsruhe und voller Zweifel, voller Frieden und voller Sehnsucht.

Das weiblichste Auge, das ich je gesehen habe, dachte er.

Die Augen sind unersättlich, wie kein Organ des Menschen.

Am Abend, als Fritz Braun Gertha Gerold und ihren Mann kennen lernte, kam nur einmal das Gespräch wieder auf sein Buch.

Als man auf den Balkon hinausging, um nach dem Essen eine Zigarette zu rauchen — die beiden Schwäger gingen voraus, in ein geschäftliches Gespräch vertieft — fragte Frau Klinger ihre Schwägerin, ob sie nicht auch mitwolle, „ein wenig frischen Atem holen".

Gertha nickte, und als die Schwägerin sich entfernte, um Bier holen zu lassen für den Nachtisch, sagte Gertha zu Fritz Braun: „Atem holen ist doch Ihre Spezialität, Herr — —" sie lächelte: „Herr Dichter!"

Er zog die Brauen empor und blickte sie an.

Er hatte ihre Forderung angenommen. —

XXIII.

Das Gewitter lag in der Luft. Die Luft atmete schwer, gepreßt — Blitzesahnungen, Donnergeroll.

Und der Himmel wölbte sich, immer runder, immer enger, immer straffer, lederner — Wolke schloß sich an Wolke, wie wühlende Empfindungen einer leidenschaftsschwangeren Seele.

Dunkler ward's — undurchdringlich, schwer, schwül, dumpf und eng. Der Himmel litt.

Er fühlte sein Herz zusammengeschnürt, eingeengt, festgeballt und konnte kein Licht atmen, keine Sonne, keinen Duft.

Der Himmel glich den herz-beengten, seelendumpfen Menschen, den wild-leidenden Welten, die er umkreist, einengt.

Gertha saß im Lehnstuhl zurückgelehnt. Sie spielte mit der Schleife ihres Kleides. Und spielte mit den Gedanken. Jedes Knittern und Knistern des Atlasbandes zerbrach ein „Vielleicht", eine Hoffnung.

Sie hatte Fritz Braun von sich gewiesen.

Sie wollte nicht der Ruhepunkt sein. Sie wollte ihm nicht ein Atemholen bedeuten. Sie wollte nicht.

Sie nicht! Gertha war lange Jahre krank. Und da hatte sie Zeit zum Grübeln gehabt.

Sie war nie Mutter gewesen, nur Weib, von da ging sie aus. Ihr Mann brauchte ein Weib — ein Haus. Weib und Haus fielen unter denselben Begriff. Als sie krank wurde, stürzte ihm sein Haus ein. Die Grundfesten blieben noch stehen. Er pflegte sie, suchte sie wieder auf die Füße zu bringen, das Haus aufzubauen. Er fühlte den Mangel auf allen Seiten.

Sie erholte sich. Er ward zärtlicher. Er hoffte . . .

Eine Frage hakt sich in diesem Gedankenknäuel fest und hindert das logische Abwickeln.

Er hoffte? Worauf?

Andere Frauen — —

Nein! Er war es nicht gewöhnt. Er hatte eine behäbige Freundlichkeit an sich, aber zum Gewinnen war er linkisch, unbeholfen. —

Doch — andere — Weiber —?

Er war zu gesund und glaubte den Ärzten . . .

Ja . . . die Ärzte . . . Die Erinnerungen spinnen sich rasch hintereinander, so langsam die Ereignisse auch dahinrollten —

Die Ärzte!

Eines Abends kam er froh nach Hause. Wenn der Mann froh ist, überschäumt die Zärtlichkeit . . .

Am andern Tage erlitt sie einen Rückfall. Der Arzt fragte, nachdem er sie untersucht hatte, nach ihrem Mann.

Sie unterhielten sich lange. Dann ging der Arzt, und der Mann trat an ihr Bett.

Etwas wie Schmerz malte sich in seinen Zügen, wie der Schmerz der Enttäuschung. Jetzt verstand sie auch die leisen Andeutungen des Arztes, sich zu schonen . . .

Also: das „Haus" war ganz eingestürzt.

Sie lag Wochen und Monate krank. „Armes Kind," sagte der Mann, wenn er für einige Minuten ins Zimmer kam.

Dann erhob sie sich vom Lager — „armes Kind."

Sie war kein Weib mehr . . .

Es tat ihr auch nicht leid, sie sehnte sich nicht nach den Umarmungen ihres Gatten. Aber jemandem etwas sein wollte sie.

Aber nicht ein „Haus". Nicht notwendig. Und doch unentbehrlich; — wie? Da kam Fritz Braun. Jetzt wußte sie es: Schicksal sein wollte sie. Aber — Fritz Braun schrieb —: Atem holen . . .

Wie ihrem Mann — ein Objekt der Beruhigung in anderer Situation.

Nein! Schicksale verfolgen, halten fest, umklammern, lassen nicht nach.

Sie wollte nicht Ruhepol sein. Fritz Braun ging: „Ich kann keine Dauer geben!"

Jetzt saß sie allein. Die Atmosphäre war geladen.

Plötzlich ein Krachen — — der Himmel atmete . . .

Sie schloß die Augen vor den grellen Blitzen. Doch im Innern blitzte und toste es . . .

Ein Schicksal schlägt ein . . . jäh und wild . . . Oft nur einmal . . .

Wenn sie . . . der Arzt hat gesagt . . . Die Dauer — ist das Leben. Sie geht zugrunde, wenn sie sich gibt . . . Aber er — —

Sie legt die Hände um den Nacken und zieht den Kopf auf die Brust, bis sie Schmerzen empfindet:

„Er wird dann an mich denken müssen . . . Ich — werde sein Schicksal . . . Doch . . ."

Ihr krankes Gehirn verwirrt sich immer mehr. Sie zündet die Lampe mit Mühe an. Sie nimmt Papier und schreibt . . .

Sie will Schicksal sein . . . Sie beißt die Lippen aufeinander . . . Sie fühlt, wie blutleer sie sind . . .

Draußen zuckt und rollt es . . .

Das Firmament atmet . . .

XXIV.

Gertha Gerold war eine von den Frauenseelen, die nach „Sünde" lechzen im Träumen und im Wachen — die aber doch mit erlebter „Sünde" nicht fertig werden: Eine Mimosa-Natur, die Sehnsucht hat nach Leben und doch die Blätter einzieht, wenn der Luftzug des Lebens kommt.

Eine bleiche, blasse Frau mit fordernden Augen, die aber den Folgen der Forderung erliegen muß: das sehen die Augen.

Ein Unterliegen ist bei ihnen gleichbedeutend mit einem Erliegen. Eine Frau, die nicht sinken kann, nur zugrunde gehen, nicht fallen, sondern vernichtet werden.

Es ist nicht Scham in engerer Bedeutung, die eine solche Seele tötet — es ist ein Keuschheitsdrang, der sich nie beflecken läßt. Ist es aber geschehen, dann gibt's keine Sühne, keinen Ausgleich, kein Verzeihen.

Ein Weib, das sich selbst nicht verzeihen kann und deshalb auch vor der Verzeihung anderer zurückschreckt. Sie fürchtet dann allein mit sich zu bleiben, ohne Vorwürfe von irgend einer Seite, nur die Grabesstimme des eigenen Keuschheitsgewissens zu hören.

Dieses Keuschheitsgewissen tötet sie.

Als Gertha an Fritz Braun schrieb, wußte sie, daß sie sich dieser Ohnmacht hingibt — aber sie tat es mit bewußtem Willen.

Nicht einmal leben wollte sie, sondern überhaupt ausleben, zu Ende leben.

Die Vorstellung in ihrem Innern war unklar, aber sie wußte: Dann kommt etwas — — was ich nicht wissen werde —: Schlaftrunkene Ahnung. Und sie sehnte diesen Zustand herbei.

Fritz Braun schien ihr gleichgültig geworden zu sein. Er war nur das Mittel, sagte sie sich zuerst. Dann aber wieder: Nein! er ist Zweck . . . denn warum kam diese Sehnsucht nicht früher über mich?

Sie wußte nichts von den Gefühlen eines Sterbenden, der große Augen macht und nach einem Menschen sucht, nach dem, der ihm den letzten Blick spenden soll, mit weicher, kosender Hand ihm dann die Augen zudrücken.

Sie sucht Hilfe, zum Hinüberschlummern ins Ungewisse — damit der letzte Moment des Lebens still sei, friedlich und harmonisch.

Früher — viel, viel früher, ehe die Krankheit kam, hatte sie sich mit Todesgedanken herumgetragen. Aber sie schauderte zurück, nicht vor dem Tode, sondern vor dem Ende, das kalt sein sollte.

Jetzt sollte Liebe, Hingabe der Todesstoß werden.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber es kam anders.

Fritz Braun kam zu ihr, aber mit anderen Gedanken. Er war in der letzten Zeit mit sich selbst so sehr beschäftigt, daß jeder Tag, jede Sekunde ihm neue Erkenntnisse brachte.

Die Häßlichkeit, die er um sich sah, schärfte seine Sinne, sein Empfangsvermögen für Schönheit.

Und als er nach Hause gegangen war, kam ihm der Gedanke, welche Häßlichkeit darin liege, jemanden zu hintergehen.

Anfangs lächelte er über die „moralische Spitzfindigkeit" —: Hintergehen? Wenn ich jemandem etwas nehme, was er nicht entbehrt, was ihm nicht fehlt, ja, was er gar nicht sucht.

Aber dann wieder:

Ein Schatz gehört dem Besitzer, auch wenn er ihn nicht zu heben versteht . . . Und dann abermals: Wer verbietet's?

Bis er sich klar wurde: Der Wille zur Schönheit.

Schönheit muß glänzen, muß offen, muß augenfällig dastehen können.

Genuß soll kein Raub sein. Oder doch: Ein Raub und kein Diebstahl . . .

Raub! Offener Raub! Nicht durch Hinterlist Erworbenes, durch Versteckspielen Errungenes.

„Ich bin stärker als du — ich erobere": das galt.

Und da sah er den wohlwollenden Herrn Gerold vor sich, dessen Blicke erstaunt fragten:

Kampf? Ich will doch nicht kämpfen.

Also: Raub von starker Hand, Kampf mit einem ebenbürtigen Gegner war unmöglich. Und Diebstahl war häßlich . . . .

Als er das dem Weibe sagte, wußte sie, wie wenig sie ihm Schicksal sein könne.

Und langsam stahl sich das Leben aus ihrem Körper.

— — — — — — — — — — — — — — —

Er mußte noch lange an Gertha Gerold denken; ihr blutloses Gesicht sehen.

Still kam sie und forderte mit den Augen, und er konnte nicht geben.

Die Schönheit ist vielleicht nur eine Ausrede, sagte er sich. Aber: ich kann nicht.

Als er einsah, daß in ihrer Liebe Opferblut brodelte, wurde es ihm heiß ums Herz — für einen Moment.

Ihm war sie doch nur — ein Weib.

Er vertrieb gewaltsam diesen Gedanken, um die Erinnerung, die Lebenstote nicht zu entweihen. — — — — — — — — —

Durch Welt und Menschen ging Fritz Braun. Machte die Männer eifersüchtig, die Frauen toll. Er selbst genoß nicht.

Bis zum Momente des Genusses war ihm das Weib ein Reiz, der lockte, manchmal wild zerrte, in einsamen, drängenden Stunden. Aber die Erreichung, die Erreichbarkeit des Moments machte ihn kühl, tötete gleichsam das Leben in ihm.

Er schrieb Bücher über Liebe, über das Schicksal Weib. Ihm selbst konnte die Liebe nicht mal ein Vergessen, ein Atemholen sein.

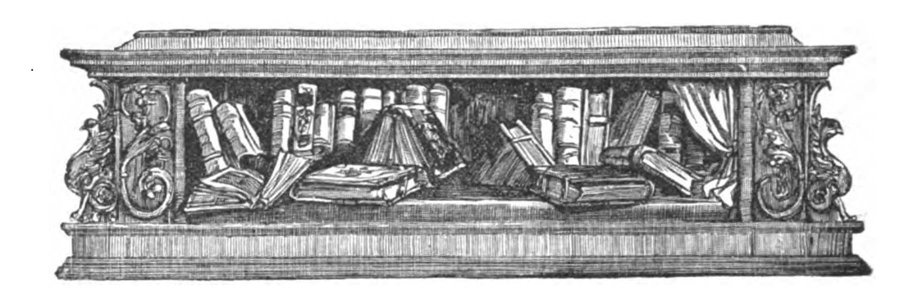
Die Gesellschaft des „Hinauf" existierte noch weiter. Er kam manchmal hin und ließ sich lieben.

Das Weib gab sich ihm; er konnte nicht erobern . . .

In der wirren Welt ging er umher und suchte — aber im Gegenstande des Gefundenen lag eine weitere, tiefere Sehnsucht verborgen — die tragische Sehnsucht des Lebens —

Die Tragik und die Sehnsucht der Unendlichkeit, der wirren Welten.





Michael Georg Conrad.

Von

Ott. Stauf von der March.

— Wien. —

Michael Georg Conrad — drei schöne stolze Namen, klangreich und bedeutungsvoll! Michael: der Starke (vom altdeutschen mihila), Georg: der Landbebauer und Conrad: der Rater der Sippe — alles in allem: der starke, das Land bebauende Rater der Sippe. Als solcher bewies er sich, als solcher stand er vor mir, als ich hochklopfenden Herzens in die lärmerfüllte Arena des Schrifttums hinabstieg, um dort mitzustreiten und gemäß dem alten Schicksal der deutschen Literaten: auch mitzuleiden. Und als solcher gilt er mir heute noch, ob auch Zeit und Erfahrung das schöne Einvernehmen vielfach zerstört haben, das sich zwischen ihm, dem damals anerkannten „Führer der Moderne", und mir, dem begeisterten Schildknappen der literarischen Revolte, in kurzem entsponnen hatte. Neben Bleibtreu und Liliencron liebte ich ihn mit dem Feuer einer jungen Seele und liebe ihn heute noch, erscheint er doch als einer der besten und tapfersten Vorkämpfer, deren wir uns berühmen dürfen, als ein hochbegabter Künstler voll blutvoller Empfindung und Gestaltungskraft, wie wir deren nur wenige besitzen.

Ich habe den literarischen Kämpfer dem Künstler vorangestellt, nicht als ob ich den Künstler Conrad hinter dem publizistischen Streiter Conrad zurückgesetzt wissen möchte — ich will nur auf das hervorstechendste Moment in Conrads ganzer Wesensartung hindeuten und bemerke in Klammer, daß mir persönlich an einem Literaten, der Publizist und Künstler in einem ist, unter den obwaltenden Zeitumständen der Publizist ungleich wichtiger scheint. Künstler haben wir fast mehr, als uns lieb sein kann, Künstler unterschiedlichen Kalibers — wir

bedürfen aber dringend der **Kämpfer**, erzgerüsteter Kämpen, die den Stahl zu schwingen wissen, wir brauchen Starke, Landbebauer, Sippenberater; das Volk aus der Knechtschaft zu befreien, den verwüsteten Boden zu bebauen und der Gemeine mit Rat und Tat zur Seite zu stehen in den Irrungen und Wirrungen des an sich selbst verzweifelnden Zeitgeistes; doppelt willkommen, wenn solche zu hauen **und** zu schreiben vermögen, wenn sie in der einen Hand das Schwert, in der anderen die Kelle führen. Aus diesen Gedanken heraus gebe ich dem Münchener **Publizisten** M. G. Conrad den Vortritt.

An seinen Werken besitzt das Hirn fast denselben Anteil wie das Herz. Was er schreibt, hat Kopf und Fuß, und er schreibt, wie er denkt und fühlt, er nimmt kein Mäntelchen um, kein Feigenblatt vor den Mund, er schreibt sozusagen in Hemdärmeln, offen, rücksichtslos, herb und oft derb fließen die Worte aus der Feder, stählern wie sie selbst, gegen die politische Versumpfung, gegen die literarische Waschlappigkeit, gegen die soziale Verlogenheit, fast immer und überall den Nagel auf den Kopf treffend und beweisend, daß ihm Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzen, daß er einer von denen ist, deren unser Volk bedarf, wie des täglichen Brotes, wenn es nicht untergehen soll in dem Strudel ethischer und politischer Versumpfung.

Ich wittere **Nibelungenluft!** Nibelungenluft — ja das deucht mir das richtige, treffsichere Wort für die ganze Atmosphäre, die seine Publizistik durchweht. Harzig, rauh (für die zarten Mimosen unseres vertrottelnden Jahrhunderts), Blut reinigend, die Seele stählend, wie die Luft des deutschen Waldes, schwertscharf und sturmdurchwittert, wie das Hohe Lied von der Hunnenfahrt, deutsch bis in die letzte Fiber und Faser, wie Luthers und Huttens Stimme. Seit langer Zeit gibt es — für mich wenigstens — keinen Zweifel, daß Conrad der glänzendste Publizist sei, den wir seit den siebziger Jahren aufzuweisen haben, denn nicht nur sein blendender Stil, der ihn überhaupt unter die ersten deutschen Stilisten einreiht, — ist es, der so mächtig mit sich fortreißt, sondern auch der mit diesem Stil eng verwachsene Inhalt, dessen Vollwert gemünztem Golde gleich kommt.

Aus der großen Anzahl von Flugschriften und Sammlungen politischer, sozialer und literarischer Artikel — ich nenne besonders: „Erziehung des Volkes zur Freiheit" (1870), „Spanisches und Römisches" (1877), „Die klerikale Schilderhebung" (1878), „Flammen für freie Geister" (1878), „Parisiana" (1880), „Fantasio" (1889), „Deutsche Weckrufe" (1890), „Gelüftete Masken" (1891), „Wahlfahrten" (1893), „Wirtschaftliche Kämpfe und höhere Kultur" (1897), — greife ich zumal zwei heraus, die sein Wesen in jeder Hinsicht, d. i. inhaltlich wie formell am besten zurückspiegeln: „Deutsche Weckrufe" und „Fantasio" (beide bei W. Friedrich, Leipzig).

„Deutsche Weckrufe", eine Sammlung von Aufsätzen, die man am besten „Leitartikel" nennen könnte, wobei freilich vor Augen zu halten ist, daß zwischen diesen Leitartikeln und den landläufigen unserer Zeitungen ein himmelweiter Unterschied besteht. Conrads Leitartikel besitzen wirkliche Gedanken, die der Zeitungen aber nur Scheingedanken, in allerhand mehr oder minder grellfarbige Phrasen eingewickelt, mit glitzernden Sophismen behängt, innerlich aber mit Häcksel gefüllt, wie eine Puppe vom Kreuzermarkte. Conrads Buch bietet ein scharf umrissenes klares Spiegelbild der Zeit von der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. bis zur Verabschiedung Bismarcks und bildet somit ein zeitgeschichtliches Dokument von hervorragendem Werte, das von jedem Deutschen, dem es mit seinem Deutschtum wirklich und wahrhaftig ernst ist, gelesen und beherzigt werden müßte.

Den Grundton des Ganzen schlägt das bittere, aber leider gerechte Wort des falkenäugigen Tacitus an, das heute noch ebenso Geltung hat, als vor 1800 Jahren: „Ruere in servitium" — „sie (die Germanen) beeiferten sich in Knechtschaft zu stürzen".

Nach innen: Servilismus; nach außen: blinde Verehrung alles Fremden. Und der Grund all dessen? „Immer und überall: Mangel eines mannhaften Selbst- und Nationalbewußtseins. Wir haben uns jahrhundertelang die nationale Charakterlosigkeit und Verschwommenheit im eigenen Hause als weltbürgerlichen Idealismus aufschwatzen lassen; wir haben unserer internationalen Liebedienerei das dogmatische Mäntelchen, eine echte deutsche Bedientenjacke, von unserer ‚weltgeschichtlichen Kulturmission' umgehängt."

„Auch die Franzosen haben der Welt verkündigt, daß sie an der ‚Spitze der Zivilisation marschieren'; allein, sie waren klug und charaktervoll genug, sich diese Zivilisation niemals als eine internationale oder allgemein menschliche vorzustellen, sondern als eine französische oder wenigstens vom französischen Geiste durchtränkte." (S. 2.) Man sagt: Die Kunst ist international. „Wenn das eine Wahrheit und nicht ein Unsinn wäre, stünden wir bald der Vernichtung aller echten Kunst gegenüber. Jede Kunst, die diesen Namen verdient, ist spezifisch national, und jeder wahrhaft große Künstler ist ein erhabener Typus seiner Nationalität." Beweis dessen Dante, Viktor Hugo, Shakespeare, Albrecht Dürer und Richard Wagner. „Sind sie nicht gerade deswegen leuchtende Zierden der Weltkultur und Gipfel der Kunst, eben weil sie spezifisch national, volksecht und nicht waschlappig-international sind?! . . ." „Was die Griechen ewig wähnten, ihre Staatsverfassung, ihre Politik, ihre dogmatische Religion und ihre Priesterschaft, ist im Staube versunken, während ihre rasseechten nationalen Schriftsteller, Dichter und Künstler selbst in ihren Trümmern

noch den Jahrtausenden trotzen und gleich ewigen Sternen fortstrahlen am Himmel der Menschheit."

„Nichtswürdig ist die Nation,
Die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre,"

sagt Schiller. Was aber ist „Ehre", jenes höchste Gut, des äußersten Opfers wert?! Die Ehre, die auf blutgetränktem Schlachtfelde blüht und verwelkt? „Wir sehen es unwiderleglich aus den Beziehungen Deutschlands zu Frankreich, daß die geistige, die künstlerische, die literarische, die volkswirtschaftliche Ehre von einem Gewichte sein kann, gegen welches ein militärisches Auf und Nieder einfach ohne Belang ist.

So kann der Schillersche Gemeinplatz mit vollem Rechte eine genauere Bestimmung erfahren, ohne ein Jota von seiner Allgemeingültigkeit zu verlieren: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre künstlerische und literarische Ehre! Und nun brauchen wir bloß einen Blick auf die wirklichen Zustände in Literatur und Kunst zu werfen innerhalb der deutschen Staatsgemeinschaft, um sofort die eingangs behauptete Gefahr zu erkennen, daß das Volk nicht allein um die Schärfe seines Gewissens, sondern auch um die Schärfe seines Kopfes gebracht wird.

„O Klassikervolk, o Volk in Waffen, wie werden dir dereinst die Fremden die Verachtung deiner vaterländischen, idealen Künste heimzahlen, wenn du den Weckruf der Tatsachen überhörst und nicht beizeiten die Schärfe deines Gewissens, die Schärfe deines Kopfes und die Ehrfurcht vor dem vaterländischen Geiste zurückgewinnst!"

„Den Deutschen die Charakterlosigkeit und Bedientenhaftigkeit aus Kopf, Herz und Gliedern zu treiben und sie insgesamt vom Ersten bis zum Letzten, vom Höchsten bis zum Geringsten in allen Stücken, namentlich aber in geistigen Dingen, zu charaktervollen, stolzen, freudigen Vertretern und kühnen Zeugen unseres ursprünglichen, lauteren deutschen Volkstums zu machen, Gott und den Menschen und allen Realisten ein Wohlgefallen: dazu bedarf es wohl noch der Arbeit und des Kampfes von Menschenaltern . . . ."

In ähnlicher Weise bespricht Conrad politische und wirtschaftliche Themen, kennzeichnet sozialdemokratische und klerikale Bestrebungen und läßt Menschen, Parteien und Völker an unseren Augen vorüberziehen. Es ist eine Lust, wie ich vor Jahren schon schrieb,*) die brillanten Artikel zu lesen, von denen jeder großartige Perspektiven entrollt und eine Flut von Gedanken emporwirbeln läßt. „Ich wittere Nibelungenluft!" — damit ist Conrads Publizistik am besten gekennzeichnet. Jene Luft, die den Cherusker mit seinem Heerbann umweht hat, als er im Bannwalde an

*) In einer Serie von Artikeln über die „Deutschen Weckrufe" im Wiener deutschnationalen Tagblatt „Ostdeutsche Rundschau" (Mai 1895).

der heiligen Teutoburg die Legionen der nimmersatten römischen Wölfin zusammenhieb, dieselbe Luft, in deren Anhauch das gigantische Weltreich der Cäsaren von Alarich und Dietrich zertrümmert wurde, jene Luft, welche die deutschen Reichsbanner schwellte, als die Ottonen, die Salier, die Waiblinge in Nord und Süd, Ost und West den deutschen Stamm groß machten, dieselbe Luft, die den Wittenberger Mönch umbrauste, da er seine Thesen ans Kirchentor nagelte, die Luft, in die Walter von der Vogelweide und Ulrich von Hutten ihre Klage- und Zornlieder gegen die Entdeutschung hinausschleuderten —; die Sturmluft des nationalen Bewußtseins, des Welterobertums, der Liebe zum deutschen Volke und des Zornes über die unwürdige Verlotterung des deutschen Geistes.

Und solch einer Luft bedürfen wir dringend, um den verweichlichten Organismus zu stählen, das verzagende Herz emporzurichten, das vertrocknete Hirn zu erfrischen und die gichtische Seele von Grund aus zu heilen.

In das heillose Durcheinander von Behauptungen und Meinungen, die sich von Tag zu Tag mehren, wie Frösche nach einem Sommerregen, in den brutalen Kampf zwischen Mammonismus und Individualismus müssen wir ein offenes Hirn, ein starkes Herz und eine gesunde Seele mitbringen, wenn wir bestehen wollen. Rücksichtslos, von der Leber weg, wie Männer, wie Deutsche — so sollen, so müssen wir sein! Und wild müssen wir werden endlich einmal, wir Deutschen, nicht fuchsteufelswild, nein, wild, wie sich's für ernste Männer geziemt, wild wie Leute, denen man den fruchtbaren Lebensacker versehrt, das Lebensziel vernichtet, die heiligsten Kulturideale ihres heißgeliebten Volkstums zerbrochen und in elenden Scherben vor die Füße geworfen hat. Wir müssen wild werden, um überhaupt wieder frei und fruchtbar werden zu können. „Ja, wild müssen wir werden, daß die Fetzen der Verknechtung nur so in den Lüften fliegen. Den teutonischen Furor müssen wir einmal gegen uns selbst wenden, heldenhaft, zur großen Rettungstat der Selbstbefreiung, ehe es zu spät ist. Das Reich soll bleiben, aber das ganze elende Gerümpel, das uns Luft, Licht und freie Bewegung nimmt, muß in Trümmer gehen. Man hat uns entdeutscht mit dem Reich — aber der Teufel soll uns holen, wenn wir die Geschichte nicht zwingen, wieder mit uns deutsch zu werden." („Raubzeug.")

Ja wohl! so soll es sein. Und wenn uns alle die Nibelungenluft umweht, wenn wir alle ausziehen zur Selbstbefreiung, dann ist die große Zeit gekommen, von der Kaiser Friedrich im Kyffhäuser träumt und die er erwartet. Dann werden die Raben verschwinden und das deutsche Weltreich steigt wieder auf aus dem Schutt der Jahrhunderte, festgefugt für ewig, unzerstörbar, groß und mächtig, wie keines auf dem Erdenrunde.

Mit großer Vorliebe behandelt Conrad politische und literarisch-wirt-

schaftliche Stoffe in Form von Plaudereien und novellistischen Feuilletons, man vergleiche diesbezüglich seine Bücher „Fantasio" und „Raubzeug", die übrigens noch rein epische, d. i. novellistische Stücke umfassen. — In allen Veröffentlichungen politisch- oder ökonomisch- oder endlich literarisch-polemischer Natur zeigt Conrad entschieden national deutsches Gepräge und betont diesen seinen Standpunkt ganz besonders, ohne indes irgendwie aufdringlich zu werden! Davor schützt ihn seine geradezu phänomenale Darstellungsgabe, der wahrhaft attische Witz und nicht zuletzt der Fern- und Ausblick über der Erscheinungen Flucht. Von Conrad könnte manch ein gepriesener Publizist lernen, wie er schreiben müßte, um die Lobsprüche zu verdienen, die ihm unverdienterweise so reichlich zuteil werden. Die Gesinnungen, die sich in Conrads Schriften der besprochenen Art kundgeben, sind sonder allen Zweifel vortrefflich und des uneingeschränkten Beifalls wert. Würden sie in Taten umgesetzt, stünde es mit uns gewiß bedeutend besser. Leider ist die Aussicht, daß dies jemals geschieht, sehr gering, um nicht zu sagen: utopistisch.

Vom Künstler Conrad ist vor allem die Gedichtsammlung: „Salve Regina" (1892) zu erwähnen. Conrads Lyrik wurzelt in der Reflexion und im Pathos, daraus erwächst die Stimmung, wenn man in diesem Falle von Stimmung überhaupt reden kann. Und das Pathos ist zum Unterschiede von dem landläufigen schlicht, ohne Wortprunk — ein, ich möchte sagen: Pathos des Herzens, im Gegensatze zum Pathos des Hirns. Kennzeichnend für seine Art ist nachfolgendes Gedicht:

Tagesruf.

(Gebet der Jungen.)

Morgenglanz der Ewigkeit,
Leuchtend Frührot allen Lebens,
Mach' zum Kampf die Brust bereit,
Gieß' das Herz voll heiligen Strebens
Deiner jungen Menschenschar!
Führ' uns aufwärts immerdar!

Morgenglanz der Ewigkeit,
Rein laß' uns're Sonnen steigen,
Daß in heißer Tageszeit
Uns're Ziele hell sich zeigen.
Deine junge Streiterschar
Schütz' vor Irrweg' immerdar!

Morgenglanz der Ewigkeit,
Urquellstrahl vom Götterlichte,
Hilf, daß nicht in Dürftigkeit
Sink' die Fülle der Gesichte:
Führ' zu Reichtum, Schönheit, Ruhm
Unser junges Heldentum!

Morgenglanz der Ewigkeit,
Strahlend Siegel aller Ehren,
Wie sich wende Kampf und Streit,
Laß' uns faulem Frieden wehren!
Bis das Aug' im Tode bricht,
Blitz' es Sieges-Zuversicht!

Ist der Tag voll Fährlichkeit,
Rauh und trüb in seinem Gange:
Tief im Innern Seligkeit
Und dein Licht auf uns'rer Wange,
Lachen wir der schlimmen Stund',
Preisen Gott mit Herz und Mund.

Bricht die dunkle Nacht herein,
Glüht wie Morgenlicht die Seele,
Daß in uns'res Herzens Schrein
Nie die Kraft der Hoffnung fehle:
Ewig wiederkehrt, was schied!
Seufzer stirbt im Frühlingslied!

Morgenglanz der Ewigkeit!
Seht ihr's flammen von den Höhen?
Meister, Helden aller Zeit
Jung im Himmelszauber stehen,
Götterkraft erhebt ihr Sein
Über irdischen Trug und Schein!

Wie aus der Prosa Conrads, so spricht auch aus seinen Gedichten Kraft, Freiheitsdrang, Frohmut und Vertrauen auf sich selbst und die Gesinnungstreuen, hier ebenso mit sich fortreißend als dort. Überall wird man einer starken Eigenpersönlichkeit inne, die den Leser in Bann schlägt.

Conrads erste epische Werke „Lutetias Töchter“ (1883) und „Der Totentanz der Liebe“ verraten deutlich Spuren Zolaistischen Einflusses, wie er ja einer der Ersten gewesen ist, die den „Großmeister des Naturalismus“ bei uns populär gemacht haben. („Französische Charakterköpfe“, 1881.) Inhalt dieser Novellenbücher ist, wie Uellenberg in seinem Artikel „Conrad als Erzähler“ treffend bemerkt, „nichts anderes als eine Verherrlichung brutaler Lendenkraft“ und manch einmal sogar abstoßend, was wohl aus der damaligen Zeit — dem heftigen Kampfe zwischen alt und jung — zu erklären ist: um die Gegner bis aufs Blut zu ärgern, gefiel man sich in der Ausmalung krasser Szenen, und je mehr die Antinaturalisten darüber schrieen, desto stärker trug man die Farben auf.

Um so merkwürdiger ist es, daß in den beiden großen Romanen, die die Jahre 1887 und 1889 brachten, dieser Einfluß sich keineswegs feststellen läßt; es wäre denn etwa in der Art der Behandlung, worunter ich die wunderbar feine Schilderung des Milieus verstanden wissen möchte. Während aber Zola allzuviel spekuliert, fast könnte man sagen: schnüffelt, so daß seine Werke an vielen Stellen den schweißigen Geruch eines viel gebrauchten und darum abgegriffenen Notizbuches (zumal in Débâcle und Lourdes) atmen, schmökert Conrad nicht, — frische, freie Luft geht ihm über alles. Zolas Stil hat stets einen gewissen akademischen Anstrich, den nur die südliche Lebendigkeit mildert, Conrads Stil ist natürlich, ungezwungen, kernhaft, kurz: durch und durch deutsch. Sowohl der Roman „Was die Isar rauscht“, als „Die klugen Jungfrauen“, in vielfacher Hinsicht einander ergänzend und aneinander anklingend, erwuchs vollständig aus münchnerisch-bajuwarischem Boden und trägt auch von der ersten bis zur letzten Seite dessen Gepräge. Im Sinne der alten Schule ist keines der beiden Werke ein Roman, dazu mangelt es ihnen an Geschlossenheit, gar manche Szenen erscheinen zu lang ausgesponnen, während wieder andere nur in losem Zusammenhange mit dem eigentlichen Vorwurfe stehen. Aber gerade das bot dem Autor einen weiten Spielraum für die Charakteristik der Personen und seiner Zeit.

Und ferner: Conrad wird nie langweilig oder auch nur uninteressant, er weiß stets zu fesseln, sei es durch die Art, wie er etwas sagt, sei es durch das, was er sagt. Zumal „Die klugen Jungfrauen" sind ein sprechendes Beispiel hierfür, die Sitzung der Brüder Freimaurer, der Kegelabend beim Kunsthändler Feldmann, die Gründung des Frauenvereins für soziale Interessen, das Schwesternfest der „Freimaurer", vor allem aber das Kaffeekränzchen bei Frau Dr. Sinsler, das brilliert in allen erdenklichen Farben. Geist und Witz, treffsichere Charakteristik und lebensvolle Form voll Natur vereinigen sich hier zu einem wahrhaft klassischen Bilde. Ein weiterer, nicht zu unterschätzender Vorzug der Conradschen Erzählungskunst liegt in der Art und Weise, wie er sich mit der plastischen Darstellung des Nebeneinander abfindet, was bei vielen deutschen Romanautoren anerkanntermaßen eine häkelige Sache ist. Eine große Gesellschaft, deren einzelne Gruppen in verschiedenartige Gespräche vertieft sind, so zu schildern, daß der Leser ein lebendiges bewegliches Bild der Einzelgruppen empfängt und doch den Überblick über das Ganze nicht verliert, das vermag vor allen zumal Conrad.

Was er schildert, ist freilich sehr alltäglicher Natur — das moderne Leben in all seiner Nacktheit, Brutalheit und Verruchtheit, der Zusammenbruch der Kultur, die in beinahe jeder Hinsicht zu einem Kult der Hur' geworden ist. Er zeigt, wie für den wahren Künstler, für den ehrlichen Schriftsteller, für das reinempfindende Weib, für den Menschenfreund kein Platz mehr vorhanden ist, wie man den Edelmenschen erniedrigt und ausbeutet, um ihn schließlich wie eine ausgepreßte Zitrone in den Kot zu treten; Kunst-Charlatane, journalistische Bauernfänger, Freudenmädchen und Freudenknaben, Profitschinder und Spekulationshyänen beherrschen das Feld, und dabei hüllt sich das Gesindel in blendend-weiße Togen mit prahlerischem Faltenwurf und posiert mit frommem Augenaufschlag und rührsamem Pathos vor der ehrfürchtig gaffenden Menge. Aber Conrad doziert nicht — beileibe nicht! Vielmehr läßt er seine Leute so reden, wie sie eben in Wirklichkeit reden, gescheit und dumm, roh und fein, unverschämt und verschmitzt, wie sich's alleben trifft. Sie kennzeichnen sich selbst vollauf genügend, daß man sie an ihren unter uns lebenden Urbildern erkenne, und zwar so gut, wie man sie an ihren Taten erkennt. Oft genug zieht ihnen wohl der Autor ein paar Hiebe mit der Peitsche des Satirikers über die Fratze, daß man die Striemen noch lange nachher deutlich merken kann, aber das wäre eigentlich gar nicht mehr nötig, wenigstens nicht für jene Leser, die auch mit 'was anderem, als bloß mit den Augen lesen. Sonder Zweifel: Conrad versteht seine Sache: mit Geist und Witz, Humor und Satire die Gebrechen seiner p. t. Zeitgenossen zu geißeln, ohne Moralinsäure zu verzapfen. So trifft denn zu, was Emil Uellenberg im obenerwähnten Artikel „M. G. Conrad als Erzähler" schrieb: „Man ahnt nicht, man weiß es so bestimmt, als ob es

in den ewigen Sternen geschrieben stünde, hier ringt ein freier Mann urdeutschen Wesens vom Scheitel bis zur Sohle sich zur reinen Atmosphäre durch, und sein von heiligzürnendem Mitleid mit all dem tiefen Elend unserer Kulturtragikomödie erfülltes Herz zeigt ihm den Dornenweg zur Höhe. Wie alle führenden Geister unserer Zeit, die vom unerschütterlichen Glauben an eine Fortentwickelung und höhere Zukunft der Menschheit beseelt sind, sieht Conrad in jeglichem modernen, die Herzen verrohenden und die Geister knechtenden Staatswesen einen furchtbaren Hohn auf das Göttliche im Menschen."

Daß es solch einen warmblütigen, für das Allgemeine begeisterten — im Vulgärwelsch: ideologischen Schriftsteller gereizt hat, einen „utopistischen Roman" zu schreiben, wird nach dem Gesagten wohl jeder begreifen, schon weil in dergleichen die Schilderung von unterschiedlichen Verkehrtheiten plastischer und eindringlicher herausgearbeitet werden kann und der Hohlspiegel der Satire infolge der Wiedergabe in Überlebensgröße die Urbilder kräftiger ins Auge fallen läßt. Hierher gehört sein Buch „In purpurner Finsternis", Roman-Improvisation aus dem 30. Jahrhundert (Berlin, Verein für freies Schrifttum). Ihm werde wegen des interessanten Inhaltes in doppeltem Sinne eine ausführliche Besprechung zuteil.

Es ist still, unheimlich still geworden auf dem europäischen Festlande. Eine tödliche Erstarrung, eine lähmende Kirchhofsruhe, ein langer traumloser Schlaf lastet auf der Menschheit. Sie dämmert hin wie ein Betrunkener: ohne Willenskraft, ohne Lebensfreude, ohne Mut, ohne Gefühl, ohne Verstand — in vollkommenem Idiotismus.

Der kapitalistische Staat hat das Zeitliche schon längst gesegnet. Er war an sich selbst zugrunde gegangen: er hatte sich überfressen, wie die römische Wölfin von weiland, und die soziale Revolution versetzte ihm schließlich den Gnadenstoß. Nun kamen die kommunistischen Experimente, zeitweilig von Reaktionen der „Staatsretter" unterbrochen, Reaktionen, die — wie natürlich — neue Streitigkeiten und bürgerliche Kämpfe zur Folge hatten. Schließlich siegte das „Evangelium der sozialistischen Heilande" auf allen Linien. Aber das Rauschgold des Internationalismus wetzte sich mit der Zeit ab, und das ideologische Nichts zeigte sich gar bald in all seiner Nacktheit. Allmählich wuchs sich der Sozialistenstaat zum Klassenstaate heraus und lebte von den schlechten Gewohnheiten und der Dummheit seiner Bürger. Schließlich ging auch er den Weg alles Fleisches, und „Revolution wurde der Dauerzustand Europas, Revolution in der erbärmlichsten feigsten Form". Wie zur Zeit der Völkerwanderung, drängten sich die Nationen des altersmüden Europa durcheinander und schlugen sich gegenseitig die Schädel entzwei. Kein Volk machte eine Ausnahme davon. Wie wütende Tiere verbissen sie sich ineinander und schlugen hundert und aber hundert Schlachten

ohne Entscheid, ohne Ende, bis neun Zehntel aller aufgerieben waren und unter dem Reste das große Sterben, die sogenannte „chinesische Pest“, zu heeren begann. Die geringfügigen Überbleibsel sammeln sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte an den Abhängen der Gebirge, an den Flußläufen und fristen daselbst unter den Sammelnamen: Slavakos, Frankos, Teutoleute usf. ein bescheidenes und kümmerliches Dasein.

Am härtesten von all den Unglücksfällen wurde Deutschland heimgesucht, wie dies ja seit alters her Regel war. Die Teutoleute des 30. Jahrhunderts sehen auch ganz darnach aus. Es ist ein kopfhängerisches, muckerisches, lichtscheues Gesindel geworden, das zu zwei Dritteln in den Bergwerken seiner Väter und zum letzten Drittel in Ruinen und Höhlen haust. Vollkommene Gleichheit ist strenges Gesetz, das erste und oberste. Alle tragen Filzschuhe von einer und derselben Façon, einander ähnlich, wie ein Ei dem andern, keiner darf sich den Bart wachsen lassen, bei schwerer Strafe! (Wird ja doch sogar der Dichter einer Ode „auf einen sprossenden Bart“ zur Verantwortung gezogen.) Poesie, Kunst und Wissenschaft dürfen nicht gepflegt werden, Liebe, Freude an der Natur gelten als Staatsverbrechen, und wer seine Empfindungen nicht mechanisiert, kommt auf Numero Sicher. Ebenso, wer von Problemen, Entwickelung und dergleichen auch nur spricht. Die Geschlechter leben getrennt voneinander: Männer in der Männer-Hauptstadt, Frauen in der Frauen-Hauptstadt, zwischen beiden eine dicke, feste Mauer mit verschiedenen Toren, deren Aufschriften mystische Bedeutung haben. „Wille zur Macht“, „Selbstverneinung“, „Nullpunkt der Gefühle“, verkünden die einen, die andern „Bejahung des Lebens“, „Schwelle des Unbewußten“ usf. Endlich gibt es noch ein Tor des „siebenfachen Schweigens“, „der sieben Seligkeiten“, „des süßen Salböls“. Der Geschlechtsverkehr ist streng geregelt und wird von dazu bestimmten Staatswürdenträgern überwacht, — mit einem Wort: ein Menschengestüt. Die Kinder werden von den Müttern bis zum 15. Lebensjahre erzogen, sodann nach Geschlechtern getrennt. Hauptbeschäftigung der Teutoleute ist Mechanik, Chemie und Mystik, dann Essen und Maulhalten.

In dieses Teutoreich, das realisierte Ideal der Staatsmenschheit, führt uns M. G. Conrad. Mit feiner, aber desto schneidigerer Ironie und Satire malt er die „Welt der allgemeinen Güte“, wie sie in den Köpfen unterschiedlicher Leute spukt, deren Um und Auf die „Wissenschaft vom Staate“ ist, die im Menschen nur den Teil einer Herde sehen und alle und alles über einen Leisten schlagen wollen. Er zeigt, zu welchen Dummheiten die Gleichheitsfanatiker gelangen können und was für einen horrenden Blödsinn halb- und schlechtverstandene philosophische Brocken haben können, beziehungsweise haben müssen. Im Gegensatze zum Automatenstaat der Teutoleute stellt er ein Reich oder besser: eine Volksgemeinschaft dar, das seinen Idealen und wohl auch denen aller entspricht,

die eines guten Willens sind. Es ist Nordika, das Land der Tatmenschen, der Schönheit und der Natur. Dort folgert man nicht, wie im Teutostaate: „Alles satt? Alles ruhig? Alles, alles glücklich!" (Kollektivisten ins Gewehr!) Dort „quillt das Glück aus dem Lebensmut", dort ist die Heimat wahrer Kultur, und von dort kommt auch das Heil für Teuta.

Grege, ein im Sinne der Teutoregierung „zuchtloser und gemeingefährlicher" Mensch, entflieht der Staatsfuchtel und kommt nach allerhand Fährlichkeit in besagte Provinz des großen Weltreiches Utopia, das noch seines Kolumbus harrt. Tief ergriffen von der Erkenntnis des daselbst heimischen Menschentums voll Adel und Würde, welches frei von Spekulationen des Jenseits mit Arbeit und Genuß eine volle, reife Freiheit und Schönheit des Leibes und des Geistes verbindet und welches die sittlich hochstehenden, gemeinsam strebenden und sich gegenseitig achtenden Glieder wie Brüder umfaßt, wird in Grege der Wunsch lebendig, diese herrliche Gabe der Natur auch seinem armen, in purpurner Finsternis schmachtenden Volke zu bringen. So wird er im Vereine mit der herrlichen Maikka, einem in ihrer Schönheit und Freiheit wahrhaft blendend geschilderten Weibe, am Zarathustrafeste sein Befreier.

Dies ist in großen Umrissen der Inhalt der Romanimprovisation, die niemand unbefriedigt aus der Hand legen dürfte. Weder der Leser an und für sich, der nur liest, um die Zeit totzuschlagen, noch der denkende Leser. Die vielen feinen Beziehungen zur Gegenwart, die Zeichnung, sowie die individuelle, mächtig mitfortreißende Sprache, von der genialen Satire ganz abgesehen, müssen jedermann ansprechen.

Unter den zahlreichen utopistischen Romanen, die zumal seit Bellamy wie Frösche nach einem warmen Regen erschienen sind, reiche ich ohne Bedenken dem Conradschen die Palme. Er ist nicht nur geistreich, sondern auch voll reifen Künstlertums.

Von Conrads Novellenbüchern verdient die Sammlung „Evangelische Erzählungen": „Bergfeuer" (München, E. Albert und Cie., 1893) besondere Erwähnung. Die Signatur dieses Büchleins ist Schlichtheit, Innigkeit und Großzügigkeit, durchsonnt von tief poetischem Empfinden. Von den zahllosen Dichtern, die der Stoff der Evangelien zu dichterischer Darstellung gedrängt hat, dürfte kaum einer mit Conrad zu wetteifern wagen. Wie schade, daß die beabsichtigte Fortsetzung: „Der Übermensch" und „Der Gottmensch", Jesu Wirken und Tod behandelnd, unterblieben ist! Die Gestalt Jesu erscheint mit bewunderungswürdiger Meisterschaft herausgearbeitet und tritt plastisch vor unsere Augen, desgleichen seine Umgebung. Und dabei ist die Form von einer geradezu verblüffenden Einfachheit, allerdings von einer mit Poesie verklärten Einfachheit. Die erste Erzählung „Bergfeuer" versetzt uns in die engbrüstige Umgebung des jungen, von großen, welterlösenden Ideen entflammten Jesu.

Er will fort, seiner Sendung entgegen, Maria redet ihrem willenlosen Gatten zu, ihn nicht ziehen zu lassen. Da kommt Juda, der Bruder Jesu, und bringt Kunde von dem neuen Propheten (Johannes), der am Jordan aufgetaucht sei. Für Jesus gibt es kein Halten mehr; in der Stille der Nacht wandert er fort, dem entlohten Bergfeuer zu. Die Charakteristik der Personen ist meisterhaft. Der von Sorge und Arbeit abgestumpfte, alte, über das ihm unverständliche Tun seines Sohnes verbitterte Joseph, der edle Träumer und Schwärmer Jesus, sein praktischer Bruder Juda und endlich die an ihrem Ältesten mit Leib und Seele hängende Mutter Maria. Die zweite Erzählung: „Das Weib am Brunnen" ist ein herrliches Stimmungsbild voller Duft und Schimmer. Es ist Abend. Jesus sitzt dürstend am Brunnenrand, von ferne tönt das leidenschaftliche Liebeslied eines Hirten herüber. Da tritt die „große Sünderin" auf, das Weib aus Samaria. Das nun folgende Gespräch, in seinen Grundzügen aus der Bibel bekannt, gehört zum Schönsten, was Conrad überhaupt geschrieben hat. „Niemand kann zween Herren dienen" behandelt die Geschichte mit dem Zinsgroschen und enthält grelle Schlaglichter auf die Gegenwart. Ebenso „Der Träumer"; den „Großen Kaufherrn Nathanael", der erst römischer Kommerzienrat geworden, finden wir auf Schritt und Tritt bei uns wieder, wie auch „seinen Nachbar, den großen Schriftgelehrten Ben Jehuda, das dickste Licht in der Synagoge". Die Aufforderung Jesu: „Lasset die Kleinen zu mir kommen" dient einer Erscheinung zum Ausgangspunkt, in welcher dem Kinderfreunde das Unheil klar wird, das er mit jenen Worten anrichtet (der Kampf um die Schule). In der „Vermählung" (Hochzeit zu Kana) treten neue, ebenfalls trefflich charakterisierte Personen auf, so Johannes, Maria und Martha, in der letzten Erzählung: „Der Gastfreund" lernen wir auch Judas, den Mann aus Kariot, kennen, der mit der neuen Lehre spekulieren will. Ach, Ischkariots Absicht ist nur zu gut in Erfüllung gegangen, das Geldreich ist aufgerichtet und Sieger! — Nicht minder gelungen sind die Charakteristiken der Brüder Simon und Jose. Ersterer ein Tatenmensch, wie Ischkariot. („Ich bin für die Macht, die Taten schafft." „Und wie nennst du diese Macht?" „Reichtum, Geld, Stellung. Das ist mein Evangelium.") Jose, Simon nennt ihn einen „himmelblauen Jungen", ist „Herr des Wissens". („Reichtum ist wenig wert, das Wissen schützt, der Reichtum muß geschützt werden.") Der Artikel „Lehrer und Priester" hängt nur indirekt mit den „Evangelischen Erzählungen" zusammen. — „Bergfeuer" gehört unbedingt zu den poetischesten Schöpfungen der neunziger Jahre auf dem Gebiete der Novelle.

Das Jahr 1897 brachte von Conrad das „Königsdrama": „Majestät". (Berlin, Otto Janke.)

Kein Roman im landläufigen Sinne des Wortes. Wer dergleichen sucht, der lasse das Buch unberührt, denn es würde ihn grausam ent-

täuschen. Wer aber Sinn für feine Seelenstudien besitzt, wer einen großen, gediegenen Inhalt in schöner Form liebt, dem wird dieses Buch Conrads nicht geringe Freude machen. Neben „In purpurner Finsternis“ bedeutet es einen literarischen Haupttreffer. Den Inhalt bildet das Seelenleben Ludwigs II. von Baiern. Mit satten Farben, jetzt warmen, leuchtenden, jetzt wieder kalten, schweren, malt Conrad die überreichen geistigen Anlagen des jungen Königs, den üppigen, wahrhaft fürstlichen Kunstsinn und den ungewöhnlichen idealistischen Zug dieses Märtyrers adlerhafter Phantasie. Meisterlich versteht er es, die Triebfedern bloßzulegen, durch die zuerst äußere und sodann innere Konflikte hervorgerufen werden, welche den schönheitstrunkenen Fürsten immer mehr und immer weiter der Welt entrücken und dem Verständnis der kleinen Seelen, jener Seelchen, die Béranger „Myrmidonen“, die Ameisenleute, nennt, und die von jeher das große Wort geführt haben in dieser besten aller Welten. Und der Kunstkönig wird immerdar weltfremder: ein Weltflüchtling, ein Verächter der „kompakten Majorität“, die den sauren und süßen Pöbel in trauter Gemeinschaft vereinigt, so es gilt, gegen wahrhaft große und edle Naturen zu Feld zu ziehen. Nur in weltferner Einsamkeit, mit sich und seiner Phantasie allein, fühlt er sich wohl. Und Nacht muß es um ihn sein, denn der Tag erscheint ihm ein Abbild des lärmenden, widerwärtigen Weltgetriebes. Die Schikanen, wie er den Widerstand, der seiner Baulust sich entgegenstemmt, nennen muß, der Zwiespalt zwischen Sein und Schein, die Erkenntnis der Erbärmlichkeit seiner nächsten Umgebung, alles steigert die seelische Erregtheit des feinbesaiteten Künstlergemütes, die zuletzt in wildem Titanenzorn sich entlädt und seine Entmündigung herbeiführt. Die Gewalt der Nüchternheit hat die Majestät der Schönheit besiegt. Um sich zu retten, stürzt er sich in den See.

„Und plötzlich braust es wie neue Sonnen, die sich aus dem Chaos lösen, in seiner Seele. Wie Gold und Purpur schimmert und flimmert es in und über dem Wasser — singende Schwäne ziehen ihm entgegen, klingende Rosen- und Lilieninseln. — — Und all die heroischen Gestalten, die er in den unsterblichen Schöpfungen seines Meisterfreundes so sehr geliebt, tauchen leuchtend auf. — — Und die Wolken öffnen sich und zeigen ihm in blendender Schönheit seine Wunderbauten, und in göttlicher Glorie erscheint die heilige Nacht selbst, ihren Liebling zu empfangen — — da steht sein Herz still, die Lebenskraft des königlichen Kämpfers ist erschöpft . . . .“

Wie Conrad seine künstlerische Absicht durchgeführt hat, wie er dieses Schema mit Fleisch und Blut, mit Farben und Tönen umkleidet, zu einem lebensvollen Ganzen gestaltet, das vermag nur die Lektüre des Romans selbst zu erweisen. Das Buch ist nicht nur reich an Poesie, sondern auch an Geist, und neben plastischen Charakteristiken (z. B. König

Max' II. und seiner Symposionsgefährten, des Amerikanismus und Taines) finden sich köstliche satirische Federzeichnungen (vergl. die treffsichere Schilderung der Münchener bei der Nachricht, daß König Ludwig verschwunden sei). Mit einem Wort: ein genußreiches Buch, würdig des unglücklichen Wittelsbachers.

Conrads jüngstes Werk „Der Herrgott am Grenzstein" (Otto Janke, Berlin 1905) spielt sich in der fränkischen Heimat des Dichters ab. (Conrad ist zu Gnodstadt, einem Dorfe in Oberfranken, geboren.) Den Inhalt bildet die Schilderung bäuerlicher Verhältnisse, des Kampfes zwischen fortschrittlichen Ideen und althergebrachten Überzeugungen und mitten darin der Läuterung und Selbsterziehung eines ehrlichen Schwärmers zu einem redlichen Arbeiter im Weinberge der heranwachsenden Menschheit. Kraftvoll setzt der Roman ein: der unruhige Andreas Panzer, ein „Neuerer" und Weltverbesserer, ist, des ewigen, unfruchtbaren und aufreibenden Kampfes mit den konservativen Dorfgewaltigen müde, nach Amerika ausgewandert, aber seine Ideen sind in Bullendorf zurückgeblieben und wuchern fort in den Gemütern, sogar der würdige Pfarrer Ostertag mit seiner Eheliebsten wird hiervon angesteckt, freilich nur für einen Augenblick, und soweit es sich um Verbesserungen wirtschaftlicher Natur handelt. Panzers treuster Jünger, der Lehrer Reinhardt, setzt den Kampf mit den Gemeindegrößen fort und nimmt schließlich, da seine mündlichen Belehrungen nicht verfangen, die öffentliche Meinung in Gestalt der Zeitung in Anspruch, indem er über die Rückständigkeit der Bullendorfer mehr oder minder schneidige Briefe schreibt. Aber er verrechnet sich gründlich; in der Gemeindesitzung setzt es der Bürgermeister Melchior Stang durch, die alten Stadttore und Mauern, also just das, was der Lehrer als poetisch gepriesen hat, als unmodern und gegen den Fortschritt niederzureißen. An diesem „fortschrittlichen" Beschluß stärkt sich sozusagen der konservative Geist, und selbst der milde Ostertag greift zu radikalen Mitteln, um die Moral seiner Pfarrkinder aufzurichten. Mutlos und verekelt wandert Reinhardt in die Berge, um sich von all dem Schmutze die Seele rein zu baden. Hier vollzieht sich die Läuterung. Seine Unterredungen mit einem Geistmenschen und einem Menschen der Tat bringen ihn zur Einkehr in sich. Sein törichtes Bedürfnis, Welt und Menschen ungemessen zu lieben und sie aus dieser Liebe heraus durch rücksichtslose Kritik zu bessern, ist befriedigt und durch Befriedigung vernichtet! Er hat nur noch den einen Wunsch und Trieb: Arbeit an sich und seinen Schülern, stille, ungestörte Arbeit. So kehrt er nach Bullendorf zurück und beginnt seine neue Tätigkeit, unterstützt vom neugewählten Bürgermeister, dem tüchtigen Adam Sämann.

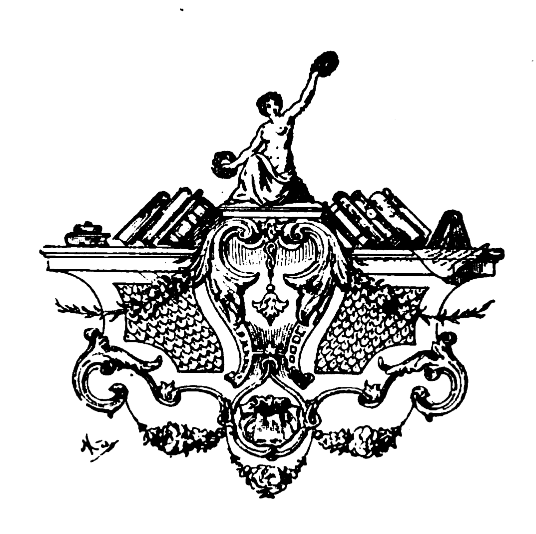
Das der Kern des Romans. Verwebt in diese Haupthandlung ist die Liebesgeschichte der Tochter Melchior Stangs und des Kilian Geyer, deren Liebe über die religiösen und politischen Skrupel der beiden Nachbar-

dörfer, des protestantischen Bullendorf und des katholischen Hopferstadt, obsiegt. Von den zahlreichen flott gezeichneten Charakteren seien besonders erwähnt: der Pfarrer Ostertag mit Frau Helene und den Töchtern Friederike und Oliva, der Bürgermeister Melchior Stang, Adam Sämann mit seiner Christina-Bäbi, der Lehrer Reinhardt, der Schäfer-Jakob u. a. m. Ein manchmal fast zu übermütiger Humor durchpulst das Ganze, und volles, reiches, lachendes Leben wogt dem Leser entgegen. —

Was Conrads gesamtes Schaffen so anheimelnd macht, ist — ganz abgesehen von der blendenden Form, in der sich Geist, Witz und Satire aufs glücklichste vereinigen — der klare Blick, die ehrliche Empfindung und das freie Eintreten für eine große Sache, die zugleich die Sache der Besten seiner Zeit ist. Zumal ein Kämpfer, ein Rufer im Streit um heilige Güter der wahren Kultur, steht er im vordersten Treffen des Heerbannes und schwingt begeistert und begeisternd sein blitzendes Schwert für die Befreiung seiner Volksgenossen aus harter Fron und für Emporführung auf den Pfad, als dessen Ziel vom Gipfel des Montsalwatsch verheißungsvoll die Gralsburg schimmert: das Heil des Reiches, des Volkes und zugleich des Einzelmenschen. Darum ist er zumal der erkorene Walter nationalen Schildesamtes, unsere streitfrohen Reihen in die Waffen zu rufen:

Schäum' auf zu roter Sturmesflut,
Du herrliches deutsches Ketzerblut,
Du unsrer Urväter Gewissen!
O rinn' nicht länger in enger Haft,
Du dreimal heiliger Gottessaft,
Des Blühens sei beflissen!

Sprüh' hin in Wogen von Gau zu Gau,
Mit purpurnem Segen erfülle die Au
Unsrer alten Heimatserde!
In dir ruht das Heil, in dir quillt die Kraft,
In dir die zeugende Leidenschaft,
Des Schöpfers heiliges „Werde".





Pro nihilo.

Von

Michael Georg Conrad.

— München. —

Und wärst du wie ein Gott durchs Dasein geschritten,
Einmal, plötzlich, hat dich das Leben nimmer gelitten,
Und du mußtest hinunter, in die Grube,
Wie der armseligste Bube.

Und hättest du all die Schätze der Erde besessen,
Wonne und Weh, Glück und Leid ganz ungemessen
Mit bebender Brust umschlungen:
Todesnot hat dich bezwungen.

Sei gütig und still! Laß die andern singen und schelten —
Dein ist die Tat! Sie allein wird gelten —
Den Rest verbläst die Zeit wie Flämmchen am Stroh:
Jubel oder Fluch — Geschwätz — pro nihilo!





Die epidemische Genickstarre.

Von

Michael Cohn.

— Berlin. —

Es sind gerade hundert Jahre her, daß in Europa, und zwar in Genf und dessen Umgebung, eine den Ärzten bisher unbekannte Seuche auftauchte, die nur kurze Zeit, vom Februar bis zum April des Jahres 1805, dauerte und während dieser Zeit dreiunddreißig Menschen hinwegraffte. Sie erregte damals ein gewisses Aufsehen. Napoleon I., der sich zur Zeit in Chambéry aufhielt, ließ sich durch das Genfer Sanitätsbureau über sie Bericht erstatten; ein Berner Arzt, Professor Schifferli, gab auch der deutschen Ärztewelt in Hufelands Journal der praktischen Arzneykunde „Nachricht von der bösartigen Epidemie zu Genf im Frühling 1805". Die Krankheit aber, um die es sich da handelte, war keine andere als die epidemische Genickstarre, die gerade gegenwärtig in Deutschland wie auch anderwärts in besonders heftiger Weise aufgetreten ist. Damals gab sie als völlig fremder Gast gleichsam ihre Visitenkarte in Europa ab; in der Zwischenzeit hat sie es freilich verstanden, sich hier mehr und mehr einzunisten und schließlich völliges Bürgerrecht zu erlangen. Ob es sich aber bei jener Genfer Epidemie um eine wirklich völlig neue Krankheit des Menschengeschlechtes handelte, die vorher überhaupt noch nicht existierte, oder ob sie bereits längst vorhanden, aber bis zu jener Zeit nicht besondere Beachtung gefunden hatte und mit anderen verwechselt worden war, diese Frage wird sich mit voller Bestimmtheit kaum je mehr beantworten lassen. Wahrscheinlich ist es, daß sie, wenn auch nur in vereinzelter Form, schon lange vordem existierte. Andernfalls müßte man ja nach dem, was wir heutzutage über die Seuche wissen, geradezu annehmen, daß ein Bakterien-

keim, der bis dato für den menschlichen Organismus völlig harmlos gewesen war, genau in jenem Augenblick plötzlich seinen Charakter verändert und Schmarotzereigenschaften erworben hätte. Wie dem nun auch sein möge, so viel steht unter allen Umständen fest, daß erst im neunzehnten Jahrhundert die Genickstarre in Europa zu größerer Verbreitung gelangt ist und zu einer wahren Volksseuche sich herausgebildet hat.

In den beiden ersten Jahrzehnten machte sie sich allerdings noch wenig bemerkbar, am ehesten noch in Frankreich, das ihren nächsten Schauplatz bildete; der Ausbruch der Krankheit in Grenoble (1814) bei den Truppen der Montblanc-Armee gehört zum Beispiel hierher. Aber erst mit dem Jahre 1837 beginnt sie stärker hervorzutreten, um von Frankreich ausgehend innerhalb der nächsten dreißig Jahre fast alle Länder Europas heimzusuchen. In Frankreich fallen die schlimmsten Epidemien in die Zeit von 1837 bis 49, während der sie in den verschiedensten Teilen des Landes, hauptsächlich im Stromgebiete der Loire, aber auch in dem der Rhone und des Rheins auftaucht. Zu der gleichen Zeit überzieht sie Italien und greift bis nach Algier über. Demnächst werden Spanien (1844), Dänemark (1845 bis 48) und Großbritannien (1846) befallen. Nach einer etwas längeren Pause erscheint sie dann im Jahre 1854 auf der skandinavischen Halbinsel, wo sie innerhalb der nächsten Jahre, zumal in Schweden, aufs heftigste wütete. Anfang der sechziger Jahre zeigte sie sich schließlich auch in den Niederlanden und in Portugal.

Während dieser ganzen Zeit war Deutschland fast völlig von der Seuche verschont geblieben. Nur einzelne, isoliert bleibende kleine Epidemien, deren Zugehörigkeit zu unserer Krankheit nicht immer sicher gestellt ist, wurden hauptsächlich aus dem westlichen Deutschland, speziell aus dem Rheinland und Westfalen, gelegentlich gemeldet. Als erste hierher gehörige ist wohl die zu bezeichnen, welche im Winter 1822/23 in Dorsten an der Lippe und dessen Umgebung von dem Landarzte Sibergundi, der schon damals eine recht naturgetreue Schilderung von der ihm bisher völlig unbekannten Krankheit gab, beobachtet wurde. Allein erst die Zeit von 1863 bis 1866 bildet die wichtigste Epoche in der Geschichte der Genickstarre in Deutschland. Während dieser Jahre überzog sie nämlich teils gleichzeitig, teils nacheinander die verschiedensten Teile Nord-, Mittel- und Süddeutschlands. Die ersten Nachrichten kamen auch damals aus Schlesien. Nachdem im Sommer 1863 einzelne Erkrankungen vorangegangen waren, trat sie im Herbst epidemisch im Neißetale auf, dann 1864 in Posen, Pommern, Westpreußen, wo Konitz, Graudenz, Danzig, Behrent und Carthaus die Hauptherde bildeten, und gleichzeitig in Hannover und Braunschweig. Auch in der Mark Brandenburg wurden einzelne Kreise schwer betroffen, und auch Berlin blieb nicht ganz frei. In einzelnen Gegenden Mitteldeutschlands wie Leipzig, Eisenach, Weimar kam es zu Epidemien von mäßigem Umfange, um so heftigere wurden

dagegen in Bayern, Hessen, Baden und Württemberg beobachtet. Mit dem Jahre 1866 tritt ein Ruhepunkt ein; es ist, als hätte die Seuche ihre Kraft erschöpft, und in der Folgezeit sehen wir sie überhaupt nicht mehr in dieser ursprünglichen Heftigkeit sich äußern. In der Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts schien sie sogar bei uns fast völlig erloschen zu sein. Indessen seit 1879 hat sie sich wieder mehr und mehr bemerkbar gemacht. Nicht in dem Sinne, daß sie größere Züge und Wanderungen veranstaltete; allein sie erlosch andererseits seitdem auch nie vollkommen, sondern tauchte bald hier, bald da auf in Form vereinzelter, sogenannter „sporadischer" Fälle; gelegentlich kam es auch zu Gruppenerkrankungen, nur sehr selten jedoch, wie zum Beispiel in Köln in den Jahren 1885 und 1886, zu etwas stärkeren Epidemien. Demgegenüber bietet die gegenwärtige oberschlesische Epidemie immerhin etwas Überraschendes; denn sie läßt, was die Zahl der Erkrankungen innerhalb eines kurzen Zeitraumes auf begrenztem Gebiete anlangt, bei weitem alles hinter sich, was wir bezüglich der Seuche seit ihrem ersten Erscheinen in Deutschland bisher erlebt haben. Bereits jetzt beläuft sich die Erkrankungsziffer auf über 1800, die Zahl der Todesfälle auf über 900, während sonst im letzten Jahrzehnt für ganz Preußen die Zahl der sanitätspolizeilich gemeldeten Fälle von Genickstarre im jährlichen Durchschnitt weniger als 200 (1901 zum Beispiel nur 121, 1902: 125) zu betragen pflegte. Freilich ist es auch bekannt, daß schon seit etwa 20 Jahren gerade Oberschlesien ein Hauptzentrum der Seuche bildet; wiederholt ist es hier bereits zu Ausbrüchen von größerem oder geringerem Umfange gekommen, speziell in Preußen gibt es seit langem keinen Bezirk, in dem die Krankheit so häufig wie gerade dort zur Beobachtung kommt; die gegenwärtige große Epidemie ist daher auch nur als das starke Aufflammen eines seit geraumer Zeit glimmenden Funkens anzusehen!

Gleichzeitig hat sich bekanntlich in Österreich-Schlesien und den westlichen Bezirken Galiziens ein größerer Epidemieherd etabliert; bei der Nachbarschaft mit Oberschlesien sind wohl die Beziehungen zu dem dortigen ohne weiteres ersichtlich. Aber auch von einem ganz entgegengesetzten Punkte des Erdballs, von New York, wird in diesem Jahre eine mörderische Epidemie gemeldet. Dazu muß bemerkt werden, daß es sich allerdings auch hier keineswegs um ein Novum handelt. Nordamerika kennt die Genickstarre schon lange, schon mindestens so lange wie Europa; bereits im Anfang des vorigen Jahrhunderts sind dort Epidemien vorgekommen. Insbesondere sind es die großen Städte der Vereinigten Staaten, an ihrer Spitze New York, die in neuerer Zeit ständige, nie erlöschende Seuchenherde bilden, und wohl mit Recht wird vermutet, daß die zeitweilige Häufung der Genickstarreerkrankungen in einzelnen europäischen Küstenstädten, wie zum Beispiel Hamburg oder Kopenhagen, in

den transatlantischen Verkehrsbeziehungen ihren Ursprung zu suchen hat. So heftig freilich wie gegenwärtig scheint die Krankheit auch in New York seit mehr als 30 Jahren nicht gewütet zu haben.

Welches ist nun eigentlich die Natur und der Sitz dieser unheimlichen Krankheit, welche Veränderungen setzt sie im menschlichen Organismus, was für Zerstörungen ruft sie hervor? Die Bezeichnung Genickstarre, die nun einmal bei uns und anderwärts — auch in Italien heißt sie im Volke **Torticollo** und in Schweden **Nacksjuka** und **Dragsjuka** (Nackenkrankheit, Ziehkrankheit) — volkstümlich geworden, ist nur nach einem einzelnen Symptome, allerdings einem der hervorstechendsten gewählt und verrät nichts von dem wahren Wesen der Störung. Deutlich gekennzeichnet hingegen wird dieses durch den Fachausdruck der Ärzte: **Meningitis cerebrospinalis epidemica**, das heißt: die in epidemischer Weise auftretende Entzündung der Hirn- und Rückenmarkshäute. Gehirn und das mit ihm zusammenhängende Rückenmark sind bekanntlich von zwei Häuten, einer harten äußeren und einer weichen, lockeren inneren, unmittelbar aufliegenden, überzogen. Letztere nun ist es hauptsächlich, die bei unserer Krankheit den Sitz einer heftigen Entzündung, Blutüberfüllung und Eiterbildung abgibt. Infolge von Ausschwitzung aus den entzündlich veränderten Blutgefäßen kommt es außerdem zu einer Vermehrung und Trübung des Hirn- und Rückenmarkswassers, jener Flüssigkeit, die sich normalerweise in mäßiger Menge zwischen harter und weicher Haut befindet, und innerhalb der das nervöse Zentralorgan gleichsam schwimmt. Die vermehrte Flüssigkeit übt natürlich innerhalb der starren Schädelkapsel und des starren Wirbelkanals einen höchst nachteiligen Druck auf Hirn und Rückenmark aus. Überdies werden diese Organe auch noch selbst von entzündlichen Veränderungen betroffen, und schließlich pflanzt sich nicht selten die Entzündung einzelnen Hirnnerven, speziell dem Hör- und Sehnerv entlang in das Hör- und Sehorgan hinein fort, daselbst allerhand Zerstörungen anrichtend. Die Genickstarre ist also im wesentlichen eine Erkrankung des zentralen Nervensystems, nervöse Symptome stehen im Vordergrunde des Krankheitsbildes, und die Bedrohung der lebenswichtigen Hirnfunktionen ist auch das, was sie unter allen Umständen zu einer ernsten und lebensgefährlichen stempelt.

Die Krankheit beginnt fast immer plötzlich; nur selten kommt es vor, daß Mattigkeit und Unbehagen kurze Zeit voraufgehen. Ein heftiger Schüttelfrost, von hohem Fieber gefolgt, eröffnet in der Regel die Szene. Von Anbeginn macht sich ein Kopfschmerz bemerkbar, von oft furchtbarer Heftigkeit, die die Kranken geradezu rasend machen und dazu nötigen kann, im wahren Sinne des Wortes mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen; er ist es wohl auch, auf den das gelegentliche gelle, markerschütternde Aufschreien solcher Patienten — der cri hydrocéphalique der Franzosen — zurückzuführen ist. Zu den früh auftretenden Er-

scheinungen gehört ferner das Erbrechen, das ja bei Hirnleiden aller Art ein ziemlich häufiges Vorkommnis ist, und jenes Symptom, dem die Krankheit ihren Namen verdankt, und das in der Tat ein besonders konstantes zu sein pflegt, die Nackensteifigkeit. Sie besteht darin, daß der Kopf stark nach hinten gezogen, gleichsam in die Kissen gebohrt erscheint und sich auf keine Weise nach vorn bringen läßt; jeder Versuch dazu ruft Schmerzen hervor. Der Zustand ist bedingt durch eine krampfhafte Zusammenziehung und bretthharte Spannung der Nackenmuskulatur. Die seitlichen Kopfbewegungen pflegen dabei unbehindert zu sein. Zu den Kopfschmerzen gesellen sich oftmals Rücken- und Kreuzschmerzen sowie Schmerzen, die in die Gliedmaßen ausstrahlen, zu der Nackenstarre nicht selten auch eine Steifigkeit der ganzen Wirbelsäule, so daß der Rumpf nur mit Hinterkopf und Kreuz aufliegt. Auch sonstige Krampferscheinungen, besonders im Gesicht und an den Augen, treten auf, während in einem späteren Stadium sich Lähmungen zeigen können. Der Leib pflegt muldenförmig eingezogen zu sein. Die Sinnesorgane sind oft übererregbar; jede Berührung der Haut wird schmerzhaft, jedes Geräusch, jeder Lichteindruck wird unangenehm empfunden. Schließlich kann sich auch das Bewußtsein trüben, Seh-, Hör-, Sprechstörungen können sich einstellen.

Die Krankheit verläuft sehr verschieden. Es gibt einzelne Fälle, sogenannte „abortive" Formen, in denen bereits nach einem ganz kurzen und leichten Krankenlager völlige Genesung eintritt. Andererseits kann der Verlauf ein so stürmischer und foudroyanter sein, daß schon in einem bis zwei Tagen, ja selbst schon nach wenigen Stunden unter den Erscheinungen von Bewußtlosigkeit, Krämpfen und Herzschwäche der tödliche Ausgang erfolgt. In der Regel aber zieht sich das Leiden längere Zeit hin, Zustände der Besserung wechseln ab mit Verschlimmerungen, einzelne Symptome schwinden, um dafür andern Platz zu machen, und so kann es Wochen und selbst Monate hindurch gehen, bis allmähliche Genesung eintritt oder aber, sei es infolge plötzlichen Wiederauftretens schon zurückgegangener Erscheinungen, sei es infolge allgemeiner Entkräftung, das tödliche Ende sich einstellt. Letzterer Ausgang ist ein sehr häufiger; die Sterblichkeit schwankt zwar in den einzelnen Epidemien je nach ihrem Charakter zwischen 25 und 75 Prozent; zumeist aber ist es doch so, daß mindestens die Hälfte der Erkrankten zugrunde geht. Und auch diejenigen, welche die Krankheit überstehen, erlangen nicht immer ihre völlige Gesundheit; denn in manchen Fällen, glücklicherweise nur in einem kleineren Teil, bleiben recht ernste Störungen, wie Taubheit, Taubstummheit, Blindheit, Lähmungen, Gedächtnisschwäche und selbst Verblödung zurück.

In ihrem epidemiologischen Verhalten zeigt die Genickstarre eine ganze Reihe von Eigentümlichkeiten zum Teil sehr charakteristischer Art.

Zunächst tritt sie überhaupt durchaus nicht immer als wahre Seuche, das heißt in Form von Massenerkrankungen auf, sondern vielfach setzt sie, wie bereits erwähnt, lediglich Einzelerkrankungen, an die sich keine weiteren Krankheitsfälle anschließen, die aber gerade deshalb so wichtig sind, weil sie offenbar die losen und nicht immer leicht erkennbaren Bindeglieder zwischen den einzelnen stärkeren Eruptionen darstellen. Diese letzteren selbst aber nehmen auch nur selten so gewaltige Dimensionen an, wie es bei manchen anderen Volksseuchen, zum Beispiel der Cholera oder Pest, der Fall ist, die ihre Opfer gleich zu Tausenden und Zehntausenden zu zählen pflegen. Genickstarreepidemien sind oft nur äußerst dünn gesät, aus einem oder allenfalls einigen wenigen Dutzend Fällen setzen sich häufig viele derselben zusammen. Zu erklären ist das wohl teilweise damit, daß zahlreiche Menschen für die Krankheit von vornherein unempfänglich sind und daher auch in Zeiten, in denen die Gelegenheit, sie zu erwerben reichlich gegeben ist, von ihr verschont bleiben. Daß überhaupt eine gewisse Prädisposition für die Seuche existieren muß, geht auch daraus hervor, daß sie keineswegs alle Altersstufen gleichmäßig befällt, sondern mit Vorliebe die jüngeren heimsucht, während sie jenseits des dreißigsten Lebensjahres immer seltener wird und in höherem Alter überhaupt kaum noch angetroffen wird. In vielen Epidemien tritt sie geradezu, ganz wie Masern oder Scharlach, als echte Kinderkrankheit auf und geht nur ausnahmsweise auf Erwachsene über. Andere Male bevorzugt sie mehr die ersten Mannesjahre. So ist es bekannt, daß sie sich gern unter den Soldaten ausbreitet; ja, bei ihrem ersten Auftreten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war sie hauptsächlich eine Militärkrankheit; in Frankreich zum Beispiel waren zu jener Zeit von 62 Epidemien 43 ausschließlich Militärepidemien. Freilich mag hier auch das enge Zusammenleben in den Kasernen eine begünstigende Rolle spielen. Auch sonst haftet sie übrigens gern an gewissen Örtlichkeiten, wie zum Beispiel Gefängnissen, Zuchthäusern, engen Wohnungen und schmutzigen Straßen. Eine auffällige Abhängigkeit zeigt sie schließlich von der Jahreszeit. Die meisten Epidemien beginnen in der kühleren Jahreszeit, um mit Anbruch der wärmeren erheblich nachzulassen und selbst gänzlich zu verschwinden; speziell in der zweiten Hälfte des Winters und im Frühjahr pflegen sie, wie die Erfahrung immer wieder von neuem lehrt, ihren Höhepunkt zu erreichen, zur warmen Sommerszeit ihren tiefsten Stand. Auch die sporadischen Erkrankungen zeigen diese jahreszeitlichen Schwankungen mit großer Regelmäßigkeit. Das Klima selbst ist übrigens offenbar ohne wesentlichen Einfluß auf die Genickstarre; denn wir begegnen ihr ebenso im nördlichen Schweden wie auf dem Boden Afrikas.

Wodurch wird nun die Krankheit hervorgerufen? Die Entstehungsweise der Genickstarre war ebenso wie die der meisten anderen großen Volksseuchen lange Zeit völlig dunkel und rätselhaft. So kam es, daß

auch die Auffassungen von der Krankheit unter den Ärzten früher sehr schwankten. Manche wollten sie zur Malaria in Beziehung bringen. Andere wieder hielten sie für eine Abart des Typhus; Typhus war nämlich in früherer Zeit ein Sammeltopf, in den alle möglichen hitzigen Krankheiten zusammengeworfen wurden. Frühzeitig wurde aber auch bereits die Ansicht laut, daß ein eigenartiges Krankheitsgift die Ursache sein müsse. Licht in das Dunkel brachte auch hier erst die Wissenschaft von den Bakterien, deren Bedeutung für die Entstehung von Krankheiten uns bekanntlich vor allem durch Robert Koch erschlossen wurde. Nachdem man die Erreger der Cholera, der Tuberkulose, der Diphtherie, des Typhus usw. als pflanzliche Keime, als Spaltpilze erkannt hatte, lag es nahe, auch bei der Genickstarre nach ähnlichem zu fahnden. Und diese Vermutung hat sich auch als gerechtfertigt erwiesen. Im Jahre 1887 sah zuerst Weichselbaum in Wien bei Genickstarrekranken innerhalb der Krankheitsherde einen charakteristischen Bakterienkeim, und einige Jahre später (1895) beschrieb Jäger, damals Stabsarzt, den gleichen Pilz, den er gelegentlich einer Militärepidemie in Stuttgart regelmäßig hatte nachweisen können, und sprach ihn mit Bestimmtheit als den Erreger unserer Krankheit an. Weitere Forschungen haben dann zwar gelehrt, daß das Krankheitsbild der Genickstarre, das heißt der eitrigen Hirn- und Rückenmarkshautentzündung, gelegentlich auch durch andere Keime, so zum Beispiel durch die Erreger der Influenza oder der Lungenentzündung hervorgerufen werden könne; andererseits hat sich aber doch mehr und mehr herausgestellt, daß überall dort, wo die Genickstarre als Gruppenerkrankung oder gar als echte Epidemie auftritt, sie in der Tat regelmäßig durch den Weichselbaum-Jägerschen Pilz verursacht wird.

Der Pilz gehört zu den kugelförmigen Bakterien; und zwar ist er, da er immer zu zweien zu liegen pflegt, ein sogenannter Diplococcus. Er findet sich regelmäßig im Eiter und zwar hauptsächlich im Innern der Rundzellen, aus denen jeder Eiter zum großen Teil besteht; deshalb führt er auch den Namen Diplococcus intracellularis. Auf künstlichen Nährböden läßt er sich fortzüchten. Die üblichen Versuchstiere sind nur in sehr geringem Maße für ihn empfänglich; nur bei Ziegen ist es bisher gelungen, durch Einbringen der Keime in den Wirbelkanal einen der Genickstarre gleichenden Krankheitszustand hervorzurufen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Feststellung, daß die Keime sich außerhalb des Körpers im Staub aller Art, und zwar nicht bloß im feuchten, sondern auch im trockenen, außerordentlich lange lebensfähig erhalten. So können sie offenbar leicht eingeatmet werden. Man nimmt tatsächlich an, daß sie bei der Atmung auf die Schleimhäute der oberen Luftwege, insbesondere der Nase gelangen und von hier aus ins Körperinnere eindringen, um schließlich bis an die Oberfläche von Hirn und Rückenmark

zu kommen, wo sie sich ansiedeln, vermehren und jene unheilvolle Entzündung auslösen. Dafür spricht auch der Umstand, daß man im Nasen- und Halsschleim von Genickstarrekranken recht oft die Anwesenheit der spezifischen Erreger konstatieren kann. Wie sich außerdem gezeigt hat, findet man zu Zeiten einer Epidemie mitunter auch die Keime auf der Oberfläche der Schleimhäute von ganz gesunden Personen, besonders solchen, die sich in der Umgebung von Genickstarrekranken befinden, eine Tatsache, die wohl damit zu erklären ist, daß die Betreffenden der Krankheit gegenüber unempfänglich sind, die aber jedenfalls geeignet ist, auf die oft dunklen Wege der Krankheitsverbreitung und Krankheitsverschleppung ein gewisses Licht zu werfen.

Freilich, das muß ohne weiteres zugestanden werden, sind trotz derartiger Feststellungen sämtliche epidemiologischen Rätsel noch lange nicht gelöst. Warum die Seuche gerade an gewissen Orten und zu gewisser Zeit mit besonders großer Heftigkeit auftritt, um dann auf viele Jahre hinaus völlig zu verschwinden, oder doch nur sich ganz vereinzelt zu zeigen, warum sie an einzelnen Orten wiederum sich mit besonderer Hartnäckigkeit behauptet, an andern hingegen nie rechten Fuß zu fassen vermag, das kann auch die moderne Bakteriologie noch nicht in befriedigender Weise erklären, und gewiß kann der Anschauung derjenigen, welche hier den Einfluß bestimmter meteorologischer Faktoren oder die Existenz gewisser örtlicher und zeitlicher Prädispositionen vermuten, eine Berechtigung ohne weiteres nicht abgesprochen werden.

Die Behandlung der Genickstarre hat nie einen Ruhmestitel der Ärzte gebildet, was freilich in dem gefährlichen Sitze des Leidens seine zureichende Erklärung findet. Das heroische Mittel der Aderlässe, das eine frühere Ärztegeneration anzuwenden pflegte, und das wohl sicherlich öfter geschadet als genützt haben dürfte, hat man zwar längst verlassen; im Gegenteil ist man jetzt bestrebt, die Kräfte und Säfte der Kranken nach Möglichkeit zu erhalten, ihre Widerstandsfähigkeit zu festigen und der Macht des Fiebers zu begegnen. Allein dem örtlichen Prozesse steht man noch immer ziemlich ohnmächtig gegenüber, außer daß man neuerdings gelernt hat, durch Einführung einer feinen Hohlnadel in den Wirbelkanal die vermehrte Hirn- und Rückenmarksflüssigkeit vorübergehend nach außen zu befördern und somit die gefährlichen Erscheinungen des Hirndrucks wenigstens zeitweise herabzusetzen. So gelingt es wohl immerhin, manch bedrohtes Menschenleben zu retten und zu erhalten; allein die hohe Sterblichkeit, welche die Seuche gerade gegenwärtig wieder bei uns aufweist, lehrt zur Genüge, daß wir von einem erheblichen Fortschritte noch weit genug entfernt sind. Und auch in der Unterdrückung der Seuche, in der Verhütung ihrer Weiterverbreitung sind unserm Können noch ziemlich enge Grenzen gesetzt. Von der Anschauung ausgehend, daß der Kranke selbst als Träger der Keime, die er nach außen

abzugeben vermag, eine besondere Gefahr darstellt, ist man hauptsächlich bemüht, ihn selbst streng zu isolieren, seine Umgebung, die vielleicht schon die Keime in sich aufgenommen, sorgfältig zu beobachten und alles, was mit ihm in Berührung gekommen, insbesondere seine Wäsche gründlich zu desinfizieren. Man wird diese Maßnahmen gewiß billigen können; indessen ist, solange es an gewissen umfassenden seuchengesetzlichen Einrichtungen, wie zum Beispiel der obligatorischen Leichenschau, der allgemeinen Anmeldepflicht und anderem fehlt, ihre allgemeine Durchführung und damit auch ihre nachhaltige Wirksamkeit bereits in Frage gestellt. Es ist aber außerdem überhaupt ungewiß, ob dieser Weg allein und in allen Fällen imstande ist, zum gewünschten Ziele zu führen. Vorläufig gleichen die Seuchen noch vielfach jenen Naturgewalten, deren Macht wir zwar durch Aufwerfen von Dämmen und Schutzwehren öfters bereits zu bezwingen gelernt haben, denen gegenüber wir aber, wenn sie erst mit einer gewissen elementaren Stärke über uns hereinbrechen, unsere Ohnmacht noch immer offen bekennen müssen.





Ein Rückblick auf betretene Wege.

(Nachwort zu den „Grashalmen" geschrieben im Jahre 1888.)

Von

Walt Whitman.

Deutsch von Wilhelm Schölermann*).

— Kiel. —

ielleicht bleibt doch von allen Liedern das beste, das beste in jeder wahren Liebe, in den herrlichsten Augenblicken des Lebens, in des Seefahrers, in des Soldaten härtesten Prüfungen zu Land und Meer, das Resümee, jene Rückschau über das Ganze, oder einzelne Abschnitte des Weges, lange nachher, wenn alle „Aktuellität" vorüber ist und ihre aufregende Wirklichkeit weit hinter uns liegt. Wie gern läßt die Seele sich im Strom solcher Erinnerungen treiben!

So sitze ich nun hier, plaudernd im frühen Kerzenschimmer des herannahenden Alters — ich und mein Buch — und halte Heerschau über den Weg, den wir miteinander gegangen. Nachdem die Reise gewissermaßen zu Ende ist, ein wechselnder Streifzug der Jahre, mit mancherlei Halt und Zwischenstationen, oder wie eine weite Meerfahrt, wo die letzte Stunde mehr als einmal gekommen schien und wir sicher erwarteten, unterzugehen, aber trotz allem Mißgeschick den Hafen leidlich gut erreichten — nachdem also meine Gedichte fertig geworden, bin ich doch neugierig, sie noch einmal zu überblicken im Lichte ihrer eigenen, zur Entstehungszeit meist unbewußten Motive, zugleich auch mit gewissen Enthüllungen jener dreißig Jahre, die in ihnen verkörpert sein wollen. Diese Zeilen werden daher wohl den Einschlag meiner ersten Wünsche und Hoffnungen mit der Kette der späteren Erfahrungen verknüpfen, die ja stets so seltsame Wandlungen bringt.

---

*) „Grashalme", eine Auswahl aus dem Amerikanischen übertragen und herausgegeben von W. Schölermann. Verlag Eug. Diederichs, Jena (1904).

Als Niederschlag von sieben oder acht Entwickelungsstufen und Kämpfen, welche annähernd dreißig Jahre umfassen (so wie ich selber als angehender Siebziger nun zum großen Teil von Erinnerungen lebe), betrachte ich die „Grashalme", wie sie jetzt vorliegen, d. h. soweit ihre Wirkung und Ausnutzung dauern kann, als meine endgültige Visitenkarte an die kommenden Geschlechter der neuen Welt, wenn ich so sagen darf.*) Daß ich die Anerkennung meiner Zeitgenossen nicht fand und mich stattdessen mit Zukunftsträumen tröstete, mit Vorahnungen — („Noch lebt das Lied, stirbt Regnar auch"), daß vom weltlichen und geschäftlichen Standpunkt aus die „Grashalme" schlimmer als ein Fehlschlag waren, daß die öffentliche Kritik über das Buch und mich immer noch mehr Zorn und Geringschätzung, als sonst etwas zeigt („— ich finde eine geschlossene Linie von Feinden gegen Sie, überall," schreibt mir ein Freund aus Boston im Mai 1884), und daß allein wegen dieser Veröffentlichung mir mehrere ziemlich bedenkliche offizielle Püffe zuteil wurden — das alles war ja eigentlich nichts anderes, als ich erwarten konnte. Von Anfang an hatte ich die Wahl. Ich buhlte weder um säuselndes Lob oder hohe Einnahmen, noch um die Zustimmung vorhandener Schulen und Regeln. Ob der Zweck erreicht, oder nur zum Teil erfüllt ist, mein bester Trost bleibt doch (nächst einer kleinen Schar so treuer Freunde und Bannerhalter, wie sie nur je einem Menschen oder einer Sache sich hingeben konnten, sicherlich um so treuer, diese kleine Phalanx, weil's so wenige sind), daß ich durch äußere Einflüsse ungehemmt und ungeknickt auf meine Art das habe sagen können, was ich sagen mußte. So ist denn auch dies unfehlbar ins Buch eingetragen. Mag über seinen Wert die Zukunft entscheiden.

Diese Entscheidung voraus zu berechnen sind William O'Connor und Dr. Bucke weit zuversichtlicher, als ich es bin. Denn nach allem, was man sonst darüber sagen mag, betrachte ich die „Grashalme" und ihren Grundgedanken als ein Experiment — wie ich auch unsere amerikanische Republik und ihre Theorie im tiefsten Sinne als ein Experiment ansehe. (Ich glaube, mich wenigstens hinreichend philosophisch geklärt zu haben, um über k e i n e Endresultate, wie überhaupt über n i c h t s u n b e d i n g t sicher zu sein.) In zweiter Linie ist das Werk ein Ausfall — ob ein endgültig siegreicher, der das Feld seines Strebens erobern und behaupten wird, im Aufbau und Ausgang, kann in weniger als hundert Jahren von heute ab nicht beantwortet werden. Die eine Tatsache, daß ich mir wirklich Gehör verschafft habe, war von Anfang an und blieb immer der Hauptzweck. Nun der erreicht zu sein scheint, betrachte ich ihn

---

*) Als Champollion auf seinem Totenbett dem Drucker die Korrekturbogen seiner Ägyptischen Grammatik übergab, sagte er lächelnd: „**Gardez bien ça — c'est ma carte de visite à la postérité.**"

als Entschädigung für alle sonstigen schwerwiegenden Schädigungen, die ich gern als unwesentlich vergessen mag. Bei dieser leidenschaftslosen und freimütigen Nachprüfung meiner Antriebe fühle ich heute, daß sie achtenswert waren, und nehme das Ergebnis hin, wie es auch ausfallen mag.

Nach fortgesetztem persönlichen Streben als junger Bursche im Wettbewerb mit anderen, auf dem geschäftlichen, politischen oder literarischen Tummelplatz, um den üblichen Lohn — am allgemeinen Handgemenge teilzunehmen, um des Siegespreises willen, aber auch um etwas Gutes zu tun — nach Jahren derartiger Ziele und Bestrebungen fühlte ich mich im Alter von 31 bis 33 Jahren ganz von e i n e m Wunsch und einer Überzeugung erfüllt, oder, noch genauer gesagt: ein Verlangen, das bis dahin sich nur flüchtig bemerkbar gemacht und an den Grenzen des Bewußtseins aufgehalten hatte, aber noch ganz verschwommen bis dahin, trat jetzt in den Vordergrund, nahm deutliche Umrisse an und gewann schließlich das Übergewicht über alles andere. Es war ein Gefühl, ein Trieb, mein physisches, emotionelles, ethisches und intellektuelles Leben gleichsam ohne jeden Rückhalt zu verlautbaren, unter fortwährender Aufzeichnung des Augenblicks, der Tatsachen meines unmittelbaren Seins, sowie meiner Umgebung: das zeitgenössische Amerika — und darin das Persönliche, im Zusammenhang mit Zeit und Ort, umfassender und offenherziger aufzudecken, als irgend ein früheres Gedicht oder Buch es getan.

Vielleicht ist dies in Kürze alles, oder deutet alles an, was ich erstrebte. Mit dem neunzehnten Jahrhundert und den Vereinigten Staaten als das stofflich Gegebene, sind die „Grashalme" nichts weiter und wollen nichts anderes sein, als ein ehrliches, aber auch eigenwilliges Protokoll. Mitten herausgegriffen, gibt es e i n e s Menschen, des Autors, Ich, seine heißen Wünsche, Beobachtungen, Bekenntnisse und Gedanken, kaum gefärbt durch irgend eine fremde ausgesprochene Färbung von anderen Bekenntnissen oder „Ichheiten". Genug Gesänge waren schon gesungen worden, herrliche, unvergleichliche Lieder, aus anderen Ländern, auf einer anderen Entwickelungsstufe und in einem anderen Zeitgeist; ich wollte ganz allein das singen, herausholen und einfügen, was sich auf das Heute und Amerika bezieht. Die moderne Wissenschaft und Demokratie schienen mir beide die Dichtkunst gleichsam herauszufordern, daß sie ihrer beider Wesenheit neu offenbare, im unterscheidenden Gegensatz zu den Dichtungen und Mythen der Vergangenheit. Diese Herausforderung habe ich aufgenommen und den Versuch gewagt — was ich heute freilich nicht wagen würde, nachdem ich deutlicher zu erkennen vermag, was das bedeutet.

Als poetischer Grundgedanke der „Grashalme" wurde zunächst von allen konventionellen Stoffen abgesehen; nichts von den üblichen Zierschablonen

oder auserlesenen Komplikationen der Liebe und des Krieges, keine hohe Ausnahmegestalt aus dem Liedervorrat der Alten Welt kommt darin vor — nichts, möchte ich sagen, allein um der Schönheit willen, weder Sage, Legende, Romanze, Schönmalerei noch Reim; stattdessen der breiteste Durchschnitt der Menschheit in unserem nunmehr ausreifenden neunzehnten Jahrhundert, mit besonderer Berücksichtigung der zahllosen Beispiele und Berufsarten in den Vereinigten Staaten.

Ein Hauptunterscheidungsmerkmal der hinter jeder Zeile meiner Verse verborgenen Ideen, im Vergleich mit überlieferten Dichtungen, liegt in dem veränderten Standpunkt des Menschen zu Gott, zur Außenwelt, und mehr noch (durch Überlegung, Selbstbekenntnis, Voraussetzung usw.) der völlig veränderten Haltung des Ego, welches redet und singt, mit sich selbst und mit seinen Mitmenschen. Sicherlich scheint die Zeit gekommen, für Amerika vor allem, um diese Neuordnung des Standpunktes in den Grundlinien der Versdichtung zu beginnen; denn alles andere hat sich inzwischen verwandelt. Während des Niederschreibens finde ich in einem Aufsatz über Wordsworth (aus einer modernen englischen Zeitschrift) die folgende Stelle: „Unlängst meinte ein hervorragender französischer Kritiker, daß infolge der alles aufsaugenden Kraft der spezialisierenden Wissenschaft, wahrscheinlich nach fünfzig Jahren keine Poesie mehr gelesen würde.“ Aber ich erwarte gerade das Gegenteil. Es steht nur ein viel festeres und breiteres Gebiet zur Urbarmachung bereit, und eben dahin muß der poetische Genius der Gegenwart gleichsam auswandern. Was immer in vergangenen Epochen gegolten haben mag, der wahre Gebrauch des vorstellungsfähigen Geistes unserer Tage besteht darin, der Wissenschaft und den schlichten Tatsachen des täglichen Daseins Leben einzuhauchen, damit nun auch ihnen die Leuchtkraft, Glut und letzte Erhabenheit zuteil werde, die allem, was wirklich ist, und nur dem Wirklichen zukommt. Ohne diese letzte Verlebendigung, welche allein der Dichter und Künstler zu geben vermag, erschiene die Wirklichkeit doch unvollkommen, und alle Wissenschaft, Volksherrschaft, ja das Leben selbst, am Ende zwecklos.

Wenige nur sind es, welche die geistigen Umwälzungen unserer Zeit zu würdigen vermögen, obwohl diese noch tiefgreifender sind, als die materiellen, erfinderischen oder kriegstechnischen. Das neunzehnte Jahrhundert, das nun seinem Abschluß nahe, als reifende Frucht der beiden vorhergehenden — das Aufrücken der nationalen Volksmassen und das Verschieben aller Grenzlinien; die historischen Ereignisse in den Vereinigten Staaten, der Bürgerkrieg versuchter Losreißung, all das Aufstürmen und Drängen nebelhaft verschwommener Gewalten: nie können künftige Zeiten mehr Aufregung und Getöse lärmender Tätigkeit sehen, nie einen solchen Frontwechsel auf der ganzen Linie in der zivilisierten Welt. Für alle diese neuen evolutionistischen Tatsachen, Meinungen und

Ziele werden neue poetische Botschaften, Verkündigungen, Formen und Ausdrucksmittel unvermeidlich sein.

Mein Buch und ich — welche Periode haben wir umspannen wollen, diese dreißig Jahre von 1850 bis 1880, und Amerika in ihnen! Stolz, ja stolz dürfen wir wahrlich sein, wenn wir auch nur soviel von dieser Zeitspanne und ihrem geistigen Gehalt aufgefangen haben, um der Zukunft ein paar lebendige Atemzüge davon zu übermitteln.

Laßt mich nicht wagen, hier oder sonstwo eine Definition der Dichtkunst zu geben, oder zu beantworten, was Poesie ist, um daraus meine Beweggründe zu erklären. Wie Religion, Liebe und Natur unentbehrliche Ausdrücke sind, mit denen wir doch einen hinreichend bestimmten Begriff verbinden, so vermag auch keine vorhandene Definition des Namens „Poesie" einen umfassenden Begriff des Poetischen zu geben, und keine Regel oder Übereinkunft sich so dauernd zu behaupten, daß irgend eine große Ausnahme sie nicht außer acht lassen und umstürzen könnte.

Man muß auch klar im Auge behalten, daß erstklassige Literatur nicht allein aus eigenem Lichtglanz leuchtet; auch ihre einzelnen Gedichte tun es nicht. Sie wachsen aus Zeit und Umständen hervor und sind evolutionistisch. Der eigentliche lebendige Lichtquell glüht immer ganz seltsam von anderswoher, aus unergründlichen Ursprüngen, und dieses Licht ist bestenfalls ein Mondleuchten, reflektiv und relativ. Es gibt, ich weiß es wohl, gewisse vorherrschende Themen, die sich endlos für die dichterische Bearbeitung zu eignen scheinen, wie in vergangenen Tagen der Krieg, in der Bibel die religiöse Inbrunst und Anbetung — und zu jeder Zeit Schönheit und Liebe, irgend eine feine Intrige oder gedankentiefe Erregung. Indessen, mag das anfangs auch seltsam klingen, so will ich es dennoch sagen: für die besten Elemente des modernen Gesanges gibt es etwas, das tiefer einschlägt und turmhoch darüber hinausragt.

Ebenso wie die älteren Werke der Einbildungskraft in ihrer Art auf langen Kettengliedern von Voraussetzungen beruhen, die häufig ganz unausgesprochen bleiben, trotzdem sie ihre wichtigste Unterlage bilden, ohne die sie überhaupt keine Daseinsberechtigung hätten, so setzten auch die „Grashalme", noch ehe eine Zeile niedergeschrieben war, etwas von allem anderen Abweichendes voraus. Wie sie nun vorliegen, sind sie das Ergebnis einer solchen Voraussetzung. Daher sei gleich hier betont, daß es zwecklos wäre, das Buch lesen zu wollen, ohne diesen vorbereitenden Hintergrund vorher genau zu prüfen und in sich aufzunehmen.

Man denke an die Vereinigten Staaten von heute, diese 38 bis 40 zusammengeschweißten Einzelstaaten mit ihren sechzig bis siebzig Millionen Gleichberechtigter, diese siedenden, unberechenbaren Volksmassen, die modernen Amerikaner mit ihren Leidenschaften und ihrer Zukunft, deren untrennbaren Teile wir sind — und man denke im Vergleich dazu an

die kleine Umgrenzung und das engere Stoffgebiet für die Dichter des vergangenen oder gegenwärtigen Europa, mag ihr Genie auch noch so groß sein. Man denke ferner daran, daß in allen bisherigen Fällen die Mannigfaltigkeit, Lebenskraft und die beispiellosen Triebreize des Heute und Hier noch ganz unberücksichtigt geblieben sind. Fast scheint es, als wäre eine Poesie mit kosmischen und dynamischen Zügen von einer Unbegrenztheit, wie sie der Menschenseele entspricht, noch nie bisher möglich gewesen. Ganz sicher hat es eine Poesie von absoluter Glaubwürdigkeit und Allgemeingültigkeit für den Gebrauch demokratischer Volksmassen noch nicht gegeben.

Bei der Bewertung erstklassiger Lieddichtung tritt meistens, wenn nicht immer, ein ausreichend nationales Grundelement (oder andererseits ein gewisser Mangel desselben, wie bisweilen bei Goethe, dünkt mich) in den Vordergrund. Es bedarf nur eines gewissen Tieferdringens, um schon bei einigem Abstand wahrzunehmen, wie hinter allen Dichtern und hinter jedem einzelnen die greifbaren Tatsachen ihres Landes und Wirkungskreises heraustreten, ganz in der Färbung und Stimmung ihres Volkstums, mit schwermütig düsterem oder hoffnungshellem Horizonte. Das sind Geburtsmale, an denen man sie erkennt. Ich weiß sehr wohl, daß meine „Halme" unmöglich aus einem anderen Boden hätten keimen und sich entfalten können, wie aus dem Land Amerika in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, aus der Demokratie und dem entscheidenden Sieg der nationalen Einheitswaffen.

Und mögen meine Freunde nun auch darin für mich eintreten oder nicht: ich weiß sehr wohl, daß in bezug auf bildnerisches Talent, dramatischen Aufbau und namentlich in der Wortmelodik und allem Technischen nicht nur die erhabenen Werke, welche heute an der Spitze der Literatur stehen, sondern Dutzende von anderen weit hinausragen, einige unermeßlich hoch, über alles, was ich getan habe, oder hätte schaffen können. Doch mir wollte scheinen, daß, wie die Natur, die ästhetischen Motive und alle geistigen Bestrebungen nicht nur ihre eigene Wesenheit in sich schließen, sondern die ebenso wichtige und ursprüngliche Eigenart ihres jeweiligen Gesichtspunktes*), so wäre nun die Zeit gekommen, um alle Dinge und Themen, alte und neue, wiederzuspiegeln im Lichte des Emporsteigens der Vereinigten Staaten und der Volksregierung — und diese Stoffe zu besingen durch die Lautgebung eines Einzelnen, der nicht nur der dankbare und ehrerbietige Erbe der Vergangenheit, sondern zugleich der Sohn einer Neuen Welt ist — um alles zu durchleuchten mit dem Werden und Wachsen der heutigen Gesamtheit; und in dieser Beleuchtung und dieser Gesamtheit sind die

*) Nach Immanuel Kant die letzte „wesentliche Wirklichkeit", die allen Dingen Gestalt und Bedeutsamkeit gibt.

Hauptforderungen für die kommende dichterische Literatur Amerikas enthalten.

Nicht nach hergebrachter Weise irgend einen Ausnahmefall von Glück oder Unglück zur Enthüllung zu bringen: das freie Spiel der Einbildungskraft, große Gedanken, interessante Zwischenfälle oder Episoden, ritterliche Unterhaltung; alles das ist schon in überwältigender Fülle geschaffen worden und wird wohl nie übertroffen werden —, für die ästhetische Darbietung solcher Motive, Intrigen, Leidenschaften und Gedanken brauchen wir auch jetzt nichts Besseres (und werden es niemals haben), als was die Vergangenheit uns hinterlassen hat; und dennoch bleibt uns noch übrig zu sagen, daß selbst alledem gegenüber es eine subjektive und zeitgemäße Auffassung gibt, die uns allein zukommt, unserem Genius und unserer Umgebung, verschieden von allem Bisherigen; und in solcher Auffassung zeitgenössischen oder vergangenen Lebens und Kunstschaffens liegt für uns die einzige Möglichkeit, dasselbe unserer westlichen Welt anzupassen und mit ihr in Einklang zu bringen.

Übrigens, um es zu präzisieren: ist denn nicht endlich der Augenblick gekommen (man muß es geradeheraus sagen, wenn auch nur um des demokratischen, amerikanischen Prinzips willen), wo wiederum eine Neuordnung der Theorie vom Wesen und Begriff des Poetischen eintreten muß? Die Frage ist von einiger Bedeutung, und ich kann den Satz umkehren und einmal so stellen: vermag nicht das Beste vom Geist und Gedanken unserer Tage und unserer Republik sich einen Ursprung und Sinn des dichterischen Gesanges vorzustellen, der alles Dagewesene und Gegenwärtige noch übertrifft? Für die wahrhafte und moralische Einheit unserer Staaten — schon durch ihre materielle Gründung die größten Faktoren der Weltgeschichte und weit, weit größer noch durch das, was sie vorbereiten, notwendig bedingen und in Zukunft sein sollen —, für die Anpassung und den Aufbau auf den konkreten Tatsachen und theoretisch-wissenschaftlichen Erkenntnissen der Natur des Weltalls, hinfort die einzige unwiderlegbare Grundlage für alles, die Dichtung mit einbegriffen — um alsdann beide Einflüsse mit ihren Wurzeln fest einzugraben in die lebendige Empfindungs- und Einbildungskraft der modernen Zeit und alles Voraufgegangene oder Widerstreitende zu beherrschen: — ist, sage ich, dazu nicht ganz unumgänglich notwendig ein entscheidender Schritt vorwärts, oder ein neuer Lautgeber des besten Gesanges?

Die Neue Welt empfängt mit Freuden die Dichtungen des Altertums, mit des feudalen Europas reichem Vorrat an Epen, Dramen, Balladen, sie sucht nicht im mindesten jene Stimmen zu ertöten oder auszuschalten aus unserem Gehör- und Gedankenkreis — hält sie eben für ganz unentbehrliche Vorstudien, Einflüsse, Belege, Vergleichsobjekte. Wenn aber der Sonnenaufgangsglanz der Literatur auch für

uns Heutige noch in jenen Dichtungen enthalten ist, und die besten Bestandteile zeitgenössischen Wesens bei den Völkern, sozialen Schichten, oder bei männlichen wie weiblichen Individualitäten unserer Tage, sowohl der alten wie der neuen Welt, noch aus dem Geiste jener Dichtung stammen — so daß, wenn man mich aufforderte, das kostbarste Erbteil unserer heutigen amerikanischen Zivilisation aus allen früheren Epochen zu bezeichnen, ich höchstwahrscheinlich eben diese älteren und neueren Lieder nennen würde, die von Ost und West zu uns herüber getragen wurden: — dann bleibt trotz alledem noch manches ernste Wort und mancher Schuldposten auf der Debetseite stehen, und manche bittere Betrachtung erhebt noch Anspruch darauf, daß man sie höre. Gibt es unter den großen Dichtungen, die heutzutage unser Land umfassen und durchdringen, eine, welche mit diesen Vereinigten Staaten vereinbar oder auf sie, wie sie sind und sein sollen, wirklich anwendbar ist? Eine, deren Voraussetzung nicht eine Verleugnung und Beleidigung der Demokratie wäre? Jedenfalls bildet es doch einen seltsamen Kommentar zu unserer Ära der literarischen Erfüllung, mit dem glänzenden Tagesanbruch der Wissenschaft und der Wiedererweckung der Weltgeschichte, daß unsere religiösen und literarischen Hauptwerke nicht unsere eigenen sind, daß sie nicht unserem hellen Tageslicht entsprechen, sondern von weit zurückliegenden Zeitaltern zu uns herüberschimmern, gleichsam wie aus einem alten Lehnsverhältnis entnommen, oder bestenfalls wie im Dämmerlicht. Woran liegt es denn, daß diese Werke unsere vorgeschrittene Zivilisation und Kultur so hochmütig beherrschen?

Shakespeare sogar, der doch die zeitgenössische Dichtung und Kunst (die freilich in den meisten Fällen aus ihm heraus wuchs) so mächtig überschattet, er gehört seiner Wesenheit nach einer versunkenen Epoche an. Doch gebührt ihm in bezug auf gewisse bedeutsame Phasen jener Zeit die stolze Auszeichnung, der erhabenste Sänger zu sein, dem das Leben bisher eine Stimme gab. Alle Dichtungen aber stehen in Beziehungen und beruhen auf Bedingungen und geltenden Maßstäben, auf politischen und soziologischen Rangordnungen und Glaubenssätzen, die von der östlichen Halbkugel schon gänzlich verschwunden sind und auf der westlichen nie vorhanden waren. Als vorbildliche Typen des Gesanges passen sie ebensowenig zu Amerika, wie die Personen und Zustände, die sie schildern. Wohl darf man sagen, daß die sittliche und ästhetische Natur des Menschen sich von Grund aus nicht geändert hat, daß also hierin die älteren Dichtungen auch auf unsere und überhaupt auf jede Zeit anwendbar bleiben, daß sie außerdem von unschätzbarem Werte sind als Bilder der Vergangenheit. Ich mache diese Zugeständnisse bereitwilligst und in ihrem ganzen Umfange; dann aber bringe ich meine Gesichtspunkte vor, als von ernster, ja höchster Bedeutung.

An anderer Stelle habe ich übrigens meine Ehrerbietung und Be-

wunderung für diese nie zu übertreffenden dichterischen Hinterlassenschaften zum Ausdruck gebracht, ihre unbeschreibliche Kostbarkeit als Erbteil auch für Amerika. Ein anderer und selbständiger Gesichtspunkt muß nunmehr freimütig dargetan werden. Hätte ich vor diesen Dichtungen nicht entblößten Hauptes gestanden, ihrer Größe und Schönheit der Form und des Geistes mir vollkommen bewußt, so hätte ich die „Grashalme" nicht schreiben können! Meine Entscheidung und Schlußfolgerung, wie sie in diesen Blättern niedergelegt sind, verdanke ich dem Schwung und Eindruck dieser alten Werke vielleicht ebenso, oder mehr, als irgend etwas anderem. Wie Amerika, allmählich entwickelt, das rechtmäßige Produkt und evolutionäre Ergebnis der Vergangenheit ist, so möchte ich dasselbe für meine Verse beanspruchen. Ohne mich mit der näheren Erklärung darüber aufzuhalten, weiß ich, daß die alte Welt die poetischen Stoffe für Mythen, Sagen, Romane, für Ritterromantik, Stände, dynastische Kriege und prachtvolle Ausnahmeerscheinungen besaß, und daß diese groß gewesen sind; aber die neue Welt braucht die Poesie der Realitäten, der Wirklichkeit und Wissenschaft, der demokratischen Volksdurchschnitts- und Gleichheitsgebilde, welche noch größer sein sollen; und im Mittelpunkte steht als Ziel des Ganzen der Mensch, zu dessen heldenhafter geistiger Entfaltung alle Dichtung und überhaupt alles, unmittelbar oder mittelbar, in der alten oder neuen Welt hinstrebt.

* * *

Meine Freunde haben mehrfach nach weiteren „embryonalen" Enthüllungen über die „Grashalme" verlangt — oder liegt es vielleicht nur daran, daß die Schwatzhaftigkeit des Alters über mich gekommen ist? — namentlich hinsichtlich der Art, wie ich an die Arbeit heranging. Doktor Bucke hat in seinem Buche bereits meine Vorbereitungen zur dichterischen Bearbeitung des neuen Feldes ausführlich und richtig geschildert, mit dem Pflügen, Pflanzen, Aussaaten und der vollen Besitznahme des Bodens, bis alles urbar gemacht und fest eingewurzelt war, um sein eigenes Wachstum anzutreten, zum Guten oder Bösen. Erst nachdem dies getan war, machte ich einen ernstlichen Versuch, mich mit der poetischen Literatur vertraut zu machen. Schon in meinem sechzehnten Lebensjahre gelangte ich in den Besitz eines wohlbeleibten Oktavbandes von tausend vollgedruckten Seiten Poesie, den ich noch besitze. Er enthielt Walter Scotts sämtliche Dichtungen*), eine unerschöpfliche Schatzkammer poetischer Aus-

---

*) Sir Walter Scotts Complete Poems; especially including Border Minstrelsy; then Sir Tristam; Lay of the Last Minstrel; Ballads from the German; Marmion; Lady of the Lake; Vision of Don Roderich; Lord of the Isles; Rokeby; Bridal of Triermain; Field of Waterloo; Harold the Dauntless; all the Dramas; various Introductions, endless interesting Notes, and Essays on Poetry, Romance ect. Lockhart's 1833 edition, with Scotts latest and copious revisions and annotations.

beute (namentlich in seinem endlosen Gestrüpp und Dickicht von Randbemerkungen); er war fünfzig Jahre hindurch mein Begleiter und ist es bis zum heutigen Tage geblieben.

Später, zur Sommer- und Herbstzeit, ging ich von Zeit zu Zeit auf eine Woche fort, entweder landeinwärts, oder an den Seestrand von Long Island. Dort, in der freien Natur, arbeitete ich gründlich das Alte und Neue Testament durch und las (wahrscheinlich mit mehr Nutzen für mich als in irgend einer Bücherei oder geschlossenem Zimmer, denn es hängt so sehr davon ab, wo man liest) Shakespeare, Ossian und die für mich erreichbaren besten Übersetzungen des Homer, Aischylos, Sophokles, der deutschen Nibelungen und der alten Hindupoesie, nebst anderen Meisterwerken, darunter auch Dante. (Den letztgenannten zufällig in einem alten Gehölze.) Die Iliade (Buckleys Prosaübersetzung) studierte ich zum ersten Male auf der Halbinsel Orient, am nordöstlichen Ende von Long Island, in einer geschützten Höhlung von Felsen und Sand, das offene Meer zu beiden Seiten. Später habe ich mich darüber gewundert, daß ich von diesen machtvollen Meistern nicht überwältigt wurde. Ich kann es mir nur daraus einigermaßen erklären, daß ich sie im Freien las, im vollen Gegenwärtigkeitsgefühl der großen Natur, unter der Sonnenklarheit und mit dem freien Ausblick auf die weite Landschaft und die hereinrollende See.

Ganz zum Schluß habe ich auch unter anderem Edgar Poes Gedichte gelesen — zu deren Bewunderern ich nicht zählte, obwohl ich stets erkannte, daß sie innerhalb ihres umgrenzten Melodienkreises (ähnlich einem Glockenspiel, das unaufhörlich vom tiefen B bis zum hohen G erklingt) melodische Ausdrucksweisen, und in ihrer Art vielleicht unübertroffene, von gewissen seelischen Krankheitsstimmungen sind. Das Land der Dichtung ist ja so weiträumig und hat so viele Wohnungen! Und dann entschädigte mich auch die Prosa Poes durch den darin ausgesprochenen Gedanken, daß es jedenfalls für unsere Tage und modernen Verhältnisse ein l a n g e s (einheitlich wirkendes) G e d i c h t nicht mehr geben kann. Dieser Gedanke war mir schon früher durch den Kopf gegangen; aber Poes kurzes Argument rechnete dies Exempel gewissermaßen bis zu Ende durch und bewies mir seine Richtigkeit.

Ein weiterer Punkt wurde bald entschieden und trug sehr zur Klärung bei: ich erkannte in dem Augenblick, wo meine Pläne deutliche Gestalt annahmen, zugleich auch, daß der Stamm und Mittelpunkt, von dem die Wirkung ausstrahlen und wohin doch alles wieder zusammenfließen sollte, ein wirklich lebendiges Ich mit Körper und Seele, eine P e r s ö n l i c h k e i t umfassen mußte. Und diese Persönlichkeit sollte (nach reiflicher Erwägung entschied ich mich dafür) ich s e l b e r sein, konnte überhaupt keine andere sein. Auch empfand ich es sehr stark (mag ich es bewiesen haben, oder nicht), daß für die volle

und echte Würdigung des Gegenwärtigen das Vergangene wie das Künftige in erster Linie mit in Betracht gezogen werden müssen.

Das alles und noch manches mehr hätte indessen ruhig so weitergehen können und wäre dennoch wahrscheinlich, oder so gut wie sicher, zu nichts gekommen, wenn nicht ein plötzlicher, gewaltiger, furchtbarer und unmittelbarer Antrieb zu einer neuen nationalen Kundgebung sich mir gewaltsam aufgedrungen hätte. Obwohl ich schon vorher den Anfang gemacht hatte, ist es mir dennoch klar, daß erst durch den Ausbruch des Bürgerkrieges und was der mir blitzartig offenbarte (die Empfindungstiefen, die durch ihn gleichsam „sondiert" und aufgewühlt wurden, natürlich nicht in mir allein, ich sah es so deutlich in anderen, in Millionen), — daß nur durch seinen grellen Feuerschein und das Auflodern der Herausforderung, unter all den Bildern und gräßlichen Szenen dieses Krieges, die endgiltige Daseinsberechtigung für meinen autochthonen und leidenschaftlichen Gesang gegeben wurde.

Ich eilte nach Virginien auf den Kriegsschauplatz (Ende 1862), lebte im Biwak, sah große Schlachten und die darauf folgenden Tage und Nächte, durchlebte alle Schwankungen, die tiefste Niedergeschlagenheit und wiederaufflackernde Hoffnung, die schnelle Bereitschaft, in den Tod zu gehen — die Sache vor allem — während der drei agonistisch düsteren Jahre 63, 64 und 65. Das waren, mehr noch als 1776 bis 1783, die wahrhaft kreißenden Wehen unserer nunmehr homogenen Union! Ohne diese Jahre, mit ihren Eindrücken und Erfahrungen, wären die „Grashalme" jetzt nicht vorhanden.

* * *

Doch ich wollte ja für meine „Halme" hier ein paar charakteristische Merkzeichen geben, die ich heute (damals noch nicht so deutlich) als Grundlinien und Zielrichtungen zu erkennen vermag. Das erste Kennwort wäre Suggestivität, Andeutung. Ich feilte und vollendete wenig oder nichts, durfte es auch nicht, in Übereinstimmung mit meiner ursprünglichen Absicht. Jeder Leser wird immer sein oder „ihr" Teil zu tun haben, wie ich das meine. Ich strebte weniger danach, einen Gedanken oder Stoff breit auszulegen, als vielmehr dich, Leser, in die Atmosphäre des angeschlagenen Themas zu versetzen, damit du dann selber deinen Gedankenflug weiter verfolgen kannst. Ein weiteres Triebwort und Kennzeichen heißt „Kameradschaft", und zwar in einem stärkeren und für alle Länder bindenderen Sinne, als bisher. — Andere Wortzeichen wären etwa fröhlicher Mut, Genügsamkeit und Zuversicht.

Das entscheidende Merkmal eines Dichters bleibt immer das Temperament, mit dem er sich der Natur und Menschheit gegenüberstellt, die Stimmung, in der er die Dinge sieht. In welchem Geiste und mit



welcher Treue werden die Dinge berichtet? Bis zu welchem naheliegenden Zeitpunkt ist die Melodie gebracht? Worin besteht das Rüstzeug und die Rassigkeit des Sängers? Worin die ihm eigentümliche Färbung? Sicherlich liegt doch der letzte höchste Wert künstlerischer Stimmgeber, einst und jetzt, bei hellenischen Ästheten, bei Shakespeare, oder in unseren Tagen Tennyson, Viktor Hugo, Carlyle, Emerson, in diesen Grundfragen. Ich behaupte, der tiefste Nutzen, den etwas Gedichtetes oder Geschriebenes dem Lesenden zu leisten vermag, besteht nicht allein in der Befriedigung des Intellekts, oder darin, etwas Interessantes oder Glattpoliertes zu liefern, ja nicht einmal in der Schilderung großer Leidenschaften, Personen oder Geschehnisse, sondern darin, daß die Dichtung uns mit einer reinen und rüstigen Männlichkeit und religiösen Zuversicht erfüllt, daß sie uns ein g e s u n d e s Herz als Grundbesitz, als etwas Gewohntes gibt. Die gebildete Welt scheint nachgerade durch ganze Zeitalter hindurch sich immer mehr zu langweilen und unsere Zeit mit ihrer ganzen Hinterlassenschaft erblich zu belasten. Zum Glück liegt eine ursprüngliche und unausschöpfliche Federkraft in der Menschenrasse, immer wieder tüchtig und mündig, um uns auf sie berufen und verlassen zu können.

Was nun den Typus der eingeborenen amerikanischen Persönlichkeit betrifft, so ist ein solcher noch nicht zur Entfaltung gelangt, obwohl er sicher kommen wird, und zwar im großen Maßstab: der ausgebildete Idealtypus des westlichen Charakters, im Einklang mit den ständig wirksamen politischen, ja sogar mit den „Geld machenden" Eigenschaften der amerikanischen Menschheit im neunzehnten Jahrhundert — gleichwertig mit den Idealen des europäischen Feudalismus, der Ritter, Edelleute und Krieger. Darum liegt der Nachdruck in meinen Gedichten von Anfang bis zu Ende in der Förderung und Anregung dieses Individualismus, nicht nur weil dieser an sich schon eine wichtige Mahnung der Natur ist, inmitten ihrer verallgemeinernden Gesetzmäßigkeiten, sondern namentlich als Gegengewicht gegen die nivellierenden Tendenzen der Demokratie.

Unbekümmert um angeblich festbegründete literarische Formeln und Regeln, singe ich eingestandenermaßen den großen Stolz des Menschen in sich selber. Ich halte diesen Stolz unentbehrlich für einen Amerikaner. Ich halte ihn auch durchaus vereinbar mit Gehorsam, Demut, Ehrerbietung und Selbstprüfung.

Die Demokratie ist durch machtvolle Persönlichkeiten so verzögert und bedroht worden, daß ihre primitiven Instinkte gern überall beschneiden, in Übereinstimmung bringen, Abweichendes zurückzwingen und schließlich alles auf eine tote Gleichheit bringen möchten. Indessen ist es der ehrgeizige Wunsch meines Sanges, an der Ausbildung einer großen nationalen Gesamtheit mitzuhelfen, allerdings durch die Entwickelung von Myriaden vollausgeprägter Einzelwesen. Willkommen, wie die Doktrin

der Gleichheit, Brüderlichkeit und allgemeinen Volkserziehung sein mag, so muß sie doch, wie wir sehen, ein gewisses Verantwortlichkeitsbewußtsein begleiten, eine Art Haftpflicht. Jenes primäre und innerste Etwas im Menschen, in den Abgründen seiner Seele, das ihm erst Farbe und in glänzenden Ausnahmefällen die letzte Hoheit verleiht — ein Element, das beständig von den alten Balladen berührt wird und oft ihre Hauptgrundlage bildet —, dieses Etwas scheint von der modernen Wissenschaft und der Demokratie gefährdet, ja möglicherweise ausgemerzt zu werden. Doch das ist nur der Schein. In Wirklichkeit liegt die Sache anders. Diese neuen Einflüsse bereiten im ganzen sicher den Weg für weit größere Persönlichkeiten, als je zuvor. Heute und hier liegt hinter allem doch, wie immer, die persönliche Kraft. Die Zeiten und Bilder von der Iliade bis Shakespeare können glücklicherweise nie wieder verwirklicht werden; aber die Grundzüge tapferer und hoher Mannheit bleiben unverändert.

Ohne einen Schritt nachzugeben, sollte der arbeitende Mann und das arbeitende Weib in meinen Blättern von Anfang bis zu Ende vertreten sein. Die Rangordnungen von Heldentum und Hoheit, mit denen die griechischen und feudalzeitlichen Poeten ihre göttergleichen oder edelgeborenen Gestalten ausstatteten — ich wollte sie mit noch größerer Berechtigung und weiterem Wirkungsfelde als jene der demokratischen Durchschnittsmenschheit Amerikas verleihen. Ich hatte zu zeigen, daß hier und heute, sofort, wir des Größten und Besten fähig sind, noch fähiger als irgend eine frühere Zeit! Ich wünsche auch (ich hatte mir das gleich gesagt), daß meine Aussprüche im Geiste die Gedichte des Morgens sein sollen. (Sie wurden angelegt und meistens auch geschrieben in den sonnigen Vormittags- und Mittagsstunden meines Lebens.) Ich wünsche, daß sie die Gedichte des Weibes, ebenso wie die des Mannes sind. Ich wollte die ganze Einheit der Staaten in meine Gesänge bringen, ohne jede Bevorzugung oder Parteinahme. Hinfort, weil sie nunmehr leben und gelesen werden, muß das im Süden so gut wie im Norden sein; an der Küste des Pacific wie des Atlantic; im Tal des Mississippi wie in Kanada, droben in Maine, „drunten“ in Texas oder an den Ufern des Puget Sound.

Aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet sind die „Grashalme“ auch der hohe Sang der Geschlechtsliebe, ja sogar der Animalität — obwohl neue, mit diesem Wort gewöhnlich nicht verbundene Bedeutungen hinter allem liegen und mit der Zeit sich offenbaren werden; und diese Bedeutungen müssen wir in eine andere Beleuchtung und Atmosphäre emporzuheben suchen. Von dieser Eigenschaft, die in wenigen Zeilen handgreiflich erkennbar ist, will ich nur soviel sagen, daß sie als verknüpfendes Prinzip dem Ganzen solchen Atem gibt, daß der größte Teil der Stücke überhaupt fortfallen könnte, wenn man diese

Stellen auslassen wollte. Schwierig, wie es heute sein mag, bin ich doch der Ansicht, daß es für edlere Männer und Frauen unabweisbar notwendig geworden ist, eine veränderte Haltung einzunehmen gegenüber der Tatsache und dem Begriff des Geschlechtlichen, als ein Bestandteil der Charakterbildung, der Persönlichkeit, des Gefühlslebens, sowie als dichterischer Stoff an sich. Ich will die Frage nicht für sich allein behandeln; denn sie steht nicht für sich allein. Ihre Lebenskraft liegt einzig in ihren Beziehungen, Anspielungen, Bedeutsamkeiten, wie im „Schlüssel" einer musikalischen Symphonie. In allerletzter „Analogie" durchdringen die erwähnten Zeilen und der Geist, in dem sie gesprochen, sämtliche „Grashalme", und das Werk muß mit ihnen stehen oder fallen, wie der menschliche Leib mit der Seele eine Ganzheit bleiben muß.

Allgemeingültig, wie gewisse Tatsachen und Merkmale an Einzelwesen wie Gesellschaftsklassen allezeit bleiben, gibt es doch nichts, was so selten vorkommt bei heutigen Regeln und dichterischen Formeln, wie ihre „normale" selbstverständliche Anerkennung. Die Literatur ruft beständig nach dem Arzte, um zu beraten und zu beichten, macht fortwährend Ausflüchte und legt Binden und Bandagen an, zur Verheimlichung des Übels, an Stelle jener „heroischen Nacktheit", auf welche allein in schwierigen Fällen eine richtige Diagnose gestellt werden kann. Und mit Voraussicht auf etwaige künftige Ausgaben der „Grashalme" (wenn solche kommen) nehme ich hiermit Veranlassung, mit der ruhigen Überlegung und Überzeugung von dreißig Jahren wiederholter Nachprüfung, diese Stellen endgültig zu bekräftigen und zu verbieten (soweit es mein Wort vermag), daß man sie auslasse.

Und dann noch ein alles umschließender Zweck, über und unter allem anderen. Seitdem in meinem jugendlichen Gemüt das begann, was man Denken oder das Knospen des Denkens nennen darf, regte sich das Verlangen, irgend ein Zeugnis abzustatten für jenes volle Vertrauen und zuversichtliche Hinnehmen des Gegebenen, welches die sittliche Grundlage Amerikas bildet („die Wege Gottes bei den Menschen zu rechtfertigen," so heißt das bekannte und hochstrebende Wort Miltons). Ich fühlte das damals, in meinen jüngeren Tagen, geradeso bestimmt wie heute in meinen alten. Einer Dichtung möchte ich Gestalt geben, deren jeder Gedanke direkt oder indirekt den felsenfesten Glauben ausdrückt, den Glauben an die Weisheit, Gesundheit und geheimnisvolle Schönheit jedes natürlichen Vorganges und Entwickelungsprozesses, jedes menschlichen oder sonstigen Daseins, nicht etwa nur betrachtet vom Standpunkt des Ganzen und aller, sondern eines jeden Einzelnen. Obwohl ich es nicht verstehen oder auseinandersetzen kann, glaube ich doch an einen Zweck und Schlüssel zu den Geheimnissen der Natur, im allgemeinen und besonderen; daß unsichtbare Endergebnisse geistiger Art, genau so wirklich und gewiß wie die sichtbaren, eine Lösung, einen Ausgang bilden

für alles konkrete und materielle Leben, durch den Gang der Zeit. Mein Buch sollte von Rechts wegen Schwungkraft und Freude ausströmen, denn es wuchs aus diesen beiden Quellen hervor, und es ist, seit es begonnen ward, der Trost meines Lebens gewesen.

Ein Hauptleitmotiv der Gedichte war auch meine Überzeugung (heute so stark wie je), daß das krönende Endziel der Vereinigten Staaten ein vergeistigtes und heroisches Leben sein soll. Diese Entfaltung begünstigen zu helfen, oder auch nur auf ihre Notwendigkeit hinzuweisen, ist der Anfang, der Schwerpunkt und Endzweck meiner Dichtung. In der Tat, wenn man's ganz bis auf das Letzte ausrechnen will, dann ist eben dieses Pflügen in dem grenzenlosen Brachland der Durchschnittsmenschheit — also nicht nur „gut Regiment“ im gewöhnlichen Sinne — die Hauptbestimmung und Rechtfertigung dieser Vereinigten Staaten.

Besondere Vorzüge irgend eines günstigen Zufalls oder Ranges — der „rote Faden“ in fast jeder Dichtung der früheren Zeit — sind meiner Auffassung nach schon unschmackhaft für den republikanischen Geist und bieten keine passende Grundlage für seine „Reime“. Anerkannte überlieferte Poesie hat, ich weiß es wohl, den großen Vorzug, das schon Vollbrachte zu besingen, so voller Herrlichkeit und teurer Erinnerungen für die Gemüter der Menschen. Mein Buch ist aber ein Anwärter für die Zukunft. „Alle ursprüngliche Kunst,“ sagt Taine, „trägt ihre Regeln in sich und kann nicht von außerhalb geregelt werden; denn sie steht mit sich selbst im Gleichgewicht und empfängt es nicht von anderswoher — sie lebt vom eigenen Blute.“ Das ist ein kleines Pflaster für meine häufigen „Püffe“ und verbissene Eitelkeit.

Da dies nun doch einmal eine persönliche Aussage und Erläuterung ist, so gestatte man mir noch einen weiteren Nothelfer in Gestalt einer Anekdote aus einem Werk „Annalen alter Maler“, die ich in meiner Jugend las. Der flämische Maler Rubens entdeckte einst auf einem seiner Streifzüge durch die Galerien alter Klöster ein merkwürdiges Werk. Nachdem er es eine ganze Weile nachdenklich betrachtet und die Bemerkungen der ihn umgebenden Schüler ruhig angehört hatte, sagte er, in Erwiderung auf die Frage, welcher „Schule“ das Gemälde angehöre: „Ich glaube nicht, daß der Künstler, der dieses Bild der Welt hinterließ (vielleicht war es ein unbekannter und längst verstorbener), irgend einer Schule angehörte, oder vielleicht überhaupt außer diesem Bilde etwas gemalt hat. Das ist etwas Persönliches, ein Stück aus einem Menschenleben.“

So habe ich denn auch (ich kann es nicht oft genug sagen) diesen Band Verse niedergeschrieben lediglich als eine Ausbeute, einen Ertrag meines inneren Seins; von Anfang bis zu Ende ist es der Bericht einer Person, eines Menschen (ich selber in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahr-

hunderts in Amerika), ganz freimütig, erschöpfend und getreu. Ich tat es, weil ich in der zeitgenössischen Literatur einen ähnlichen Personalbericht, der mich ganz befriedigte, nicht zu finden vermochte. Aber die „Grashalme" erheben keinen Anspruch, als Literatur an sich oder als neue Musterprobe einer solchen gelten zu wollen. Niemand wird in meine Zeilen dringen, der darauf besteht, sie als schriftstellerische Leistung allein zu werten, oder als etwas in erster Linie auf Ästheticismus und Kunst Gerichtetes anzusprechen und zu beurteilen.

Niemals gab es ein Land oder Volk oder Verhältnisse, die so eines Geschlechtes von Sängern bedürfen, verschieden von allen andern und ganz ihnen eigen, wie das Land, das Volk und die Verhältnisse der Vereinigten Staaten, heute und in Zukunft. Noch weiter: solange auch diese Staaten fortfahren, die Poesie der alten Welt nur aufzusaugen und von ihr beherrscht zu werden, solange sie nicht mit autochthonem Gesang ausgestattet sind, um ihre materiellen und politischen Errungenschaften zu verherrlichen und ihnen Farbe und Eigenart zu geben, so lange werden wir hinter erstklassiger Nationalität zurückstehen und unvollkommen bleiben.

Am Feierabend meines Lebenstages überlasse ich dir nun, mein Leser, diese geschwätzige Beichte, diese Einfälle, Gedanken und Erinnerungen:

> „Wie lässig, mit der Ebbe abwärts treibend,
> Gleich Wellenkräuseln — halb aufgefangene Stimmen
> Vom Uferrande widerklingen . . ."

Zum Schluß noch zwei Winke für die schöpferische Einbildungskraft des Westens, wenn sie sich einmal würdig erhebt: erstens, was Herder den jungen Goethe lehrte, daß wirklich große Poesie immer (wie die homerischen oder biblischen Gesänge) aus einem nationalen Geiste hervorgeht und nicht als Vorzugsrecht einer überfeinerten und erlesenen Sippe; zweitens, daß die stärksten und die lieblichsten Gesänge noch gesungen werden sollen.





Gestürzte Götzen.

Skizze

von

Jassy Torrund.

— Breslau. —

Ulla hatte die Droschke abgelehnt; sie gingen durch den weichen grauen Frühlingsabend zu Fuß nach Hause. Es war nach einem five o'clock tea, dem zwanglosen jour fixe einer befreundeten Familie, wo man bekannte und fremde Menschen getroffen.

„Willst du nicht meinen Arm nehmen?"

„Danke!" Sie hängte sich ein, etwas schwerer als sonst, ihr Gang hatte nicht das Leichte, Federnde, das er kannte und liebte.

„Du bist müde, wir hätten lieber fahren sollen."

„Nein — so ist es besser."

Wieder Schweigen. Jenes Schweigen, das so beredt ist und so drückend. In der stillen Vorstadtstraße kein Laut außer ihren Schritten. Hin und wieder ein fallender Tropfen; zwischen dem noch kahlen Geäst der Vorgärten hin und wieder ein paar voreilige überzarte durchsichtige Blätter, die dem elektrischen Licht entgegenzudrängen schienen.

„Du bist so still heute, Ulla?"

Sie biß die Lippen wund, um ein trockenes Aufschluchzen zurückzudrängen.

„Diese Frühlingsabende fallen mir auf die Nerven."

Es war eine Ausrede, er wußte es.

Sie hatte den Mann wiedergesehen, den sie als Mädchen geliebt. Er ahnte es lange, und andere hatten es ihm unabsichtlich heute bestätigt. Ulla stand neben der Frau vom Hause, als ein großer schlanker Mann zu ihnen trat und sich verbeugte, eine elegante auffällige Erscheinung trotz des geistlichen Gewandes. In der Fensternische flüsterten Frauenstimmen: „Das ist er, Professor Jahn, der berühmte Prediger, der geist-

volle Mensch, von dem sie sagen, er sei der feinste Frauenkenner. Man weiß auch warum, — oh, der hat seine Erfahrungen! Memoiren könnt' er schreiben, Bände voll. Schon als junger Vikar in irgendeinem weltentlegenen kleinen Gebirgsnest, — eine Verwandte erzählte mir's, — da war eine junge Lehrerin, ein süßes, unschuldiges Ding, — die blonde Ulla nannten sie sie . . ."

„Die blonde Ulla" aus dem kleinen Gebirgsnest war seine Frau.

Er trat ein paar Schritte seitwärts, um nicht mehr zu hören. Die zwei hatten offenbar keine Ahnung, daß aus Ulla Franzius, der kleinen Lehrerin, Frau Baurat Stephan geworden war, eine der klügsten, schönsten und beneidetsten Frauen der ganzen Stadt.

Und nun wartete ihr Mann, der Baurat, der das junge, schöne arme Mädchen aus Liebe geheiratet hatte, daß seine Frau sprechen solle. Es hatte ihn sonderbar durchzuckt, als sie vorhin die Droschke ablehnte. Er glaubte die Stunde gekommen, wo sie endlich einmal reden, — wo sich vielleicht ihr und sein ganzes ferneres Leben entscheiden sollte.

Wie eine Traumwandelnde ging sie neben ihm, — ihre Seele war weit fort in der Vergangenheit. Sie war wieder Ulla Franzius, allein und fremd in der fremden kleinen Stadt, — ahnungslos, was das Leben ist. Wie ein großes, unbegriffenes Rätsel lag es vor ihr, — und mitten darin, nicht als Staffage, sondern als erstes, einziges atemraubendes Ereignis, der Vikar, — schon damals ein kluger, ritterlich schöner Mann. Wie ein Held im priesterlichen Kleide, wie ein Gott hatte er vor ihr, über ihr gestanden — und ihre Seele war ihm zugeflogen — willenlos, wie ein vom Sturme hergewehter Vogel. Das Leben selbst führte sie zusammen. Sie sahen sich täglich, in der Kirche, in der Schule, im Vikariat. Da gab es Schulangelegenheiten, Armenpflege, über die sie zu sprechen hatten, und wenn das erledigt war, ein Plauderviertelstündchen, das sich länger und länger ausdehnte, ihnen zuletzt zum Bedürfnis wurde. Geistige Nahrung, den hungernden jungen Seelen nötiger als das tägliche Brot. Sie standen ja so sehr allein, zwei idealveranlagte, hochstrebende junge Menschen, inmitten einer enghorizontigen, kleinlichen Welt von Krämern und Philistern, — geradezu aufeinander angewiesen. Es war gewiß nichts Unrechtes, — er war der Vikar, der Seelsorger, zu ihm kamen viele, holten sich Rat und Trost, dazu war er da. Ulla kam auch nie allein, meist in Begleitung einer Kollegin, eines gutmütigen, jungen Dinges, ebenso harmlos und unerfahren wie sie selbst. Ulla war die klügere und schönere, in aller Herzensunschuld ein heißes, sehnsüchtiges Seelchen. Und er war ihr Gott, und kein Fehl war an ihm. In der Kirche saß sie zu Füßen der Kanzel, selbst noch ein gläubiges Kind, inmitten ihrer kleinen Schar und sog seine Worte mit durstiger Seele ein. Die Leute redeten, die ganze Stadt zerriß sich den Mund. Ulla ahnte es nicht, und hätte sie es gewußt, so würde sie ihr gutes Gewissen

zum Zeugen aufgerufen und über den erbärmlichen Klatsch gelacht haben. Was tat sie denn Böses? Sie war ja nur glücklich, — zum ersten Male in ihrem Leben unsagbar und grenzenlos glücklich. Sie, die Einsame, hatte einen Freund, die verlassene junge Waise einen Beschützer gefunden. Nichts Unlauteres war zwischen ihnen. Ihre reine Seele lag vor ihm wie ein offenes Buch, — hätte er sie zürnend von sich stoßen sollen, weil er auf jedem Blatt seinen eigenen Namen las?

Er, den unvernünftiges Drängen seiner Mutter und ein Familienstipendium halb wider Willen dem geistlichen Stande in die Arme getrieben, ahnte vielleicht die Gefahr. Aber in zuversichtlichem Selbstbewußtsein, in noch unerprobter Charakterfestigkeit fühlte er sich seiner selbst so sicher. Die junge Seele, die in seine Hand gegeben, war ihm heilig. Er sagte es ihr oft: „Wie eine Schwester lieb' ich Sie, Fräulein Ulla," — und im tiefsten Herzensgrunde warnte vielleicht schon eine Stimme: Mehr wie eine Schwester — — — — — — — — —

Die Frau in eleganter Gesellschaftstoilette, die schweigend neben ihrem Gatten herschritt, zitterte leise, eine Liedstrophe rann ihr durch den Sinn:

„Ihr wißt's, wie wir so selig waren,
So selig und so rein dabei —
Rein wie man ist mit achtzehn Jahren . . . ."

Sie war etwas älter, fast zwanzig, — ihrem dunklen, unverstandenen Empfinden nach ein Weib, — ihren Erfahrungen, ihren Ansichten von Welt und Leben nach ein harmloses Kind.

Und dann kam ein Frühlingsabend wie der heutige, wo sie scheiden sollten. Ihr Vormund hatte ihr eine bessere Stellung erwirkt, mit höherem Gehalt in einer großen Stadt. Ach, was fragte sie damals nach besserem Gehalt, nach den Genüssen und Zerstreuungen der Großstadt, — sie glaubte, das Herz müsse ihr brechen.

Zum letzten Male war sie bei ihm.

Die Fenster standen weit offen, man hörte draußen die Regentropfen auf das knospende junge Grün fallen. Schwerer feuchter Erdgeruch stieg empor wie ahnungsvolle Verheißung vom Wachsen und Werden, von tausend sprossenden Keimen im dunklen Schoß der Mutter Erde. Und in der Luft lag's wie sehnsüchtige Erwartung, die zitternd die Arme ausbreitet.

Da nahmen sie Abschied — nicht wie zwei, die erst ins volle, reiche Leben gehen sollten, sondern in den Tod. — — — — — — — —

Und heut hatte sie ihn wiedergesehen.

Unzählige Male hatte sie sich in Gedanken dies Wiedersehen ausgemalt. Wie sie sich die Hände reichen, unbekümmert um andere Menschen sich tief, tief in die Augen schauen würden, und wissen — ach wie heilig und felsenfest glauben und wissen, daß ihre Seelen einander treu geblieben

all die Jahre hindurch und daß sie einander teurer wären als irgend etwas anderes auf der Welt.

So hatte sie geträumt, — Närrin, die sie war! Sie drückte ihr Taschentuch gegen die Lippen, um den wehen zornigen Aufschrei zu ersticken.

Noch ehe die Frau des Hauses ihr seinen Namen nannte, hatte sie ihn erkannt. Seit geraumer Zeit lebten sie, ohne sich bisher begegnet zu sein, in derselben Stadt. Er verbeugte sich, sah sie an, blinzelte — und erkannte auch sie. Der Blick, der sie durch die goldgefaßten Gläser traf, blitzte metallscharf auf. Sekundenlang nur — dann war es wieder das glatte, kühle, unbewegte Antlitz des Weltmannes, und eine Stimme sagte — dieselbe weiche, dunkle Stimme, der sie einst in Schmerz und Wonne gelauscht, die sie tausendmal in wachen, heimwehkranken Träumen zu hören geglaubt —: „Ich habe, glaub' ich, schon früher das Vergnügen gehabt . . . ."

Hätte er sie schweigend wie eine Fremde begrüßt, sie hätte begriffen warum.

Dies war wie ein Schlag ins Gesicht.

„Das Vergnügen" — und ihr Leben war fast daran zugrunde gegangen! Ulla Stephan wurde blaß wie der Tod, ihre Knie wankten, — aber der beleidigte Frauenstolz kam ihr zu Hilfe, die strenge Schulung der Gesellschaft.

„Es kann sein, doch erinnere ich mich nicht daran," erwiderte sie, bemüht, das Zittern ihrer Lippen zu beherrschen, — und dann wie beiläufig, zu der Frau des Hauses gewandt: „Ich habe leider ein so schlechtes Gedächtnis, — wovon sprachen wir doch eben? Richtig — ‚Briefe, die ihn nicht erreichten,' — Sie haben gewiß auch schon von diesem Aufsehen erregenden Buch gehört, Herr Professor?" Es war das erste beste, was ihr einfiel, — der Notanker, den ihre geängstigte Seele warf, um in dem kreisenden Wirbel stürzender Gefühlswogen nicht unterzugehen.

„Ich habe es sogar gelesen."

„Nun — und . . . ?" fragte die Hausfrau interessiert.

„Zuerst, bitte, die Meinung der Damen."

„Die sollen Sie hören." Die kleine lebhafte Frau mit klug und gütig blickenden Augen unter schneeweißen Scheiteln wurde warm und beredt. „Ich habe noch nie etwas gelesen, das mir so aus der Seele gesprochen wäre, das ein Echo wohl in jedem von uns weckt, wie dieses Buch. Da ist so vieles, was wir einst selber gedacht, empfunden und innerlich erlebt haben, ohne es in Worte fassen zu können. Und dann — Hand aufs Herz — haben nicht die meisten von uns, wenn auch nur in Gedanken, solche Briefe geschrieben, die ihr Ziel nie erreichten, weil diejenigen, an die wir sie richteten, nicht mehr dieselben waren, die wir einst gekannt und geliebt? — Habe ich nicht recht?"

Atemlos, als läse diese Frau ihr die Gedanken aus der Seele, hatte Ulla zugehört. Nun war, ohne ihr Zutun, der Ton angeschlagen, — mußte er nicht in seiner Seele widerhallen? Gehörte nicht auch er wie sie, Ulla, zu den Menschen, die tausendmal die Qual und Sehnsucht ihres Herzens in ungeschriebenen Briefen in die Ferne hinausgeschickt, umherirrend wie Noahs Tauben, suchend, wo sie das Ruheplätzchen fänden, das Ziel ihrer Sehnsucht? Mußte nicht jetzt der Widerhall kommen, ein Wort nur, ein leiser Unterton, — fremdem Ohr kaum vernehmbar — der ihr sagte, daß dies fremde kalte Diplomatengesicht nur eine Maske sei, — daß auch seine Seele tausendmal in stillen Stunden den Weg zurückgewandert sei zu den weit, weit dahinten liegenden sonnigen, blühenden Gärten ihrer Jugend — —?

Nur ihn wiederfinden, dachte sie inbrünstig, — nur ein Schimmer von dem, was er mir einst gewesen. Mehr will ich ja nicht, will stumm, wunschlos in der Ferne stehen. Nur ihn nicht ganz verlieren, sein reines, edles Bild, — den Gott meiner Jugend. Wie eine Bettlerin flehte ihre Seele, ihre Augen brannten auf seinem Antlitz — Sein oder Nichtsein hing an seinen Lippen.

Fühlte er's? Er lächelte ironisch. „Ein gnädiges Urteil, Gnädigste, das Ihrem guten Herzen Ehre macht.“ Ton und Haltung wurden eine Nuance kälter. „Ich gebe zu, die schöne Sprache besticht, — aber das Buch ist ein Blender wie so viele. Frauenarbeit, Frauenlogik. Übertriebene, auf unmöglicher Basis aufgebaute und deshalb unwahre Gedanken und Gefühle. So treu ist keine.“

In seinem Ton lag etwas Undefinierbares, das sogar der innerlich unbeteiligten Frau das Blut in die Wangen trieb. Eine Kriegserklärung. Haß und Verachtung gegen das ganze Geschlecht.

„Das sagen S i e, der Damenfreund par excellence, der vielgerühmte Kenner der Frauenseele?“

Mit vieldeutigem Lächeln blickte er in das ehrlich entrüstete Gesicht.

„Vielleicht eben darum, meine Gnädigste. Pardon, — Anwesende natürlich immer ausgenommen.“

Ulla hatte schweigend daneben gestanden. Jedes seiner Worte, mehr noch sein Blick und Ton trafen sie wie Peitschenhiebe. Als ob eine rohe Hand Schmuck um Schmuck aus ihrer Seele risse.

Aber das ist ja nur Maske! schrie es in ihr. Lüge, nichts als Lüge!

Ein paar junge Backfischchen drängten sich herzu, dem berühmten, gefeierten Kanzelredner die Hände zu küssen. Männer und Frauen umringten ihn, und er nahm die Huldigungen, die Schmeichelei wie die ehrliche Begeisterung, mit der Gelassenheit eines Menschen hin, der seit Jahren nichts anderes gewöhnt ist.

„Ich hätte es mir denken können,“ sagte die alte Frau mehr zu sich wie zu Ulla gewandt und mit einer ihr sonst fremden Bitterkeit. „Männer

seiner Art pflegen die krassesten Frauenverächter zu sein, — ganz nach dem Grundsatze des ‚toujours perdrix‘“.

„So war er früher nicht,“ sagte Ulla wie im Traume und erschrak, weil sie sich unwillkürlich verraten; die andere merkte es gar nicht, zu groß war ihre Entrüstung.

„Meine liebe Frau Stephan, dann haben Sie ihn nicht gekannt. Glauben Sie mir, ich kenne den Mann seit Jahren und habe es erlebt, wie er die Herzen an sich zieht mit einem Lächeln, einem einzigen Blick, — alles aus ihnen herauslockt, was ihn der Mühe wert dünkt — und sie dann achtlos fortwirft.“

Ulla stand wie betäubt, ein herzbeklemmendes dumpfes Staunen hielt ihre Sinne, hielt ihre Seele umfangen. Das sollte der Mann sein, den sie einst geliebt, dessen reines selbstloses Bild sie Jahr um Jahr im Herzen getragen, — dieser blasierte, geschmeidige, spöttisch lächelnde Weltmann, der sich anbeten ließ wie ein Gott und die Verehrung hinnahm als selbstverständlichen Tribut, den alle diese ihn umdrängenden Frauen und Mädchen ihm schuldeten?

Ihr Blick blieb auf einem der jungen Mädchen haften, das ihr schon früher aufgefallen war. Ein blasses, schmächtiges Ding, kaum achtzehnjährig, noch ganz knospenhaft; alles Leben konzentrierte sich in den großen dunklen, verträumten Augen, — ahnungsvolles Sehnen, wovon der kindliche Körper nichts wußte. Man sah die junge Seele gleichsam wie auf Fußspitzen stehen, um den Flug in die lockende blaue Wunderferne zu wagen.

Jetzt sprach der Professor mit ihr, sie standen etwas abseits am Flügel, seine weiße wohlgepflegte Hand blätterte in den Noten, im Spiegel sah Ulla seine Augen. Das war derselbe herrische, seelenfordernde Blick, mit dem er Ulla Franzius einst angeschaut. Sie sah das blasse Mädchenprofil erglühen wie im Widerschein des Frührots, das unbedeutende wandelte sich, wurde von innen heraus verschönt, verklärt. Ein Grauen lief über Ullas Körper, schüttelte sie förmlich — und zu dem dumpfen ungläubigen Staunen gesellte sich der Schmerz, bohrte sich ihr ins Herz, scharf und schneidend wie körperliche Pein. Dies Kind erschien ihr wie ein Abbild ihrer selbst. So, gerade so hatte auch sie an den Lippen dieses Mannes gehangen, seinen Worten gelauscht mit derselben gläubigen, vollkommensten Hingebung. So, gerade so hatte sie ihm ihre keusche junge Seele auf beiden Händen entgegengebracht — — — — — — — —

Die Hausfrau, die den stummen Protest von dem totenblassen Gesicht ihres Gastes las, lenkte das Gespräch auf andere Dinge. „Kommen Sie, Liebe, ich wollte Ihnen immer schon unsere römischen Ansichten zeigen.“

Mit blinden Augen starrte Ulla im Nebenzimmer auf die farbenglühenden Bilder. Das war ihr Wiedersehen!

In der geheimsten Tiefe ihres Herzens hatte Ulla Franzius einst einen

goldenen Altarschrein errichtet, auf dem das Bild ihres Jugendgeliebten stand — und Ulla Stephan hatte Jahr um Jahr vor dem treugehegten Heiligtum gekniet. Jetzt hatte seine eigene Hand das Götzenbild herabgestoßen — und das tat so weh, weher als alles, was das Leben ihr seither gebracht und genommen. — — — —

Ein Schatten fiel über die Blätter, eine gedämpfte Stimme traf ihr Ohr: „Also hier — zwischen den Schatten der Vergangenheit? — Sie gestatten —?" Er zog sich einen Stuhl heran. „Rom — und Kiefernstädtl, allerdings ein kleiner Unterschied."

„Beides war mir viele Jahre lang heilig."

„Heilig? — hm. Pardon, Gnädigste, daß ich Ihrem Erinnern, welches vorhin versagte, etwas nachhelfe. Auch eine gewisse, genial verräucherte Junggesellenbude?"

„Auch die — denn der darin wohnte, war ein g u t e r Mensch."

„Was sich von ihm schlechterdings jetzt nicht mehr behaupten läßt, meinen Sie. Nun ja — fünf Jahre Prinzenbändiger — Hofluft ist keine Kirchenluft. . . ."

Er ließ einen Blick über sie hinstreifen, der sie taxierte auf Gramm und Heller, seelisch und körperlich. Und das Resultat war: die Ulla von heute war noch zehnmal begehrenswerter als das harmlose kindliche Geschöpf von einst.

Ulla mit ihrem feinen Fraueninstinkt fühlte beides, Blick wie Resultat. Aber sie war wie unter einem Bann, kaum fähig sich zu regen.

„Sie hatten früher die Absicht, Missionar zu werden," sagte sie, um nur irgend etwas zu sagen.

Hatte ich das? Nun ja, man schwenkt manchmal ab auf seinem Lebenswege. Irre ich nicht, schworen Sie einst zum Cölibat — und sind heute eine der reizendsten Frauen . . . ."

C'est le ton qui fait la musique. Dieser Ton i h r —?

„Eine v e r h e i r a t e t e Frau, — bitte, vergessen Sie das nicht, Herr Professor!" sagte Ulla aufstehend.

Der Bann war gebrochen. Jetzt erst, jetzt hatte sie ihn ganz verloren, den Mann, der in Gegenwart dritter seine reinste Erinnerung verleugnete, — um unter vier Augen an das opfermutige heilige Ende eines schuldlosen Jugendtraumes vielleicht einen frivolen Anfang zu knüpfen.

Ihre Seele empörte sich wider ihn, — ein rasender Zorn stieg auf, eine Scham und Qual, die mit jeder Sekunde wuchs, — jenes unerträglich zwiespältige Gefühl, das eine Bergeslast auf uns wälzt und zugleich vor unsern Füßen einen tödlichen Abgrund reißt. Jenes Gefühl, das wir mit letzter Intensivität vielleicht im Sterben empfinden werden, in dem Augenblick, wo wir begreifen, das alles zu Ende ist. — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Der Baurat schloß die Entreetür auf.

Er war es gewohnt, daß seine Frau, wenn sie abends heimkamen, ihr Licht nahm, mit freundlichem Gutenacht flüchtig seine Stirn küßte und schlafen ging, während er noch stundenlang zu arbeiten pflegte. Diese Nachtstunden waren für den am Tage von Geschäften, dienstlichen Besprechungen mit Beamten und Handwerkern überhäuften Mann die lohnendste Arbeitszeit.

Er wußte, daß Ulla Franzius ihn ohne Liebe geheiratet. Er war der Freund ihres Vormundes gewesen und hatte sie aufwachsen sehen, und wie ein Samenkorn in der Stille keimt und aufschießt, war sacht, allmählich die Liebe zu dem schönen jungen Geschöpf in sein Herz gekommen. Er merkte es kaum, — und als er's gewahr wurde, war sie schon groß und mächtig, unausrottbar wie ein junger Eichbaum, mit starken Wurzeln, die in die Tiefe seines Wesens gingen.

Da starb Ullas Vormund, und sein letzter Wunsch an den Freund war die Sorge um das längst seiner gesetzlichen Obhut entwachsene junge Mädchen. Er nahm es ernst mit diesem Vermächtnis, und so war eines Tages — er wußte selbst nicht wie — Ulla Franzius seine Frau geworden.

Und so hatte sie still und pflichttreu neben ihm hergelebt, und er hatte all' die Jahre in Geduld gewartet, daß sie ihm auch ihre Seele geben solle — und hatte das Hoffen zuletzt verlernt.

Es war eine gute Ehe, eine friedliche. Die Welt nannte sie glücklich, — aber sie wußten beide, daß dem nicht so war.

Auch heute, obgleich es noch früh war, kam Ulla in sein Zimmer, ihren Leuchter in der Hand. „Ich bin müde — gute Nacht, Heinrich."

Er sah sie an, und dieser Blick fragte schweigend: Hast du mir nichts zu sagen?

Die Fenster standen offen. Draußen fielen schwere Tropfen auf das knospende junge Grün, wie Tränen, die eine greise Seherin weint, weil sie weiß, daß alles, was geboren ist, welken und sterben muß. Ulla haßte diese weichen Frühlingsabende, sie taten ihr weh.

Ihr Mann streckte die Hand aus: „Ulla!"

Sein Blick streifte wie eine stumme Liebkosung über sie hin, umfaßte ihre schlanke feingliedrige Gestalt, die sich noch die keusche Lieblichkeit erster Jugend bewahrt. Und er fühlte in diesem Augenblick, wie sehr er sie liebte. Gerade dies Herbe, Mädchenhafte an ihr, die zarten, weichen und so unendlich reinen Linien, an denen er sich nicht satt sehen konnte.

Und während er sie schweigend, voll Liebe ansah, gab es ihr innerlich einen Ruck, wie wenn etwas zerbräche. Sie wußte nicht, daß es das Götzenbild war, das unter dem tiefen, gütigen Blick vollends in Stücke brach. Sie legte ihre Hand in die ausgestreckte, die sie fest und warm umschloß.

Er zog sie an sich, strich ihr sanft übers Haar: „Fehlt dir etwas, Kind?".

Viel! Alles! hätte sie schreien mögen. Da nahm er still den Leuchter aus ihrer Hand und zog sie auf seine Knie nieder. „Nun sprich!" sagte er, als müsse es so sein, und drückte ihren Kopf an seine Schulter. „Dies ist dein Platz, Ulla!"

Sie dachte an seine geduldige Treue, die soviel Jahre lang ohne Fragen und Quälen auf diese Stunde gewartet. Ein stoßendes Schluchzen kam über ihre Lippen, — überwältigendes Mitleid mit sich, mit ihm — und dann, als hätten die Tränen den starren Bann jahrelangen Schweigens gelöst, brach es hervor, unaufhaltsam, stürzend — die Beichte ihrer Jugend. Nicht als ob sie von sich selbst, — als ob sie von einer anderen, fremden Ulla spräche, deren geheimste Gedanken sie einst gekannt.

— — — „so dumm war ich, so jung und ahnungslos — und so glückselig! Kein Gedanke kam mir, daß dies eine Sünde sein könne. So voll Ehrfurcht war mein Herz, — die Hand hab' ich ihm geküßt, er war doch ein Priester. Nur ein einziges Mal hat er's gelitten, ganz zu Anfang. Später nie mehr. Da hat er mir dann die Hände geküßt, ach, wohl hundertmal! Das hatte noch keiner getan, und es machte mich so froh und stolz, es hob mich vor mir selber. Wie eine Schwester liebte er mich — nein mehr! Aber wir wußten beide nicht, daß es Sünde sei — bis dann der Abschied kam. — Seitdem tun mir die weichen Frühlingsabende so weh . . . ."

„Und ist es bei dem Handkuß geblieben, Ulla?"

Sekunden des Schweigens — eine Ewigkeit, in der sein Atem stockte, sein Herzschlag in Todesangst aussetzte. Ihr Leben und das seine schienen von ihrer Antwort abzuhängen. Wenn sie jetzt log, — dann war alles vorbei. Treu und Glauben und das armselige bißchen Glück in Scherben zerschlagen.

Draußen tropfte der Regen, als verblute sich die Frühlingsnacht — und dem Manne war, als ränne sein Herzblut in den Sand.

Dann hob sie die Augen und sah ihn klar und ehrlich an: „Nein —!"

Da tat er einen schweren Atemzug und schloß sie fester in seine Arme: „Ich danke dir, Ulla, — ich weiß, daß du treu bist und — rein. Dein ehrliches tapferes ‚Nein!' hat mir den Glauben an dich wiedergegeben, mein Weib!"

Sie drängte ihn mit beiden Händen sanft von sich.

„Du weißt noch nicht alles, Heinrich, — und in dieser Stunde soll es ganz klar werden zwischen uns. — Wir haben uns geküßt damals an jenem Frühlingsabend, — ach Gott, und wie geküßt! Wir waren ja beide so jung und glückverlangend — mit Gewalt riß es uns zueinander. Und so einsam auf der Welt, — zum ersten Male ganz allein. Ich hatte die Kollegin nicht mitgenommen, ich wollte meinen Abschied, die letzten

Minuten für mich allein haben. — Und da sagte er mir alles: daß er mich liebte und daß er den Priesterrock ausziehen, seinen Glauben hinwerfen wolle, um meinetwillen. Ich müsse sein eigen werden, er könne nicht mehr leben ohne mich.

Da gingen mir armem, jungem Dinge die Augen auf. Und ich erkannte die Sünde. — Aber ich war feig, ich fürchtete mich vor dem Glück, das aus der Sünde geboren sei. Ich sagte es ihm, ich war auf einmal die ältere, die verständigere. Wie eine Schwester hab' ich zu ihm geredet, wie eine Mutter, — ich weiß selbst nicht, wo ich die Worte hernahm, die Güte, die Klugheit — die Ruhe. Wo doch alles in mir brannte und vor Weh und Wundheit schluchzte und schrie. —

Und da endlich ging er in sich, lag zu meinen Füßen und schwor: Um meinetwillen wolle er seinem Glauben treu bleiben. Sein guter Engel sei ich, seine Heilige. Kein Tag seines Lebens würde vergehen, wo er nicht in heißester Dankbarkeit und Liebe meiner gedächte, — Leib und Seele hätte ich ihm gerettet.

So opfermutig waren wir, so voll heiliger Begeisterung, wie nur ganz junge, ganz reine Menschen es sein können. Ich glaube, vor dem Martertode wären wir nicht zurückgeschreckt.

So schieden wir — heilig durchdrungen von der Größe des Opfers, das wir gebracht. Heilig überzeugt, daß Gott uns segnen würde. Heilig entschlossen, einander bis zum letzten Atemzug die treuesten Freunde zu sein.

Wir waren so jung, und wir glaubten beide: darüber käme man nie hinweg, solche Stunde vergäße man sein ganzes Leben nicht.

Ich hatte ihm nichts versprochen, aber ich war fest entschlossen, ihm die Treue zu halten, keinem anderen Manne anzugehören.

Und dann — Jahre später, kamst du, Heinrich. Deine geduldige Liebe rührte mich, brachte jene andere Treue ins Wanken. Nicht gleich — aber nach und nach. Du weißt, als du um mich anhieltest, sagte ich dir, daß ich einen andern liebte, dem ich nie angehören, aber dem ich auch die Treue nicht brechen wollte. Und du gabst zur Antwort: du würdest warten. Aber dann wurdest du krank, und ich kam täglich, nach dir zu fragen. Es wollte nicht besser werden, — da nahm mich einmal der Arzt beiseite und redete eindringlich auf mich ein: dir fehlte der Wille und der Mut zum Leben. Und es sei ein Jammer um einen solchen Menschen, der so Großes und Herrliches schaffe. — Da gab ich nach und wurde dein Weib. Ich weiß nicht, ob es recht war, es fehlte auch wohl der rechte Segen. Und das war *meine Schuld* — denn in der Stille kniete ich immer noch vor dem Gott auf meinem Altar, dem ich die Treue gelobt.

Und heut' hab' ich ihn wiedergesehen — *den Götzen* ...." gallbitter stieg es in ihrer Kehle auf, zerdrückte die Stimme in einem schluchzenden Laut.

Er strich mit der Hand über ihr Haar: „Armes Kind — mein armes liebes . . .“

Soviel Güte — es überwältigte sie — und in stammelnden Worten brach eine letzte wilde Flut verzweifelter Selbstvorwürfe, bitterer Anklagen aus dem gequälten Herzen.

Er ließ sie still gewähren — wissend, daß es für ein Herz, das jahrelang geschwiegen, keine andere Erlösung gäbe, als dies endlich, endlich hervorbrechende Geständnis.

Zuletzt ein Wort, das ihn bis ins Innerste erschütterte: — — „so arm, so bettelarm bin ich geworden!“

Da konnte er nicht länger schweigen.

„Du bist nicht arm, Ulla, denn du hast noch viel zu geben. Du bist mir soviel schuldig geblieben all' die Jahre her.“

Sie schüttelte trostlos den Kopf. „Und wenn auch . . . du sollst nicht nehmen, was ein anderer übrig gelassen, Heinrich! Dazu bist du zu gut.“

„Nicht übrig gelassen, — nie erkannt, Ulla, und nie geschätzt, und — Gott sei Dank, auch nie besessen! Das alles ist noch frei, und ich will es mir jetzt erobern. Ich will es besitzen — dich ganz und gar, Ulla, mit Leib und Seele!“

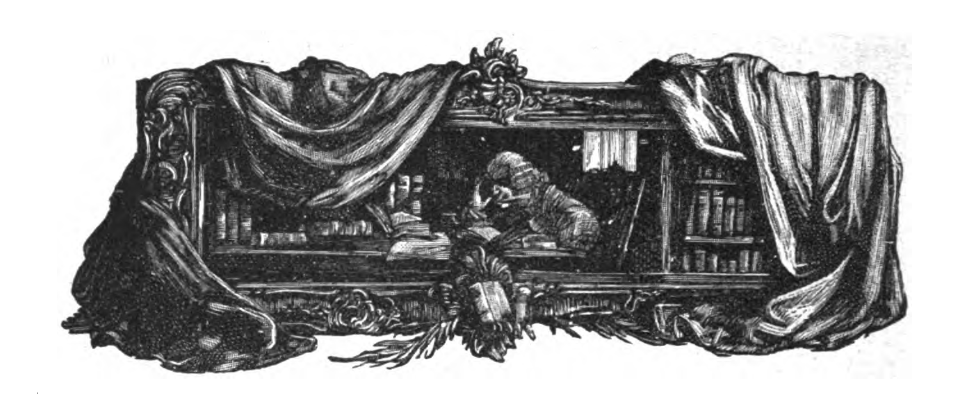
Da lag sie an seinem Herzen, und in zarten, schonenden Worten, in heißem Liebesmühen rang er um die todwunde Seele.

Weil er aus ihrer stammelnden Anklage herausgehört, daß das unbarmherzige Leben die Seele jenes Mannes hartgeschmiedet, weil er in seiner tieferen Menschenkenntnis besser als sie begriff, daß in jenem andern etwas erstickt und zugrunde gegangen war, was kein Frühling mehr aufwecken konnte; und weil solche Augenblicke, die Höchstes und Tiefstes aus den geheimen Gründen unseres Wesens heraufholen, eine Güte und Größe in uns wecken, die nicht von dieser Welt ist — fand er Worte versöhnender Nachsicht für den, der so lange sein heimlicher Nebenbuhler gewesen, und trostreiche, göttlich barmherzige Worte für das beraubte, das arm gewordene Weib.

Eine Welt war ihr untergegangen mit dem zerbrochenen Götzenbild, — aber seine geduldige Liebe räumte schonend die Trümmer beiseite und half ihr eine neue aufbauen.

Draußen tropft der Regen auf das knospende junge Grün. Schwerer Erdgeruch steigt empor wie ahnungsvolle Verheißung vom Wachsen und Werden, von tausend sprossenden Keimen im dunklen Schoß der Mutter Erde. Und in der Luft liegt's wie sehnsüchtige Erwartung, die zitternd die Arme ausbreitet.

Die alte, uralte Erde träumt ihren Frühlingsblütentraum — und zitternde Menschenherzen träumen — „wie von künftigem großen Glück.“



Stoff- und Formenkunst bei den italienischen Malern des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts.

Von

Kurt Breysig.

— Berlin-Schmargendorf. —

Alle großen Fortschritte der italienischen Malerei hatten sich bis zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts in Florenz vollzogen. Aber das Quattrocento hat erst recht die Entfaltung der Florentiner Malerei gesehen, hat erlebt, wie dieser starke Baum nun die Zweige breitete und eine Fülle reicher Früchte hervorbrachte. Doch noch tief in dies reiche Jahrhundert hinein ist der Fortgang der künstlerischen Entwickelung von so wenigen starken Häuptern getragen, daß sich ihre Geschichte ausnimmt, wie die eines Herrscherhauses. Auf Cimabue folgte um 1300 Giotto, ihn haben seine Schüler beerbt, Taddeo Gaddi, der 1366, Andrea Orcagna, der 1368, Agnolo Gaddi, der 1396 starb, sie ihre Epigonen. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts teilt sich, so ist man versucht zu sagen, der Stammbaum dieser Dynastie. Fra Fiesole, der etwa von 1418 ab malte, Masaccio, der von 1421 ab tätig gewesen sein mag, sie haben beide sehr verschiedene Wege eingeschlagen, aber wunderbar, der nächste große Florentiner Maler, dessen Name in Aller Munde ist, Fra Filippo Lippi, vereinigt durch seine Kunst beide Linien wieder in einer Person, denn er gilt als Schüler des Masaccio und steht doch in vielen Stücken sichtlich unter Fra Fiesoles Einfluß. Zwar tun sich unter seinen Zeitgenossen auch einige andere Maler in Florenz hervor, Andrea del Castagno, Paolo Uccello, Domenico Veneziano, doch sie leiten die Entwickelung nicht fort*).

*) Dieser Versuch stammt aus dem Jahre 1898. Alle Quellen- und Bildernachweisungen sind in der vorliegenden Fassung ausgeschieden worden. Doch sei bemerkt, daß ich von keinem Kunstwerk sprach, das ich nicht mit eigenen Augen sah.

Fra Filippo Lippi aber kommt diese Bedeutung zu, ohne daß man übrigens bei irgend einem seiner Bilder vergessen könnte, daß man es mit einer ganz besonderen Persönlichkeit zu tun hat. Denn alle diese führenden Meister haben wohl durch bestimmte technische oder geistige Anregungen den weiteren Verlauf der künstlerischen Strömung bestimmt, und sie stellten sich solchergestalt als die Träger der Entwickelung dar. Aber jeder von ihnen hat aus seiner Natur, seinem lebendigen Leben, seiner Kunst dazu ein bestimmtes Element zugefügt, das ihr einen höchst persönlichen Ausdruck verleiht. Bei Fra Filippo Lippis Kunst tritt dieser Zusatz, scheint mir, besonders stark hervor: seinen Bildern nach zu urteilen, muß er einer der liebenswürdigsten Menschen gewesen sein, die je gelebt haben.

Dieser stärkste Zug seines Wesens mag ihn auch zu Fra Fiesole hingetrieben haben, die demütige Hingebung, die auf dessen Bildern immer wieder und wieder dargestellt war, mußte eine Art Wahlverwandtschaft zwischen den Beiden begründen. Und da der Aeltere von ihnen vierzehn Jahre vor dem Jüngeren starb, war Zeit genug vorhanden, daß Fra Giovanni auf Fra Filippo einwirkte. Fra Filippo hat die religiösen Stoffe, die er wie alle anderen Maler seiner Zeit malte, wieder mit großer Innigkeit aufgefaßt, und er hat auch auf die eine große Eroberung Masaccios im Reiche heiterer Wirklichkeit, auf die Darstellung des Nackten Verzicht geleistet. Wollte man oberflächlich urteilen, so müßte man glauben, der Einfluß Masaccios und seines erdenfrohen Sinnes sei in Filippo Lippis Seele ganz zurückgedrängt und Fiesoles religiöse Inbrunst habe sich nun wieder der Kunst bemächtigt. Es scheint dann, als sei nun wieder eine Reaktion eingetreten, als sei nun auf den Dominikaner der Karmeliter gefolgt. Und man würde doch übel fehl gehen, wollte man die beiden Mönche so zusammenstellen. Die Verschiedenheit ihrer Lebensführung ist charakteristisch — man weiß, was für ein sinnenfroher Schalk dieser Bruder Philippus gewesen ist, was er als Kaplan in dem Nonnenkloster Santa Margherita in Prato getrieben hat und welchem sehr ungeistlichen Bunde sein Sohn Klein-Philipp das Leben verdankt. Aber man brauchte von seinem Leben nichts zu wissen, schon seine Kunst würde zur Genüge erkennen lassen, wie weit er von Fra Fiesoles Sinnesart trotz vielfacher Einwirkung entfernt war. Um es mit einem Worte zu sagen, seine Gemälde — zum wenigsten seine Tafelbilder — bekunden wohl große Innigkeit, tiefes, weiches Gefühl, aber diese Empfindungen sind nicht ausdrücklich religiöser Natur und haben nichts zu tun mit Fiesoles schwärmerischer Verzücktheit, denn sie sind rein menschlich wiedergegeben und könnten jedwedem anderen irdischen Stoff mit demselben Rechte zugewandt sein. Man sehe nur seine schlichten Madonnenbilder daraufhin an: sie schildern stilles Mutterglück und nichts mehr; selbst dasjenige, auf dem die Jungfrau ihr Kind anbetet, macht davon keine Ausnahme. Von der Krönung der Maria aber, einem seiner Hauptwerke, das am ehesten noch religiös gefärbt ist, trägt man doch einen wesentlich anderen

Eindruck davon, als von den Bildern, die Fra Angelico dem gleichen Gegenstand gewidmet hat. Da ist nichts zu sehen von seligen Schwärmern, die in hellen Haufen Psalmen singen, nichts von aufgehöhter Verzücktheit, sondern eine Anzahl recht von Herzen glücklicher, inniger Menschen steht beisammen, um einem Akte beizuwohnen, der viel mehr wie eine patriarchalische Familienscene aufgefaßt ist, als wie ein mystischer Vorgang. Kein Zweifel, wahrhafte Religiosität könnte sich an diesem Bilde sehr erbauen und manche vielleicht mehr, als an Fra Angelicos gesteigerter Form, aber der Kern ist auch hier rein menschlich: im Hintergrunde die glückliche Mutter, die ihr kniendes Kindlein beten läßt, und die Andere, die das ihrige freundlich streichelt; rechts und links die eifrig singenden Engelchöre, die so recht kindlich aufgefaßt sind, und endlich die heilige Jungfrau selbst, die so still und demütig vor Gott kniet, wie etwa eine Tochter, die hinausziehen will und noch den Segen ihres alten Vaters empfängt — nirgends ist ein Hauch von der unbedingten Devotion Fiesoles, Alles atmet heitere Freude an zartem, reinem, hingegebenem Zusammensein.

Und auch sonst unterscheidet sich der jüngere Meister vielfach sehr sichtbar von dem älteren. Hat er wenig mit Fiesoles stofflichem, religiösem Idealismus zu tun, so ist er auch dem formalen Idealismus strengeren Ursprunges, der den Wert von Fiesoles Kunst so stark bedingt, seiner Lust an gewollter Anordnung nicht zugewandt.

Wohl ist auch ein solches Andachtsbild wie die Marienkrönung mehr die Schilderung einer nur in der Phantasie des Künstlers aufgebauten Scene, als eines auch nur in der Präsumption wirklichen Vorganges, aber wie geschickt und wie natürlich ist diese Aufgabe doch gelöst. Gewiß, die Gesichter sind fast alle dem Beschauer zugewandt, aber von Pose ist nicht die leiseste Spur zu finden; es ist auch, als vollziehe sich diese Schaustellung auf der Bühne, aber als würde sie nicht von steif und gezwungen gestellten Personen gegeben, sondern von fröhlich-agirenden Menschen, die nur sich selbst zu spielen brauchen. Und welch schlicht aufgefaßtes Mutterglück spiegelt sich erst in Fra Filippos Madonnenbildern, sie weichen in Ungezwungenheit und Natürlichkeit noch viel weiter ab von Fra Giovannis Malerei.

So hat denn hier ein innerlicherer, ein stärkerer Realismus die alte Verzückung und Gewolltheit bei Seite geschoben, und man kann noch im Aeußerlichen sehr derbe Spuren realistischer Auffassung bei Filippo Lippi nachweisen. Da macht sich offenbar der Schüler Masaccios geltend; ja, der Jünger geht noch über den Meister hinaus. Masaccio hatte seinen Köpfen noch durchweg edle, regelmäßige, wenn auch nicht unpersönliche Züge gegeben, Fra Filippo aber bevorzugt auch für die Hauptpersonen unregelmäßige Gesichter. Giotto hatte daran noch im Mindesten nicht gedacht; er war insofern ganz und gar von dem überlieferten Formenidealismus bestimmt. Fiesole hatte diesen Zwang vielfach durchbrochen, aber wo er nicht in Nüchternheit verfiel, findet man doch auch bei ihm und namentlich

bei den Hauptpersonen seiner Bilder — man denke an den Christus der Kreuzabnahme oder den der Grablegung — starre Regelmäßigkeit in den Gesichtern. Fra Filippo dagegen hat geradezu eine Vorliebe für einen Typus, der durchaus nicht regulär, ja nicht einmal schön ist, etwas breite, gedrückte Züge, starke Backenknochen, ein wenig niedrige Stirn, aufgestülpte und daher breite Nasen. Auf der Marienkrönung überwiegt diese Kopf- und Gesichtsform in sehr verschiedenen Nuancen geradezu, und man sehe nur den kleinen Engel an, der auf dem Madonnenbilde der Uffizien das Jesuskind stützt, trotz seines freundlichen Lächelns ist er ein kleines Scheusal. Aber man hat weder bei diesem noch bei irgend einem anderen Bilde den Eindruck des Abstoßenden. Man empfindet nur die erfreuliche Herbheit und frische Kunst dieses Realismus, und er weiß ihn da zum Heimlichen, Traulichen zu steigern, wo er ganze Scenen der Wirklichkeit widmet. Schon die freundliche Hausteilung in dem Pitti-Bild Fra Filippos, auf dem er ganz naiv und ungezwungen ganz verschiedene Scenen des Marienlebens sich abspielen läßt, erweckt behagliche Gefühle, rechts sieht man eine Treppe, links die trauliche Häuslichkeit der Wochenstube, dies Alles mutet rührend und freundlich an.

Nun könnte man sagen, daß in all diesen Stücken ja auch Fra Fiesole schon vorangegangen sei. Und doch ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Realismus der Köpfe bei Fiesole und dem bei Filippo Lippi. Vor Allem deswegen, weil Fra Filippo nicht reiner Realist geblieben ist. Er hat nämlich verstanden, über all seine Köpfe eine so wundersame Glorie innerer Lieblichkeit auszugießen, daß er darin immer noch als stilisirender Künstler erscheint. Und dieser magische Abglanz seines eigenen liebenswürdigen Naturells erzielt in seiner Verbindung mit seiner Wahrheitsliebe einen wunderbaren Reiz. Diese Gesichter, die oft fast unschöne Züge haben, wirken schön, weil der Künstler sie mit diesem Hauche persönlichsten Liebreizes beseelt hat, selbst seine kleinen häßlichen Engel. Durch die Marienkrönung geht dieser eine Ton wie eine ewige Melodie und macht dieses gestaltenreiche Bild zu einer einheitlichen Hymne auf menschliche Liebenswürdigkeit. Und völlig hinreißend wirkt Fra Filippo da, wo er seinen Gesichtstypus so veredelt und verschönt, daß er, ohne an seiner persönlich-charakteristischen Eigenart zu verlieren, sich durch den Reiz dieser neuen Form einschmeichelt. Er ist doch der Schöpfer dessen, was wir heute noch dem Vollender dieser Gesichtsform den Botticelli-Typus nennen. Die junge Mutter, die auf der Marienkrönung ihr Kindlein zärtlich streichelt, zeigt ihn schon, so auch die Jungfrau des Louvre- und die des Pitti-Bildes und wenigstens in drolligen Anläufen auch die Engelsköpfe, die auf diesem Gemälde die Hauptgruppe umgeben.

Aber noch mehr: Fra Filippo, der nicht, wie Viele, der großen Gefahr des Realismus erlegen ist, der Nüchternheit und Unbedeutendheit, hat sich noch weiter über reine Wirklichkeitskunst hinausgeschwungen: er hat noch

andere Dinge und mit noch kühneren Mitteln stilisirt als seine Köpfe. Er hat Blumen und Landschaft und Architektur zu Hilfe gerufen, um mit ihnen den Eindruck seiner Gestalten zu steigern. Am schüchternsten tritt er damit auf dem Bilde der Madonna, die ihr Kind anbetet, auf. Da breitet sich auf einem nur kleinen Raume des Bildes eine weite Landschaft aus, die mit ihren bizarr-phantastischen Bergformen eine zu der Schlichtheit des eigentlichen Vorganges reizvoll kontrastirende pathetische Anmut auf das Gemälde setzt und es wunderbar leise aufhöht. Viel breiter und mächtiger tritt dieses lebendige Mitwirken des unbelebten Hintergrundes in dem herrlichen Bilde zu Tage, auf dem der Jungfrau und dem von ihr angebeteten Kinde der kleine Johannes sich naht. Die Scene spielt im Walde, und dieser Wald ist nun mit einer Kunst zum Reden gebracht, die der höchsten Bewunderung wert ist. Man sieht fast nur Stämme, und doch ist's, als ob er alle Traulichkeit und Heimlichkeit nordischen Baumlebens ausströme, als ob er ein deutsches Märchen flüsternd erzähle. An diesem Bild stört noch mancher Mangel der Technik, namentlich der Perspektive, aber wie selten ist je, und nun gar von den älteren Hellenen, Landschaft so gemalt, so gesehen worden. Und ist der Bruder Philippus hier darauf bedacht, seinem Bilde durch die Umgebung einen warmen Ton zu verleihen, so hat er doch auch schmetternde Fanfaren heiterer Lebenslust ertönen lassen. Das einzig schöne Bild, auf dem er den englischen Gruß der Verkündigung gemalt hat, stimmt solche Weisen an. Zum ersten Male, wenn ich recht sehe, ist hier in der italienischen Malerei eine palastartige Architektur, natürlich renaissancemäßig, als Kunstmittel angewandt worden, um den Eindruck der Scene zu steigern. Nur ein stilisirender Meister kann auf solchen Gedanken kommen, denn die einfache Hütte, in der die Phantasie diese neutestamentliche Scene allein suchen kann, hat so wenig mit Giottos schlichtem Architekturhintergrund etwas zu tun wie mit dieser prunkvollen Renaissancehalle. Dazu dann der weite Blick in einen Garten, den rührend zarte Cypressenstämme abschließen, und der hohe Lilienstengel, den der kniende Engel in der Hand hält. Es ist nicht zu sagen, wie stark die ästhetische Wirkung ist, die diese Blumen ausüben; sie sind wie ein Symbol freudigen und doch kunstvoll gehaltenen Lebens, sie sind wie ein Gruß des Frühlings, aber nicht des Frühlings, der in unbekümmerter Naturschöne blüht, sondern eines Frühlings der Kunst — der Kunst, die die Natur umwandelt und aufhöht, um mit ihr zu erfreuen. Und der Künstler hat an diesem Motiv so großes Gefallen gefunden, daß er es noch einmal wiederholt: auch der jüngere Engel, der mit zager scheuer Gebärde dem Engel der Verkündigung folgt, trägt einen Lilienstengel, nur von feinerer Art. So strömt denn von diesem Bilde eine Fülle zarter Sensationen aus, alle geeignet, den Eindruck zu steigern oder leise zu wandeln, der von diesem demütig knieenden Engel mit dem kindlich befangenen Ausdruck ausgeht und von der zarten, überschlanken Gestalt der Jungfrau mit dem schmalen langen, unsäglich edlen und

unsäglich demütigen Antlitz, die hohen Blumenstengel aber kehren auch auf dem Bilde der Louvre-Madonna wieder, auch hier in der Hand von Engeln. Auf dem Bilde der Marienkrönung aber ist es ein ganzer Wald von blühenden Zweigen, der über den Köpfen zittert, und zwei starke Stämme sind noch dazu auf die Enden der festlichen Balustraden gepflanzt, die die feierliche Handlung einhegen. Es ist, als riefen all die blühenden Blumenkelche das erdenfrohe Hosiannah menschlichen Frühlings in dieses mystisch-christliche Himmelsfest hinein.

Es ist ein reicher Zusammenhang von ganz verschiedenen Empfindungsnuancen, der aus diesen Bildern so harmonisch tönt, aber süße Zartheit ist doch die Melodie, auf die sie alle gestimmt sind. Und da ist es nun gewiß kein Zufall, sondern ein Produkt desselben stilistischen Feingefühls, daß ihr Fra Filippo auch die Farbenlage seiner Gemälde ganz angepaßt hat. Seine Bilder, etwa der Englische Gruß, sind unendlich blaß und zart gemalt, sanfte helle Töne überwiegen: hellblau, hellgrau und ähnliche Schattirungen. Auch der Wald mit dem Jesus-Johannes-Bilde ist so maßvoll fahl und graugrün Ton in Ton gehalten; in der Marienkrönung sind ähnlich viel silbrig-graue Nuancen. Kein Zweifel, diese Stilistik ist zu einem guten Teil das Erbe Fra Fiesoles, dessen Koloristik offenbar auf Filippo Lippi den größten Einfluß ausgeübt hat; aber wenn er auch vielleicht von ihm die Richtung des Stilisirens erhalten hat, er hat doch auch hierbei seine eigene Note erklingen lassen: seine Farben sind nicht so grell und leuchtend wie die des älteren Meisters. Sie fließen sanfter ineinander: freundlich gedämpfte Helle waltet vor.

Man sieht auch, in Fra Filippo mischen sich, nur wieder in anderer Weise, die einzelnen Grundströmungen künstlerischen Schaffens. Die realistische überwiegt: heitere Freude an aller Wirklichkeit ist sicher die Weltanschauung, aus der es entspringt. Sie führt den Maler vor Allem zur Aufsuchung herber, kantiger Gesichtszüge. Aber ein starkes Stilgefühl dämmt diesen Realismus ein: er malt in sanften hellen Farben, er steigert wählend die Formen, er greift zu ganz komplicirten, selbst symbolistischen Hilfsmitteln, um den Eindruck, den seine Gestalten erzeugen, leicht zu wandeln und aufzuhöhen, und weiß über alle seine Köpfe, auch die unschönen, denselben Liebreiz innerer Liebenswürdigkeit zu gießen. Und wunderbar, dieser glückliche Meister scheint die eine der Neigungen, von denen er sich bestimmen ließ, immer doch die andere haben korrigiren lassen: sein Realismus ist nie zu der trockenen Nüchternheit der allzu wirklichen Modellmalerei herabgesunken, der Fra Fiesole so oft verfallen war; andererseits aber ist er bei allem Stilisiren doch Fiesoles gewollter Kompositionsweise ganz abgewandt. Auch nichts von Verzücktheit oder Süßlichkeit ist auf seinen Bildern zu finden. Er, der den Frauen im Leben so oft gefährlich geworden ist, hat nie ein unreines oder auch nur kokettes Frauenantlitz gemalt. Man hat den Eindruck von ihm, als müsse auf ihn das tiefe Bibelwort angewandt werden — ihm wird Vieles

vergeben werden, denn er hat viel geliebt. Ein Mann, der in seinem Schaffen so reinen Sinnes war, kann nicht nur mit den Sinnen, er muß mehr noch mit dem Herzen geliebt haben. Seine Kunst bedeutet zwar fast schon eine Absage an den alten Stoff-Idealismus des Religiösen; aber aus seinem Realismus erblüht schon ein neuer stilisirender Idealismus der Form — der echteste, köstlichste, den es überhaupt giebt, der ohne alle Hintergedanken, ohne Klassicismus des Epigonentums, ohne religiöse oder sonstige Stofftendenzen nur die Natur über sich selbst hinauswachsen läßt.

Es wäre töricht zu verschweigen, daß diesem großen harmonischen Talent auch Grenzen gesetzt waren: hier und da fällt auf, daß Fra Filippo die Perspektive gar nicht zu meistern versteht, so auf seinem köstlichen Waldbilde, und in seiner Marienkrönung stößt auf den ersten Blick die übergroße, nicht ganz gebändigte Fülle der Gestalten ab. Aber wie diese Fehler sich gewissermaßen gegenseitig aufwiegen und aufheben, insofern der eine einem Mangel, der andere einem Zuviel an realistischer Auffassung entspringt, so wird man sich vor Allem auch hier wieder fragen müssen, ob nicht ein leiser Rest von Nichtkönnen eher zu großer Kunst führt als platte Natürlichkeit. Und wenn Fra Filippo, was wichtiger ist, fast immer nur eine Saite auf der Leier seiner Kunst anzuschlagen gewußt hat, so wußte er ihr doch einen bisher nie erhörten Liebreiz zu entlocken. Er gehört zu den beherzten, aber glücklichen Talenten, die nur Bestimmtes wollen, die aber, was sie wollen, ganz können.

Nach Filippo Lippi teilt sich der Stammbaum der Kunstkönige von Florenz wieder: sein echter Sproß und legitimer Nachfolger war Botticelli, aber ehe der heranwuchs, ist eine Nebenlinie zum Regiment gekommen, die wieder einen anderen, weit ungemischteren Realismus zur Geltung brachte.

Freilich es waren nicht mehr Könige, es waren nur mehr Herzöge und Fürsten. Der Strom der Florentiner Kunstentwicklung wuchs nun an Breite, aber an Tiefe und Kraft nahm er ab. Keiner von den Künstlern, die dieser Gruppe zuzurechnen sind, auch die bedeutendsten nicht, können mit Fra Fiesole, Fra Filippo oder Masaccio auf eine Stufe gestellt werden. Benozzo Gozzoli war von ihnen der Zeit seines Auftretens, wie der Höhe seines Könnens nach der Erste. Er war nur vierzehn Jahre jünger als Fra Filippo, ein Schüler und Gehilfe des Fra Fiesole, steht er seinem Schülerverhältniß nach noch auf derselben Zeitstufe; aber in gewissem Sinne war Fra Filippo viel mehr der Erbe und Mehrer von Fra Fiesoles Kunst als er. Gozzoli hat sich wesentlich an das realistische Element in seines Lehrers Malerei gehalten; seine Koloristik hat den freien Phantasieflug Fra Giovannis nicht, und auch der Geist, in dem er seine religiösen Darstellungen malte, war weit entfernt von dem frommen Tendenz-Idealismus des Fra Angelico.

Sein Zusammenhang mit dem älteren Meister wäre, auch ohne daß man etwa den Tatbestand wüßte, mit Händen zu greifen. Der heilige Thomas

von Aquino, den er in einem Tafelbilde auf Wolken thronend dargestellt hat, erinnert auf den ersten Blick an das Fresko des Dominikaners im Kreuzgange von San Marco. Doch würde man Benozzo Gozzoli Unrecht tun, wollte man nicht anerkennen, daß er den Realismus seines Lehrers fortgebildet hat. Die Männergesichter auf diesem Bild, wie auf den Fresken, mit denen er die Hauskapelle des Mediceerpalastes ausgeschmückt hat, sind mächtiger, ernster, tiefer und doch ebenso persönlich, wie die des Fra Fiesole. Auf dem Zuge in's heilige Land, den diese Fresken in Gestalt einer langen sich durch eine bergige Gegend schlängelnden Kavalkade schildern, hat der Künstler eine große Anzahl von bedeutenden Zeitgenossen porträtirt, und diese Köpfe sind zwar nicht eben tief, aber doch weit vielsagender als des frommen Mönchs Modellgesichter. Und wenn er es auch gewiß nicht mit der Kraft der Charakteristik getan hat, über die etwa Mino von Fiesole oder Rosellino oder gar Donatello selbst verfügt hat, so ist doch Unverächtliches zu Stande gekommen. Wie diese Kriegsmänner selbstsicher und ihrer Kraft bewußt dahinreiten, das bringt doch wenigstens einen Teil von dem starken Eindruck hervor, den etwa Donatellos Sankt Georg ausströmt.

Vor Allem ist die Grundanschauung, von der diese Kunst in sich beseelt ist, in viel höherem Maße realistisch, als die Fiesoles. Ein Bild wie das des heiligen Thomas von Aquino zeugt zwar zur Genüge dafür, daß Benozzo Gozzoli nicht im Mindesten in Opposition zum kirchlichen Geist stand. Aber vielleicht ist an sich bezeichnend, daß dieser Maler die alt überkommenen Stoffe der neutestamentlichen Geschichte und Legende auffällig selten aufgesucht hat. Er hat wohl Thomas von Aquino in triumphirender Glorie dargestellt, er hat den heiligen Augustin und den heiligen Franziskus in langen Cyklen verherrlicht, und er hat die Begebenheiten des Alten Testamentes in der bedeutendsten von seinen Freskenreihen abgeschildert, aber das einzige von seinen umfangreichen Werken, das er dem Neuen Testament gewidmet hat, ist dieser Zug der drei Könige nach Palästina, der mit dem Gegenstand eigentlich nur noch den Namen gemein hat, denn der Künstler macht nicht im Mindesten Miene, den historischen Vorgang zu schildern oder ihn auch nur als solchen anzudeuten, sondern er malt einen Zug toskanischer Fürsten und ihrer Kavaliere, die eben zur Jagd oder in's Feld durch die Lande ziehen. So machtvoll drängt jetzt die Kunst zu erdenfroher Weltschilderung hin, daß sie den biblischen Stoff wirklich nur noch als Vorwand benutzt. Und es spricht eine unersättliche Freude an allem Irdischen, Menschlichen aus diesen wie aus den vielfach ähnlich gehaltenen Pisaner Fresken. Benozzo wird nicht müde immer Neues zu erzählen, zu beschreiben: Hirtentreiben, Reisezüge, Brautwerbung, Hochzeit, Weinlese und Tanzreigen, alles das ist auf den Wänden des ernsten Camposanto verherrlicht. Die Gestalten der Scenen des Alten Testamentes sind wohl immer die Ausgangspunkte, aber da sie ohnehin

nicht so viel Anlaß zu rein religiöser Auffassung darbieten, so fällt kaum auf, daß sie mit einer Fülle bunten Lebens umgeben sind, die gar nichts mehr mit religiösen oder kirchlichen Hintergedanken zu tun haben und doch sich von den biblischen Hauptvorgängen kaum unterscheiden. Die einen sind so einfach dargestellt wie die andern.

Von einem religiösen Stoff-Idealismus ist hier kaum noch eine Spur zu finden. Doch ist freilich auch dieser Realismus nicht ganz zur Vollendung durchgedrungen. Erstlich war Benozzo kein so starker Künstler, daß er nicht vielerlei technische Schwierigkeiten bei Schilderung des Wirklichen unüberwunden gelassen hätte. Er war zu sehr auf rasches Schaffen bedacht, er warf seine Gemälde zu schnell auf die Wände hin, als daß er der Realität so weit Herr geworden wäre, wie etwa Masaccio. Wohl hat sein Paradies im Mediceer-Palast köstliche Fernsichten, die die Perspektive völlig bemeistern, aber dicht daneben zu dem Zug in's heilige Land hat er Berge gemalt, deren Unwahrscheinlichkeit bis an's Ungewollt-Lächerliche streift.

Andererseits hat er doch auch nicht ganz verzichtet auf jenen starken, rein künstlerischen Idealismus, den Fra Filippo Lippi so meisterlich in die Florentiner Malerei eingeführt hatte. Er ist sehr viel nüchterner als sein älterer Zeitgenosse, aber auch er stilisirt doch. Um das Köstlichste sogleich zuerst zu nennen, seine Engelschöre im Paradiese unterscheiden sich so sehr von ihrer Umgebung, daß man die Empfindung hat, Benozzo habe sich hier über sich selbst erhoben. Die Köpfe dieser fünfzehn- oder sechzehnjährigen Mädchen, die hier in Scharen des Amtes der Seligen walten, sind so süß und doch so persönlich, so lieblich und doch so gar nicht glatt und leer, daß Fra Fiesole hier bei Weitem und selbst Fra Filippos Marienkrönung fast überwunden ist. Dieser Typus des eben aufblühenden und doch noch kindlichen, knospenhaft-heiteren jungen Mädchens kann nicht entzückender wiedergegeben werden, als es hier geschehen ist. Den Realisten verleugnet Benozzo auch hier nicht ganz; so unbefangen, wie etwa Luca della Robbia es getan hat, läßt er den einen dieser Engelschöre sein Gloria in excelsis mit weitgeöffnetem Munde singen, und zuweilen taucht neben all dieser ausgesprochenen Schönheit auch wohl ein nicht so makelloses Köpfchen auf. Aber die unverhohlene Tendenz des Bildes ist hier, Anmut auf Anmut, Liebreiz auf Liebreiz zu häufen und das Herz des Beschauers ganz und gar zu umstricken, es ganz und gar mit dieser einen unsäglich süßen Melodie zu erfüllen. Ja er geht noch weiter im Stilisiren: man sehe nur die schlanken Mägdlein, die rechts und links im Vordergrunde die Chöre der Stehenden führen. Die eine von ihnen, zur Rechten, wiegt sich gar seltsam in den Hüften, und ihr Gegenüber steht sehr graciös-gewählt da: noch um eines Haares Breite weiter, und die Pose, die störend-absichtliche Gemachtheit wäre da. Dennoch wird Niemand, der für diese letzten und feinsten Schwingungen ästhetischen Empfindens Sinn

hat, behaupten dürfen, diese Grenze sei überschritten. Im Hintergrunde aber, wieder zur Rechten, sieht man ein anderes von diesen in Wahrheit himmlischen Mädchen, das aufgeraffte Kleid voll Blumen, tänzeln, zwei Gespielinnen schreiten wie im Reigen aufeinander zu, ein Bild ist vollendet, das fast schon an die Süßigkeit des Botticelli'schen Frühlingstanzes heranreicht. Ragende Pinien und schlanke Cypressen und ein weiter Fernblick in das glückselige Tal, das solche Bewohner hat, schließen das Kunstwerk zu einem harmonischen Ganzen ab. Auch die unbelebte Natur ist hier ganz so souverän, wie Fra Filippo es in seiner Verkündigung getan hat, in den Dienst wählender, steigernder Kunst gestellt. Und wunderbar, die realistische Kraft des Sehens hat auch hier den Künstler bewahrt vor allzu weichlicher, allzu nachgiebiger Hingabe an die Zwecke dieses stilisirenden Lebensbildes. Die Engelsköpfe konnte nur ein herber realistischer Blick vor der Trockenheit bewahren, der Fra Fiesole oft verfallen war, vor all der platten Süßlichkeit, der in den späteren Zeiten der italienischen Malerei ganze Hekatomben von Künstlern zum Opfer gefallen sind. Und ebenso ist das Tal, das diesen himmlischen Garten einfaßt, ganz Paradies und doch auch ganz Toskana — für das Herz eines Florentiners, wie für den Fremden, der heute das Land des Arno liebt, freilich kein allzu großer Unterschied. Den Meister aber bewahrte diese herbe Ursprünglichkeit, dies sichere Wurzeln im Leben der Natur auch in diesem Werke vor charakterloser Weichheit und Leere. Es giebt kein anderes Heil in der Kunst, als von der Naturbeobachtung auszugehen, auch wenn man den höchsten Gipfeln jenes stärksten, des wahrhaft künstlerischen, stilisirenden Idealismus zueilt.

Benozzo Gozzoli hat wohl nur in diesem einen Bilde so hohen Flug gewagt. Auf dem Zug in's heilige Land erinnert noch der schlanke Cypressenhain mit seinen fascinirend geradlinigen Baumstämmen, die zweiglos bis zur Krone so unaufhaltsam emporschießen, und auf dem Noahbilde zu Pisa, dem vollendetsten dieser Werke, die überaus prächtige Säulenarchitektur zur Rechten an die bezaubernden Wirkungen des Paradieses und Fra Filippos stärkere Kunst. Benozzo ist sonst nur zu oft in nüchterne, grobe Naturkopie verfallen, aber daß er einmal sich davon so ganz losgesagt, daß er einmal seinen Realismus in den Dienst höherer Kunstzwecke gestellt, wird seinem Namen genug Ruhm verschaffen.

Von Masaccio ab hat die Florentiner Malerei unter dem Einfluß der gleichzeitigen Bildhauerei gestanden, um 1460, als Verrocchio und die Pollajuoli in ihren Kreis treten, wird diese Einwirkung noch viel stärker. Verrocchio stellt in seiner Person selbst die Verbindung beider Künste dar, aber auch wenn kein einziges Skulpturwerk von ihm vorhanden wäre, würde man der Taufe Christi durch Johannes, dem einzigen Bild, das mit ganz sicherer Beglaubigung von ihm überliefert ist, anmerken, daß es unter dem stärksten Einfluß bildhauerischer Technik entstanden ist. Eine Folge davon macht sich vor allem auf's Stärkste bemerkbar, die ganz außer-

ordentliche Exaktheit, mit der hier der nackte Körper behandelt ist. Es ist, als ob jede Muskel dazu studirt wäre. Schon daß der nackte Körper in Lebensgröße von einem Maler, was in dieser Zeit überhaupt zuerst geschehen ist, nachgebildet ist, ist charakteristisch. Und unzweifelhaft ist der Malerei damit eine neue Bereicherung widerfahren, aber Verrocchio hat doch auch gewisse Schranken seiner Befähigung in seinen Gemälden ebensowenig wie in seinen Skulpturen überwinden können. Dies Bild weist alle Spuren eines sehr gewissenhaften, zwar nicht seichten, aber doch auch nicht irgend über sich selbst hinaus erhöhten Realismus auf. Gewiß, dieser Christus wie dieser Johannes, in Sonderheit der letztere, sind ergriffen von der Weihe des Moments, und über die Fertigkeit ihrer Körper- und Gesichtsformen wird kein Bewunderer des Quattrocento schelten dürfen. Aber diese Kantigkeit hat einen starken Zusatz von Gewöhnlichkeit; man hat den Eindruck, als habe Verrocchio zwei biedere Handwerker abkonterfeit; Johannes namentlich hat etwas von einem sehr frommen Dorf-Kirchenältesten oder eifrig gläubigen Sektirer, der aber nebenher Schuster oder Hammerschmied ist. Und in Jesus Gesicht fehlt selbst dieser Ausdruck tiefer Frömmigkeit. Sehr abweichend sind die beiden Engel aufgefaßt, von denen der eine mehr zur Rechten die persönlich-starke Süßigkeit etwa Fra Filipposcher Gesichter offenbart, während der andere, den Lionardo, Verrocchios junger Schüler, gemalt haben soll, mehr von der weicheren, betörenden Art des Cinquecento hat. Aber der Sonnenstrahl heiter schaffender Phantasie, der von diesen Figuren aus das Bild heller beleuchtet, kann nicht ganz entschädigen für seine sonstige Nüchternheit. Und ihr scheint, soweit man darüber heute noch urteilen kann, auch die etwas starre und harte Beschaffenheit der Farben zu entsprechen.

Eine ähnliche Stellung nehmen die Pollajuoli ein. Auch sie kamen als Goldschmiede von einer ganz anderen Technik her und haben sie auch auf ihre Malerei einwirken lassen. Auch ihre Gestalten haben, so auf dem Bilde der drei Heiligen, das der Ueberlieferung nach von beiden Brüdern, Antonio und Piero Pollajuolo, gemeinsam gemalt ist, etwas plastische Herbigkeit: nicht so schroff und kantig, aber auch minder tief als Verrocchios Gestalten. Daß sie, sicherlich auch unter dem Einfluß der Skulptur, zu den ersten gehören, die antike Figuren in ihren Stoffbereich aufnahmen, ist sehr bemerkenswert. Sie haben zwei Herkuleskämpfe und ein Idyll, Apollo und Daphne, entworfen.

So stark aber auch die Anregungen waren, die die realistische Malerei des Quattrocento der Skulptur verdankt, so sind doch nicht alle ihrer Richtungen von diesem Einfluß gleichmäßig bestimmt worden. Je breiter gegen Ende des Jahrhunderts der Strom der Florentiner Kunstgeschichte wird, desto mehr verschiedene Auffassungen machen sich, von bedeutenden Künstlern getragen, geltend. Die beiden Pollajuoli und Verrocchio mögen etwa um 1460 ihre selbstständige Tätigkeit aufgenommen haben, aber als Domenico

Ghirlandajo 1480 an die Oeffentlichkeit trat, waren sie auf der Höhe ihrer Wirksamkeit und noch in vollem Schaffen begriffen. Dennoch ist von der strengen plastischen Art Jener wenig in seinen Bildern zu verspüren. Er war vor Allem ein Farbenmaler, und wenn auch die Pollajuoli eine farbenstrotzende Koloristik noch zu dieser skulpturartigen Herbheit und Exaktheit gefügt hatten, so zeigt sich doch Ghirlandajo auch in diesen Hinsichten von ihnen nicht beeinflußt. Er ist aus der Schule Baldovinettis, eines guten Technikers, aber etwas trockenen und wenig produktiven Malers, hervorgegangen, aber sollte man den Maler nennen, dessen Werke offenbar den stärksten Einfluß auf ihn gehabt haben, es müßte zweifellos Masaccio sein. Denn sein Gesammtwerk stellt ihn als einen Fortsetzer und Fortführer von dessen Kunstweise dar, im Starken — und um es sogleich zu sagen — auch im Schwachen.

Von seinen Fresken ist sein großes Hauptwerk, der Cyklus neutestamentlicher Legenden und Erzählungen, mit denen er nach einer Anzahl von ähnlichen Arbeiten den Chor von Santa Maria Novella ausgeschmückt hat, das typischste und zugleich vollendetste Beispiel. Und es ist in gewissem Sinne auf dieselben Principien gegründet, wie die Fresken Masaccios in der Brancaccikapelle: die heiligen Geschichten sind in einem sehr viel weltlicheren Sinne aufgefaßt und mehr zum Anlaß, als zum Ziel prächtig heiterer Darstellungen genommen, die sehr viel mehr von dem Geiste des mediceischen Florenz als dem des Urchristentums getragen sind. Nur ist Alles noch viel reicher und mannigfaltiger geworden, als Masaccio es gemalt hatte. Weite, prunkvolle Hallen wölben sich über den Scenen, an denen einst so schlichte, einfache Menschen beteiligt gewesen waren. Die Wohnstube der heiligen Anna wird zum hohen Palastgemach, der Tempel von Jerusalem zum prächtigsten römischen Tempel, Haltung und Kleidung all' dieser Männer und Frauen des Neuen Testaments ist die von Aristokraten. Auch die Technik hat sich gesteigert: die schwierigsten Aufgaben der Perspektive sind spielend gelöst, weite Fernblicke schließen die offenen Säulenhallen ab, Gewandung und Faltenwurf sind von reicherer Formenfülle, die Gruppen noch viel mannigfaltiger aufgelöst und noch viel sinnvoller um den Raum verteilt, als bei Masaccio. Die großen Wände, die von den beiden Hauptcyklen, der Geschichte Marias und der Johannes des Täufers, eingenommen sind, sind durch reiches gemaltes Gebälk völlig bemeistert, die spröde Farbentechnik des Fresko ist zu einem wunderbar warmen und weichen Kolorit gezwungen.

Aber wenn Ghirlandajo die Vorzüge von Masaccios Kunst gesteigert hat, so hat er auch deren schwächere Eigenschaften in erhöhtem Maße überkommen. Schon Masaccios Figuren haben einen Zug zur bloßen Deskription, der weder ihrem geistigen Inhalt noch dem Reiz ihrer Linien zu Gute gekommen ist. Man darf an keines der einzelnen Gemälde des Johannes-, des Mariencyklus mit den höchsten Anforderungen herantreten.

Masaccio fing doch erst an, um den wesentlichen Kern seiner Scenen gleichgiltiges Beiwerk zu stellen. Ghirlandajo aber unterscheidet so wenig zwischen Haupt- und Nebensache, daß von Konzentration kaum noch die Rede ist. Gewiß auch er giebt seinen Kompositionen noch Mittelpunkte, aber er stellt neben die Gestalten, die die Handlung tragen, so viel andere, gleichgiltige, er bedenkt alles Detail der Architektur und Gewandung mit soviel Aufmerksamkeit und Fleiß, daß das Auge des Beschauers nach hundert Stellen zugleich hingezogen und der Blick so ganz zerstreut und gegen das Centrum der Aktion abgestumpft wird. Er ist der Erste von den großen italienischen Meistern, der überfüllte Bilder gemalt hat. In ihm war der Realismus zu dem Punkte gelangt, wo er, wenn man es drastisch ausdrücken will, sich selbst totschlägt, d. h. um nur ja viele oder besser vielfache und deshalb starke Wirkungen hervorzubringen, häuft er die Eindrücke, die das Auge alle empfangen und bewältigen soll, bis in's Maßlose und läßt sie dadurch sich gegenseitig schwächen, wenn nicht aufheben.

Es wäre ungerecht zu sagen, daß Ghirlandajos Kunst leer wäre. Man entdeckt auf seinen Gemälden, läßt man sich nur auf die Betrachtung des Einzelnen ein, eine Fülle reizvoller Frauenprofile und manches persönlich eindrucksvolle Männerantlitz. Sein Versenken in die Realität führt ihn in jedem Falle da, wo er sich genrehaft verhält, zu schönen Erfolgen: wie wohnlich nimmt sich nicht die Wohnstube der heiligen Anna aus mit der Treppe, die so traulich in's Gemach führt, und die Wärterin, die das Kind im Schooße hält und ihm lächelnd zuschaut, bietet ein Bild freundlichen Familienlebens dar.

Aber einmal vergreift sich Ghirlandajo zuweilen ganz in den Mitteln seines Realismus, so wenn er den Hirten auf seiner Anbetung teils übergewöhnliche Züge, teils, wie dem zur Linken, ein ausgesprochenes Gaunergesicht giebt, das Ghirlandajos Modell ja ganz amüsant kleiden mochte, das er aber lieber an anderer Stelle hätte verwenden sollen.

Ferner, wie weit bleibt der Künstler da, wo es nun gilt, alle Kraft zusammenzufassen, wo er große und tiefe Realitäten schildern soll, zurück hinter dem, was wahrhaft große Meister lange vor ihm schon geleistet hatten. Unwillkürlich schweift von dem hohen Chor der Santa Maria Novella der Blick nach Santa Croce hin, und man entsinnt sich sehnsüchtig des anderen Marienkirchleins in Padua: Giotto hat die Geschichte des Johannes wie die der Maria dargestellt, fast für jedes einzelne von diesen Gemälden Ghirlandajos könnte man bei dem alten Meister ein Seitenstück finden. Vergleicht man sie, so werden all' die Mängel hervortreten, die Ghirlandajos Bedeutung so sehr einschränken. Der Abstand ist erschreckend: dort Seelentiefe, hier äußerliche Mache, dort die stärksten Accente in einer von allem Nebenwerk befreiten Aktion, hier eine Fülle von gleichgeordneten, meist ähnlich gleichgiltigen Eindrücken, die sich gegenseitig herabdrücken. Giotto hat Dramen geschrieben, die im kurzen knappen Scenenbild die Handlung

rasch und sicher zum Ziele führen, Ghirlandajo aber hat Epen verfaßt, die in unsäglich breitem, aber auch unsäglich flachem Strom daherfließen, die tausend Nebendinge mit derselben Liebe und Sorgfalt schildern, wie die Hauptsache, und die diese deshalb ganz aus dem Auge verlieren lassen. Durch diese übertriebene Beachtung des Kleinen und diese Gleichgiltigkeit gegen das Große hat er sich der vielfach wahlverwandten Gelehrsamkeit unserer Tage empfohlen; er ist durch sie der Kulturhistoriker seiner Zeit geworden, und seine Bilder haben den Wert geschichtlicher Dokumente, er war der Gustav Freytag unter den Malern des Quattrocento, aber er war kein Künstler des wahrhaft großen Stiles.

Denkt man darüber nach, ob ein solches Urteil nicht unobjektiv und hart sei, so kann man nicht umhin, bestimmte Grundprobleme der Kunst wenigstens streifend zu berühren. Man muß freilich doch die Frage aufwerfen, ob nicht auch solche etwas oberflächliche, aber prächtige farbenreiche Schilderungen sehr wohl ihr Recht haben. Ist es nicht etwa zu einseitig psychologisch gefolgert, wenn man tiefe Erfassung der Wirklichkeit fordert, oder zu einseitig ästhetisch, wenn man als Surrogat dafür hohen Formenreiz oder Formenkraft fordert. Aber man wird dagegen doch einwenden dürfen: will die bildende Kunst durch die Darstellung menschlicher Angelegenheiten erfreuen, so muß sie entweder bis zu dem innersten Kern der Dinge bringen und in die Tiefe der Seele tauchen, oder aber dem menschlichen Körper seine schönsten oder seine charakteristischsten Linien und Farben ablauschen. Sie hat dabei aber, wie überall der Natur gegenüber, die Pflicht, steigernd zu verfahren und durch Koncentrirung der Schilderung Haupt- und Nebensachen durch verschiedene Grade der Berücksichtigung zu scheiden, das Auge von diesen zu jenen hinzuleiten und lieber einen starken, als zehn schwache Eindrücke hervorzubringen. In all diesen geistigen Funktionen liegt das berechtigte Maß von Komposition und Mache, das jede Kunst anwenden soll. Tut sie das nicht, dann wirft sie sich vor der Wirklichkeit in den Staub; sie setzt sich nicht mehr vor, zu wählen, zu steigern, sondern sie kopirt. Und wenn die Natur auch alles Gute und Starke in sich birgt, das Kunst wiederzugeben vermag, so bietet sie doch in wahlloser Mischung auch tausend Gleichgiltigkeiten dar, und es bedarf eben jener wählenden Arbeit, um durch diese bittere und harte Schale zu dem süßen Kern zu dringen. Will die Kunst starke Wirkungen erzielen, und das soll sie, so muß sie tausendfach kürzen und wegschneiden und sie muß aufbauen und Accente setzen. Getraut sie sich, die Eindrücke zu häufen, dann muß sie noch stärkeren Anforderungen genügen, dann hat sie die Pflicht, all dieses Nebenwerk in einen Aufbau zu zwingen, der vom Kleinen zum Großen, Bedeutenderen aufwärts führt. Ghirlandajo hat nun wohl den Ehrgeiz gehabt, vielgliedrige, weitgedehnte Bilder zu bewältigen, aber wie weit ist er hinter diesem Ideal zurückgeblieben.

Analysirt man aber Ghirlandajos Kunst, so findet sich, daß er nicht

nur an einem Uebermaß von realistischer Wirklichkeitsverehrung leidet, sondern daß an ihm auch noch eine andere Eigentümlichkeit abstößt. Der Zug der Repräsentation, der schon Masaccios Pinsel lähmte, ist bei ihm noch sehr viel höher gesteigert. Wie notwendig Wahl und Steigerung, mit einem Wort Stil auch der scenischen Anordnung ist, davon war eben die Rede, aber was der Künstler an Komposition zu leisten hat, das soll sich in seiner Werkstatt, in seinem Haupte vollziehen, das Bild darf davon nichts merken lassen. Gewiß, es giebt einen Weg zu stilisiren, der auch diese Schranke durchbricht, und es sind wohl Fälle denkbar, in denen er auch dann noch im Rechte ist. Aber solche Kunst weilt in ganz anderen Höhen, als dem Niveau des trefflichen Ghirlandajo und dem seines ängstlich am Stoff klebenden Realismus. Für diesen mußte die allgemeine Regel, daß all diese Kunstabsichten hinter der Scene bleiben und sich durchaus nicht auf den Vordergrund der Bühne wagen sollen, noch in verstärktem Maße gelten. Das echte Kunstwerk muß Unbefangenheit atmen, seine Gestalten müssen unbelauscht agiren — und bei Ghirlandajo ist das Gegenteil der Fall. Seine Nebenfiguren — und welche Scharen sind das nicht — haben eine fatale Neigung, den Beschauer anzusehen, wie beifallslüsterne Schauspieler, die mit dem Publikum liebäugeln. Man prüfe z. B. die Vertreibung des heiligen Joachim aus dem Tempel, da sind rechts und links jene Gruppen aufgebaut, die sich um die Handlung gar nicht mehr bekümmern, wohl aber aus dem Bilde sehr eifrig herausschauen. Aber damit nicht genug: auch die Hauptakteure sind sehr oft mit einer Absichtlichkeit der Mache an ihren Platz gestellt, die nur verdrießlich wirken kann. Ghirlandajo wendet dann eine Gedankensprache an, die in ihrer Form und Gespreiztheit bis an's Ungewollt-Komische streift. Man betrachte nur das Gehen und Stehen der Hauptpersonen auf dem ersten Tempelgang der Maria, oder auf dem Wunder des stummen Zacharias, dem plötzlich die Zunge gelöst wird, oder wieder auf der Vertreibung des heiligen Joachim. Sie agiren wie mittelmäßige Schauspieler. Ganz unbegreifliche Laufbewegungen durchbrechen das gehaltene Schrittmaß der übrigen Personen: man fragt sich doch, wie kann das Gewand der wasserholenden Magd in der Wohnstube der heiligen Anna so flattern oder das der Mädchen, die der Jungfrau im Tempel entgegeneilen. Auf der Anbetung der Hirten, einem Tafelbilde, ist mit der Geberde des alten Joseph wirklich das schlechthin Lächerliche erreicht: er faßt sich mit der Hand mit einer Inbrunst an die Stirn, die, ohne Ironie gesprochen, wirklich den Eindruck macht, als sei er über irgend eine große Torheit, die er begangen, ganz verzweifelt. Da aber diese Deutung doch geradezu widersinnig wäre, so denkt man ganz vergeblich darüber nach, wie diese Abgeschmacktheit zu enträtseln ist. Aber auch wo solche Mißgriffe fehlen, hat man von seinen Aktionsbildern immer den Eindruck, als seien es gestellte lebende Bilder.

Und so wenig Ghirlandajo Haltung und Geberden seiner Figuren

völlig natürlich zu gestalten vermag, so wenig war es ihm auch gegeben, in seine Köpfe große, tiefe Bewegung zu legen. Nirgends in all diesen stark erregten Scenen trifft man auf einen Kopf, der auch nur entfernt an Giottos starke Seelenkunst erinnerte. Es giebt stattliche Männer- und schöne Frauen- und Mädchengesichter auf seinen Fresken, aber in eine innere Beziehung zur Handlung, die den Beschauer mit bestechender Kraft packte, ist keines von ihnen gesetzt, keines offenbart gewaltige Leidenschaften oder geistige Größen, wunderbaren Formenreiz, wie ihn Fra Filippo Lippi mit künstlerischer Urgewalt seinen Frauen- und Engelsgestalten zu verleihen gewußt hatte.

Auch da aber, wo der Meister mit Maß und Glück steigert, wie auch seine architektonischen Zutaten, ist man zuweilen doch nicht ganz mit ihm einverstanden. Realismus und Stil sind dann recht wunderlich gemischt. Daß Ochs und Esel auf der Anbetung der Hirten auftreten, war herkömmlich und hat immer über diesen Stoff eine traulich-familiäre Stimmung gebreitet, aber daß sie bei Ghirlandajo unter korinthischen Säulen stehen und aus einem römischen Sarkophage fressen, und daß der von fernher herankommende Zug der drei Könige einen dem Pompejus gewidmeten Triumphbogen durchschreitet, hinterläßt einen allzu gemischten Eindruck. Das feine Taktgefühl, mit dem Fra Filippo Lippi solche antikische Elemente verwendet, bewährt Ghirlandajo nicht.

Und so repräsentirt seine Kunst denn eine Kombination von Realismus und Stilisirung, die wenig glaublich ist. Jener hat ihm ein Uebermaß von Sorgfalt im Kleinen und an Gleichgiltigkeit gegen das, was Nietzsche so fein die Distance nennt, zugebracht, diese aber hat ihn zu einer Gemachtheit der Komposition verleitet, die unerquicklich ist. Er hat einmal zu wenig, ein ander Mal zu viel oder, besser gesagt, zu äußerlichen Stil.

Die Tafelbilder Ghirlandajos bestätigen dieses Urteil doch zumeist. Wie kläglich leer und in üblem Sinne gemacht die Anbetung der Hirten ist, und wie gänzlich verfehlt andererseits die realistischen Mittel sind, die Ghirlandajo da anwendet, davon war schon die Rede. Dieselbe verhängnißvolle Konjunktur also ist auch hier vorhanden. Glücklicher aber ist der Künstler da, wo diese beiden Elemente seiner Kunst, die er so oft zusammengezwungen hat, getrennt auftreten. Läßt er einmal nur den einen Ton seiner Leier erklingen, will er nur Anmut und leichte Stilisirung geben, wie in der Visitation oder in dem Doppelbilde des heiligen Lorenz und der heiligen Katharina, so steigt er zwar nicht zu der Höhe Fra Filippos hinauf, obwohl er dessen Muster vor Augen hatte und im besten Falle also nur sein Nachahmer geworden wäre, aber er spendet weit einheitlichere und deshalb viel stärkere Eindrücke. Die Gesichter sind regulärer, aber auch weniger persönlich und weniger reizvoll als die Fra Filippos; die Gewandung ist sehr sorgfältig und reich behandelt, drängt aber die Bedeutung der Gesichter noch mehr zurück; immerhin füllen hier aber nur wenige Gestalten das Bild, und

in dem Besuch der heiligen Elisabeth wie in den biblischen Heiligenbildern ist in des älteren Meisters maßvoller Weise ein reicher architektonischer Hintergrund als stark steigernder Accent zu Hilfe genommen.

Die beste Rolle aber spielt Ghirlandajo da, wo er am bescheidensten ist, wo er einen nicht eben hochstehenden Realismus behaglich pflegt und ihn nicht mit anderen Stilgattungen vermengt. Ein Gemälde ist von ihm überliefert, auf dem ein Enkelkind neugierig zu seinem Großvater emporschaut. Dieser Großvater aber sieht wehmütig-liebevoll zu dem kleinen Mädchen nieder. Steht man vor dem Bilde, so ist man doch zuerst so sehr erstaunt, einen solchen profanen Klein-Stoff von einem alten Italiener behandelt zu sehen, daß man den Katalog nachschlägt, ob hier auch kein Irrtum vorliege. Man fürchtet einen Augenblick, ein Spaßvogel von Galeriedirektor habe irgend einen Hasenclever oder Knaus so glücklich maskirt, daß er in die Salle des primitifs des Louvre passe. Aber Ghirlandajo ist es wirklich, der so harmlose Dinge malt, er ist hier ganz en passant der erste Genre-Maler der neuen Kunstgeschichte geworden. Und was das Beste ist, er hat auch das Gran von Humor und Komik, das solchen Gegenständen so sehr dienlich ist, in sich aufgebracht. Das Kind schaut nämlich in unschuldvoller Andacht weit mehr des Großvaters Nase an, als diesen selbst. Die aber verdient solchen ehrfürchtigen Kultus durchaus, denn sie ist ein Wunderwerk der Schöpfung, nicht nur ihrer mannigfaltigen traubenförmigen Auswüchse wegen verehrungswürdig, die sich anschauen lassen, wie die Reliefkarte einer berg- und talreichen Landschaft, sondern ebenso ausgezeichnet durch ein prachtvolles Karminrot, das mit der Mütze des kleinen Rotkäppchens an Leuchtkraft wetteifert.

Wäre doch Ghirlandajo Genremaler geworden! Er wäre dann von der übernachsichtigen Kunsthistorie eines kongenialen Zeitalters nicht so lange an einen viel zu hohen Platz gestellt worden. Aber er hätte dann erwählt, was seiner Kraft angemessen war. Selbst das an sich Erquicklichste und Rundeste unter den Details seines Marien- und Johannes-Cyklus weist nach dieser Richtung hin: die trauliche Treppe und das behaglich-familiäre Wesen der Wohnstube Marias sind durchaus genrehafter Richtung.

Ghirlandajo ist dazu nicht gekommen, und noch in den Werken seiner Schüler ist der Reflex der geistigen Leere zu verfolgen, der er nun verfiel, da er ihm Unerreichbares erstrebte. Wenn sein Sohn Rodolfo geschildert hat, wie der Sarkophag des heiligen Zenobius von Kirchenfürsten dahingetragen wird, oder wenn Benedetto Ghirlandajo, des Meisters jüngerer Bruder und Gehilfe, eine Kreuztragung malt, so hat man, namentlich bei dem ersteren, nur den Eindruck hilfloser Leere und Impotenz.

Die Namen dieser Künstler der zweiten Reihe zu nennen, verlohnt im Uebrigen nicht der Mühe. Nur ist notwendig, sich zu vergegenwärtigen, daß sie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in Florenz in steigend höherer

Anzahl aufgetreten sind. Der Strom der Kunsttätigkeit wird immer breiter. Die bedeutenden Künstler bleiben trotzdem nach wie vor die Träger der Bewegung, aber wie ein vielfaches Echo giebt der Kreis ihrer Schüler und Epigonen ihre Leistung in zahlreichen Wiederholungen und Abschwächungen wieder.

Und bei aller Vielgestaltigkeit und allem Reichtum des Florentiner Kunstlebens war in ihm doch nicht alle künstlerische Produktion des Italiens dieser Tage koncentrirt. Alte Kunststätten wie Siena blühten fort, ohne freilich auch nur im Entferntesten Florenz zu erreichen; aber auch neue entstanden, und obgleich auch von ihnen keine mit der Arnostadt in Wahrheit rivalisiren konnte, muß an einige ihrer bedeutendsten Vertreter erinnert werden. Denn eine kleine Anzahl von ihnen hat doch eine eigene Note angeschlagen, so daß auch ein nur skizzenhaftes Bild des starken Realismus der italienischen Malerei im Quattrocento sich erst dann recht rundet, wenn ihrer gedacht wird.

Am verwandtesten der Florentiner Kunst und auch auf das Mannigfaltigste beeinflußt ist die Malerei, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in den kleinen Städten Umbriens aufblühte. Hier war früher schon Gentile da Fabriano tätig gewesen, hier hat dann der kräftige, herbe Realismus der guten Zeit in Piero dei Franceschi und namentlich in dem lyrischer gestimmten Melozzo da Forli begabte Vertreter gefunden.

Die umbrische Schule macht in allen ihren Verzweigungen, von denen in diesem Zusammenhang nur eine zu nennen war, den Eindruck eines Anhängsels und Zubehörs von Florenz. Aber die Einwirkungen der Florentiner Kunst sind noch weiter gedrungen. In Padua ist der Bildhauer Squarcione, der noch im ersten Viertel des Jahrhunderts aufgewachsen war, auch als Maler tätig gewesen. Von ihm aus ist wieder Ferrara beeinflußt worden, wo um 1456 Francesco Cossa, um 1457 Cosmè und dann dreißig Jahre später Ercole de' Roberti auftrat; der Ferrarese Lorenzo Costa aber ist nach Bologna übergesiedelt und hat auf Francesco Francia auf's Stärkste eingewirkt. Zwischendurch machen sich andere Einflüsse geltend, so ist Piero dei Franceschis Vorbild für die Ferraresen, insbesondere für Francesco Cossa wichtig geworden.

Alle diese Künstler haben einen harten und etwas derben Realismus vorgetragen. Lorenzo Costa ist von ihnen vielleicht noch der weichste: trotzdem sind auf seinem Sposolizio die Gesichter rauh, fast abstoßend kantig. Wo er ein bedeutendes Vorbild hat, wie wenn er seinen fürstlichen Gönner Bentivoglio porträtirt, ist das Resultat erfreulich: ein prachtvoll trotziges, kriegerisch gefestetes Gesicht ist nicht unbedeutend wiedergegeben. Auch die Farben sind frisch und stark, zu dem männlich gebräunten Antlitz kontrastirt eine leuchtend ziegelrote Kappe köstlich. Aber auf seinen größeren Bildern, wo solche Muster fehlen, sind die Gesichter wohl sehr persönlich,

aber trotzdem leer. Und auch die Farbengebung ist zwar kräftig, aber auch hart und starr, fast bis zur Brutalität.

Und das ist charakteristisch für den oberitalienischen Realismus dieser Zeiten. Er giebt sich der Wirklichkeit mit großer Aufmerksamkeit und Sehkraft hin, aber er bringt weder Geist noch Grazie mit, um sie zu steigern oder auch nur in ihr den innersten Keim aufzufinden und ihn durch alle die Zufälligkeiten und Kleinlichkeiten der äußeren Schale hindurchstrahlen zu lassen. Es ist, als hätte ihnen allen die heitere Sonne, das bewegte und bewegende Landschaftsbild des Arnotals gefehlt. Es ist doch merkwürdig, daß hier weder so früh, noch auch, als es dazu kam, so erfolgreich gemalt worden ist wie in Florenz. Und selbst die Stadt des Nordens, die später allein in Italien an Reichtum und Ursprünglichkeit des Kunstschaffens mit Florenz sich hat messen können, ist erst anderthalb Jahrhunderte nach Florenz für die Malerei wichtig geworden. Denn die Gemälde, die aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Venedig erhalten sind, sind mittelmäßig und kommen garnicht in Betracht. Und auch als um 1450 sich stärkere Kräfte regten, ist der Lagunenstadt nicht sogleich ihr Quattrocento gekommen. Die Vivarini nämlich und der Aelteste der Bellini sind doch nicht allzu weit über die übrigen Oberitaliener hinaus gekommen.

Die Künstlerdynastie der Vivarini offenbart in ihren Werken eine ganze Stufenreihe von Entwickelungsstadien. Da ist der Aelteste von ihnen, Antonio, der vereint mit einem anscheinend deutschen Maler Johannes seit 1440 etwa tätig nachzuweisen ist. Auch auf ihn hat Florentiner Kunst indirekt eingewirkt. Gentile da Fabriano, der einmal nach Venedig zur Ausschmückung des Dogenpalastes berufen worden ist, hat ihn nachweislich stark beeinflußt, dazu mag dann sein Genosse ihm deutsche Kunstweise nahe gebracht haben. Seine große thronende Madonna zeigt eine Stufe, die etwa an Fra Fiesole erinnert. Ja, sie ist vielleicht noch primitiver: die unter Lebensgröße kleinen Engel, die den Baldachin tragen, gemahnen noch an die Cimabue-Zeit. Im Uebrigen ähnelt sie der Art des Beato Angelico sehr: einmal der etwas grobkörnige Realismus der wohl persönlichen, aber überderben und nicht allzu gehaltreichen Köpfe läßt an ihn denken, sodann ist auch ein phantastisches Element der Koloristik, der Zug zu hellen und blinkenden Farben, der Weise des Fra Fiesole verwandt: das Bild starrt in eitel Gold. Und eine ähnlich biedere, steife, alte Wirklichkeitskunst weist Antonios Anbetung der Könige auf; der Künstler wird der Unmasse von Gestalten, die sich ihm und seinem Werke aufdrängen, garnicht Herr. Und die Gesichter sieht er auch hier gut und genau; aber er hat nichts aus eigenem Geiste in sie hineinzugießen, und so entsteht auch hier die Mischung von sehr ernsthafter Wahrhaftigkeit und geistiger Leere, die die oberitalienische Kunst so oft darbietet. Sie hat etwas Betrübliches: denn eine so große Gewissenhaftigkeit in Naturstudien — und sie geht wohl noch

über Fra Fiesole hinaus — denken wir uns gern mit tieferer Auffassung auch des Seelischen zusammen. Wie gleichgiltig aber schaut hier die Madonna darein und wie wenig Accorde offenbart die wirre, überfüllte Komposition dieses Bildes. Nur eine Note ist angeschlagen, die eine neue keimende Kraft noch nicht klar erkennen, aber schon ahnen läßt. Schon bei diesen ersten Anfängen venetianischer Malerei fällt dem Auge ein merkwürdig warmer Ton der Farbe auf: ein sattes Rot und Gold ist über Antonios Anbetung verteilt, von einem weichen Schmelze, den Fra Fiesoles hart metallischer Glanz nicht hatte.

Ich weiß nicht, ob der Engel der Verkündigung und die Jungfrau, die heute mit Antonios Namen belegt werden, ihm wirklich zugesprochen werden dürfen. Wäre das der Fall, so wäre er über sich selbst hinausgedrungen: der Erzengel erinnert, trotz des mürrisch-unschönen Kopfes, mit seinem Lilienstengel und der Grazie seines Gewandes an Fra Filippos freies Können, an den auch die köstliche Architektur im Hintergrunde gemahnt. Das nicht ungewöhnliche, aber ergriffene Gesicht der Madonna und die tiefe Geberdensprache ihrer Haltung atmen ähnlich gehaltene Kraft. Diese Gestalten lassen an den großen deutschen Maler solcher einzelner heiliger Gestalten, an Zeitblom denken, und damit ist für ihren Rang viel gesagt, denn die Weichheit der Färbung haben sie noch vor ihm voraus.

Bartolommeo Vivarini, der jüngere Bruder Antonios, der etwa fünfzehn Jahre später aufgetreten und durch die ganze zweite Hälfte des Jahrhunderts tätig gewesen ist, hat zuweilen noch die alte Strenge: sein thronender Jesus — schon die Idee ist ebenso selten wie bezeichnend — hat viel Starres und Reifes; aber Antonios Ernst ist hier geistig etwas vertieft: das Antlitz des richtenden Heilands ist gewiß nicht groß, aber nicht so gewöhnlich, wie jener es gemalt haben würde. Seine freilich sehr viel spätere Maria Magdalena ist weicher in Form und Farben, und Luigi endlich, Bartolommeos Sohn und der Jüngste der Vivarini, neigt schon fast der süßen Glätte der niedergehenden Quattrocentokunst zu: seine Madonna zwischen sechs Heiligen steht im Hinblicke auf die Haltung und die Züge der Gestalten schon etwa auf der Stufe Francesco Francias: die Madonna selbst hat wie die Heiligen noch einen ganz persönlichen Kopf, aber sie senkt ihn schon etwas geziert, die meisten von den Heiligen posiren etwas, und das Jesuskind steht fast kokett auf den Knieen der heiligen Mutter. Eine andere thronende Madonna von ihm, unter dem Kuppelbau, der prächtig kassettirt ist, ist ganz ähnlich gehalten. Die Farben aber sind, und hierin ist der letzte doch auch der bedeutendste der Vivarini, von goldig warmer Tönung.

Noch vor den Vivarini ist eine andere Familie in Venedig aufgetreten, aus der eine noch viel größere Künstlerdynastie werden sollte als sie. Und wenigstens Jacopo und Gentile Bellini, der Vater und der ältere Bruder

des größten Gliedes ihres Geschlechtes, gehören noch ganz in diese Reihe. Bei ihnen ist der Zusammenhang mit Florenz nicht nur ein indirekter wie bei den Vivarini, denen Padua toskanische Kunstweise vermittelt hatte, sondern ein ganz unmittelbarer. Jacopo ist nicht nur Gentile da Fabrianos Schüler geworden, sondern schon 1421 nach Florenz gegangen. Das kleine Madonnenbild, das von ihm aufbewahrt ist, ist in der Form noch sehr steif, fast an die vorgiotteske Periode erinnernd, aber die Wangen der Jungfrau haben in ihrem zarten Rosa schon einen Hauch von dem zärtlich warmen Ton, der, wie es scheint, das Angebinde war, das die Lagunenstadt mit ihrer feuchten, durchsichtigen Atmosphäre ihren Malerschulen von Anbeginn in die Wiege gelegt hat. Der Fremde, der mit reichen Gaben in den Jahren, da Jacopo Bellini alt war, nach Venedig kam und der auf seine Söhne vielleicht noch einen stärkeren Einfluß gehabt hat, als Donatello, den sie in Padua kennen lernten, Antonello aus Messina, hat zuletzt mit seiner Kunst doch auch diesem Genius des Orts gehuldigt. Denn brachte er auch überdies noch eine Mischung von Verrocchioschem Realismus und fast Botticellischer Grazie in seinen Formen mit, so ist seinen köstlichen Porträts doch auch derselbe warme Grundton eigen, der später Venedigs Stolz werden sollte. Ein junger Mann, den er abgeschildert hat, zeigt nicht nur ein Jünglingsgesicht von wunderbarem, halb schalkhaftem, halb ernstem Liebreiz, sondern auch diesen selben Farbenton, der auch sein Ecce homo auszeichnet. Und diese Morgenröte einer großen Koloristik ist es denn auch, die Gentile Bellinis sonst recht nüchterne Kunst ein wenig über den Durchschnitt mittelmäßiger Wirklichkeitskunst hinaus hebt: seine Procession auf dem Markusplatz, erst 1494 gemalt, stammt zwar aus einem reifen Stadium des zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts verstorbenen Künstlers, und ist trotzdem ein überaus nüchternes Machwerk. Man kann darüber erfreut sein, daß hier einmal ein Gegenstand der lebendigen Gegenwart dargestellt ist, was damals noch erst sehr selten geschah. Auch das war ein Fortschritt des Realismus auf seiner Bahn und als ein Sichabwenden von den alten tausendfach behandelten Stoffen zugleich ein aussichtsreicher Vorstoß in neues Land. Aber dies Bild zeigt auch, wie oft dieser selbe Realismus auf beiden Beinen lahm ging. Es ist ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit, zu dem weder Komposition noch Sehkraft, noch gar psychologische Entdeckerkunst irgend Wesentliches hinzugetan haben. Ein Haufe von Klerikern schreitet einher, und ihre Gesichter sind ebenso gleichgiltig und alltäglich, wie die der im Umkreis gleichmäßig verteilten Zuschauer. Der großartige Hintergrund aber, der der Fassade von San Marco, kann doch nicht wohl auf Rechnung des Malers gesetzt werden. Nur ein Schimmer steigernder Höhenkunst fällt in dies Werkeltagsgetriebe: es ist wieder jener goldene Schimmer der Farbe, der dadurch, daß er nur erst zart und scheu sich hervorwagt, nicht an Reiz verliert. —

Die Geschichte der realistischen Malerei des italienischen Quattrocento

bietet kein so reines, harmonisches Bild dar, wie die Skulptur dieses reichen Jahrhunderts. In Florenz hebt sie mit den großen Entdeckerzügen Masaccios an, durch Beimischung köstlich phantastischer Elemente ist sie schon von Benozzo Gozzoli ein wenig, von Fra Filippo Lippi in hohem Maße gesteigert worden. Aber der Meister, mit dem in der Kunsthauptstadt Italiens, in Florenz, die Bewegung abschließt, ist nicht der Fähigste in dieser Künstlerreihe; seine Wirklichkeitskunst ist innerlich beengt und begrenzt, und was er aus dem Schatze seines eigenen Ichvermögens dazu tut, ist wenig mehr als leere Mache, eine Komposition, die zu repräsentiren weiß, aber nicht viel besitzt, was dargeboten und repräsentirt zu werden verdient. Und dieses Herabsinken ist um so bedauerlicher, als Ghirlandajo durch den äußeren Glanz und Prunk seiner Bilder die älteren trefflicheren Meister in den Schatten gestellt hat. Wie hoch stehen selbst Benozzo Gozzolis Werke an wahrhaft künstlerischen Werten über den seinen, und wie wenig ist von ihm, wie viel von dem Meister von Santa Maria Novella die Rede. In Oberitalien aber, wohin der florentinische Realismus mehr als einen Schößling entsandte, der dann aus dem neuen Boden eigene Farben und Formen sog, in Oberitalien hat diese Wirklichkeitskunst einen ehrbar-ernsthaften Charakter angenommen, der sich von der leichten Grazie der Florentiner selbstständig abhebt, der aber doch nur sehr viel bescheidenere Erfolge davontrug. Sie war gewissenhaft und eindringlich und hat mit ihrer urwüchsig-knorrigen Kraft in Wiedergabe der Wirklichkeit mehr geleistet, als das halbe italienische Secento, aber sie war zu wenig psychologisch im weitesten Sinne, um tief zu sein. Sie hat in Venedig den köstlichen Besitz formaler Künste, über den einst Giovanni Bellini und Giorgione und Tizian verfügen sollten, zu erwerben begonnen, sie hat den Goldton der Farbe, den die Lagunenstadt und sie allein der Malerei der Welt schenken sollte, schon in einem zarten keimenden Hauch über ihre Bilder gebreitet, aber an der Wiege ihrer Zeichen- und Kompositionskunst waren die Grazien noch ausgeblieben, und tiefe Seelenkenner haben hier, das lehrt schon ein Blick auf diese Bilder, nicht den Pinsel geführt.

Aber noch ist auch die Hoch-Zeit des Quattrocento nicht geschildert, noch ist nicht erzählt, wie der düster-ernste Mantuaner die Kunst der Wirklichkeits-Erkenntniß in die Tiefen der Seele führte, wie der jüngste und größte der Bellini zum Farbenschmelz noch den der Form fügte, ohne doch haltlos glatt zu werden, und wie dem größten Maler des Quattrocento der Baum des Realismus die reifsten und süßesten Früchte phantastischer Kunst trug: dem Florentiner Botticelli. —

* * *

Ich halte inne. Was ist es doch, das unser Geschlecht, uns Heutige, uns von 1900 so tief im Innersten an das Quattrocento kettet? Es ist das rauhe Ja, dessen herbe Kraft nur der recht erkennt, der fort und fort

zu dem glatten Rein des Cinquecento die Blicke schweifen läßt. Der Gewinn, den die neue Zeit, die sehr erbarmungslos selbst die höchsten Meister des fünfzehnten Jahrhunderts zur Vergessenheit, ja zur Nichtachtung verdammte, aufzuweisen hat, ist nicht zu verkennen: die höfisch-vornehme Anmut runder Linien, weicher Geberden, die berechnet wohltuende, weite Verteilung der Gestalten im Raume, die Baukunst im Bilde, nicht nur im Hintergrunde. Aber ebenso gewiß und noch sehr viel schmerzlicher ist die Verlust-Rechnung, die dem entgegengehalten werden kann; alle herben Kanten, alle schroffen Linien werden nun abgeglättet, und aller Ernst, alle Leidenschaftlichkeit des Leibes, ja selbst der Seele, geht unter in einem Meer von Zuckerwasser, erborgte Süßlichkeit und leere Glätte werden eingetauscht gegen eine ursprüngliche Kraft, die immer wahr und — sei auch dies gesagt — immer vornehm war. Denn wessen Vornehmheit ist denn die größere, die eines kriegerischen Fürsten, der selbst in hundert Schlachten siegte und dennoch seine Stärke zu edler, wenngleich oft harter Form zu bändigen weiß, oder die eines verzärtelten Erben, der nie andere Triumphe als im Thronsaal oder im Damenzimmer feierte!

Das Quattrocento steht an den Toren einer besseren Zeit: es hat noch unendlich viel von der alten Stärke bewahrt, aber schon beginnt die Zeit des Cinquecento seiner Herr zu werden. Kein Zweifel, der Kampf, der da gekämpft wird, ist zwischen Germanentum und Antike ausgefochten. Cimabue, Giotto, Duccio, Ambrogio Lorenzetti, Simone di Martino, der Maler der Kreuzigung Cavallinis, die Meister des Trionfo della Morte und der spanischen Kapelle, sie alle sind Gotiker, Germanen also, wo nicht dem Blute, so dem Geiste nach. Aller Glorienschein, den unsere Liebe um ihre Häupter webt, gilt ihrer herben, schroffen, oft so starren, oft so zackigen Kraft. Und diese Reihe reicht noch tief hinein in das fünfzehnte Jahrhundert: erst Fra Angelico ist der letzte Gotiker. Aber mit Masaccio tritt die Antike in diesen Saal, den eben noch gotische Bilder schmückten, den eben noch Dantes gleich germanischer Geist erfüllte — und die verführende Kraft der neuen weicheren Reize, der neuen sanfteren, vielleicht anmutigeren, aber sicherlich auch so viel leereren Lockungen. Noch mischen sich die Reize beider Künste, beider Volkstümer, und die betörende Anmut, die Fra Filippo Lippis, Giovanni Bellinis und mehr noch des quattrocentistischsten der Quattrocentisten, Botticellis Werke ausströmen, geht sicherlich im Innersten und Letzten von dieser Mischung aus, von dieser Verbindung gotisch-germanischer Herbheit und antik-renaissancemäßiger Weichheit und Süße. Wohl verharren noch einige Getreue, Piero della Francesca, die Vivarini, Benozzo Gozzoli bei dem alten Panier. Aber schon kündigt sich auch an, was kommen wird, kommen muß. Ghirlandajo ist der Bahnbrecher für Rafaels tektonisches Arrangement, aber auch für Rafaels süße Leere. Mit um so tieferer Dankbarkeit klammert sich unser Sehnen an alle die Eckigkeit und Herbheit, die noch aus den Frauen-Armen in Botticellis seligem Frühlings-

traume, aus Mantegnas schwermütig-wahren Köpfen, aus dem Kindertrotz auf Bellinis Mailänder Madonna-Bild uns vertraut und nah entgegen winken.

Aber über den Gegensatz der Volkstümer und der Weltalter hebt sich der andere des Kunstgeistes. Wirklichkeitsnahe und wirklichkeitsferne Kunst, hingegebene liebevolle Schilderung und trotzig-ichstarke Stilisirung reichen auch in diese Bezirke mit ihrem ewig alten, ewig neuen, immer sich wiederholenden und stets doch sich wandelnden Gegensatz. Und sehr seltsam ist, wie sich die beiden Reihen-Paare durchkreuzen. Wer Gotik und Renaissance in diesem Betracht auf den ersten Blick hin mit einander vergleichen wollte, müßte zu dem Ergebniß kommen, daß beide weit mehr den hohen, weiten Zielen starker Phantasie- und Formenkunst, als den nahen und bescheideneren beschreibungslustiger Stoffkunst zustreben. Die Baukunst, wie immer die beste Künderin der innersten Kunstabsichten, spricht für beide Kunstweisen gleich laut in diesem Sinne. Die hohen Zinnen der Firste, Giebel, Fialen und Wimpergen an den gotischen Domen sind ebenso erhobenen und erhebenden Geistes, wie die vornehm kühle Pracht der Cancelleria oder die gehaltene Regelmäßigkeit des griechischen Kreuzes in Bramantes Dom-Plan.

Doch wer tiefer prüft, wird das Bild sich verschieben sehen. In aller gotischen Kunst, der redenden wie der bildenden, ist seit der Zeit des Parcival ein starker Bestandteil echt stoffkünstlerischer und oft sehr nüchterner Schilderungslust, der zwar nicht Dantes göttliches Gedicht, wohl aber den Heldensang Crestiens von Troyes und aller seiner französischen, wie deutschen Nachahmer fast überwiegend beherrscht. Die großen Gotiker unter den italienischen Malern haben ihn in der Zeit der alten heiligen Starrheit noch nicht: weder Giotto, noch Duccio, noch auch dem hohen Ambrogio Lorenzetti ist er nachzusagen, bei Fiesole dagegen ist er, aller mystischen Weihe des Inhalts, aller haltenden und höhenden Kraft der Farben zum Trotz, in den Linien der Köpfe und in vieler drängender Ueberfülle der Gestalten nachzuweisen. Aber auch die antikische Richtung des Quattrocento, die allein den Namen der Frührenaissance zu Recht trägt, weist einen in höchster Einzelstimmung ganz unähnlichen, im Ziel aber wahlverwandten Grundzug zu sehr eingehender Beschreibung auf. Man entsinne sich nur der Köpfezeichnung von Masaccios Adam und Eva in der Brancacci-Kapelle: doch freilich sie geht ganz ins Breite und Innere. Allerdings, wollte man von diesem Werk als Sinnbild und artvertretendem Beispiel dieses stoffkünstlerischen Zuges in der frühen Renaissance ausgehen, so würde auch in diesem Stück das germanisch-gotische Erbe der antikisch-renaissancemäßigen Neuerung überlegen sein. Denn noch die starken Backenknochen der Engelsköpfe Fra Fiesoles oder die peinliche Genauigkeit der Einzelschilderung in Gozzolis alttestamentlichen Bildern zeugt von Stärke und dem Drang leidenschaftlichen Zupackens, nicht von der etwas schwächlichen, mittelmäßig-genauen Weitläufigkeit von Masaccios Körperbeschreibung.

Wäre es so, so würde dies Verhältniß mit dem der hohen Strebungen beider Kunstrichtungen völlig übereinstimmen. Denn so gewiß anmutige Gestelltheit, schöner Zwang der Pose den höchsten Gestalten Botticellis ebenso eigentümlich ist, wie den letzten Absichten der Vorläufer Rafaels, so gewiß läßt jener Zwang die gewaltige Meisterung noch stärkerer Leidenschaft ahnen, während dieser nicht viel mehr bedeutet als die sanfte Glättung nicht allzu tiefer Bewegung. Ist es aber wahr, daß Kunst in Schönheit gezwungene Seelen-Bewegung ist, dann ist nicht allein die Erregung des schaffenden, des empfangenden Ichs, nein auch die künstlerische Stärke, die dieser entfesselten Kräfte wieder Meister wurde, unvergleichlich viel größer bei den Meistern der Gotik und in den Werken des Quattrocento, in denen der Geist der Gotik mächtig blieb, als bei den Malern des Cinquecento und ihren Wegebereitern im fünfzehnten Jahrhundert.



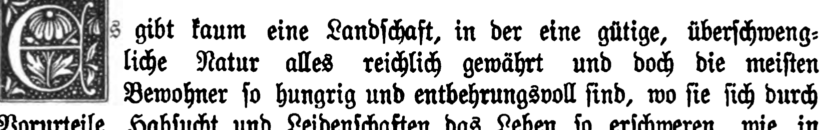


Die Städte Siziliens.

Von

Julius von Pflugk-Harttung.

— Berlin. —



Es gibt kaum eine Landschaft, in der eine gütige, überschwengliche Natur alles reichlich gewährt und doch die meisten Bewohner so hungrig und entbehrungsvoll sind, wo sie sich durch Vorurteile, Habsucht und Leidenschaften das Leben so erschweren, wie in Sizilien. Nur in einigen glücklichen Küstenstreifen hat man dort ein erfrischendes, willen- und kraftstärkendes Landleben, sonst wohnen alle, selbst die Bauern, zusammengedrängt in Städten. Wie Italien überhaupt, so ist Sizilien im besonderen ein Städteland.

Diese Städte bieten freilich ein sehr verschiedenes Bild. Die großen mit mehr als 100000 Einwohnern: also Palermo, Catania und Messina sind belebt, haben ansehnliche Hauptstraßen mit Läden, Cafés und Theatern und bieten schöne öffentliche Gärten, in denen an bestimmten Tagen die Musik spielt. Die wohlhabenden Viertel sind dort zu bestimmten Zeiten, Palermo ist fast immer durch zahlreiche Wagen belebt. Dabei zeigt jede der drei Städte ein besonderes Gepräge: Palermo die Unruhe des internationalen, des Fremdenverkehrs, außer in den heißen Monaten, Catania das einer wohlhabenden Umgebung, Messina das des Schiffslebens, obwohl die Fahrzeuge im Hafen keineswegs besonders zahlreich sind.

Das geistige Leben Siziliens sammelt sich fast ausschließlich in den drei Großstädten, welche zugleich je eine Universität besitzen. Freilich mit deutschem Maße darf man deren Leistungen nicht messen, obwohl sie einzelne vorzügliche Männer aufweisen; überdies beschränken sie sich auf enge Kreise. Trotz ihrer Menschenmengen ist jenen Orten eine gewisse Langweiligkeit eigen, ein Mangel an gewerblichem Betriebe, an innerer, pulsierender Regsamkeit. Schon um 9 Uhr abends wird es öde auf den Straßen. Da flanieren oder stehen faulenzend die Männer herum, die Frauen sind verschwunden,

höchstens ein Ehepaar geht spazieren. Nur das Theater und etwa die Musik im Stadtparke machen eine Ausnahme von dem Einerlei: aber das Theater beginnt erst um 9 Uhr und endet nachts zwischen 12 und 1 Uhr, verlangt also schon durch seine Zeit eine ungewöhnliche Anstrengung. Ein Abend- oder gar Nachtleben, wie es sich in großen deutschen Städten findet, gibt es in Sizilien überhaupt und durchweg in Italien nicht.

An die drei Großstädte reihen sich die Orte zweiten Ranges, welche es gewöhnlich durch eine ertragreiche Umgebung zu einem gewissen Wohlstande gebracht haben: Aci Reale, Syrakus, Girgenti, Marsala und einige andere, zu denen auch Taormina gerechnet werden mag. Auch sie haben durchweg ihren Stadtgarten, ihren Sonntags-Korso, bisweilen ihre Theater. Aber jene betriebslose Langweiligkeit, welche schon die Großstädte ankrankt, ist noch stärker ausgebildet. Handelt es sich nicht um Orte, die der Fremde bevölkert, so erscheint das Hotel- und Wirtshausleben ganz untergeordnet, das des Kaffeehauses ärmlich.

Wesentlich anders gestaltet sich das Städtebild, sobald wir das Innere der Insel betreten. Einige wenige Ortschaften ausgenommen, hat man hier Landstädte im schlimmsten Sinne, die noch jetzt so aussehen wie vor Hunderten von Jahren. Gewöhnlich sammelte sich oben auf dem Berge um einige verfallene Adelspaläste und um eine nicht immer fertige Hauptkirche ein Bereich von Steinhäusern an. Manche derselben sind hoch, mit dunklen, schmutzigen Eingängen, und übermäßig dicht bewohnt. Die Gassen laufen winkelig und eng, neben- und übereinander. Zu der inneren Stadt führen gewöhnlich Reihen niedriger Hütten, die aus einem bloßen Erdgeschosse bestehen, welche nichts als einen fensterlosen Raum mit der Eingangstür enthalten; es sind die Schlupfwinkel der Feldarbeiter. Alles in der Stadt ist Stein an Stein; selbst die Gärten, welche neben den Häusern der Wohlhabenden eingesprengt sind, pflegen von hohen Steinmauern eingefaßt zu sein. Läden gibt es wenige, wesentlich nur in der Hauptstraße, und die sich hervorwagen, erscheinen oft über die Maßen kümmerlich. Dennoch zeigt auch hier die gütige Natur ihre unerschöpfliche Geduld. Sie macht eine Anzahl der Städte Innersiziliens zu Oasen in weiter Öde, umgeben von Öl-, Mandel- und sonstigen fruchttragenden Bäumen, von Wein-, Feigenkaktuspflanzungen und Agrumigärten, von hohen Pinien und Cypressen.

Die Bevölkerung der Städte, auch der kleinsten, zerfällt in Stände. Den ersten Rang nehmen die Begüterten und Studierten ein: also der Amtsrichter, der Arzt, der Advokat, der Apotheker oder gewöhnlich deren zwei, ein konservativer und ein radikaler, der Bürgermeister, die Gemeinderäte, die reichen Grundbesitzer, welche sich ziemlich in jeder Gemeinde finden, der Oberpfarrer und einige meistens heruntergekommene Adlige. Diese Leute bilden die Ortsaristokratie. Einer oder einige von ihnen haben sogar einen Orden, werden Kavaliere genannt und andere Herr Graf und Herr

Baron. Ihre Damen tragen Hüte auf der Straße, dürfen hier aber nie unbegleitet erscheinen und bei Leibe kein Paket in der Hand haben.

Nun folgen in der Standesreihe die kleinen Kaufleute, Garköche, Kaffeehausbesitzer, die niederen Beamten und Geistlichen und dann die Handwerker oder Meister, unter denen sich die Schuhmacher und Friseure besonders zahlreich erweisen. Die Einnahmen dieser Leute sind durchweg gering, doch halten sie sich der Mehrzahl nach einigermaßen über Wasser. Die Handwerkerfrau darf eigentlich keinen Hut tragen, tut es an hohen Festtagen neuerdings aber doch bisweilen, und mehr noch ihre Töchter, wie sie überhaupt den besser Gestellten eifrig nachahmen. Die unterste Klasse bilden: die Tagelöhner (im weitesten Sinne), die Fischer, Gemüsehändler und dergl. Diese kleinen Leute dürfen barfuß gehen und Wasser vom Brunnen holen. Wohnen tun sie mit Familie gewöhnlich in einem, selten in zwei Zimmern. Ihre Räume sind entweder zu ebener Erde, oder man muß eine ausgetretene Treppe emporklimmen. Am bezeichnendsten sind wie in Neapel die Bassi, die Einzelräume zu ebener Erde mit alleinigem Licht- und Luftzutritte durch die Tür. In denselben hockt eine zahlreiche Familie friedlich beisammen neben Hühnern, Schweinen und dem Esel oder dem Maultiere, falls sie solchen Reichtum ihr eigen nennt. Etwas wohnlicher gestalten sich die oben befindlichen Gelasse. Sie bestehen aus ein oder zwei Zimmern mit meistens zwei Fenstern oder Fenstertüren und Balkon. Die Einrichtung erweist sich äußerst dürftig und verbraucht und erstreckt sich nur auf die allernotwendigsten Dinge. Nie aber fehlt ein Heiligenbild. Statt Matratzen benutzt man bisweilen mit Laub oder Stroh gefüllte Säcke oder zerlumpte Decken. Die Kücheneinrichtung pflegt in einem Topf und einer Pfanne zu bestehen. Findet sich auch ein großer Webestuhl, so ist er oft kein Eigentum, sondern bloß gemietet. Auf ihm stellt die Familie ihren Bedarf an Kleidung her. Die Männer sind zur Arbeit oft 10 und 15 Kilometer entfernt oder lungern umher, die Frauen hocken schwatzend gruppenweise beisammen oder beschäftigen sich mit ihren Kindern und Handarbeit. Natürlich bleibt die Nahrung äußerst dürftig und fehlt bisweilen ganz. Selbst die Handwerksmeister können sich zu ihrem Stück trockenen Brotes nur eine Zwiebel, einen Fenchel oder ein Stück ranzigen Ziegenkäses gewähren. Fleisch gibt es selten, wenn es überhaupt vorkommt. Ganz zu unterst stehen die vollständig Armen: meistens alte oder arbeitsunfähige Männer und Frauen. Ihnen bleibt nichts als zu betteln und zu hungern. Alljährlich sterben Hunderte in Sizilien an Entbehrungen jeglicher Art.

Die große Armut wird vermehrt und besonders drückend gestaltet durch die Steuerlast und den Mißbrauch der Stadtämter. Letztere ruhen fast überall in den Händen der Besitzenden, die sie weniger zum Wohl der Stadt als zum eigenen Nutzen handhaben. Deshalb werden sie natürlich ungemein begehrt, und da man sie sich gegenseitig nicht gönnt, so pflegen

sich zwei Parteien zu bilden, jede mit einem Führer an der Spitze. Diesen Führer oder die von ihm vorgeschobene Person sucht der Anhang nun mit allen Mitteln in den Besitz der Macht, zumal in den des Bürgermeisterpostens zu bringen. Hierdurch entstehen tiefgehende Feindschaften und fortwährende Erschütterungen, welche noch durch die häufigen Minister- und Systemwechsel in Rom vermehrt werden. Die herrschende Partei weiß deshalb nie, ob sie lange am Ruder bleibt. Es gilt also, die Zeit kräftig auszunutzen, ihre Anhänger und Freunde in einträgliche Ämter und Stellungen zu bringen oder ihnen sonst allerlei Vorteile zuzuwenden. Dieses Bestreben führt sie zu schreienden Ungerechtigkeiten und zu allerlei Ausschreitungen der anderen Partei gegenüber. Immer aber leiden muß das niedere Volk, ganz gleich, wer das Ruder führt. Der Stadtgewaltige scheut sich gar nicht, seinen Freund trotz dessen 6 Maultiere nur 1 oder 2, seinen Gegner hinwieder 3 oder 4 versteuern zu lassen, obwohl er nur eines besitzt. Beschwerden gegen solchen Mißbrauch der Amtsgewalt sind sehr mühselig und bleiben gewöhnlich erfolglos. Die Einkünfte der Stadt werden bei derartiger Sachlage natürlich oft gewinnsüchtig und leichtfertig verwaltet. Vieles fließt in die Taschen der Machthaber, und notwendige Ausgaben werden vor Liebhabereien und persönlichen Vergünstigungen, selbst für Theaterzwecke, zurückgesetzt.

Vermögen besitzen die Gemeinden durchweg nicht. Gewinne aus Sparkassen, Landstücken, industriellen Unternehmungen wie Gas- und Wasserleitungen fehlen; die einzigen Einnahmen bieten die Steuern. Dieselben bringen nicht, was sie bei richtiger Verteilung liefern könnten, sondern sie sind so zugeschnitten, daß sie die Wohlhabenden schonen und die Last auf die Armen abwälzen. Das geschieht namentlich durch eine ungemein drückende Verbrauchssteuer, welche die Stadtverwaltung keineswegs immer selber handhabt, sondern die sie an einen oder an eine Gesellschaft befreundeter Unternehmer auf mehrere Jahre verpachtet. Der Pächter zahlt der Stadt die vereinbarte Summe und erhebt dafür die Eingangssteuer, natürlich so, daß möglichst viel in seine Tasche fließt. Letzteres ist nicht schwer, weil keine Grundtaxe vorhanden, sondern die Forderungen in verschiedenen Orten verschieden sind, der Willkür und Habsucht also weiter Spielraum gelassen wird. Um der Ausbeutung durch die Eingangssteuer zu entgehen, begeben sich die Armen oft vor die Tore und verzehren dort unversteuert ihr Brot, oder sie bereiten sich statt Korn- Eichelbrot, weil Eicheln steuerfrei sind. Das geschieht, während der Wohlhabende unbeanstandet einen Hasen in seinem Wagen einführt. Der einzige Besitz der armen Landleute, das Last- und Zugtier, wird bis zu 8 Lire versteuert, wogegen der Grundherr für seine Rinderherde auf der Weide wenig oder nichts zahlt.

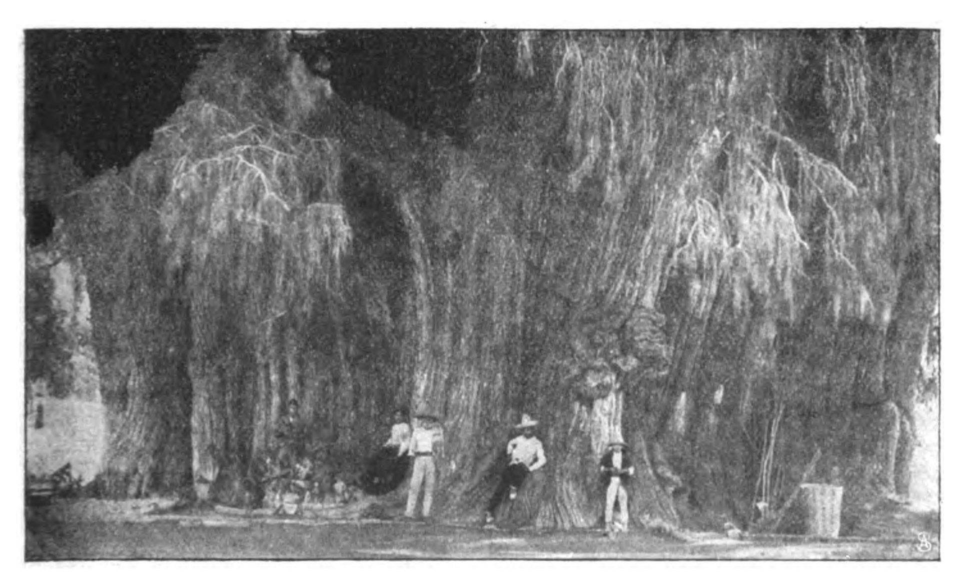
Man hat das Steuerwesen Italiens progressiv nach unten genannt.



Illustrirte Bibliographie.

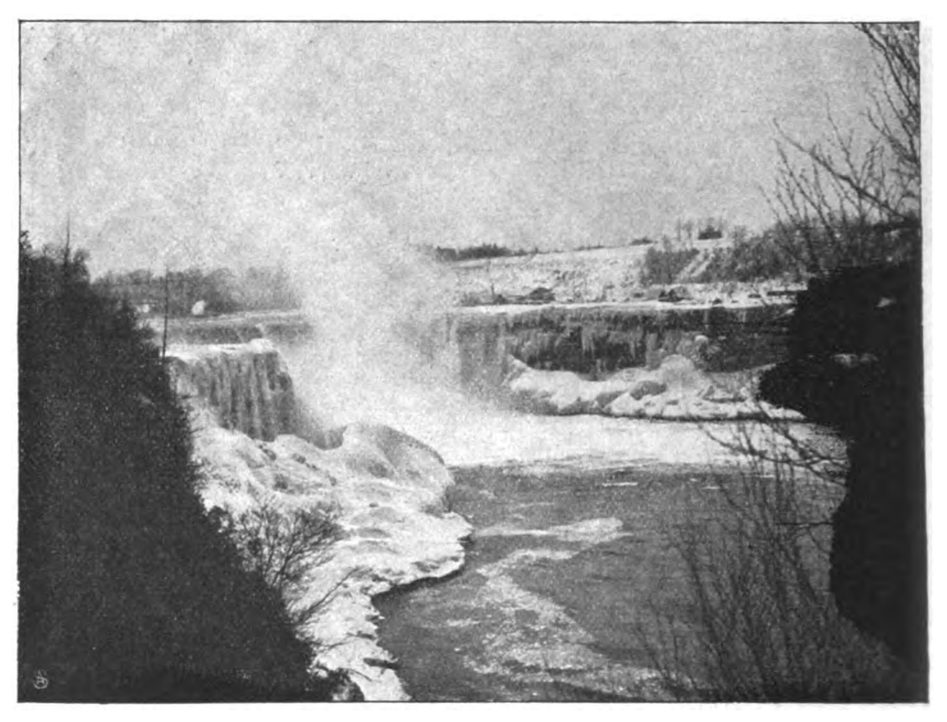
Rund um die Welt. Von Victor Ottmann. Berlin, August Scherl. G. m. b. H.

In der illustrierten Bibliographie des Februarheftes 1904 dieser Zeitschrift war bereits ein Reisewerk des obengenannten Verfassers: „Von Marokko nach Lappland" besprochen worden. Wurde jenes Werk als besonderer Beachtung wert bezeichnet, so gilt dies in demselben Maße von dem hier vorliegenden Buche. Auch in diesem hat der Verfasser die auf seiner Reise gesammelten Erfahrungen in höchst interessanter, dabei humorvoller Weise, immer unter Wahrung selbständiger Auffassung bei der Beurteilung von Land und Leuten, geschildert. — Entsprechend dem Titel des Buches hat sich der eingeschlagene Kurs in der Richtung des Breitengrades (Ost-West) bewegt. Der Ausgangspunkt der Reise auf dem Lloyddampfer „Kaiser Wilhelm der Große" war Cherbourg. Nach knapp sechs Tagen befand sich der Schiffskoloß im großartigsten Hafenbecken der Welt — in Newyork. Der



Stamm des Riesenbaumes von Tule, Mexiko.
Aus: Rund um die Welt. Von Victor Ottmann. — Berlin, August Scherl.

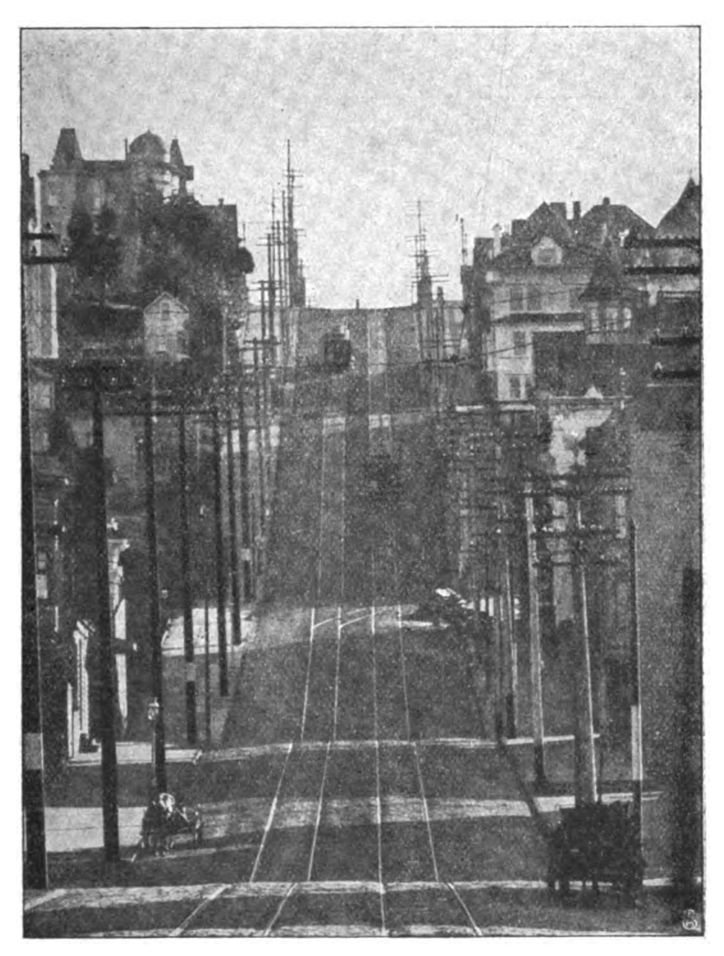
erste Eindruck, den der Verfasser hier empfing, war kein angenehmer; erst der Blick von dem Wunderwerke der Brooklynbrücke aus auf das einzigartige Panorama der City erweckte Staunen und Bewunderung. Nach einem Aufenthalt von ein paar Tagen ging die Fahrt per Eisenbahn nach Montreal. Man muß, schreibt der Verfasser, in diesem Erdteil der Superlative alle heimischen Maßstäbe aus dem Spiel lassen. Das Hotel, in welchem er in Montreal Wohnung nahm, umfaßt 1000 Zimmer und umschließt in seiner mächtigen Halle eine kleine Welt, in der alles zur Bequemlichkeit der Reisenden zu haben ist. „Dabei geht der ganze Betrieb wie am Schnürchen, alles praktisch bis ins Kleinste, alles ein Appell an die gesunde Vernunft." Montreal, fast so groß wie Breslau, hat, abgesehen von seiner Ausdehnung, nur wenig Großstädtisches an sich und trägt mehr den Charakter



Der Niagara im Winterkleide: Der Hufeisenfall.
Aus: Rund um die Welt. Von Victor Ottmann. — Berlin, August Scherl.

einer mittleren Provinzstadt. Dabei ist Montreal eine Temperenzlerstadt, was der Verfasser in humorvoller Weise schildert. Er besuchte auch die vier anderen größten kanadischen Städte: Toronto, Quebec, Ottawa und Hamilton. Gegenüber von Toronto, am anderen Ufer des Ontariosees stürzt der Niagara seine Fluten über den Fels. Da der See zum größten Teil zugefroren war, mußte, um auf das andere Ufer zu gelangen, anstatt des sonst üblichen Dampfers, die Eisenbahn benutzt werden. Der Verfasser nimmt hier Gelegenheit, sich über die Unzuverlässigkeit der amerikanischen Eisenbahnen zu äußern. Daß die letzteren den unserigen weit überlegen sein sollen, ist ein großer Irrtum. Die vielgerühmte Schnelligkeit ist nur bei einigen Renommierzügen zu finden; namentlich aber gehören die Angaben in den amerikanischen Kursbüchern zum großen Kapitel „Humbug". Der kanadische Pacific-Expreß mit seinen prunkvoll ausgestatteten Wagen gilt zwar als einer der besteingerichteten Züge der Neuen Welt, ohne aber bezügl. der Bequemlichkeit vor den deutschen Schnellzügen etwas vorauszuhaben. Jedenfalls ist die kanadische Pacificbahn der am kühnsten konstruierte Überlandsweg vom Atlantischen zum Stillen Ozean, und

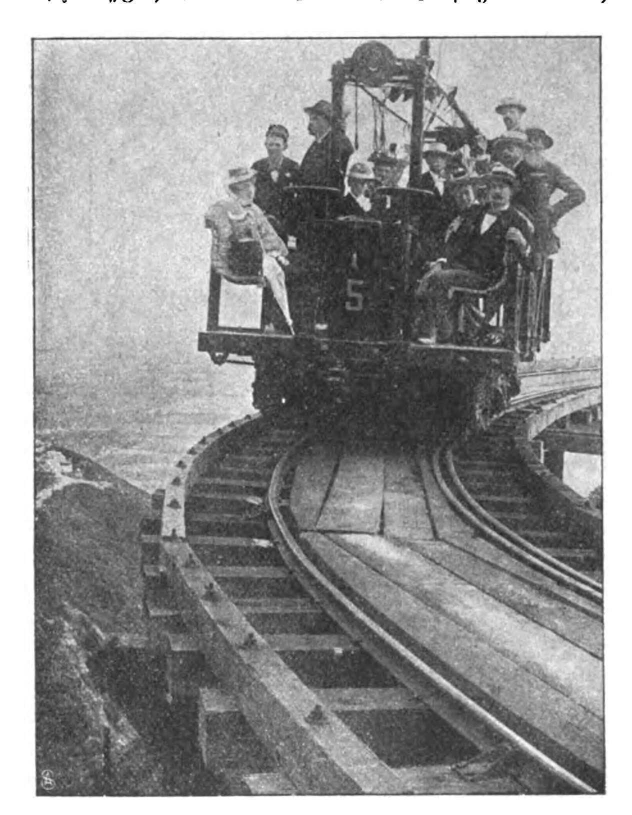
es ist die Energie zu bewundern, mit der die Kanadier an den Bau dieser gewaltigen Eisenbahnstrecke herangegangen sind, die sie von Montreal bis Vancouver in einer Länge von 4476 km mit 35 000 Mann in 5½ Jahren fertiggestellt haben. Der Schienenweg berührt Winnipeg, das sich in einem Zeitraum von einigen 20 Jahren von einer kleinen Siedelung zur lebhaften Handelsstadt entwickelt hat. Überrascht war der Verfasser von Vancouver, das als prächtig gelegene, hübsche Stadt ihm anziehender erschien als die Groß-



Eine steile Straße in San Franzisko.
Aus: Rund um die Welt. Von Victor Ottmann. — Berlin, August Scherl.

städte des kanadischen Ostens. Von hier ging die Tour nach San-Franzisko, von dem der Verfasser bezügl. des Lebens und Treibens und seiner inneren Anlage eine sehr interessante Beschreibung liefert. Die auffälligsten Charakterzüge der Stadt faßt er in die drei Worte zusammen „Wohlstand, Luxus, Behäbigkeit". Mit berechtigtem Stolz nennt der Kalifornier San-Franzisko die Hauptstadt des „goldenen Westens". Der kosmopolitische Anstrich von San-Franzisko kommt natürlich im berühmten Chinesenviertel am lebhaftesten zum Ausdruck. Auf der Weiterfahrt nach Los Angelos hatte der Verfasser in Santa Barbara, einem reizend gelegenen Seebade, das sich das amerikanische Mentone nennt,

Station gemacht. Von Los Angelos aus wurde ein Ausflug ins Gebirge nach dem Mount Lowe auf schwindelerregender Bergbahn unternommen. Der schönste Ausflug aber von Los Angelos aus führt ins Meer hinaus, nach dem Felseneiland Santa Catalina, dem berühmten Fischerparadiese. Der Raum verbietet leider, auf alle die interessanten Beschreibungen, die der Verfasser über diese Ausflüge gibt, näher einzugehen. Im Fluge ging es nun nach Mexiko. Der Zug von Los Angelos nach El Paso war der erste wirklich komfortable Zug, den der Verfasser in Amerika kennen gelernt, und der erste auch, der seine Zeiten pünktlich innegehalten hat. Für das Reisen in Mexiko muß man drei Dinge besitzen: „Zeit, Geduld und Geld." Die Geldfrage kommt noch am wenigsten in Betracht, da man in Mexiko mit etwa zwei Drittel von dem auskommt, was man in den Vereinigten Staaten braucht. Land und Leute, namentlich auch das Leben in den Hotels, werden vortrefflich geschildert. Außer der Stadt Mexiko wurden noch Cordoba, Orizaba, das ganz Mexiko mit Bier versorgt, Puebla und Oaxaca besucht. Die Eisenbahn durchschneidet hier eine Landschaft von hinreißender Schönheit. In Oaxaca konnte der Verfasser den mexikanischen Nationalfeiertag (zur Erinnerung an den Sieg über die Franzosen bei Puebla am 5. Mai 1862) mitfeiern. Um ins Herz des alten Aztekenlandes zu gelangen, wurde von Oaxaca ein Abstecher nach Vitla gemacht. Bei dem Passieren des Dorfes Tule konnte daselbst ein uralter Baum bewundert werden — eine Cypressenart, wohl der stärkste Baum auf der Erde, zu dessen Umspannung mit ausgestreckten Armen 28 erwachsene Menschen gehören. Sicherlich ist der Baum Tausende von Jahren alt; an ihm befindet sich, schon teilweise von Rinde überwuchert, eine von Alexander von Humboldt selbst oder auf seine Veranlassung eingegrabene Inschrift. — Auf der Rücktour von Mexiko sei der Ausflug nach dem großen Kolorado-Cañon erwähnt. Eine Zweigbahn führt bis an den Rand dieser großartigen Schlucht. Tief unten, in der Mitte der Schlucht, 2000 m unter dem Rande fließt, von oben gesehen einem dünnen Zwirnsfaden gleich, der breite, reißende Koloradostrom.



Eine Kurve der Mount-Lowe-Bahn bei Los Angelos.
Aus: Rund um die Welt. Von Victor Ottmann. — Berlin, August Scherl.

Von San-Franzisko aus ging alsdann auf einem chinesischen Dampfer die weitere Fahrt nach den Hawaii-Inseln, speziell nach Honolulu, wo für einige Zeit Aufenthalt genommen wurde. Ganz Hawaii ist bekanntlich eine Anhäufung von Riesenvulkanen, von denen der Mauna Loa und der Kilauea noch beständig arbeiten. Es wäre, schreibt der

Verfasser, eine unverzeihliche Unterlassungssünde gewesen, hätte er eine Besteigung des letztgenannten mächtigen Kraters nicht unternommen. Was er im speziellen über die wirtschaftliche Lage vom Hawaii sagt, beansprucht allgemeines Interesse. Der deutsche Kaufmann und Pflanzer steht in hohem Ansehen. — Das weitere Reiseziel war Japan, von dem in einem reizvoll geschriebenen Kapitel „Japanische Idyllen“ ein fesselndes Bild entworfen wird; von dort ging es nach den Philippinen. mit einem Abstecher nach China, und weiter nach Singapore. Hier wurde dem Verfasser durch eine malerische bengalische Theatervorstellung ein hochinteressanter und fast ästhetischer Genuß zuteil. Die Schilderung desselben ist sehr amüsant. Nach kurzem Aufenthalt in Singapore bestieg der Verfasser einen Dampfer der Königlich-Holländischen Paketgesellschaft, um sich in zweitägiger Fahrt nach Java bringen zu lassen. Er bezeichnet Java als das Paradies der Tropen und ist entzückt von seinem dortigen Besuch. Schweren Herzens trennte er sich von Batavia, nahm zunächst die Tour nach dem Städtchen Buitenzorg und von da weiter durchs Gebirge, das wundervolle Landschaftsbilder bietet. Besonders zu erwähnen ist, was er in dem Kapitel: „Wirtschaftliches und Politisches“ bezügl. des Niederländisch-Indischen Gebietes anführt. Der weitere Weg führte nach Ceylon. Da indes Colombo wenig zu bieten schien, fuhr von hier aus der Verfasser bald mit der Bahn in's Hochland des Inneren, nach der alten singhalesischen Königsstadt Kandy, die er näher beschreibt.

Von Kandy führt die Bahn in halbtägiger Fahrt nach Nuwara-Eliya in so steilem Anstieg und mit so jähen Kurven, wie sie der Verfasser nirgend anderswo gesehen hat. Der Ort ist die beliebteste Gesundheitsstation der indischen Europäer. Leider mißglückte der Versuch, den Adamspik zu besteigen. Nun ging es an die Rückfahrt über Aden, Port Saïd, Kreta, Messina, Neapel und Genua nach der Heimat. — Der Verfasser hat während derselben 154 Nächte in Gasthäusern, 68 auf dem Schiff und 20 auf der Eisenbahn zugebracht. Seine stärksten Natureindrücke verdankt er dem Kolorado-Cañon in Mexiko und dem Vulkan Kilauea auf Hawaii. Am besten hat ihm Japan gefallen, aber auch an die landschaftliche Schönheit Javas denkt er gern zurück. Am wenigsten haben ihn die Philippinen und Ceylon befriedigt. — Das Buch ist vorzüglich ausgestattet, mit zahlreichen recht guten Bildern versehen, die zumeist Wiedergaben eigener photographischer Aufnahmen des Verfassers sind, und von denen wir nebenstehend einige Proben geben, auch ist, was sehr anerkennenswert, dem Werke eine Übersichtskarte beigefügt, auf der die Reiseroute des Verfassers verzeichnet ist. Man liest das mit gewinnendem Humor geschriebene Buch mit wahrem Vergnügen; es empfiehlt sich dadurch von selbst und wird zweifellos zahlreiche Freunde gewinnen, zumal es auch als ein passendes Geschenk für die reifere Jugend bezeichnet werden kann. K.

Alexander Petöfi: Poetische Werke.*)

Deutsch von

Josef Steinbach.

Zweite Auflage.

Das erste Gedicht, das ich von Petöfi hörte, war: „Der Wahnsinnige“. Ein wilder Ausbruch eines wahnsinnigen, will sagen, vom Realen weit abgerückten Menschen. Ein Deutsch-Ungar las es vor. Und als er geendet hatte, war's still um mich. Ich fühlte: Es liegt Methode in diesem Wahnsinn; die Methode und die elementare Kraft eines Großen, der, hart an der Grenze des Neuropathologischen, dem Leben einen Spiegel vorhält. Verzerrt ist dieser Spiegel, aber manche Bilder und Schatten geben doch zu denken.

„Die Sonnenstrahlen flecht' ich mir zur Geißel,
Zur Flammengeißel, um mit ihr im Zorn
Die Welt zu peitschen!“

*) Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau. Preis brosch Mk. 4.—

Und es ist nicht ein Wutanfall der wild gewordenen Seele; der Grund liegt tiefer, innerlicher.

„Sie werden ächzen und ich lach' dazu,
Wie sie gelacht, als ich gewimmert habe."

Und es liegt grübelnde, zermarterte Weltanschauung in der Begründung:

„Denn leben heißt nur: lachen oder weinen.
Dann kommt der Tod und ruft gebietend: Still!"

Man sieht, dieser Wahnsinnige ist am Leben irre geworden, am Leben und an den Menschen:

„Was ist der Mensch?
Man sagt so gern: Die Wurzel einer Blume,
Die mit der Blüte in den Himmel ragt;
Doch ist's nicht wahr.
Der Mensch ist eine Blume,
Die mit der Wurzel in der Hölle steckt . . ."

Diesen Wahnsinnigen muß man in seiner ganzen lebenszernagten Gestalt, in seinem wildaufgepeitschten Welthaß vor sich sehen, um zu begreifen, welch ein Künstler dieser ungarische Freiheitsdichter ist.

Ich habe ihn erst später besser und tiefer kennen gelernt; ihn und sein Leben und seines Lebens Ziel und Opfer.

„Freiheit, Liebe!
Diese beiden tun mir not.
Für die Liebe opf're ich
Den Lebenslauf,
Für die Freiheit opf're ich
Die Liebe auf."

Er hat's nicht nur gedichtet, dieses Lebensmotto, er hat's auch gelebt. Und wenn man jetzt in seiner Lebensarbeit blättert, sieht man die gigantische Gestalt des Dichters und des Menschen vor sich, und man genießt beides, freut sich, daß wieder einmal eine Gestalt da ist, wo man den Dichter von der Persönlichkeit, den Künstler von der Person nicht trennen kann.

Wenn der Ungar heute noch diesen Namen hört, überkommt ihn eine stille Andacht, und sie gilt dem Nationalhelden, der durch seine Kunst und seine Kraft seinem Volke diente. Es gilt aber auch dem Menschen, dem 27jährigen, der spurlos verschwunden ist aus dem Leben und doch überall Spuren hinterlassen hat. Spuren von Größe und Kraft und Begeisterungsfülle, denen Josef Steinbach durch seine Übersetzung noch weitere Wege geebnet hat, auch in die Herzen unseres Volkes; die zweite Auflage liegt bereits vor.

Allerdings der Band ist reich ausgefallen, überreich, und man fragt sich, ob alles für ein deutsches Publikum geeignet ist; aber es sind Perlen in diesem Kranz, und dann: man merkt's dem Übersetzer und seiner Arbeit an, daß es ihm heiliger Ernst war um die Sache, der er diente:

„Es galt ein Leben, doch du warst es wert! . . ."

So spricht er in seinem Einleitungsgedicht: „An Petöfi". Und doppelt muß es anerkannt werden, daß, außer dem künstlerischen, ein rein ethisches, welterzieherisches Motiv aus dieser Widmung klingt:

„So zieh hinaus im Klang des fremden Worts:
Auch außer Ungarn gibt es Not und Schmerzen!
Des Herzensanwalts und des Freiheitshorts
Bedürfen auch im fremden Land die Herzen.
Du warst gewohnt, hoch überm Erdenschmutz,
Im Reich der ew'gen Liebe hinzukreisen,
Gewähr nun allen Schmerzenskindern Schutz,
Und tröste sie mit deinen goldnen Weisen!"

A. H.

Bibliographische Notizen.

Blondlots N-Strahlen. Nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung bearbeitet und im Zusammenhange dargestellt von Hans Mayer. M. Ostrau, Papauschek. Leipzig, Robert Hoffmann.

Die vorliegende Broschüre ist eigentlich eine Ergänzung der vom Verfasser vor kurzem erschienenen und auch an dieser Stelle besprochenen sehr interessanten Arbeit über die „neuen Strahlungen“. — In außerordentlich klarer Weise gibt der Verfasser auch über diese neuesten, vom Professor Blondlot in Nancy gefundenen Strahlen eine zusammenhängende Darstellung. Im Beginn des Jahres 1903 entdeckte der genannte Physiker bei seinen Versuchen über die Polarisation der X-Strahlen eine neue unsichtbare Strahlenart, die sich von den bisherigen bekannten Radiationen vielfach verschieden zeigte und die er zu Ehren des Entdeckungsortes Nancy N-Strahlen nannte. Nach den vielfachen Versuchen besitzen diese Strahlen die Fähigkeit, viele opake Körper zu durchdringen und durch Bestrahlung den Leuchteffekt zu erhöhen. Über die Aufspeicherung der N-Strahlen seitens gewisser Körper, über ihre Einwirkung aufs menschliche Auge, sowie über das Entstehen dieser Strahlen in flüssigen Gasen und durch Schallschwingungen, über die Geschwindigkeit und Wellenlänge der N-Strahlen macht der Verfasser nähere Angaben. In einem Anhange behandelt er das Auftreten einer ponderablen Strahlung bei gewissen Metallen, Flüssigkeiten und anderen Stoffen. Die interessante Arbeit wird allen recht willkommen sein, die sich mit dem Studium der neuen Strahlungen beschäftigen. K.

Nikopolis 1396—1877—1902. Von Carol I., König von Rumänien. — Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Das vorliegende Heft enthält die Wiedergabe eines Vortrags, den der König Carol I. in der Rumänischen Akademie am 21. März 1904 gehalten hat. Wie im Vorwort vermerkt ist, hatte der Präsident besagter Akademie, vor Beginn der Sitzung, bei der Begrüßung des Königs hervorgehoben, „daß dieser dem Lande und dem Heere nicht nur auf dem Schlachtfelde den alten Ruhm zurückerobert und den Staat durch politische, ökonomische und soziale Reformen geschaffen habe, sondern daß derselbe sich auch an jeder geistigen Arbeit, jeder nationalen Kulturbestrebung persönlich beteilige“. Der sehr interessante Vortrag enthält einen geschichtlichen Rückblick, in dessen Mittelpunkt die Festung Nikopolis liegt. Unter ihren Mauern wurde die Freundschaft zwischen König Sigismund von Ungarn und dem Grafen Friedrich von Zollern, dem späteren Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg, und damit die Größe des Hauses Hohenzollern begründet, dem der König Carol I. angehört. Fünf Jahrhunderte später erkämpfte Rumänien unter Führung seines jetzigen Königs an derselben Stelle seine Unabhängigkeit, und 25 Jahre hierauf besuchte dieser in Liebe und Verehrung dieselbe Stätte mit den Gräbern der würdigen Söhne des Landes, die ihr Leben für die Unabhängigkeit Rumäniens hingegeben haben. — Nicht nur die Schilderung des ersten Abschnittes mit der unglücklich verlaufenen Schlacht bei Nikopolis gegen die Türken 1396, sondern auch die Darstellung aus dem Kriege 1877, bei dem der Vortragende persönlich beteiligt war, beanspruchen allgemeines Interesse. K.

Honoré de Balzac. Ausgewählte Werke. Band I. Die alte Jungfer. Franz Ledermann, Berlin.

Unsere Zeit sehnt sich nach Reichtum und Glanz, nach der leichten Geste des königlichen Verschwenders, dessen Hand in unerschöpflichen Schätzen wühlt. Unsere Zeit, armselig und in Armut düster, wirft sich aus Ketten aufwärts in die strahlende Aureole der Gnadenvollen, die mit leichtschwellender Kraft das Leben bezwangen und, trunken von der ekstatischen Fülle der eigenen Launen, den tiefen Glanz ihres Götterlächelns sich da noch bewahrten, wo wir in quälerischem Grübeln dumpf und bitter dastehen und unserer Schwäche bewußt über die grimme Häßlichkeit des Lebens, seine verzerrte Mißgestalt trostlose Klagen anstimmen. Wir brauchen Glück, Heiterkeit aus großen Höhen; Sonne brauchen wir, eine nie versiegende, alles enthüllende, alles verklärende — wir sehnen uns nach dem Geist! Wir haben es verlernt Geist zu haben; wir wurden Knechte niederster Gefühle; wir achteten es als einen Ruhm, ärmlich zu sein. Mitleiden, zermürbendes kraftauflösendes Mitleiden mit Dumpfen und Schwachen, mit der geängsteten Tierheit, der hilflosesten Notdurft, zeugte unsere Kunst; und wir hielten uns beglückt, sie als Bettelkind in Lumpen zu sehen, schwächlich und vom Elend gebrandmarkt, weil wir uns brüsten durften, das Bitterste nicht gescheut zu haben. Aber

nie war die Kunst arm um des Lebens willen; uns, die wir sie schufen, trifft allein die Schuld. Wir hielten Ehrlichkeit für das Wesentlichste der Kunst und vergaßen, daß Kraft und zeugerisches Genie erst den Grad ihrer menschenüberwindenden Macht bestimmt. Wir hatten Willen zur Wahrheit und begnügten uns, Talent für die Tatsachen zu zeigen; wir bannten die Eingebung und beschränkten uns auf das Sehen und merkten nicht, daß unsere Kurzsichtigkeit uns narrte. Was wir scharf zu erblicken glaubten, sahen wir isoliert; was wir uns nahebrachten, entrückte uns die Umwelt. Aber wir staunten über die Neuheit, die glücklicheren Menschen entgangen, und machten eine Kunst, die stolz war, der Vergrößerungsspiegel unserer Fehler zu sein. Wir trugen unsere Donquixoterieen mit Elan und Haltung, nein, wir schrieen sie sogar in alle Winde.

Und nun tritt nicht die Zukunft etwa auf und fordert Rechenschaft, daß uns so heiß und kalt die Scham befällt — nein, die Vergangenheit, die viel bespottete, längst überwundene, rückt auf den Plan und zeigt sich; tut weiter nichts, sie zeigt sich, drängt ihren Riesenleib in unsere Nähe und drückt uns winzige Staturen bis zur Unsichtbarkeit an die Erde. Gestern war's Goethe und wird es gewiß auch heut und morgen bleiben; er wird nie mehr ganz weit von uns sein. Stendhal griff ein, und Beaudelaire harmonisierte ihn, aber der Reichste der Reichen, Balzac, tritt jetzt erst auf. Fürwahr, ihm sollte man die Pforte schmücken wie keinem, Blumen sollten sich über ihn schütten stürmischer und gedrängter als alle seine Capricen an seinen heißesten Tagen; denn nicht daß er kommt, ist so beglückend — daß er jetzt kommt, zur rechten Zeit, des sollen wir jauchzen.

A. K. M.

Gipfel und Gründe. Neue Gedichte von Karl Henckell. Leipzig und Berlin, K. Henckell u. Co.

Die deutsche Sprache eignet sich besonders gut zum Dichten, aber ein Wortschwall, ohne Stimmung, ohne Individualität macht noch kein Gedicht. Eine sogenannte Klangmalerei erstickt oft den Gedanken, aber hier merkt man sogar bei ihr sofort die Absicht und wird verstimmt. Der Dichter verfügt auch nicht einmal über eine gewisse Leichtigkeit des Reims, sonst würde er nicht sagen:

„Erschließt sich uns die schöne Welt von vorn!"

nur damit der Vers sich auf „Born" reimt, da er doch sicherlich meint: „Von Anfang an" oder „von neuem". —

Auch eine Strophe wie:

„An den Felsen wurde geworfen die Welle
Mit unbezähmbarer, wilder Gewalt,
Und die schäumende Spitze ward auf der Stelle
Zur hingeschleuderten Weibgestalt" —

klingt weder schön, noch gibt sie ein klares Bild, noch enthält sie irgend welche poetische Stimmung.

M. K.

Grashalme. Von Walt Whitman. Eine Auswahl, deutsch von Karl Federn. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Walt Whitman ist mehr Lebensphilosoph als Dichter; seine Dichtungen sind Reflexionen in schwungvoller Prosa, oft über recht alltägliche Dinge. Seine Eigenart soll darin bestehen, alles Natürliche für künstlerisch verwertbar zu halten und in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Er gehört zu jenen, die das Leben absolut bejahen. Wir wollen dem Übersetzer gern glauben, daß W. W. ein edler, reiner Mensch war, für seine Werke ist das ohne Belang, selbst die beste Absicht ersetzt nicht künstlerischen Geschmack. Es gibt für vornehme Seelen Vorgänge und Gefühle, die durch das Wort entheiligt werden, und es ist ein verhängnisvoller Irrtum, zu meinen, die Schilderung des Natürlichen sei an und für sich schon Poesie! Der Dichter kann alles, gewiß auch die Sinnlichkeit hinauf in die Höhe seiner Kunst ziehen, aber er muß dazu das Können und ein künstlerisches Empfinden haben. W. Whitman hat das aber nicht gekonnt; seine Schilderung natürlicher Vorgänge ist absolut unkünstlerisch und derb prosaisch, er ermangelt des Genies, dem alles erlaubt ist.

M. K.

Frische Blüten. Lieder von Otto Freiherrn v. Dungern. Zeichnungen von August v. Meißl. Regensburg, W. Wunderlings Hofbuchhandlung.

Weniger der poetische Gehalt als die naive Sprache und die Versgewandtheit des Verfassers und die schönen Zeichnungen des bekannten Illustrators der „Fliegenden Blätter" verleihen dem Büchlein Reiz und Wert.

N.

Die Herzogin von Padua. Von Oscar Wilde. Eine Tragödie aus dem 16. Jahrhundert. Autorisierte Übersetzung von Max Meyerfeld. Buchschmuck von Lucian Bernhard. Egon Fleischel u. Co., Berlin.

Eine Jugendarbeit. Shakespeare hat auf seinem Schreibtisch gelegen, als er sie schrieb. Aber ein so fein Empfindender

wie Oscar Wilde darf sich der Gefahr solcher Nähe aussetzen; er wird doch immer sich selbst geben.

Von den Fehlern der Jugend ist ihm keiner erspart geblieben: Unsicherheit der Technik, falsche Längen, allzuschnelle Wendungen, überhaupt ein schwankender Rhythmus; das alles ist da und läßt sich nicht wegleugnen. Aber was will solches bedeuten im Vergleich mit der jugendlichen Schmiegsamkeit, der zarten Frische des Empfindens, der Feinheit der Nuancierung, dem Persönlichen der Sprache?! Was schadet es, daß die große Liebesszene zu lang ist, wenn sie so schön ist und so süß nach Rosen duftet?!

Oscar Wilde gilt bei vielen als Vertreter einer perversen Richtung der neueren Literatur. Sein Name wird von ihnen nicht ohne ein pikantes Mundspitzen genannt, und jetzt stürzt man sich auf seine Biographie. Das heißt literarisch. Solche werden freilich bei dieser Jugendarbeit nicht auf ihre Kosten kommen. Wodurch glücklicherweise nicht ausgeschlossen wird, daß wir Max Meyerfeld für seine gute Übersetzung Dank schuldig sind. O. G.

Die neuen Römer. Roman aus der römischen Wildnis. Von Richard Voß. 2 Bände. 4. Auflage. Dresden-Leipzig, Heinrich Minden.

Eine wilde Geschichte von Räubern, Fürstinnen, brennenden Klöstern, vertiertem Volk, Mönchen, Nonnen, tausendfarbig leuchtenden Blumenfeldern, fieberverseuchten Wohnstätten, jammernden Schäden eines halbzerrütteten Landes, Parteihaß und anderem mehr. Die Hauptfigur ist ein Pater Modestus, der in viele merkwürdige Zwischenfälle verwickelt wird, stets zur rechten Zeit als schützender Engel auftritt und, gleichfalls zur rechten Zeit, als Märtyrer endet. Zur selben Stunde, als er vor den Toren des Klosters zerfleischt wird, stürzt sich von hoher Felsenklippe seine Tochter, das Glück und die Schuld seines Lebens, ins Meer.

Es ist schwer, den Dichter der „Villa Falkonieri" wiederzufinden. O. G.

Die Fremde. Novelle von Walther Siegfried. Verlag von S. Hirzel, Leipzig, 1904.

Der Stil ist nicht immer einwandfrei, vielleicht könnte das Buch auch hundert Seiten kürzer sein, aber es ist eine warme, innige Geschichte von vornehmer Schlichtheit. O. G.

Die Schwestern Hellwege. Roman von Otto Gysae. Verlag Albert Langen, München 1905.

Wahrhaftig — tausend laute, marktschreierische Modebücher gebe ich mit Freuden hin für ein Kapitel, eine Zeile, ein Wort dieses prächtigen, stillen Buches.

Aber, was tat ich! Ich „charakterisierte" ja: „prächtig", „still" . . . Es ist einfach nicht zu glauben, wie man sich daran gewöhnt, jedes Buch, jedes Kunstwerk mit einem Eigenschaftswort zu belegen. Als ob's nicht Bücher gäbe, die man gar nicht „rezensieren" kann, will sagen einschachteln, zusammenpressen und „den Inhalt erzählen". Nur lesen kann man sie und immer wieder lesen. Und immer aufs neue mit den Menschen leben, mit ihren Farben, ihrem Duft, ihrer Sonne, ihrer Schönheit.

Was soll man darüber erzählen, was denn? Wenn von dem Empfinden der Mütterlichkeit gesprochen wird, sagt Otto Gysae: „In diesem neuen Empfinden waren Schmerz und Glück so nah beieinander, daß es eine Ruhe wurde, die sanft über die Augen strich." Und wenn er vom Menschenleben erzählt, meint er: „Es gibt Farben, die sich im Schatten gleichen, einander aber im Licht nicht mehr kennen. Und es gibt Menschen, die in der Dämmerung des Alltags meinen, sie gehörten zusammen, und sind sich doch plötzlich fremd, wenn das Licht einer Morgenstunde in jene dunklen Ecken fällt, die ihnen selbst noch unbekannt waren."

Und es gibt Bücher, sag' ich, die man in der Dämmerung des Alltags gar nicht versteht, mit denen man flüchten muß in eine weite, weite stille Welt und auf einen sonnigen Seelensonntag warten muß, um sie dann zu genießen mit all der schillernden Farbenpracht, all dem wunderbaren, verschwiegenen Duft. Und es gibt Bücher, wie „die Schwestern Hellwege" (ist der Name nicht Absicht?), die so wenig in die „Literatur" passen, wie etwa Arnold Böcklins „Toteninsel" in die Nationalgalerie vor die gaffenden Tanten und zungeschnalzenden Töchterschülerinnen.

Und es gibt Bücher, über die man nicht schreiben, die man lesen und immer lesen und immer wieder genießen soll.

Ich wenigstens will's mit Otto Gysaes Buch so halten. Und ich glaube, er wird mit mir zufrieden sein.

Wenn nur die andern, die Schönheit und Schönheitsfarben suchen, es mir nachtun wollten!

Sie werden es nicht bereuen. Denn sie finden in diesem Roman ein Evangelium von Schönheit. — A. H.

Glückliche Menschen. Roman von Wilhelm von Polenz. 3. Auflage. Berlin, F. Fontane & Co.

Es ist eine alte Weltweisheit, daß man sich davor hüten soll, Unvollendetes zu zeigen. Dieser Roman wäre vielleicht sehr interessant geworden, wenn der routinierte Schriftsteller ihn hätte fertig schreiben dürfen. Als Fragment ist er, trotz der hübschen Anfangskapitel, wirkungslos und wird kein Lorbeerblatt dem Kranze des Frühverstorbenen anfügen. M. K.

Asmus Sempers Jugendland. Von Otto Ernst. Leipzig, Staackmann.

Otto Ernst ist ein rühmlich bekannter Autor. Dieser Roman einer Kindheit, wie der Untertitel des Werks lautet, ist ein liebes, gutes, wenn auch kein bedeutendes Buch. Mancher wird es zu breit, zu detailliert finden. Aber wer W. Raabe gern liest und sich in die kleinen Verhältnisse der kinderreichen Familie eines Zigarrenarbeiters einzuleben weiß, wird auch sanften Humor im episch breiten Flusse der Erzählung entdecken und von der Poesie dieser Kindheit ergriffen werden. M. K.

„Der Binder von Reinthal." Von J. G. Frimberger. Bilder von Marianne Frimberger. Österreichische Verlagsanstalt, Wien.

Welches Gebietes hätte die Heimatkunstbewegung sich nicht bemächtigt? Warum sollte sie gerade das niederösterreichische Weinland, in dem diese Geschichte spielt, auslassen? Das kann niemand verlangen. Was man aber verlangen muß, ist: daß der Nachdruck nicht mehr auf das Bestimmungswort Heimat, sondern auf das Grundwort Kunst gelegt wird. Frimberger kennt, das muß man ihm lassen, die Menschen seiner Heimat und bringt ihnen naturgemäß ein warmes Herz entgegen, aber — ein Künstler ist er nicht. Ich will noch davon absehen, daß seinem Stil und seiner Komposition viel Dilettantenhaftes eignet und alle Eigenart mangelt — das sind Fehler, die sich vielleicht mit der Zeit geben, obgleich der Binder kein Erstlingswerk ist. Trotz aller Liebe, mit der sie gesehen und geschildert sind, gleichen seine Menschen doch Puppen. Gleich zu Anfang wird jedem das geistige Signalement mitgegeben; nun handeln und reden sie, ganz diesem entsprechend. Selten ist der Versuch gemacht, die Menschen von innen heraus darzustellen. Darum fehlt ihnen das Geschlossene, darum wollen sich auch zwischen dem Leser und der Geschichte keine Beziehungen spinnen — der Verfasser weiß wenig Anteilnahme zu wecken. Alle Motive sind grob, ein verästeltes, wenn auch schlichtes und ursprüngliches Empfindungsleben scheint der Verfasser nicht zu kennen — seinen Geschöpfen wenigstens hat er es nicht mitzugeben verstanden. Ein Buch der Heimat — ja; aber kein Buch der Heimatkunst. A. F. K.

Ehret die Frauen. Beiträge zum modernen Kulturleben der Frauenwelt. Von Dr. F. S. Warneck. 2. Aufl. Neue Ausgabe. Braunschweig und Leipzig, Hellmuth Wollermann.

Der Verfasser geht von seiner unanfechtbaren Voraussetzung aus, daß das Weib den Mann um sein Paradies brachte, ferner, daß der alttestamentarische Befehl: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen", nur dem Manne galt, nicht seiner „Gehilfin". Diese heilige Ueberlieferung ist für ihn auch die einzig maßgebende Basis der Gegenwart! . . . Infolgedessen entzieht sich das auch sonst wenig interessante Buch der ernsten Kritik. Der Glaube ist bekanntlich keine Sache des Verstandes, sondern bleibt das unantastbare Vorrecht eines jeden — sei es Mann oder Weib! M. K.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Bennigsen. — Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. X. Mitgeteilt von Hermann Oncken. Deutsche Revue 30, Mai 1905.

Böhlau, Helene. Von Max Krieg. Nord und Süd. Heft 339 (Juni 1905).

Brun. — Aus Friederike Bruns Tagebuch. Mitgeteilt von Louis Bobé. Deutsche Rundschau 31, 8 (Mai 1905).

Comédie Française, Die. Von Georges Claretie. Deutsche Revue 30, Mai 1905.

Don Quijote, Der. Von Adolf Bartels. Kunstwart 18, 16. (Mai 1905).

Dora d'Istria. Ein kosmopolitisches Frauenleben. Von Arthur Kleinschmidt. Westermanns Monatshefte 49, 9 (Juni 1905).

Garcia, Die Familie. Von Hugo Conrat. Bühne und Welt VII, 13 (April 1905).

Geburts- und Wohnstätten deutscher Dichter und Komponisten. IV. Körnerhaus und Schillerpavillon in Dresden und Loschwitz. Von Robert Kohlrausch. Bühne und Welt. VII, 14 (April 1905).

Gervinussche Ehepaar, Das. Mit unveröffentlichten Briefen von Gervinus und Ferdinand Gregorovius. Erinnerungsblätter zu Gervinus' hundertstem Geburtstage (20. Mai 1905). Von Caroline Vickers. Westermanns Monatshefte. 49, 9 (Juni 1905).

Japanische Ethik, Die. Von Baron Suyematsu. Nach dem Englischen auf Deutsch frei redigiert von Ernst Leumann. Das freie Wort. V, 4 (Mai 1905).

Keller, Albert von. Von F. von Ostini. Die Kunst. VI, 8 (Mai 1905).

Kurhessische Literatur. (Aus dem Engeen. Literaturbilder aus deutschen Einzelgauen. XVIII. Das ehemalige Kurhessen.) Von Wilhelm Schoof. Das literarische Echo VII, 16 (Mai 1905).

Lasswitz, Kurd. Ein Dichter-Philosoph der Gegenwart. Von Thomas Achelis. Westermanns Monatshefte 49, 9 (Juni 1905).

Nationalcharakter und nationale Anlagen, Über. Von Ernst Müller. Preussische Jahrbücher 120, 2 (Mai 1905).

Naturforscher und Kunstwissenschaft. Von Dr. Ludwig Volkmann. Die Umschau. IX, 21. (20. Mai 1905).

Schiller und Berlin. Von Julius Rodenberg. Deutsche Rundschau 31, 8 (Mai 1905).

Schiller als Denker. Von Alma von Hartmann. Preussische Jahrbücher 120, 2 (Mai 1905).

Schiller als kritischer Erzieher. Von Alexander v. Gleichen-Russwurm. Neue Bahnen. V, 9. (Mai 1905).

Schiller im Urteil seiner Gegner. Von Rudolf von Gottschall. Deutsche Revue 30, Mai 1905.

Schiller. Die Entstehung des „Don Karlos". (Schluss.) Von Alfred Gercke. Deutsche Rundschau 31, 8 (Mai 1905).

— Spiel und Gegenspiel in Schillers „Räubern". Von Prof. Dr. Richard Maria Werner. Bühne und Welt. VII, 15 (Mai 1905).

Schillers Urenkel. Von Rudolf Krauss. Das literarische Echo VII, 15 (Mai 1905).

Schiller. — Aus Schillers Werkstatt. Von Erich Schmidt. Deutsche Rundschau. 31, 8 (Mai 1905).

Shakespeare. Hamlet und das Gespenst. Von Ferdinand Laban. Nord und Süd. Heft 339, (Juni 1905).

Strauss, David Friedrich. Zur Biographie von David Friedrich Strauss. Von Theobald Ziegler. Deutsche Revue 30, Mai 1905.

Tiermalerei, Die englische. Von Friedrich Fuchs. Westermanns Monatshefte 49, 9 (Juni 1905).

Waldau, Max, und Adolf Stahr. Von Ludwig Geiger. Nord und Süd. Heft 339 (Juni 1905).

Eingegangene Bücher. **Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.**

Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. 1905. März, April, Mai. Leipzig, Ed. Liesegang's Verlag.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben unter Mitwirkung anderer von Dr. Hans Gross. 19. Band. 1. u. 2. Heft. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Aus den Tagen der Götterdämmerung. Aufzeichnungen eines Kämpfers. Berlin, Hermann Seemann Nachfolger.

Baum, Peter. Spuk. Roman. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Beeker, Käthe van, Glücksklee! Vier Sommergeschichten. Wismar, Hinstorf'sche Hofbuchhandlung.

Dagna, Massimo, Tragedie e Canzoni. E. Gianolio, Torino.

Deutsche Kolonial-Reform. Zweiter Teil von „Staatsstreich oder Reformen". Zweites Buch. Verfasst von einem Ausland-Deutschen. Zürich, Zürcher & Furrer.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft. 27. Jahrgang. 9. Heft. Wien. A. Hartlebens Verlag.

Diers, Marie, Frau Elsbeth. Roman. 2. Aufl. Berlin, Hermann Krüger.

— Sonnenkinder. Roman. Zweite Auflage. Berlin, Hermann Krüger.

Döring, Fritz, Das Licht am Berge und andere Novellen. Berlin, Alfred Schall.

Eisler, Dr. Rudolf, Allgemeine Kulturgeschichte. 3. Auflage. (Webers illustrierte Katechismen. Band 91.) Leipzig, J. J. Weber.

— Deutsche Kulturgeschichte. Webers illustrierte Katechismen. Band 253. Leipzig, J. J. Weber.

Erichsen, Leo, An der Grenze des Übersinnlichen. Unser Seelenleben — Hypnose, Suggestion — Telepathie. Der persönliche Einfluss. Ein neuer Weg zum Erfolg! Strassburg, Josef Singer.

Gaal, Georg v., Allgemeiner deutscher Musterbriefsteller und Universal-Haus-Sekretär für alle in den verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen, sowie im Geschäfts- und Privatleben vorkommenden Fälle. Unentbehrliches Handbuch für Jedermann. 13. gänzlich umgearbeitete und den Zeitverhältnissen vollkommen angepasste Auflage. 2. 3. 4. 5. Lieferung. Vollständig in 13 Lieferungen. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Geissler, Max, Das Moordorf. Kulturroman in zwei Büchern. Mit Federzeichnungen von J. v. Eckardstein. Leipzig, Verlag von L. Staackmann.

Griebens Reiseführer. Band 3. Thüringen. Praktisches Reisehandbuch. Dreiundzwanzigste Auflage neu bearbeitet von Ernst Piltz. Mit 10 Karten und 6 Panoramen. Berlin, Albert Goldschmidt.

— Band 83. Eisenach, die Wartburg und Umgebung. Sechste Auflage, neu bearbeitet von Ernst Piltz. Mit 2 Karten. Berlin, Albert Goldschmidt.

Grube, Hanna, Amor generilis. Er und — jene anderen. Apokalypse. 17. Kap. 5. Vers. Das Weib des Hethiters. Titanenkampf. Die Tragikomödie. Sein Tempelgeheimnis. Ihr Perlenhalsband. Leipzig, Akademischer Verlag.

Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium lebender Fremdsprachen mit der Aussprachebezeichnung des Weltlautschriftvereins (Association Phonétique Internationale). Ein zuverlässiger Führer zur vollständigen Beherrschung der Sprachen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauche. Brief 1. Englisch, Kursus I. Leipzig, E. Haberland.

— für das Selbststudium lebender Fremdsprachen mit der Aussprachebezeichnung des Weltlautschriftvereins (Association Phonétique Internationale). Ein zuverlässiger Führer zur vollständigen Beherrschung der Sprachen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauche. Brief 1. Französisch, Kursus I. Leipzig, E. Haberland.

Kleist's, H. v., Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeb. v. Erich Schmidt. Kritisch durchgesehene u. erläuterte Gesamtausgabe. 3. Band. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Kohut, Adolph, Dr. Friedrich Schiller in seinen Beziehungen zur Musik und zu Musikern. Stuttgart, Nationaler Verlag, Curt Etzold.

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde, herausgegeben vom Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart. Band II, Heft I. Heft I enthält: Wilhelm Bölsche, Klein und Gross im Rätsel des Lebens. J. H. Fabre, Insektenleben. Fortschritte der Astronomie u. s. w. Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart.

Krause, August Friedrich, Unter dem starken Leben. Erzählungen und Skizzen aus Schlesien. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Kunstschatz, Der. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Ein Buch der Erhebung und des Genusses. Lieferung 3. 4. 5. 6. Berlin u. Stuttgart, Wilh. Spemann.

Kurz, Isolde, Neue Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
— Im Zeichen des Steinbocks. Aphorismen. München u. Leipzig, Georg Müller.

Langenscheidts Sachwörterbücher. Land und Leute in Frankreich. Zusammengestellt von Prof. Dr. Césaire Villatte. 3. völlig neue Bearbeitung von Prof. Dr. R. Scherffig. Berlin, Langenscheidtche Verlagsbuchhandlung.

Laverrenz. Victor, Eine lustige Orientfahrt. Heitere Bilder von einer Frühjahrsreise nach dem Orient, der Krim und dem Kaukasus. Mit Originalzeichnungen von Ludwig Stutz, sowie zahlreichen, photographischen Aufnahmen von Wilhelm Dreesen, Richard Beckh u. A. Leipzig, Friedrich Kirchner.

Mauerhof, Emil, Shakespeareprobleme. Kempten, Verlag der Jos. Köselschen Buchhdlg.

Meistererzähler, Romanische, Unter Mitwirkung anderer herausgeg. von Dr. Friedrich S. Krauss. 1. Band. Die hundert alten Erzählungen. Deutsch von Jacob Ulrich. Leipzig, Deutsche Verlagsactiengesellschaft.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache, von Dr. Heinr. Sabersky und Prof. Gustavo Sacerdote. Brief 26 und 27. Berlin-Schöneberg, G. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandl.
— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache, von Emil Jonas, Ebbe Tuneld, C. G. Morén. Brief 26 und 27. Berlin-Schöneberg, G. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Meysenbug, Malwida v., Himmlische und irdische Liebe. Roman. Berlin, Schuster & Loeffler.
— Eine Reise nach Ostende (1849). Berlin, Schuster & Loeffler.
— Stimmungsbilder. Vierte und vermehrte Auflage. Berlin, Schuster & Loeffler.

Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. 1. Heft. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Möbius, Dr. P. J., Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes. 7. veränderte Aufl. Halle, Carl Marhold.

Müller, O., Verarmt. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt.

Neumanns Orts- und Verkehrs-Lexikon des Deutschen Reichs. Herausgegeben von Dr. Max Broesike und Direktor Wilhelm Keil. Vierte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit einer politischen Übersichtskarte, einer Verkehrskarte und 40 Städteplänen. Zwei Bände. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Nossig, Alfred, Die Erneuerung des Dramas. Erster Teil. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Photographische Korrespondenz. 1905 März-April-Mai. Wien, Verlag der Photogr. Korrespondenz.

Schell, Dr. Hermann, Die kulturgeschichtliche Bedeutung der grossen Weltreligionen. München, St. Bernhards Verlag.

Schmid, Dr. Max, Kunstgeschichte. Nebst einem kurzen Abriss der Geschichte der Musik und Oper von Dr. Clarence Sherwood. Heft 1. Neudamm, J. Neumann.

Schomacker, Hanna, Ein unmodernes Mädchen. Roman. Verlag von H. Haessel, Comm.-Gesch. Leipzig.

Shaw, Bernard, Ein Teufelskerl. (Der Teufelsschüler.) Historische Komödie in 3 Akten. Deutsch von Siegfried Trebitsch. 2. Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfl.

Sosnosky, Theodor v., Das sechste Gebot. Ein Roman aus Österreich. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 18. Jahrgang. 1905. Heft 6 und 7. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Stoll, Dr. Hans, Alkohol und Kaffee in ihrer Wirkung auf Herzleiden und nervöse Störungen. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag: Reichs-Medizinal-Anzeiger.

Vetter, Ferdinand, Schillers Flucht aus Stuttgart. Spiel in einem Akt und drei Bildern zur Schillerfeier 1905. Sonder-Abdruck aus der illustrierten Zeitschrift „Die Schweiz". Zürich, Ed. Rascher's Erben, Meyer & Zeller's Nachf.

Walthari-Lied. Der arme Heinrich. Lieder der alten Edda. Übersetzt von den Brüdern Grimm. Mit Buchschmuck von Ernst Liebermann. 1.—3. Tausend. Hamburg, Im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze.

Warte, Literarische. Monatsschrift für schöne Literatur. Begründet und herausgegeben v. Dr. A. Lohr. 6. Jahrg. Heft 8. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit, von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, sowie zahlreichen farbigen Kunstblättern, Facsimile-Beilagen u. s. w. Extrabeigaben in neuem System der Darstellung. Lieferung 79—84. Berlin W., Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

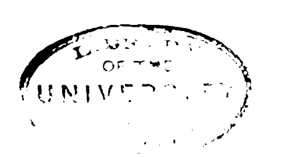
Wengerhoff, Ph., Vor verschlossener Pforte. Roman. Berlin, Albert Goldschmidt.

Wilbrandt, Adolf, Erinnerungen. Mit Portr. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdl. Nachfl.

Xenien zu Schillers Todestag 9. Mai 1905. Berlin, B. Behrs Verlag.

Ziegler, Theobald, Schiller. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 74. Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Nord und

Eine deutsche Mona

Paul Lindau.

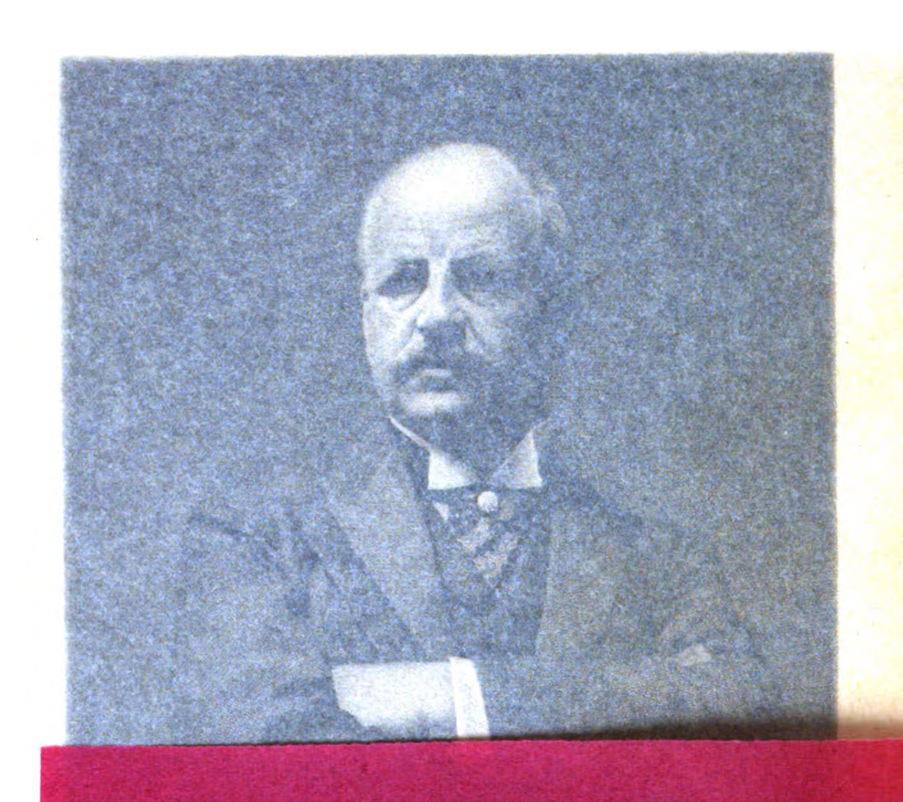
Zum nächsten Heft erhalten die Abonnenten von „Nord und Süd" die erste Nummer der neuen Monatsschrift

„Kritik der Kritik"

als Gratis-Beilage.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

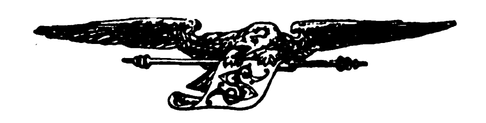
Begründet

von

Paul Lindau.

CXIV. Band. — August 1905. — Heft 341.

(Mit einem Portrait in Radierung: Alfred Lichtwark.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Die Abenteuer des Dichters Clemens Breißmann.

Von

Auguste Hauschner.

— Berlin. —

Es war eine von Clemens Breißmanns Überzeugungen, daß er eine einsame Natur sei und das Gewühl der Menschen hasse. In stillen Weihestunden schwang sich seine Seele aufwärts aus dem Dunst der Lebensniederungen, in den reinen Äther, der um die weißen Firnen blaut; und er träumte davon, dort zu hausen, wo der Adler horstet, alles Irdische zu seinen Füßen, im Zwiegespräch mit Ewigkeiten.

Heute erst, nach fünfundvierzig Lebensjahren, war es ihm vergönnt gewesen sich diese Sehnsucht auf kurze Stunden zu erfüllen. Sein Empfindungsschatz war um eine Sensation bereichert, er hatte die Reize und Gefahren einer Gletscherwanderung gekostet. Doch wie es oft das Los ist von Genüssen, die sich die Phantasie vorweg nimmt: die Wonne der Gewährung war hinter der Inbrunst des Verlangens weit zurückgeblieben.

Vorgestern abend war er durch Duft und Frische eines sinkenden Gebirgstags der Alpe Seiß zugegangen, auf der er vor dem Aufstieg nächtigen wollte. Durch Ausschnitte des Waldes hatte er hinabgeblickt auf kleine Ortschaften, die malerisch im Tal gebettet lagen und aus ihren Schornsteinen die Rauchsäulen des Häuserfriedens, aus ihren Kirchtürmen die Glockenklänge der Frömmigkeit zum Himmel sandten; das Herz war ihm weit geworden, auf Augenblicke war sein Denken in wortloser Empfindung aufgegangen; so daß er vergaß, sich seine Stimmung geistig zu notieren. Am nächsten Tag, als er, ein wenig übernächtigt, in den noch unerhellten Morgen getreten war, den Führer Eustach Pfurtscheller, mit Seilen, Eispickel und Steigeisen beladen, an seiner Seite, hatte er das Hochgefühl gehabt der ersten Jugend. Kraftvoll war er ausgeschritten durch die scharfe,

unbesonnte Bergluft und hatte aus voller Brust einen Jauchzer um den anderen dem Abenteuer entgegen geschrien.

Doch als die Sonne höher stieg, als sie erbarmungslos herunterbrannte auf seinen Rücken, den die ungewohnte Last des Rucksacks krümmte, als seine Beine von dem stundenlangen Steigen lahmten und jeder Stein, an den sein Bergschuh stieß, den Zehen wehtat, da faltete die Seele ihre Flügel. Nicht von der Größe der Natur, nur von der Müdigkeit war er bewältigt, seine Augen irrten von der Herrlichkeit der Landschaft zum Zifferblatt der Uhr und forschten ängstlich: wie lange noch, bis wir das Nachtquartier erreichen? Und es war ein wundervoller Augenblick, als Pfurtscheller einen heimkehrenden Kameraden anrief, um, gemeinschaftlich mit ihm, dem Erschöpften beim Erklimmen des letzten steilsten Wegstückes von hinten her Hilfe zu leisten.

Die Schutzhütte am Fuße des Gletschers war nur ein schlecht verwahrtes Bretterhaus; und wäre auch das Lager minder hart gewesen, die Kälte und das Lärmen der Nachbarn hätten dennoch Breißmanns Schlaf verscheucht. Die Glieder in den zur Rast nicht abgestreiften Kleidern ganz verklammt, die Haare ungekämmt, die Augen ungewaschen, den Mißgeschmack des Branntweinmorgentrunks im Gaumen, — so trat er, noch von Dämmerung umgeben, den Weg zur Gletscherhöhe an. An Abgründen vorbei, an Wänden aufwärts, über gefrorene Wellen und in Eis gehackte Stufen, bis zum Gipfel. Da lag eine Welt aus Eis und Schnee gebreitet, Berg reihte sich an Berg, Spitze an Spitze, eingesponnen in einen bläulich fahlen Nebel, dessen zitternder Silberschein einem unirdischen Lichtquell zu entleuchten schien. Jungfräulich war die Natur wie in der Stunde der Geburt und einsam wie am ersten Schöpfungstag.

Clemens Breißmann war sich des Zaubers dieser Stunde dumpf bewußt. Er fühlte, dieser Augenblick verlangte gigantische Gedanken, ahnungsvolle Schwingungen der Seele, mystische Regungen des Geistes. Allein, das Fleisch war schwach. Er war nur eines Wunsches fähig „Setzen". Und als die Führer ihn, in Decken eingehüllt, auf seinen Mantel niederließen, eines zweiten „Trinken". Dann schloß ihm Müdigkeit die schweren Lider, und durch die Stumpfheit seiner Sinne zuckte nur die Sorge: „Wie schlepp' ich meine Knochen wieder abwärts?"

Wie er das fertig brachte, hätte er nicht sagen können, als er, nach dem Abstieg, am Fuß des Gletschers wieder in das Schutzhaus wankte. Ihm war, als hätten fremde Mächte seinen Leib geschoben.

In dieser Nacht, trotz Lärm und Kälte, schlief er. Und die Hoffnung auf das Ende seiner Qualen hielt ihn am letzten Wandertage aufrecht, viele Stunden lang. Es war sein fester Wille sich nicht nachzugeben; er hatte noch die Fähigkeit, sich selber zu verspotten: „Wenn es dich so sehen könnte, dein Publikum aus Berlin W., es würde dich gut höhnen, du Ritter von der traurigen Gestalt," und der Gedanke gab

ihm frische Kräfte. Bis ihn plötzlich das Menschliche ganz übermannte und er am Wege sitzen blieb und weinte, wie ein Knabe.

Da packten ihn die beiden starken Männer, und wie ein Bündel Kleider schleppten sie ihn talwärts bis zum Nachtlager auf der Alpe Seiß. Von Pfurtscheller erquickt, entkleidet, fiel er dort zu totenschwerem Schlummer in ein Bett. Er erwachte erst, als ihm die Sonne auf der Nase tanzte. Erfüllt von der Genugtuung an einer stolz vollbrachten Tat, ließ er sich leicht vom Führer überreden, den Weg zum Grand Hotel Scherbeck, wohin er sein Gepäck beordert und sich von Frau und Freunden Nachrichten erbeten hatte, im Zweispänner zurückzulegen. Kurz vor dem Ziel jedoch rührte sich in ihm die Scham sich lächerlich zu machen, wenn er im Wagen von der Hochtour ankam. Er verließ das Gefährt, belud sich mit Alpenstock und Rucksack und schritt an Eustachs Seite dem Gasthof zu.

Das Grand Hotel Scherbeck lag im Hintergrunde eines wohlgepflegten Gartens, aus dem zur großen Eintrittshalle eine breite Treppe führte. Zwanzig Stufen nur, flach geschichtet und bequem zu steigen. Den steifen Knieen und müden Sohlen Clemens Breißmanns ward es sauer sie zu erklimmen. Wenn er die Beine hob, war ihm, als löse sich das Fleisch von seinen Schenkeln. Zögernd überlegte er, ob der Eingang nicht von einer anderen Seite leichter zu gewinnen wäre. Da sah er auf und begegnete zwei Frauenaugen, die ihn von einem Fenster aus beobachteten. Das spornte ihn. Er biß die Zähne aufeinander, stieg in nachlässigem Gespräch mit Eustach mutig aufwärts und betrat die Halle, wie er bei den Premièren seiner Stücke vor die Rampe zu treten pflegte. Aufrecht und gelassen, in den Zügen den Ausdruck der Verachtung für die öffentliche Meinung und den, trotzdem nicht ganz beherrschten, Ausblick nach der Wirkung seines Erscheinens.

Zu einer anderen Zeit hätten die beiden hochtouristisch ausgerüsteten Gestalten die Neugierde der Hotelinsassen aufgeregt. Jetzt um die zehnte Stunde waren die meisten Sommerfrischler außer Haus; nur ein paar Frühstücksnachzügler waren zurückgeblieben.

Clemens steuerte dem zunächsterreichbaren Platze zu und setzte sich mit Vorsicht hin. Donnerwetter! tat das weh, wenn man die Kniee beugte. Aber wenn man erst einmal saß, war das eine Wohltat. Ah! Behutsam legte er den Rücken an die nachgiebige Strohwand und sagte, laut genug, um in der Nachbarschaft gehört zu werden:

„Ein tüchtiges Stück Arbeit, das wir uns da geleistet haben, der Zehnerkogel und das Gellerjoch, was Pfurtscheller?"

Der Führer war beschäftigt, aus seinem Rucksack das Eigentum seines Begleiters hervorzuholen. „Dane von di schwierig're Tur'n is sell scho g'west," sagte er ganz ohne Enthusiasmus.

„Eine von den schwierigeren Touren," entrüstete sich Breißmann,

„Menschenskind! Gesteht nur, bei der oberen Eisrinne habt Ihr auch ein Vaterunser gebetet."

Eustach blieb die Antwort schuldig. Er legte ein Plaid, ein Reisenecessaire und eine Feldflasche auf den Tisch, schulterte den Rucksack und wollte sich mit einem Gruß entfernen.

Breißmann aber, nicht ohne das innere Bewußtsein seiner Leutseligkeit, hielt ihn zurück.

„Ihr werdet doch erst eins mit mir trinken, Pfurtscheller. Setzt Euch und macht Euch's bequem, Ihr habt Euch's redlich verdient." Zwei Gläser Bier," rief er zu einem Piccolo hinüber, der eben durch die Halle lief, „möglichst große, wir sind ganz verschmachtet."

Mit einem „bitt' sehr, bitt' gleich," sprang der Junge weg. Doch der Oberkellner, der in der Nähe einem Gast die Rechnung machte und in sein „ane Melange vierzig, an Stück Kugelhupf fünfzehn" ganz vertieft schien, hielt den Davonstürzenden zurück.

„Das Pilsner geht schon auf d'Letzt, Schorsch. Bring 'm Herrn von Breißmann lieber an Augustinerbräu, davon haben's grad an frisches Faßl ang'schlagen."

Clemens zuckte zusammen, als sein Name vernehmlich durch die Halle schallte.

„Ist denn der Kerl ganz von Gott verlassen, daß er mich hier so ausschreit?"

Mit einer eleganten Schwenkung kam indessen „der Kerl" näher.

„Der Herr Doktor kennen mich wohl nimmer? Ich hab'n Herrn Doktor gleich kennt. Johann, Oberkellner vom Impérial, ich hab' n Herrn Doktor öfter dort serviert."

„Dem Menschen muß ich königliche Trinkgelder gegeben haben," dachte Clemens.

„Woher wissen Sie denn, wie ich heiße?" fragte er.

Johann lächelte sehr überlegen.

„Ich hab' n Herrn Doktor doch g'seg'n, wie's seine „Dichterlieb" im deutschen Volkstheater geben hab'n."

„Ach was, bei der Première waren Sie?"

„Freilich. Einer von die Regisseure is von meiner Kundschaft, da krieg ich häufig ane Karten, wann's was Gutes geb'n."

„Und mein Stück, finden Sie, ist etwas Gutes?"

„Ausgezeichnet, wenn ich mir das Urteil erlauben darf, ausgezeichnet. Ich hab'n Herrn Doktor auch nicht schlecht applaudiert."

„Da muß ich mich ja noch nachträglich bei Ihnen bedanken."

In Clemens' Ironie mischte sich ein leichter Kitzel geschmeichelter Eitelkeit und zugleich der Selbstspott, daß sich dieser Kitzel regte.

„Später hab'n der Herr Doktor öfter bei uns g'speist."

„Kann sein, mit dem Baron Kleinhofer."

„Und mit der blonden Mali vom Ronacher," fiel der Kellner ein und zwinkerte vertraulich mit dem linken Auge.

„Das wissen Sie auch?" klagte Clemens. Mit einer Heftigkeit, die halb geschauspielert und halb empfunden war, wandte er sich zu dem Führer.

„Ist das nicht ein Elend, Pfurtscheller, da komm' ich in ein ganz fremdes Hotel, fünftausend Fuß über dem Meeresspiegel, und der erste Mensch, der mir begegnet, weiß, wer ich bin und was ich treibe."

„Wenn man halt so berühmt ist, wie der Herr Doktor," meckerte der Oberkellner.

Der Piccolo, in jeder Hand ein volles Seidel, unterbrach die Unterhaltung.

„Prosit, Pfurtscheller," Clemens leerte sein Glas auf einen Zug, „ah, das hat geschmeckt, die Kehle war mir wie vertrocknet. Wahrhaftig, das Bergsteigen ist noch schwieriger als das Dichten."

Eustach trank, ohne eine Miene zu verziehen. Johann aber belachte pflichtschuldig den Witz.

„Der Herr Doktor sind's halt weniger gewohnt." Diensteifrig setzte er hinzu: „Der Herr Doktor beehren uns doch auf länger."

„Das wird von Briefen abhängen, die ich erwarte. Wissen Sie vielleicht, ob was für mich da ist? Und ob mein Gepäck schon angekommen ist?"

„Werd gleich danach schaun, Herr Doktor." Er tänzelte davon.

Breißmann aber sagte in einer Verzweiflung, an die er im Augenblick selber glaubte:

„Die ganze Lust am Hierbleiben ist mir vergangen, Pfurtscheller, wenn mich wieder jeder zweite Mensch kennt und anstarrt. Was meint Ihr, könnte man nicht heute noch ein paar Stunden weiterwandern, nach irgend einem kleinen Nest?"

Eustach nahm die Anfrage ganz ernsthaft.

„Besser wär's scho, Herr, Ös schlaffet Enk amol urndli aus. Aber z'wegen meiner, i halt's scho no aus. Und epper findt si a wieder oaner, wo Enk a wengerl von hinterschi scheiben thät, bal's net weiter kimmt."

„Ich werd's mir überlegen," unterbrach ihn Clemens hastig; und fügte auf Johanns Meldung: der Koffer wäre da, aber Briefe nicht, schnell hinzu: „Dann will ich auf alle Fälle hier übernachten. Kann ich gute Wohnung haben?"

„Im ersten Stock wär Nr. 35 frei, sehr ein schönes Zimmer, ganz ruhig, mit Aussicht auf die Wiesen."

Eustach war aufgestanden.

„Nacher geh i halt ins Dorf zu moaner Freindschaft. Pfiat Enk Gott, Herr! Pfiat di Gott, Johann."

„Grüß di Gott, Eustach."

„Aufs Wiedersehen, Pfurtscheller." —

Behaglicher war es Clemens Breißmann doch ohne den Zeugen seiner Schwäche. Er ließ noch einen Schoppen Weißen kommen, durchblätterte

die Zeitungen, die Johann vor ihm aufgetürmt hatte, ob sie etwa irgendwie sein letztes Buch erwähnten, steckte sich dann eine Importierte an und besah seine Umgebung.

Die Halle des Grand Hotel war ein großer hoher Raum, dessen Decke rechts und links auf je drei Säulen ruhte. Ihre Mauern waren weiß getüncht und trugen reichen Schmuck von Waffen, Gemsgeweihen, Trachtenbildern und ausgestopften Vögeln. Zierliche Möbel aus Stroh- und Bambusrohr, zwischen Fächerpalmen und japanischen Schirmen geschmackvoll angeordnet, teilten sie in eine Anzahl kleiner Kabinette und umgaben in einer Ecke den mächtigen Kamin, in welchem große Scheite aufgeschichtet lagen, bereit, an kühlen Tagen in Flammen aufzuprasseln und Wärme zu verbreiten. Durch zwei Glasschiebetüren, die nach Ost und West, nach dem Vordergarten und dem grünen Wiesenhinterland zu, die Wand ersetzten, strömte Licht und Luft herein; und im Hintergrund stieg eine zweiteilige Treppe auf, zu den oberen Stockwerken.

Alles in allem glich dieser Saal den Hallen aller eleganten Alpenhäuser, in denen Clemens Breißmann auf seiner Reise abgestiegen war. Verglichen mit dem Obdach seiner letzten Nächte, erschien er ihm mit raffiniertem Luxus ausgestattet.

Er streckte sich noch tiefer in den Sessel und rauchte kunstvolle Ringe in die Luft. Nach und nach geriet er in einen träumerisch verzückten Zustand. Seine Glieder waren kraftlos, doch in seinen Adern tanzte das aufgeregte Blut. Sein Kopf war leicht, gedankenlos, erfüllt von einem Rausch von Glück. Die Titanenwelt aus Eis und Schnee, deren Eindruck, als er ihr gegenüberstand, ihm kaum die Schwelle des Bewußtseins überschreiten konnte, stand plötzlich deutlich vor seinem Seelenblick. Und seine Phantasie begann zu dichten. Die Erinnerung an Müdigkeit und Qual verblaßte, an ihre Stelle trat der Stolz auf Ausdauer und Tapferkeit.

Alle Wetter ja! Das war doch eine Leistung, die machte ihm so leicht kein anderer nach, in seinem Alter. Als erste Hochtour gleich so eine Riesensache.

Er bog die Arme, daß sich die Muskeln strafften — scheußlich schmerzte wieder die Bewegung — und freute sich an ihrer jugendlichen Kraft.

Ja, das war's, dazu war er berufen: in der Natur zu leben, fern von dem nichtigen Getriebe kleiner Eitelkeiten. Wie wär's, wenn er sich noch jetzt dazu entschlösse in Einsamkeit, auf eigener Scholle, sein Feld zu bauen, sein Vieh zu züchten und der gesundheitmordenden Gehirnarbeit auf immer zu entsagen. —

Während solche Weltfluchtpläne schattenhaft an seinem Geist vorüber huschten, beobachtete er gewohnheitsmäßig alle Vorgänge in seiner Nähe. Er hörte das Glockenzeichen, das einen heranrollenden Wagen kündete, er sah, mit welcher Hast Oberkellner, Portier und Piccolo die Treppe abwärts stürzten und mit welchen untertänigen Gebärden sie die Angekommenen,

ein Ehepaar mit Tochter und Kammerzofe, aufwärts komplimentierten, und dachte unwillkürlich: „Das müßte gut auf dem Theater wirken.“

Er bemerkte, daß Johanns Eifer eine leicht intime Färbung zeigte. Der Allmächtige nahm der Dame Hut und Mantel, ihrem Begleiter den Überzieher ab, geleitete die beiden, die von der Fahrt sehr angegriffen schienen, in eine Nische, eilte weg, um selbst Erfrischungen zu holen, und blieb dann, mit höflich vertraulicher Rückenneigung, plaudernd neben ihnen stehen. Aber mehr als Johanns Beziehungen zu der rundlichen Dame und ihrem korpulenten Ehegatten interessierte den Beobachter die Tochter.

Im Gewühl der Straße wäre er wohl achtlos an ihr vorbeigegangen. Hier, wo sie ihm, vom Sonnenlicht umflutet, vereinzelt gegenüberstand, fiel sie ihm auf. Sie paßte so gut in die Landschaft mit ihrer frischen Jugend. Sie war schlank, doch nicht in der hüftenlosen Ephebenart, die Clemens haßte, und er sah mit Freuden, daß ihr helles Sommerkleid nicht in künstlerischen Falten an ihr herabfloß, sondern sich fest gegürtet an die zarten Formen schmiegte. Der unberührte Ausdruck ihrer Züge mahnte ihn an die Reinheit der Natur, von der er herkam, und zugleich fand er Erdenreiz in dem Oval des Kopfes, den festgezöpfte Flechten blond umrahmten, in dem Pfirsichflaum der Wangen, den braunen Kirschenaugen und den sanft geschwellten roten Lippen.

Sie wußte nicht, daß Männerblicke auf ihr ruhten, denn ein Pfeiler deckte Breißmann, und er verbarg sich hinter seiner Zeitung. Unbefangen lief sie umher, zog das Kammermädchen an die Glastür: „Schauen's nur, Nanny, wie schön's heroben is!“ bewunderte die Halle, fand alles lieb und goldig, befragte Johann nach den Bergen, umschmeichelte den Vater: „Gelt Vatterl, auf die Hochspitz darf ich auch a Mal?“; schmollte nicht, als sie die Mutter mit einem: „Gib nur Obacht, auf'm Weg liegt a großer Stein, daß d'nicht drüber fallst,“ abwies, brachte dem Vater Streichhölzer, holte der Mutter eine Fußbank und ein Rückenkissen. Und als die befahl: „Jetzt gehst aber ins Zimmer, Peppi, und hilfst der Resi beim Auspacken,“ küßte sie gehorsam der Eltern Hände und sprang davon.

Clemens Breißmann sah ihr lächelnd nach.

„Gott sei Dank, daß es so etwas Reizendes und Junges auf der Welt gibt.“

Er beeilte sich, den Oberkellner, der zu ihm trat, um sich die „Neue freie Presse“ zu erbitten, nach den Angekommenen auszufragen.

„Sie sind Ihnen wohl von früher her bekannt?“

„Ich kenn's von Kindsbeinen an, Herr von Breißmann. Der Herr v. Hawlitschek hat ane Brauerei in der Hanna, im Mährischen, und mein Vater is Braumeister in selbiger Brauerei. Sehr ane liebe Famili und schwer reich.“

„Das junge Mädchen ist jedenfalls die Tochter?“

„Die jüngste, und die letzte, wo noch ledig is. Sehr an liebes Fräulen,

aber sehr einfach, nix für d'n Herrn Doktor sein Geschmack, gar ka moderne Bildung hat's. Dadrauf geben's beide nix, sie schicken die Töchter lieber in die Kuchel als wie als ins Pensionat."

Breißmann warf dem Ehepaar einen anerkennenden Blick zu.

„Sie Johann, wenn ich mich entschließen sollte, hier zu bleiben, neben den Leuten möchte ich sitzen. Am liebsten natürlich neben der Tochter."

Johann zeigte kein Erstaunen, als er zwei Guldenstücke in seiner Rechten fühlte.

„Werd mein Möglichstes derzutun, Herr v. Breißmann."

Clemens hielt ihn noch einmal zurück.

„Und hören Sie, ich will inkognito hier wohnen; wenn Sie mich verraten, ich bin imstand und bring Sie in mein nächstes Lustspiel."

„Wird mir an Ehr sein, Herr von Breißmann," grinste der Oberkellner geschmeichelt.

Er ging an das Sprachrohr, wies das Zimmermädchen an, den Herrn auf Nr. 35 besonders aufmerksam zu bedienen und geleitete seinen Schützling selbst zum Lift.

Als Clemens langsam auffuhr, sah er Johann die Zeitung an den Tisch der Fremden tragen und war überzeugt, daß ihr Gespräch ihm galt und daß in diesem Augenblick sein Name schon verraten war.

* * *

Diese Annahme war in beiden Punkten richtig. Frau Hawlitschek hatte sich neugierig erkundigt:

„Sie, Johann, wer war denn der lange Schlankel, mit dem 'S so an langen Dischkurs g'halten hab'n?"

Und ohne Zögern hatte Johann ihr Bescheid gegeben.

„Das is der Herr v. Breißmann aus Berlin."

„Wer ist denn das?"

„Der Herr Dr. Clemens Breißmann, der, wo die schönen Bücher schreibt. Gnädige werden sicher schon von ihm gelesen haben."

„Wann's glauben, daß ich Zeit hab' zum Bücherlesen."

„In Wien haben's auch letzten Winter an Stück von ihm geben. „Dichterlieb". Sehr an gutes Stück. Ist überhaupt sehr an feiner Herr, der Herr von Breißmann. Wann's den Herrschaften ang'nehm wär, möcht ich mir erlauben und ihn bei Tisch neben die Herrschaften setzen."

Da kam er aber schlecht an bei Frau Hawlitschek.

„San's so gut," schalt sie. „Anen Schriftsteller, so anen herg'loffnen unsoliden Menschen, wo mer a jungs Madel bei uns haben. Da mecht ich danken." Ruhiger setzte sie hinzu: „Was haben's denn überhaupt für G'sellschaft heroben? Ich mein von honorige Leut, Militär oder höhere Beamte."

Gleich war der Oberkellner bedacht, die Würde des Hauses zu wahren.

„Oh, mir hab'n sehr scheene Leit heroben. Anen Sektionschef mit Famili, zwei Hofrät', ane Exzellenz —"

„Die Hauptsach wär," ließ sich nun auch Herr Hawlitschek vernehmen, „daß ich ane ord'ntliche Tarokpartie fänd."

„Ich werd gleich das Fremdenbuch bringen, da können sich die Herrschaften selber überzeugen, ob's vielleicht Bekannte finden."

Er lief das Buch zu holen und empfahl sich dann, um an einem Tisch des Hintergrundes die Menükarten auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Indessen vertiefte sich das Ehepaar in die „Neue Freie" und die Fremdenliste.

„Jessas, Anton," rief sie plötzlich, „dem Nowotny sein Ältester is heroben." Da er nicht antwortete, erhob sie deutlicher die Stimme.

„Der Franz, wo schon öfter mit sein Vater bei uns war. Weißt, der jetzt die Gerberei in Mischau übernommen hat."

Er wußte — und er erriet auch, was sie dabei interessierte. Eine Tochter hatten sie zwar nur mehr im Haus, und die war noch keine siebzehn. Aber da war kein Halten. Wenn sie irgendwo eine gute Partie witterte, mußte sie darauf spekulieren. Er wollte sich nicht ärgern, darum spielte er den Tauben und las ruhig seine Zeitung weiter.

„Am End ist er schon wieder abgereist," fuhr sie fort, „ich muß gleich den Johann fragen."

Sie klopfte an ihr Glas und rief dem Oberkellner schon von weitem zu:

„Sie, Johann, is der Herr v. Nowotny noch heroben im Hotel?"

„Das schon, er is erst gestern abend kommen."

Der schlaue Ausdruck in den Mienen des Gefragten entging ihr nicht.

„Warum lachen's denn derbei?"

Johann zögerte. „Ich bitt', is der Herr ein guter Freund von die Herrschaften?"

Frau Hawlitschek stieß ihren Mann unter dem Tisch an, um ihm die Antwort zu verbieten.

„Mir kennen nur sein Vattern, auch nur ganz oberflächlich. Aber warum fragen's denn?"

„Ich hätt' sonst g'meint, es wär dem jungen Herrn vielleicht nicht angenehm, die Herrschaften hier anzutreffen."

Und indem er sich hinunterbeugte, flüsterte er den beiden zu:

„Ich glaub' nämlich, der junge Herr is nicht alleinig hier."

„Nicht alleinig? Mit wem is er denn?"

Johann senkte seine Stimme noch ein wenig.

„Es ist mit derselbigen Post eine Dame angekommen. Natürlich, sie haben sich nicht kennt, haben erst heroben die Bekanntschaft g'macht; aber

mir scheint, sie spielen nur Komedie. Das merkt mer schon an dem Foxl, wo dem Herrn v. Nowotny g'hört und dem Fräulen immer zulauft."

Frau Hawlitschek hatte einen feuerroten Kopf bekommen.

„Wer ist denn diese Dame?"

„Sie heißt sich Manon Lambert, Hofschauspielerin aus Wien. Aber ich mein halt mehr, sie is vom Brettl. Die Gnädige werden's übrigens sicher gleich kennen an die rotgefärbte Haar. Aber die Herrschaften werden entschuldigen, ich muß jetzt gehn, die Tafel richten. Kommen vielleicht nacher selber in den Speissaal und suchen sich an Platz aus, der angenehm ist. Küß die Hand." —

„So ein Lausbub nixnutziger," schimpfte Herr Hawlitschek, „is noch nicht trocken hinter die Ohrn und reist schon mit an Mädel in der Welt herum."

„Wenn nur die Peppi kan Wind kriegt von der Sach," klagte sie.

„Was geht die Peppi dem Nowotny sein Liebschaft an," fuhr er auf.

Sie schwieg aus Klugheit. Aber heimlich dachte sie: „Wie der sich aufspielt, als ob er anders g'wesen wär in seiner Jugend. Dumm is nur, daß wir grad dazukommen sind."

Plötzlich veränderten sich ihre Züge, sie faßte ihres Mannes Arm so hart, daß der Griff ihn schmerzte.

„Da schau, das ist am End dem Nowotny sein Fräulen."

Herr Hawlitschek drehte den Hals und sah von links her durch die Halle eine Dame kommen, deren üppiges blaurotes Haar seine Farbe offenbar nicht der Natur verdankte. Auch die dunkle Umrandung der Augen und der Karmin der Lippen schienen ein Kunstprodukt zu sein. Sie war sehr auffallend bekleidet, mit einem Rock von hellblauer Seide und einer Spitzenbluse, durch deren Einsätze die Haut der wundervollen Büste rosig leuchtete. Sie führte einen weißen Foxterrier an der Leine und ging mit kleinen Schritten, als ob sie zu enge Stiefel, mit zu hohen Hacken, trüge, der Treppe zu, wobei sie sich ein wenig in den Hüften wiegte. Bei der Glastür spähte sie hinaus, wendete sich dann und warf sich in einen Schaukelstuhl, den sie langsam hin und her bewegte. Wobei sie, zwischen einem Gewirr von Tüll und Spitzen, Goldkäferschuhe und ein gutes Stück hellblauer Seidenstrümpfe sehen ließ.

Der Bierbrauer aus Mähren, der seinen Blick nicht von ihr gelassen hatte, stieß einen leisen Pfiff aus.

„Sackerment, an schönes Frauenzimmer, nur was wahr ist."

„Die g'fallt dir," rief seine Frau empört, „der ang'malte, aufg'färbte Haubenstock. Ihr Mannsleut seid doch alle Narren, a jede g'schminkte Larven hat euch in der Taschen."

Herr Hawlitschek unterließ es, seine Meinung zu verteidigen, und begnügte sich, die Farbensymphonie von rosa, weiß und blau eingehend zu studieren. Seine Augenweide hatte aber bald ein Ende. Die Schöne

wippte noch ein paarmal heftig, gähnte wiederholt, ohne sich die Finger vorzuhalten. Dann stand sie auf, entfaltete einen rosa Sonnenschirm und stieg mitsamt dem Foxl hinunter in den Garten.

„Ich muß doch schaun, ob er am End' unten auf sie wart'," rief Frau Hawlitschek und erhob sich.

Im selben Augenblick kam ihre Tochter die Hoteltreppe herabgelaufen.

„Mutter," rief sie ganz vergnügt, „weißt, wer da ist? Der Herr Nowotny, weißt, der Franz, der so wenig redt und immer so dumm lacht, wenn ihm lang nix einfallt."

Zu ihrem Erstaunen verfinsterten sich ihrer Mutter Züge. „Du dumme Gans," schrie sie, „was kommst denn schon heraus? Drinnen liegt g'wiß noch alles umeinand wie Kraut und Rüben."

„Aber Mutter," stotterte die Kleine ganz betroffen, „die Resi schickt mich doch, sie will die Schlüssel zum kleinen Koffer." Und schnell besänftigt fügte sie hinzu: „Du, Mutter, so eine wunderschöne Dame wohnt auf unsrer Stiegen. Mit so wundervolle rote Haar und so prachtvoll ist's g'wachsen und anzogen. Ich hab's fast grüßt, so gut hat's mir g'fallen."

„Wann du dich unterstehst und machst mit fremde Leut im Hotel Bekanntschaft."

So feindselig war der Ton, daß sich Peppis Augen mit Tränen füllten.

„Mach dir nix draus, Pepperl," tröstete der Vater, „die Mutter is halt von der Reis' a bisserl nervos. Komm, Anna, geh mer jetzt rauf und leg mer sich a Bissel schlafen bis zum Essen. Lauf, Maus, zeig uns den Weg."

Ein wenig niedergeschlagen ging das Kind voran. Die Eltern, der Vater schob die Mutter scherzend vorwärts, folgten. An dem Treppenansatz prallten alle drei zurück. Franz Nowotny kam ihnen entgegen. So hastig — er nahm immer zwei Stufen auf einmal —, daß er sie beinahe überrannte. Es wäre schwer gewesen zu entscheiden, wer von ihnen in größerer Verlegenheit war. Frau Hawlitschek gewann zuerst die Fassung wieder.

„Jessas, der Herr v. Nowotny! Das is aber ane Überraschung.

„Ich hab d' Ehr, gnä' Frau, ich hab d' Ehr, Herr v. Hawlitschek, küß d' Hand, Fräulen Peppi, ich hab gar nicht g'wußt, daß die Herrschaften auch heroben im Hotel sind."

„Grad sind wir erst ankommen."

„Und gedenken sich längere Zeit hier aufzuhalten?"

„Je nachdem. Das hängt so von verschiedenem ab. Und Sie, Herr v. Nowotny?"

„Ich — oh nein — das heißt, ich bin überhaupt nur auf einen

Sprung herauf, nur auf Besuch bei einem Freund, heut fahr ich wieder weg, heut nachmittag wahrscheinlich."

„Himmelherrgott," dachte er dabei, „wär ich nur schon über alle Berge!"

Herr Hawlitschek, von seiner Frau durch einen energischen Kniff an seine Pflicht gemahnt, mischte sich jetzt ins Gespräch: „Und wie geht's bei Ihnen z'Haus? Die Eltern g'sund?"

„Ich dank der Nachfrag, glaub' schon. Ich war selbst ein paar Wochen lang nicht in Wien. Bin halt immer in der Fabrik so ang'bunden."

„Das Geschäft geht gut?"

„Miserabel geht's, Herr v. Hawlitschek. Aber Sie wissen ja, je schlechter das Geschäft, je mehr zu tun."

Seine Augen spähten heimlich in die Runde. Gott sei gelobt, hier saß die Manon nicht, aber der Teufel konnte sie jeden Augenblick hereinführen. Frau Anna schwebte in derselben Angst. Sie zupfte ihren Gatten.

Der aber, überzeugt, daß sie ihn zum Reden aneifern wollte, fuhr arglos fort: „Wieviel Arbeiter beschäftigen 'S denn jetzt eigentlich, Herr v. Nowotny?"

„In Mischau zirka hundertfünfzig. Jetzt ham 'mer aber noch eine Stund landeinwärts bauen müssen, noch einmal für hundert Leut." Er stand auf Kohlen. „Wie werd ich nur den Alten los."

„Arbeiten's denn für den Export?"

„Das kann man ja nimmer mit die neuen Zöll."

„Freilich, und wer weiß, auf d' Letzt wird Ungarn auch noch Ausland für uns, nacher sammer aufg'schrieben. Mir geht's mit d'm Bier akkurat aso."

Länger hielt es der junge Mann nicht aus.

„Werden verzeihen, Herr v. Hawlitschek, ich muß — ich hab' eine Verabredung — mein Freund wart' auf mich. Ich werd' mir erlaub'n, den Herrschaften noch meine Aufwartung zu machen. Ich hab die Ehr, gnä' Frau, ich hab d' Ehr, Herr v. Hawlitschek, ich küß d' Hand, Fräulein Peppi."

Mit zwei Sätzen war er weg.

Frau Hawlitschek sah ihm wohlgefällig nach. „An bildhübscher Mensch ist er worden, der Franz. Und scheint's fleißig und tüchtig ist er auch. Find't mer selten in den Jahren."

Der Alte brummte etwas Unverständliches, dann fing er wieder an, seine Frau voran zu schieben.

Peppi hatte, eingedenk der mütterlichen Predigt, während des ganzen Gesprächs die Blicke nicht gehoben. Die Unterhaltung war ihr auch viel zu gleichgültig, um ihr zuzuhören. Nun dachte sie, während sie die Eltern

zu ihrer Wohnung führte: „Ein hübscher Mensch, der Nowotny, nur schad', daß er so schrecklich langweilig ist. Von nix weiß er zu reden als von Geschäften."

* * *

Inzwischen ging der junge Mann im Garten auf die Bank zu, auf der seine Freundin, unter dem Schutz ihres rosa Sonnenschirmes und des weißen Hundes, saß. Er tätschelte den Terrier, der ihn aufgeregt begrüßte, zog dann aus Vorsicht, vielleicht gab es Lauscher im Gebüsch, den Hut und sprach die Dame mit gesellschaftlicher Förmlichkeit an: „Ich wünsch gut'n Morgen, Gnädige. Wie ist das werte Befinden? Ich hab heut noch gar nicht das Vergnügen g'habt, Gnädige zu sehen."

Sie aber kehrte sich nicht an das Verstellungsspiel und fuhr ihn bitterböse an: „Ja, was fallt denn dir ein, daß dich den ganzen Vormittag net auf mi umschaust? 's 'is eh so fad heroben. Rein auswachsen könnt mer vor lauter Fadessen."

Der Ärger stieg ihm in das Blut, doch er beherrschte sich. „Schrei doch nicht so, daß man dich bis nach Bozen hört." Er setzte sich neben sie und sagte mit gedämpfter Stimme, wobei er sich bestrebte, so auszusehen, als führe er eine konventionelle Unterhaltung: „Ich hab zu tun g'habt, Brief schreiben, g'schäftlich."

„Daß i net lach, g'schäftlich, bist froh, daß außi bist aus der Fabrik."

Schmollend drehte sie ihm den Rücken zu, und eine Weile schwiegen beide. Bis sie, von Schwatzlust überwältigt, anfing: „Du, weißt, wer kommen ist? Ich bin ihm auf'm Gang begegnet."

„Noch ein Bekannter?" dachte Franz.

„Der Breißmann."

„Wer?"

„Das sieht dir gleich, daß von dem nix weißt. A jed's Gebildetes muß den doch kennen."

„Na weißt," lachte er ärgerlich, „mit deiner Bildung kann ich schon noch konkurrieren. Was hat er denn erfunden?"

„Bücher hat er schrieben."

„Bücher." (In einem Ton, der sagte: „Ist das alles?") „Und woher weißt denn du davon?"

„Red nur nicht so daher, wie wenn i an Trottel wär."

„Wie heißen denn dann die Bücher?"

So in die Enge getrieben, sah sie ihn zornig an.

„Wie's heißen, hab' ich im Augenblick vergessen. Aber in einem Stück von ihm hab ich doch selber spielt, wie oft hab ich dir davon erzählt. In der „Dichterlieb". Weißt, wo mir noch der Herr v. Großberg den wunderschönen Schlafrock schenkt hat."

„Schon gut, schon gut," wehrte er verdrossen. „Daran tätst mich auch besser nicht erinnern."

„Jessas," maulte sie, „bist du grandig, net amal für mei künstlerische Bestrebungen hast an Int'resse."

Er hielt es nicht der Mühe wert, auf diese Anklage zu antworten. Nachdenklich saß er da und überlegte, wie er sie am geschicktesten für sein Vorhaben gewinnen könnte. Er rutschte etwas näher zu ihr hin.

„Hör' zu, Manon, mir g'fallt's net heroben, wir wollen wieder weg."

Sein Vorschlag schien ihr gar nicht einzuleuchten.

„Weg? Grad sammer doch erst kommen."

„Ich hab doch auch nur für ein paar Stund' herauf wollen, weil ich denkt hab, ich mach dir mit der Bergfahrt eine Riesenfreud."

„Da hast di aber g'schnitten. Halb tot hab i mi g'forchten, den steilen Weg afi und in der stockfinstern Schlucht."

„Wir woll'n auch nicht wieder mit'm Wagen fahr'n. Wir schicken unsre Koffer mit der Post voraus, ziehn unser Dreß an und klettern über die Berg." Scherzend wies er auf den Hund, der, als ob er den Plan verstanden hätte, die Ohren spitzte und schweifwedelnd die Schnauze auf seines Herrn Knie legte.

„Schau, wie sich der Quick schon freut beim bloßen Hören."

„Da geh halt mit'm Quick." Ihre Züge wurden immer unfreundlicher. „Das könnt mer passen. Mir die Füß verderben und den Teint ruinier'n. I siech die Berg akkrat aso von unten."

Er seufzte: „Ich kenn dich nimmer wieder, Manon, in Wien warst eine völlig andre."

Sie zuckte mit den Achseln. „Warum sammer net dort blieben. Die Langweil fallt mir auf die Nerven."

Nur mühsam hielt er seinen Zorn zurück. „Himmelherrgott, sind das Launen. Hier bleiben willst nicht, weg willst auch nicht. Das hab ich mir freilich ganz anders g'dacht."

„I aber a," lachte sie auf, „manst i woas net, warum als d' so wegeilst? Ängsten hast, 's könnt uns wer erkennen hier heroben."

„Na und wenn? Ich bin dem Namen meiner Eltern Achtung schuldig."

„Jetzt hat's aber g'schnappt," sie drehte sich plötzlich ganz zu ihm um, ihre Augen blitzten, „so was laß i mir net bieten, das ist im hechsten Grad ordinär."

Der Ton war kriegerisch, aber schon stiegen ihr die Tränen in die Kehle. Sie beugte sich vor und zeichnete mit der Zwinge ihre Schirms Figuren in den Sand. Er sah sie von der Seite an, rückte noch ein wenig näher und legte seine Hand auf ihren Arm.

„Schau, Nannerl," bat er schmeichelnd, „müss' mer sich denn allweil

zank'n? Geh, sei g'scheit, komm mit mir in die Berg. Wirst sehn, a Hetz gibt's, wann mir zwei so miteinand herumkraxeln wie die Studenten."

Sie stieß ihn mit dem Ellbogen zurück. „Für romantisch hab' i mi nie net ausgeb'n."

„Na, alsdann nicht."

Wütend sprang er auf und lief davon. Nach ein paar Schritten kam er wieder. „Daß nur weißt, zur Tafel komm ich heut nicht."

„Wegen meiner? Wo willst denn aber essen?"

„Ich weiß noch nicht, ich — ich mach vielleicht eine Tour."

Sie sah ihm mißtrauisch in die Augen, dann brach sie plötzlich los: „Also is's g'meint. 's is wer kommen von deiner Freindschaft, du willst net, daß dich wer siecht neben meiner."

Er wollte etwas sagen, doch sie unterbrach ihn: „Wann's di meiner schamst, schenier di net, sag's ruhig. I dräng mi dir net auf. So anen wie du krieg i no alle Tag."

Der Hieb saß.

„Hast dich vielleicht schon umg'schaut?"

„Und wenn? Geht's di was an? Hast du mir was z' schaffen? Du tust, was du willst, i, was i will. Mir san ja Gottseidank net mit einand verheirat'."

Knick, knack, brach der Stock des Sonnenschirms entzwei. Die Stücke warf sie Franz vor die Füße und rauschte davon. Ihr Seidenkleid schleppte lang im Sande nach.

„Da hab ich mir was Schönes eingebrockt," sagte Franz zu Quick, der Manon nachgesprungen war, dann aber, da sein Herr seiner wiederholten Aufforderung mitzukommen, nicht Folge leistete, langsam zu ihm zurückkehrte, „g'schieht mir aber schon recht, warum bin ich so ein leichtsinniger Kerl."

Er hob die Schirmfragmente auf, barg sie in seinem Rock und ging in Quicks Gesellschaft dem Dorfe zu, um wenigstens für kurze Zeit der Stätte seiner Sorgen den Rücken zu kehren. —

Clemens Breißmann war sehr unzufrieden mit seinem Platz an der Mittagstafel. Der Stuhl an seiner Rechten war unbesetzt, und zu seiner Linken fand er anstatt der jungen Mährin eine mittelältliche Dame. Ihm gegenüber saß gleichfalls eine hagere Matrone, an die sich die Familie Hawlitschek anschloß. Der Herr, die Frau und ganz zuletzt die Tochter, durch ihres Vaters Leibesumfang so verdeckt, daß kaum ihre Nasenspitze zum Vorschein kam.

Im ersten Ärger dachte er daran, die Tafel zu verlassen und sein Mittagessen im Restaurant einzunehmen. Doch das Aufstehen und das Bewegen gelangen immer noch nicht mühelos genug, daß er hoffen konnte, es angesichts der versammelten Gesellschaft tadellos auszuführen. So redete er sich eine völlige Verachtung seiner Umgebung ein und bemühte sich, sie durch sein Wesen zu offenbaren.

Stumm und steinern saß er während der Essenspausen und ließ alle Annäherungsversuche seiner Nachbarin unbeachtet. Sie hatte bereits alle Künste aufgeboten; ihn um das Menü gebeten, um das Salz und um die Wasserflasche, hatte ihm die Sauce und den Salat mit verbindlichem Lächeln zugereicht. Nun ging sie zum Angriff über und machte eine Bemerkung über das Wetter, wobei sie ihn bei seinem Namen nannte. Sie nannte gleich darauf den ihren, „Frau Bankdirektor Friedel aus Berlin", und nahm damit der Schmeichelei die Wirkung.

Er war nicht vor den Schlagworten des Alltags, den überabgenutzten Eindrücken der Heimat davongelaufen, um sie, in albernem Salongeschwätz, in der Fremde wiederzufinden. Mit der kühlen Unart, die in dem Rüstzeug eines Dichters niemals fehlt, wies er die Werbende zurück und holte, als Schutzwall zwischen sich und ihr, ein Buch aus seiner Tasche, in das er sich vertiefte. Dabei schweiften seine Augen über die Seiten hinweg und belauschten die Bemühungen Frau Hawlitscheks um ihre Nebendame: eine Exzellenz von Erlacher, wie der Oberkellner bei jeder Schüssel, die er ihr reichte, laut betonte.

Für die Brauersgattin hatte offenbar der Adelsrang dieselbe Anziehungskraft wie für die Bankdirektorin ein berühmter Name; nur drüben wurde der Liebesmüh ein besserer Lohn. Die Exzellenzin erlag schnell ihrem Mitteilungsbedürfnis und war mit ihrer Landsmännin schon beim Gemüse im besten Plauschen.

Bald mischte sich auch die Frau Friedel in das Gespräch der beiden. Sie klagte Frau v. Erlacher, mit der sie gleich beim Kommen Grüße getauscht hatte, ihre Sorge um die verspätete Rückkehr ihrer Tochter Herta. Gestern nachmittag war sie mit einem Führer ausgegangen, um die Hochspitze zu ersteigen, und war noch nicht zurück, obgleich der Abstieg nur fünf Stunden dauern sollte. Frau v. Erlacher begriff die Angst, fand aber: sie sei die gerechte Strafe für den Leichtsinn, ein Mädchen ohne Schutz in die Welt hinaus zu schicken.

Mit unverhohlener Mißbilligung gab sie es weiter, daß Fräulein Herta allein mit ihrem Führer ausgewandert und über Nacht weggeblieben sei. Es ergötzte Clemens anzusehen, wie diese Mitteilung auf Frau Hawlitschek wirkte.

Erst schien sie ihr ganz unglaubhaft, dann blickte sie nach ihrer Kleinen, besorgt, daß solche Kunde an ihre Ohren dringen könne. Und als Frau Friedel ein paar gereizte Worte hinwarf: längst überwundene Vorurteile, Gleichberechtigung der Geschlechter, da entschlüpfte Peppis Mutter ein derbes Urteil über das moderne Streben: jungen Mädchen die Schamlosigkeit junger Männer anzuerziehen.

Clemens Breißmann hätte sie dafür umarmen mögen. Ihm waren alle neuzeitlichen Versuche der Frauen, die Scheidewand zwischen den Geschlechtern einzureißen, ein Greuel. Er hielt es geradezu für einen Dieb-

stahl an dem Mann, die Mädchen ihres holdseligsten Zaubers zu berauben, der süßen Unwissenheit, die, ihnen selber zwar gefährlich, doch gerade dadurch für den Mann so reizvoll war. Die geheimnislosen Geschöpfe, die in Gesellschaft zwischen Fisch und Braten sexuelle Probleme lösten, waren ihm tiefinnerlichst zuwider. Die ganze Poesie der Sinnlichkeit und Liebe ging zum Teufel, wenn man allen Gretchen die sehnsüchtig scheue Scham hinwegerklärte. Er mußte sich bezwingen, nicht ein lautes „Bravo" in die Debatte hineinzuwerfen. Und da eben Peppis Köpfchen hinter des Vaters mächtigem Leib hervortauchte, versuchte er durch die Kraft seines Wunsches ihre Aufmerksamkeit zu sich zu zwingen. Es gelang ihm nicht. Eifrig löffelte sie von ihrem Teller, den sie schon zum zweitenmal mit Eisspeise beladen hatte.

Er selbst jedoch fühlte, wie schon wiederholt während der Mahlzeit, in seinen Nerven eben wieder die Macht eines fremden Willens. Und wieder, da er sich umwendete, traf ihn von der zweiten Tafel her ein kokettes Lächeln tiefroter Frauenlippen und ein Blick aus einem Paar schwarzunterstrichener Augen, die unter dem Schatten einer üppig roten Mähne nach ihm zielten.

„Cocotte," dachte er, „im Nebenberuf vielleicht am Variété," und sein im Augenblick ganz auf Natur gestimmter Geschmack wies auch diese Mahnung an großstädtische Künstlichkeit zurück. Doch nicht ohne den Vorsatz, sich gelegentlich nach der Besitzerin der Lippen und der Augen zu erkundigen. — —

Nach Tische — er lag im Rauchsalon, ausgestreckt in einem niedrigen Triumphstuhl — kam der Oberkellner mit der Beflissenheit des Schuldbewußten, um sich wegen seines schlecht ausgeführten Auftrags zu entschuldigen. Das Gedeck vom Herrn Doktor habe bereits neben Fräulein Hawlitscheks gelegen, aber im letzten Moment hätte er so viel ändern müssen, so viel schieben, „also natürlich immer sagen's erst in der letzten Minuten ab, und ich hab dann die Schererei." Aber der Herr Doktor sei doch hoffentlich zufrieden gewesen, „vis-à-vis is oft kommoder wie nah bi," und die Frau Bankdirektor Friedel wär sehr eine scharmante Dame und fein gebildet. Wie sie heut vormittag vom Fenster aus den Herrn Doktor hätt' kommen sehn, hätt' sie ihn gleich gekannt. Und überhaupt, wie viele Leut sich schon nach dem Herrn Doktor bei ihm erkundigt hätten, das wäre nicht zu sagen. Sogar die Hofschauspielerin aus Wien, er lächelte, die rothaarige Manon.

Clemens hatte den Wortschwall über sich hinfließen lassen. Jetzt fragte er ganz obenhin „wer denn das wäre?" Und er erfuhr, mit einer Personalbeschreibung, die auf die herausfordernde Dame an der zweiten Tafel paßte, alle Mutmaßungen Johanns über Manons Tugend und über ihre Zusammengehörigkeit mit dem jungen Herrn v. Nowotny. Er fügte noch hinzu, daß er es für seine Pflicht halte, den Herrn Scherbeck, wenn er

morgen von einer Fahrt nach Bozen heimkam, von allem zu unterrichten. „Also natürlich, in der Stadt geht anen so was nix an, aber natürlich heroben, wo meist Herrschaften sind mit junge Mädchen — die Familie Hawlitschek zum Beispiel hat sich schon sehr darüber aufg'halten."

Clemens hörte kaum mehr zu. Ihm war, als ob des Sprechers Stimme sich immer weiter entferne. Die Zeitung glitt aus seinen Händen. Er hatte Mühe, den Kopf aufrecht und die Augenlider offen zu behalten. Er stemmte sich dagegen, vor den Blicken aller einzuschlafen, vielleicht mit offenem Munde einen lächerlichen Anblick zu gewähren; er wollte aufstehen, in sein Zimmer steigen, tat es auch im Halbtraum, um immer wieder aufzufahren und sich noch im Rauchsalon, in dem Triumphstuhl liegend, vorzufinden. — —

„Werden verzeih'n, bitte."

„Sie wünschen?" fuhr Clemens seinen Störer an.

Der junge Mann, der Breißmann schon seit geraumer Zeit umkreist hatte, wurde sehr verlegen.

„Wär' mir schrecklich leid, bitte, wenn ich im Schlaf g'stört hätt'."

„Ich habe nicht geschlafen."

Er suchte mit Gewalt seiner Schlaftrunkenheit Herr zu werden.

„Ein Wunder wär's nicht nach den Strapazen. Haben sicher wenig Ruh' g'habt die letzten Nächte."

Clemens richtete sich auf. „Sie wünschen?" wiederholte er. Sein Ton war höflicher.

„Dürft ich mir eine Frage erlauben, bitte?"

„Bitte."

„Haben, bitte, nicht vorgestern den Zehnerkogel bestiegen, der Oberkellner hat mir davon erzählt."

Jetzt wurde Clemens völlig munter. „Jawohl, vom Gellerjoch aus. Vor fünf Stunden erst bin ich hier angekommen."

„Die Tour ist wohl sehr schwierig."

„Ich weiß nicht, mir ist sie nicht schwierig vorgekommen, ich bin ganz frisch."

„Sind, bitte, wohl ein sehr trainierter Steiger?"

„Es war meine erste Hochtour."

„Alle Wetter! Meine Hochachtung; das ist ja eine kolossale Leistung."

Der Dichter fühlte fast dieselbe Freude wie bei der ersten guten Kritik nach seinem dramatischen Debüt. Jetzt erst besah er sich den Frager näher. „Ein nettes Kerlchen," dachte er.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" Er bot ihm einen Stuhl an.

Der junge Mann verbeugte sich. „Ich bin so frei."

Er ließ sich nieder, erhob sich aber sofort wieder. „Erlauben bitte, daß ich mich vorstell', Franz Nowotny."

Clemens war, als hätte er den Namen schon irgendwo gehört.

„Mein Name — —"

„Ihr Name, bitte, ist mir längst bekannt."

„Oho." (Wirklich ein netter Junge.) „Als was denn, wenn ich fragen darf."

Franzens Wahrheitsliebe kämpfte mit seiner Höflichkeit. „Aber bitte, wer so viel schöne Bücher g'schrieben hat."

Seine Unsicherheit entging Breißmann nicht.

„Welches meiner Bücher haben Sie denn gelesen?"

Franz verwünschte seinen Einfall, sich mit fremden Federn zu schmücken.

„Ich glaub', es war ein Roman."

„Vielleicht ‚Undank'?"

„Oder war es eine Novelle — ich weiß nicht."

Unbarmherzig forschte Clemens weiter: „Die ‚schlaflosen Nächte' etwa? oder ‚Hedwig Mariani'?"

Franz wagte nicht zu bejahen. Der Mann war imstande, ihn noch gründlicher zu prüfen.

„Ich weiß wirklich nicht."

„Sie wissen wirklich nicht, welches meiner Bücher Sie nicht gelesen haben, wie?"

Breißmanns Stimme war sehr scharf. Er war ärgerlich auf sich, daß er dem Bengel da so aufgesessen war. Als ob man von so einem Ladenschwengel Bildung erwarten dürfte.

Sein Spott verletzte den Fabrikantensohn. „Müssen schon entschuldigen," sagte er sehr patzig, „wenn ich nix Näheres über Ihre Bücher weiß, ich hab zu so was wirklich keine Zeit, ich bin so schrecklich ang'strengt in meinem Beruf."

„Sie sind Geschäftsmann?"

„Großindustrieller." Er sprach das Wort mit starkem Selbstbewußtsein aus. „Wir haben große Lederfabriken in Mähren auf dem Lande. J. H. Nowotny u. Co. ist unsere Firma."

„Bedauere. Meine Unkenntnis in der Lederbranche ist genau so groß wie die Ihre in der Literatur." Damit griff er zur Zeitung, als Zeichen, daß das Gespräch für ihn beendet sei.

Der junge Großindustrielle ließ sich aber nicht so schnell abweisen.

„Und die Tour, bitte. Wollten doch so freundlich sein und mir Auskunft geben."

Clemens zögerte. Doch die Versuchung, sich seiner sportlichen Heldentaten zu berühmen, war zu groß, und sein Touristenstolz bezwang die verletzte Dichtereitelkeit. Er zog seine Gebirgskarte aus der Tasche, erklärte seinem Nachbar Weg und Steg und wanderte im Geist noch einmal alle steilen Pfade. Seine Anfechtungen und Niederlagen verschwieg er. Teils bewußt, teils aber, weil sich in seiner Phantasie seine Erlebnisse in der

Farbe seiner Wünsche widerspiegelten. Schon glaubte er beinahe an seine Ausdauer und Unermüdlichkeit und an sein Recht, andere zu unterrichten.

„Ich würde Ihnen raten, nicht von hier aus aufzusteigen. Hier an der oberen Rinne ist eine böse Stelle, sehen Sie hier, da ist ein Kamin von einer Steile; wenn Sie den vermeiden könnten, auch beim Abstieg. Aber Ihnen liegt gewiß daran, wieder ins Hotel zurückzukehren?"

„Hier ins Hotel? Gar ka Spur. Im Gegenteil, weg möcht ich von hier, so weit als möglich."

So hastig hatte Franz die Worte herausgesprudelt, so rot wurde er darauf, daß Clemens ihn verwundert ansah. Und wieder schoß es ihm durchs Hirn: diese Aufregung hing mit einer Angelegenheit zusammen, von der ihm Jemand schon gesprochen hatte.

„Dann steigen Sie doch nach der anderen Seite ab, nach dem Grödnertal, sehen Sie hier, da soll der Weg bedeutend sanfter sein."

Franz folgte aufmerksam der Richtung von Breißmanns Finger.

„Das Dumme is, ich hab' mein' Hund bei mir, der muß solang herunten wart'n bis ich wieder zurück bin. Hier bliebet er, beim Hausknecht, wenn ich's ihm schaffet, er hat sich schon an ihn g'wöhnt, aber anderswo . . ."

„Allerdings, wenn Sie mit einem Hund beschwert sind."

„Das is so kommen. Ich hab erst nicht die Absicht g'habt, eine Gletschertour zu machen."

Er überlegte eine Weile.

„Waren, bitte, mit Ihrem Führer zufrieden?"

„Mit dem Pfurtscheller? Freilich, ein ganz famoser Kerl."

„Dann könnt' ich ihn vielleicht für mich engagieren, wenn er nicht zu müd ist und wenn Sie ihn selber nicht mehr benötigen," setzte er höflich hinzu.

„Das wär schon möglich. Wenn ich wüßte, wo er steckt, hätt' ich ihn gern aufgesucht."

„Der kommt sicher am Nachmittag in die Schwemm."

„Was ist denn das die Schwemm?"

„Das ist die Wirtsstub' für die Bauern, die Kutscher und die Führer. Grad unter uns liegt's, gleich an der Straßen."

„Ach was. Das muß ja interessant sein, da einmal einzutreten."

„'s passiert. Vor unsereinem machen's das Maul nicht auf." Er stand auf. „Schönen Dank also, Herr v. Breißmann. Eh ich geh', erlaub ich mir, mich noch einmal zu melden. Hab die Ehr, mich zu empfehlen."

„Auf Wiedersehn, Herr Nowotny."

„Und gelt, wenn's auf den Pfurtscheller nicht reflektieren sollten —"

„Steht er Ihnen zur Verfügung."

Im stillen war er fest entschlossen, den Führer nicht freizugeben; ihn lieber für den verlorenen Verdienst zu entschädigen, als ihn dem jungen Österreicher zu überlassen. Den Grund dazu, die Furcht vor Eustachs Enthüllungen über gewisse Unzulänglichkeiten seiner touristischen Fähigkeiten, gestand er sich nicht ein. Er sagte sich: „Möglich krieg ich morgen wieder Lust irgendwo hinaufzusteigen, und an den Mann hab ich mich nun einmal gewöhnt."

Er beschloß, trotz der Schwere seiner Glieder, Eustach sofort zu suchen. In der Schwemme, wo er ihn inmitten seiner Sippe zu finden hoffte. Da konnte er zugleich des Volkes Eigenart und Sitte kennen lernen. Dazu gehörte, seiner Ansicht nach, nur, daß man verstand, den Weg zum Vertrauen des gemeinen Manns zu finden. Und er zweifelte nicht, diese Gabe zu besitzen.

Dem erquickend kühlen Morgen war ein schwüler Nachmittag gefolgt. Im Süden ballte sich Gewölk zusammen und schob langsam vorwärts. Doch die Sonne war noch unverschleiert und ihre Strahlen brannten in der fünften Stunde mit fast mittäglicher Kraft. Selbst in die hochgewölbte Kutscherkneipe, in die Schwemme, war die Glut gedrungen. Die Kellnerin, Crescentia Hofer, die von Tisch zu Tisch ging, um die leeren Gläser einzusammeln, wischte sich mit ihrem Schürzenzipfel die hellen Tropfen von der Stirn.

Sie war heute viel herumgehetzt worden. Es war der letzte Tag im Monat Juli, und alle Dörfler, die mit dem Gasthof in Handelsverbindung standen, waren zur Abrechnung heraufgekommen. Von allen Seiten hatte man sie angerufen:

„Zenz, Zenz!"

„Himmelsakra, wo bleibt das Madel?"

„An Käs will i."

„An Bier."

„An Wein."

„Schleun di a Greisl, i hab koa Zeit net."

Sie hätte drei Paar Hände haben müssen.

Nun war die Stube leer. Nur an dem Stammtisch saßen noch drei Bauern: der Bermoser, der Kartneller und der Vinatzer. Sie tranken, schmauchten, spuckten vor sich hin und sprachen nach langen Zwischenpausen ab und zu ein kurzes Wort.

„Das Wetter macht si," sagte der Bermoser.

„Freili," erwiderte nach einer Weile der Kartneller, „ob si's aber halt, sell is an and're Sach."

„Die Sunn hat's gar so dringli," setzte der Vinatzer hinzu.

Dann schwiegen sie, zogen an ihren Pfeifen, tranken und spuckten vor

sich hin. Bis der Kartneller die Unterhaltung wieder aufnahm. Er schnupfte eine Prise und reichte dem Nachbarn die Dose.

„Magst a Nasen voll?

„Freili, bei dera Hitz kann i an Schnupfer brauchen, so vüll guat is er für'n Grint."

Der Bermoser nahm, reichte den Tabak weiter, und plötzlich fingen alle an zu niesen.

„Helf Gott, Bermoser."

„Vergelt's Gott, Kartneller."

„Dein G'sund, Vinatzer."

Und wieder gab es eine Stille, sie rauchten, tranken und spuckten vor sich hin.

Jetzt fing der Vinatzer an zu erzählen, daß er am nächsten Tag ins drübere Tal hinab wolle, um Vieh zu kaufen.

„I denk 's Viech drenten hat die Maultissel," meinte der Kartneller nach einigem Bedenken.

„Baleib net," verteidigte sich der Vinatzer, „'s Viech is d' Gsund selber; 's war nur so an G'schmalch. Aber z'wegen dem geben's Viech billig her." Er beugte sich den Freunden näher. „Wär an urndtlicher Schetter zu verdienen, wann mer a Geld hätt."

Der Bermoser wehrte ab. „Such dir an and'ren wie mi zu so an dreckigen Handel."

„I pfeifet aa auf an Geld, wo da derbei zu verdienen is," stimmte ihm Kartneller bei.

Da war es aber mit der Ruh zu Ende.

„Was willst da dermit sagen," schrie der Vinatzer.

Bermoser spuckte verächtlich aus. „Sell woaßt akkrat so guat wier i," schrie er zurück.

Worauf der Vinatzer auf den Tisch schlug, daß die Gläser tanzten. „Kreuzdividomine, da mecht oaner so glei griener Bernenwirt werd'n. Moanst epper i tät an letz's Viech kaufen und der Kundschaft verhandeln?"

„Mach'n Deckl zua, Vinatzer," brüllte der Kartneller zurück, „s'moggelt eh gnua." Dabei machte er eine unzweideutige Bewegung.

Sie schüttelten die Fäuste gegeneinander, es schien, als wollten sie sich bei den Köpfen kriegen. Crescentia aber wußte, daß sie nach ein paar Augenblicken wieder niedersitzen würden, trinken, schmauchen und schweigend auf die Steine spucken. Sie unterbrach sich nicht bei ihrem Gläserspülen.

Plötzlich fühlte sie sich von hinten umgefaßt.

„Grüaß Gott, Zenz. I mecht an Schmarren und anen Viertel Roten, aber an feinen, an Spezial. Und an zuckersüaßes Busserl von dein Goscherl derzu."



Der Peter Burtscheider, einer von den Führern, hielt sie fest, um sie zu küssen. Sie stieß ihn vor die Brust, daß er zurückfiel.

„Du kecker Mensch, laßt mi glei lugg." Und als er nochmals nach ihr griff: „Geh, sperr di net, Moidl, gehst mi decht no zua," hob sie drohend ihre Hand auf. „I gib d'r oane, wann d' mi net glei inkeit laßt."

Die Alten, die dem Kampf belustigt zusahen, lachten, bis sie der Husten stieß.

„Grüaß di Gott, Peter," riefen sie dem Burschen zu.

„Grüaß Gott, Leitl, alle miteinand."

Peter, dem der Hut mit dem Gemsbart keck auf dem Schädel saß, rückte seinen Stuhl an den Stammtisch.

„Wo bist denn di zwoa Tag g'steckt?" fragte ihn Bermoser.

„Auf'm Hochspitz war i afi g'stiegn mit aner Freilen aus Berlin. Herrschaften, dös war a wisses Gitsch, selbig's Freilen, und g'wundrig. Bal überfragt hat's mi; ob mir aa no fensterln in eiserm Tal, hat's wiss'n woll'n. Baleib net, hab i g'sagt, mir san keisch wie d' Ainsiegl."

Die Alten kreischten auf. Crescentia aber, die eben den bestellten Schoppen Roten brachte, meinte: „Daß di net schamst, Luggenschippel, die Frischleut aso anz'plausch'n.

Der Peter feixte. „Hast epper scho a moal was vom Fensterln g'merkt, Moidl? Geh eini, tua's mi aa lernen."

Sie hieb ihm auf die begehrlichen Finger. „Jaz hörst af mit dei Tratzen, du Lauskerl. Geh zu d'r Deinig'n da dermit, laß m'r mei Ruh."

„Ui jegerl," prustete der Bermoser, „dös is a G'spreizte."

Der Kartneller kniff die Augen zu. „Is aa net a jede, wo vor'm Evangeli zum Opfer geht."

Und um die Anspielung auf Zenzis ledige Mutterschaft noch deutlicher zu machen, summte der Binatzer vor sich hin:

„Ostern wann vorbei is,
Nacher kommen die Fliagen.
Oft, eh Hochzeit g'macht is,
Braucht ma schonst a Wiagn."

Sie hielten sich die Seiten vor Gelächter.

Blutrot vor Ärger war Crescentia geworden. „Jaz hört's aber auf mit enkere Föppelein." Und als die Tür nun wieder aufging, murrte sie „Hat denn d' Sekkatur heint gar koa End net."

Es war aber kein Bauer, sondern ein Stadtherr, der hereintrat. Er sah sich in der Schwemme um und fragte dann Crescentia höflich: ob der Eustach Pfurtscheller nicht dagewesen sei oder noch erwartet werde.

Sie wies ihn an den Stammtisch. „I woas net, fragen's dort di Mander."

Darauf ging Clemens an die vier heran und wiederholte seine Frage. Drei von ihnen wußten nichts von Eustach. Peter war ihm zwar im Dorf begegnet, hatte aber nicht erfahren, ob er die Absicht habe, heute noch einmal in das Hotel zu kommen.

Damit war Anfrage und Auskunft erledigt, und die Dörfler hofften, daß der fremde Herr sich gleich wieder entfernen würde. Clemens aber war sehr zufrieden, daß er ein paar Eingeborene angetroffen hatte. Er erbat sich die Erlaubnis, sich an den nächsten Tisch zu setzen, bestellte einen Schoppen Wein und versuchte zu erlauschen, wovon die Leute miteinander sprachen.

„Seit wann kommen denn d' Frischleut in d' Schwemm zu d' Bauern?" brummte der Vinatzer.

Peter aber, über den Tisch gebeugt, flüsterte den Gefährten zu: „Jaz sell is sicher derselbige, wo mit'm Pfurtscheller übers Gellerjoch auf d'n Zehnerkogel g'macht hat. Sell war ane Tour. Just hat er mir's erzählt. Höllisch hart hat er si tan. An zwoaten hat er sie anneh'm müssen, daß'm g'holfen hat, den Herrn von hinterschi afischeib'n. Wie's afi kummen san, is'm ganz unguat worden, anseil'n haben's ihn müssen und abischleppen, sonst hätt er's net dermacht."

Worauf der Bermoser den weisen Spruch tat: „Jo, jo, 's Fall'n is koa Kunst, aber's Aufstehn."

Und der Vinatzer bemerkte: „Drunten im Tal nehmen's allweil 's Maul voll. Aber, wann's ans Afikraxeln geht, nacher machen's in die Hosen."

Und sie klatschten lachend auf die Schenkel.

Der Sinn der raschen leisen Sätze in der unbekannten Mundart blieb Breißmann unverständlich. Nur daß die Männer lachten, sah er und freute sich an ihrer Fröhlichkeit. „Das Tiroler Volk ist lustig," dachte er, „aber nicht geschwätzig."

Denn, durch des Städters Gegenwart befangen, verstummte auch der Peter, und wie die anderen trank er, rauchte und spuckte schweigend vor sich hin.

Clemens versuchte ein Gespräch mit den Bauern anzuknüpfen, indem er ihnen zutrank.

„Prosit, liebe Leute."

Sie hoben zögernd ihre Gläser.

Dann wandte er sich leutselig an den Bermoser. „Na, Papa, Ihr seid wohl mit der Älteste im Dorf?"

„I?" Der Alte kratzte verlegen seinen Schädel.

„Ein herrliches Land, dieses Tirol," fuhr Clemens fort.

Die Männer grinsten.

„Aber der Winter ist wohl recht hart hier oben?" Er hatte den Vinatzer angeredet.

„'s passiert."

„Womit beschäftigt ihr euch denn in der kalten Jahreszeit?"

„'s find't si scho aa was."

„Da kommt das Familienleben wohl ganz zu seinem Recht?"

Sie sahn sich an und schwiegen.

„Wird denn bei euch früh geheiratet?"

„Wie si's grad trefft." Dabei stießen sie sich heimlich mit den Füßen und mußten an sich halten, um nicht herauszuplatzen.

„Wie fang ich es nur an, sie recht zutraulich zu machen," fragte sich Clemens. Er suchte nach einem Anlaß, sie zu bewirten. Da kam ihm eine glänzende Idee.

„Sagt doch, liebe Leute," begann er, „wenn zu uns Tiroler kommen, so singen sie uns immer wunderschöne Lieder. Ich möcht nun für mein Leben gern echte Schnaderhüpfl an der Quelle hören. Möchtet ihr nicht etwas singen?"

Wieder stießen die vier sich an.

„Hast ebbes g'hört?" wisperte der Kartneller.

„I net," gab der Vermoser zurück.

„I aa net."

„Mir bekomm'n an Reg'n, sell g'spür i glei am G'hör."

Und der Peter seufzte mit einer traurigen Grimasse: „Jo, d'Wetter-schlacht'gen haben halt an G'frett daherenten."

Vinatzer aber wurde zornig. „Was d'Frischleut einbildnerisch san. Mir san decht net derzu da, um eahna a Kummedi vorz'spülln. Adjes Zenz, zahl'n tua i morgen." Er stand auf.

Kartneller folgte seinem Beispiel. „I muß aa g'schwind hoam, d' Moane derwart mi mit'n Nachtess'n."

„D'Moane aa," sagte Vermoser, „s' gibt eh dahoam allmoal a Mett'n."

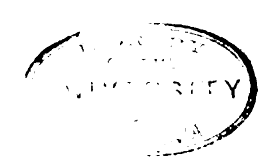
Sie zogen ihre Hüte zum Gruß und verließen durch die Straßentür die Schwemme.

Clemens wußte nicht: hatten sie ihn nicht verstanden, oder waren sie zu trotzig, um ihm zu willfahren. Das wäre immerhin ein interessanter Zug, den er sich merken und näher zu ergründen suchen wollte. —

Aus seiner Überlegung schreckte ihn der Aufschrei einer Frauenstimme. Er blickte auf und sah neben dem Schenktisch Peter stehen, in dessen Armen sich ein junges Mädel ängstlich sträubte. Sie trug bäuerliche Tracht. Doch als Clemens näher trat, erkannte er die kleine Peppi Hawlitschek, die Dirndlkleider trug.

Mit einem Satz sprang er dem Burschen in den Rücken und faßte ihn beim Kragen. „Laß los, Kerl."

Peter, dessen Körperkräfte die seines Angreifers weit überstiegen, schüttelte ihn ab. „Weg mit d'Pratzen," schrie er, drehte sich und packte Breißmann an den Schultern.



„Jessus Maria Josef," stöhnte Peppi. Sie faßte Breißmanns Arm, als wollte sie ihn schützen.

Crescentia aber zog den Peter heftig an der Jacke und flüsterte ihm zu: „Laß los, dalketer Bua, siecht's net, sell is ja an noblichtes Freilen aus'm Hotel, wo oan Bauerng'wand anzog'n hat."

Der Tiroler sah finster von einem zum anderen, zerdrückte ein „Bagasch miserablige" zwischen den Zähnen, nahm seinen Stock und verließ die Stube, deren Tür er dröhnend zuwarf.

„Sell freit mi, Herr," jubelte Crescentia ihm nach, „daß d'm Peter Burtscheider, d'm Rachezer, oans austoalt habt."

Die ganze Szene hatte sich blitzschnell abgespielt, immer noch hielt Peppi Breißmanns Arm. Jetzt kam sie zu sich, trat errötend von ihm weg, stand ein paar Sekunden unschlüssig, und um ein Wort verlegen, sagte sie dann plötzlich: „Ich empfehl mich," und lief davon.

Clemens trat ihr in den Weg. Das Abenteuer mit der Kleinen, die ihm so gut gefiel, kam ihm sehr gelegen. Er war nicht gewillt, den Vorteil, den sein mutiges Benehmen ihm gegeben hatte, unbenützt zu lassen. Er griff nach ihrer Hand, ließ sie aber plötzlich wieder los und fuhr mit einem unterdrückten Wehruf an die eigene Schulter.

Sofort erwachte Peppis Mitleid.

„Hat er Ihnen was 'tan?" fragte sie besorgt.

„Er hätte es nur wagen sollen," brüstete sich Clemens. „Aber Sie, armes Kind, Sie sind wohl sehr erschrocken?"

Peppi nickte.

„Setzen Sie sich doch, erholen Sie sich etwas, trinken Sie einen Tropfen Wein."

Er holte ein reines Glas von der Kredenz, füllte es aus seiner Flasche und stellte es vor sie hin.

„Und nun sagen Sie, wie ist das überhaupt gekommen?"

Peppi mußte sich erst etwas sammeln, eh' sie imstande war, den Hergang zu berichten.

Die Mutter habe sie in die Schwemme geschickt, um sich nach der Resi, dem Stubenmädchen, die unten ihre Jause nehmen sollte, umzuschauen. Da war der fremde Mann gleich auf sie zugestürzt und —. Sie wurde blaß bei der Erinnerung.

Clemens streichelte ihr väterlich die Wange. „Eigentlich sind Sie selber schuld. Sie sehen so echt aus, es muß Sie jeder für ein Tiroler Dirndl halten."

„Meinen's wirklich?" In die noch feuchten Augen huschte ein erfreutes Lächeln.

Gleich war sie wieder ernst. „Ich muß jetzt gehen." Sie wollte aufstehen. —

„So? Und haben Sie sich denn schon bei mir bedankt?"

Er fragte, wie man Kinder fragt, und gehorsam wie ein Kind gab sie ihm Antwort. „Ich dank schön," und reichte ihm die Fingerspitzen, die er festhielt.

„Warum sind Sie denn so eilig?"

„Was für ein merkwürdiger Mensch," dachte sie, „er muß doch wissen, daß sich das nicht schickt."

„Die Mutter — —" fing sie an.

„Ich kann mir denken, die Mutter wünscht nicht, daß Sie sich mit Fremden unterhalten. Aber mit uns beiden ist das doch etwas anderes. Ich habe doch gewissermaßen mein Leben für Sie eingesetzt."

Nein, wie der übertrieb. Sie mußte lächeln, was ihr reizend stand.

„Und dann sind wir uns eigentlich nicht fremd. Ich weiß, Sie sind Fräulein Hawlitschek, und mich kennen Sie wahrscheinlich auch dem Namen nach. Clemens Breißmann."

Er warf das Wort wie unabsichtlich hin. Es verfehlte völlig seine Wirkung. Heimlich musterte sie ihn, dann fiel ihr ein: das ist wahrscheinlich ein Geschäftsfreund vom Vater, und er verwechselt mich gewiß mit meiner älteren Schwester. Sie glaubte sich entschuldigen zu müssen. „Verzeihen, ich komm noch wenig unter Große und kenn nicht die Bekannten von den Eltern."

Er fühlte einen leisen Stich im Herzen, einen leichten Ärger, es war immerhin peinlich, seinen Ruhm selbst überschätzt zu haben.

„So, so, Sie halten mich für eine Art Familienonkel? Na, alt genug wär ich dazu. Ich könnte ja beinah Ihr Vater sein."

Er sagte das, damit sie widerspreche. Doch sie schwieg. Er sah, wie ihre Augen die grauen Fäden, die sich an seinen Schläfen in die Haare mischten, streiften, die Falten auf der Stirn, die Fältchen um den Mund und um die Augen. Das tat noch weher als vorhin die Verletzung seiner literarischen Eitelkeit. Und es verstärkte seinen Wunsch, so töricht es ihm selber dünkte, dem kleinen Mädchen zu imponieren.

„Lesen tun Sie wohl gar nicht, kleines Fräulein?"

„Lesen? Wieso?" Sie verstand nicht, warum er sie das plötzlich fragte.

„Nun, ich meine, es gibt doch Bücher in der Welt. Novellen und Romane."

„Ach so. Nein, das erlaubt die Mutter nicht."

„Machen Sie sich denn selber was daraus?"

Ob das am End' ein Lehrer war und wollte sie überhören?

„Ich," stotterte sie, „eigentlich nein — das heißt — ich weiß nicht —"

„Schade, sonst würde ich Sie bitten, etwas von mir zu lesen."

„Sehr vornehm ist das nicht, was ich da tue," sprach dabei seine innere Stimme.

„Ich bin nämlich Schriftsteller und habe ein paar Bücher geschrieben, die nicht ganz schlecht sein sollen, wie man sagt.“

Auch diese Aufklärung machte nicht den erhofften Eindruck auf das junge Mädchen. Der Begriff „Schriftsteller“ als etwas Gegenwärtiges war ihr ganz fremd. Literatur hatte für sie nur die Schulbedeutung und den fatalen Nachgeschmack langer, auswendig zu lernender Gedichte.

„Ich habe zufällig ein paar Sachen bei mir“ (er hatte immer zufällig ein paar Sachen bei sich, ganz ohne Hintergedanken natürlich. Herrgott, wie ein anderer Visitenkarten zu sich steckt), „darf ich Ihnen etwas schicken?“

„Wenn die Mutter es erlaubt.“

„Nein, ich will nicht, daß Sie fragen.“ Ihre Gleichgültigkeit fing an ihn zu beleidigen. „Haben Sie noch nie etwas getan, wovon die Mutter nichts gewußt hat?“

Peppi war zu ehrlich, um zu verneinen.

„Nun also. Ich schicke Ihnen nachher ein Buch durch Ihr Stubenmädchen.“

„Nein, nicht durch die Resi,“ rief sie schnell, „die klatscht der Mutter alles wieder.“

„Oh Evastochter,“ dachte er, ohne seine Schlangenrolle zu bedenken. „Also durch den Kellner.“

Es war das erste Mal, daß Peppi, die zu Hause noch als Kind galt, bei einem Erwachsenen Beachtung fand; und sie begriff, trotz ihrer Unerfahrenheit, daß des fremden Herrn Anerbieten eine Auszeichnung bedeute. Der Wunsch, es anzunehmen, und die Angst, etwas Verbotenes zu tun, kämpften in ihr. Wieder zerschnitt sie die Verlegenheit mit einem jähen „Jetzt muß ich aber gehn, ich empfehl mich.“ An der Tür drehte sie sich nochmals um. „Sie sagen nichts der Mutter, gelt? Davon,“ sie zeigte nach dem Schenktisch.“

„Keine Silbe,“ schwor er.

Da nickte sie ihm zu „Dank schön“ und sprang davon.

Er lächelte ihr nach, hob dann das Glas, aus dem sie genippt hatte, an die Lippen und leerte es auf einen Zug. „Dir trink ich, Jugend.“

Zurückgelehnt bedachte er, welches seiner Werke seine Persönlichkeit am stärksten wiedergäbe, und die Vorstellung von der Wirkung seiner leidenschaftlichen Schilderungen auf des Mädchens unschuldige Phantasie kitzelte ihm angenehm die Nerven. Aus dem Gedanken, eine unberührte Seele zu gewinnen, gewissermaßen künstlerisch eine Jungfräulichkeit zu erobern, schlürfte er einen halb sinnlich, halb ästhetisch reizvollen Genuß.

Eine wortlose Empfindung durchströmte ihn wie ein Gedicht, das nach dem Ausdruck rang, und die zunehmende gewitterliche Dunkelheit, die den Raum mit vorzeitigem Dämmer hüllte, paßte gut zu seiner weichen aufgelösten Stimmung.

* * *

Etwas Feuchtes, Kaltes, das seine herabhängende Linke streifte, schreckte ihn aus seiner Träumerei. Ärgerlich wehrte er einen Hund ab, der ihn beschnüffelte.

„Hierher, Quick,“ rief zu gleicher Zeit von rückwärts eine Männerstimme. Ein leiser Fluch folgte und dann die Frage: „Alles leer, Kellnerin? Niemand aus dem Dorf heroben?“

„Just san's alle z'samm hoam gangen,“ gab Crescentia Auskunft.

„Hol's der Teufel, das ist dumm. Ich hab gern einen Führer sprechen woll'n. Wissen's nicht, kommen's auf d' Nacht wieder herauf?“

„I woas net. Der Pfurtscheller epper, wo no net da war.“

„Den such ich grad, ich werd hier auf ihn warten. Geben's mir einen halben Terlaner.“

Breißmann stützte den Kopf in seine Hände, um seine Züge zu verbergen; aber Franz, als er an Clemens' Tisch vorbeikam, erkannte den einsamen Zecher.

„Ich wünsch guten Tag, Herr v. Breißmann, sind sicher auch wegen dem Pfurtscheller herunten.

„Ich bin seinetwegen gekommen, aber hier geblieben bin ich, um meinen Wein ganz ungestört zu trinken.“

Der junge Mann verstand den Wink nicht. Ganz unbefangen erbat er für sich und seinen Foxl die Erlaubnis, sich mit heran zu setzen.

„Ich such auch ein stilles Platzl, wo mich niemand kennt und ärgert,“ und nahm des anderen ablehnendes Schweigen für eine Zustimmung.

Stumm saßen sich die beiden gegenüber. Clemens war ungehalten über die unerbetene Gesellschaft dieses Menschen, der ihn „angelogen“ hatte, Franz würgte an dem Zorn, den er soeben wieder einem Auftritt mit der Manon verdankte.

„Himmelherrgott, ich wollt, ich säß jetzt auf dem Zehnerkogel,“ platzte er auf einmal los.

Das kam so aus dem tiefsten Herzen, daß sein Nachbar ihn verwundert ansah.

„Seien Sie froh, daß Ihr Wunsch nicht Zaubermacht besitzt, Sie würden ihn vielleicht in einer Stunde bereuen.“ Er deutete hinaus und auf den Himmel, an dem tiefdunkle Wolken schwer herunterhingen.

„Meinswegen naß bis auf die Haut, wär mir immer noch lieber als hier in dem verflixten Gasthaus. Herrgott,“ stöhnte er auf, „Sie haben ja keine Ahnung, in was für einer Patsch ich steck'.“

Er wartete auf die Ermutigung sich auszusprechen. Da sie ausblieb, setzte er sein Selbstgespräch fort. „Jetzt wart ich noch eine halbe Stund, wenn der Pfurtscheller bis dahin nicht kommt, mach ich mich auf und such ihn unten im Dorf.“

Unwillig richtete sich Clemens auf. „Ich habe Ihnen doch gesagt, daß der Mann verpflichtet ist, auf mich zu warten.“

„Pardon, das hab ich überhört. Dann nehm ich halt den anderen, den mir der Portier empfohlen hat, einen gewissen Peter Burtscheider."

Dazu glaubte Breißmann doch nicht schweigen zu dürfen. „Vor diesem Burschen möchte ich Sie warnen. Das ist ein Raufbold und ein Mädchenjäger."

„Was Sie nicht sagen? Ein Führer? Sein ganzes Amt hängt ja von seinem guten Leumund ab. Wer hat Ihnen das erzählt?"

„Ich habe es selbst mit angesehen."

Er beschrieb seinen Zusammenstoß mit Peter, nicht ohne mit dichterischer Freiheit der Bescheidenheit der Natur etwas Gewalt anzutun.

„Jetzt," äußerte sich Franz, „wenn er g'meint hat, ein Mädel aus'm Dorf vor sich zu haben. Übrigens, wenn ich fragen darf, wer war denn die junge Dame?"

„Eine Landsmännin von Ihnen, ein Fräulein Hawlitschek."

„Die Peppi? Na, das dumme Ding hat's aber auch nötig, im Dirndlg'wand in die Schwemm zu laufen."

Clemens war so überrascht von der Intimität des Tons, daß er versäumte, den unehrerbietigen Ausdruck zu rügen.

„Sie kennen Fräulein Hawlitschek?"

„Leider, leider. Das ist ja grad mein ausgesuchtes Pech, daß die just hat jetzt mit ihren Eltern da heraufkommen müssen."

In Breißmanns Hirn fing es an zu dämmern. Das war der leichtsinnige Reisende, der Konterbande mit sich führte und den Moralsinn der Ehegatten Hawlitschek so schwer verletzte. Vielleicht nur, weil sie eigene Pläne auf ihn bauten. Zum erstenmal sah er sich sein Gegenüber schärfer an. Den schlanken Wuchs, das offene Gesicht, die treuherzigen blauen Augen.

Banal, ausdruckslos, ein Herdenmensch. Aber jung, so jung wie Peppi. Ein Unlustgefühl, in das hineinzuleuchten er unterließ, beschlich ihn, als er die beiden Namen so zusammen dachte, und er vergaß sich zu einer taktlosen Bemerkung.

„Wenn Sie so viel Wert auf die öffentliche Meinung legen, warum schicken Sie die Dame mit den roten Haaren nicht nach Bozen?"

Franz war ganz verblüfft.

„Sie wissen?"

Der Ärger stieg ihm heiß bis in die Schläfen. „Das ganze Haus klatscht also schon über uns."

Sofort bereute Clemens das Gesagte.

„Verzeihen Sie meine Indiskretion. Durch Zufall habe ich erfahren, es weiß wahrscheinlich niemand außer mir."

„Ich frag an Schmarrn danach, wer's alles weiß," brauste Franz auf, „nur meine Leut möcht ich nicht, überhaupt die Mutter; na ja, eine Frau, die versteht natürlich nix von solchen Sachen." Dann fuhr er fort,

nicht um sich zu entschuldigen, nur um seinem übervollem Herzen Luft zu machen: „Ich bin da so hineingeraten, ich weiß nicht wie. Mir war's so fad allein zu reisen, und wie ich in Wien die Bekanntschaft von der Manon g'macht hab, war's so ein lieber fescher Kerl; ich hab mir eingebildt, das wird schrecklich lustig sein, mit ihr in die Berg' herumzusteig'n. Wegen ihrer hab' ich auch den Quick mitg'nommen. Sie hat das Viecherl so gern g'habt. Auf einmal ist's aber wie umg'wechselt, möcht die Gnädige spielen und will absolut nicht von hier weg. Ich kann's doch nicht mit Gewalt herunterjagen."

Seine hellen blauen Augen blickten hilflos in die Luft, er hatte etwas Komisches und Rührendes zugleich. Plötzlich besann er sich und suchte wieder Haltung zu gewinnen.

„Aber ich weiß wirklich nicht, wie ich dazu komm, mich mit einem völlig Fremden von solchen Angelegenheiten zu unterhalten."

Noch vor wenigen Minuten hätte Clemens ihm nicht widersprochen. Doch jetzt war die Neugierde des Mannes und der Spürsinn des Menschenschilderers so weit in ihm erwacht, daß er nicht abgeneigt war, seines Gefährten Mitteilungsbedürfnis zu ermutigen.

„Vielleicht gerade, weil ich Ihnen fremd bin. Menschen, die der Zufall für eine kurze Stunde zusammenwirft und die sich im Leben vielleicht nie mehr wiederfinden, vertrauen sich oft leichter als die ältesten Bekannten."

Das leuchtete dem Jüngling ein. Und er war im Grunde glücklich, in dieser stillen Ecke, vor aller Fährlichkeit geborgen, einen Gesellschafter zu finden, mit dem es sich gut plaudern ließ.

„Mich interessiert wiederum alles Menschliche," fuhr Clemens fort. „Was dem Maler die Natur, das ist der Mensch dem Dichter. Es ist keiner so unbedeutend, daß er ihn nicht als Modell verwenden kann."

Mit dieser Bemerkung wußte Franz nichts Rechtes anzufangen. Er hielt sie für verbindlich und wollte wieder etwas Höfliches erwidern. Nach kurzem Überlegen sagte er: „Das muß doch schrecklich schwer sein, dieses Bücherschreiben."

Clemens lächelte. „Zuweilen."

„Und, wenn ich mir die Frage erlauben darf, sind Sie noch etwas anderes — ich mein — etwas Wirkliches?"

Nun lachte Breißmann laut heraus. „Sie meinen: Assessor oder Bankbeamter oder sonst ein Handelsmann. Und Dichter nur nach Ladenschluß, so abends zwischen acht und zehn. Merkwürdig, gerade so wie Sie hat mein Vater auch gedacht und war sehr wütend, wie ich meine medizinischen Bücher beiseite geworfen habe und ihm davongelaufen bin."

„Dazu haben Sie den Mut gehabt? Sie Glücklicher!"

„Nanu?" fragte Clemens, ganz verwundert über diesen Herzensschrei. „Sie möchten doch nicht etwa auch . . ."

„Bücher schreiben? — Oh Gott nein, ich mag's nicht einmal lesen."

„Das habe ich gemerkt."

Der Ton klang scharf. Dieser junge Herr war doch etwas zu naiv.

Aber mit einer Offenheit, die etwas Entwaffnendes hatte, beeilte der sich, seinen Schnitzer wieder gut zu machen. „Mir scheint, ich hab eine Dummheit g'sagt, ich bitt um Entschuldigung; mir kommt aber doch vor," er suchte nach dem Ausdruck, „das Leben selber ist doch so viel wichtiger wie das d'rüber Schreiben."

Clemens warf hochmütig den Kopf zurück. „Darüber sind die Ansichten verschieden. Und schließlich, mein lieber Herr, wir können doch nicht alle Lohgerber sein."

Empfindlich war der Junge nicht. Er lachte auf.

„Wenn Sie das beruhigt, ich wär's auch lieber nicht."

„Was mich das angeht, was du dummer Junge gern wärst," dachte Clemens.

„Darum hab ich Sie ja grad so beneidet."

Diese Anerkennung besänftigte den Unwillen des Dichters.

„Mir schien es aber doch, als wären Sie sehr stolz auf Ihre Tätigkeit und Ihre Fabrik."

Franz seufzte auf. „Na ja, wie man's nimmt. Ich bin stolz auf meinen Vater und auf seinen guten Namen. Aber mir wär halt eine Beschäftigung lieber mit weniger Verantwortung und wo ich um meiner selbst was wert wär. Die Fabrik g'hört bis jetzt meinem Vater; der hat's eingerichtet und in die Höh g'bracht, und beaufsichtigt's auch immer von weitem, ich hab gar nix dreinzureden. Mich hat er nur hineingesetzt, weil ich sein Sohn bin."

Seine Wangen hatten sich gerötet. Das Gespräch rührte an die geheimsten Wunden seines Lebens. „Dabei bin ich natürlich von vornherein der König, der unbeschränkte Herrscher in der ganzen Gegend, nur weil ich der Sohn vom reichen Nowotny aus Wien bin, der Fabriksherr. Gar keine Vorstellung haben's, wie man mir den Hof macht. Im Komptoir, in den Arbeitssälen, im Wirtshaus, bei der Kegelpartie, beim Tanzkränzchen und überall liegen's vor mir auf'm Bauch. Jedes Mädel lauft mir nach, ich mach das gute und das schlechte Wetter. Wenn ich mal sagen möcht: in dieser Woche kommt der Freitag vorm Donnerstag, so möchten's alle darauf schwören. Pfui Teufel, ekelhaft ist's, widerwärtig, um den Größenwahn zu kriegen." Er spuckte aus.

Clemens betrachtete ihn prüfend: wie kompliziert die einfachste Natur doch ist.

„Sie können sich alle diese Ehren doch noch nachträglich verdienen. Wenn Sie ans Ruder kommen, können Sie ein Wohltäter Ihrer Arbeiter werden und die soziale Frage lösen helfen."

„Gehen's mir damit fort, die soziale Frage macht mir die Sache noch zuwidrer. Na ja, ich hab die Armut nicht eing'führt, ich kann's nicht ab-

schaffen. Von mir aus kann's jedem Menschen gut gehn. Aber dieses ewige Hetzen, Wühlen und Aufbegehr'n verdirbt einem jeden frohen Augenblick."

„Ewig freut sich das Volk der Phäaken," zitierte Clemens.

Da Franz ihn verständnislos ansah, fragte er: „Was wäre denn also Ihr Herzenswunsch gewesen?"

„Ich wär für mein Leben gern Soldat geworden."

„Berufssoldat in Friedenszeiten? Wär Ihnen das auf die Dauer nicht langweilig geworden?"

Nun war an Franz die Reihe zu lächeln. „Das hat mein Vater auch zu mir g'sagt," parodierte er. Und es mißfiel Clemens nicht, daß er auch einmal herüberschoß.

„Das Wühlen und das Aufbegehren wäre Ihnen aber in diesem Beruf auch nicht erspart geblieben."

„Oh damit hat's noch gute Weg, wenigstens bei uns. Beim Militär heißt's noch immer: Parieren oder marsch ins Loch. Nein, glauben's nicht," verteidigte er sich gegen eine mißbilligende Bewegung Breißmanns, „daß ich ein Leuteschinder bin. Sie könnten unsre Arbeiter befragen. Wer mir gut dient, hat's auch gut bei mir. Aber Ordnung muß sein, alle können nicht befehlen wollen. Und das ist grad das Schöne in der Armee, die Disziplin. Und dann das Zusammenhalten, die Gemeinschaft. Schauen's selbst schon im Manöver; man hat genug Strapazen und ist müd und schmutzig und zerschlagen. Aber es ist doch lustig, auf einem guten Pferd übers Land zu fliegen, und abends sitzt man mit den Kameraden zusammen, lacht und trinkt. Ohne Verantwortung, gedankenlos; aber wenn's sein müßt, wär ein jeder jeden Augenblick bereit, sein Leben einzusetzen."

Er goß hastig ein Glas Wein hinunter. „Sie verstehn wahrscheinlich gar nicht, was ich mein'."

„Doch, doch," versetzte Clemens, den dieses Dokument der Menschlichkeit zu interessieren anfing. „Sie fühlen sich da abgesondert von dem großen Haufen und sind doch nicht allein."

„Das ist's," fiel Franz ein, glücklich, daß das rechte Wort gefunden war, „nicht allein. Ich kann nicht allein sein. Aber in Wien, in den steifen Gesellschaften, halt ich's nicht aus, und draußen auf dem Land wird's mir auf die Letzt zu öd und einsam."

„So heiraten Sie doch."

„Jetzt reden's wieder wie die Mutter; die will auch immer, daß ich heirat. Ich tät's am End auch, was bleibt einem da draußen andres übrig. Aber wo findt man denn eine, die man möcht. Es gibt doch nur zwei Sorten Mädel. So wie die Manon und noch schlechtere — na die — also gut —. Und dann die and'ren, die Anständigen, die sogenannten höheren Töchter. Na, das sind doch die höchsten Gänse. Himmelherrgott, wenn

ich so an die verschiedenen Freundinnen von meinen Schwestern denk, ‚Ja‘, ‚Nein‘, wenn man's was fragt. Und engherzig und eitel und langweilig. Na, Sie können hier gleich eine von der Sorte kennen lernen, die Peppi Hawlitschek.“

„Oh du Lästerer,“ dachte Clemens, der mit stillem Lächeln die Weisheit des fünfundzwanzigjährigen Frauenkenners hörte. Und der Anfang eines alten Sprichworts ging ihm durch den Sinn: „si jeunesse savait.“

So selbstlos war er aber doch nicht, Peppi einem Zweiten anzupreisen. Nur die bedeutungsvollen Worte: „Ja die Frauen, die Frauen,“ ließ er fallen.

Und die Gedanken der zwei Männer, die in Alter und Seelenstimmung so verschieden waren, strebten von ungleichem Ausgang demselben Ziel zu: dem Weib, der Liebe.

Still ward es zwischen ihnen; man hörte, wie draußen ein Sturmwind aufstand und um die Fenster sauste; Wolken von Staub und Sand, die er vor sich hertrieb, verfinsterten die Luft. Die beiden Zecher, eingehüllt vom Dunkel, konnten kaum mehr gegenseitig ihre Züge unterscheiden. — — —

Als Franz als erster wieder zu reden anfing, klang seine Stimme etwas heiser.

„Dürft' ich mir eine Frag' erlauben, bitte?“

„So feierlich?“ lächelte Clemens. Und da der andere zögernd inne hielt, spornte er ihn mit einem „Na, was denn? los! junger Mann.“

„Es hat mir mal wer erzählt, aber bitte lachen's mich nicht aus, daß ein Schriftsteller in seinen Büchern immer seine eignen Erfahrungen erzählt.“

Es wurde Breißmann schwer, ernst zu bleiben.

„Daran wird wohl etwas wahr sein.“

„Na dann — — Sie haben so viel Bücher g'schrieb'n, es kommt sicher viel von Lieb' drin vor, dann müssen's doch — —“ er stockte und wurde so verlegen wie ein Schulbub.

„Sie meinen: dann müßt ich doch eigentlich in der Liebe viel Erfahrung haben,“ half ihm Clemens ein.

Er drehte selbstgefällig seinen Schnurrbart. „Ich habe es allerdings für meine Pflicht gehalten, sie möglichst eingehend zu studieren.“

„Und möchten mir nicht, bitte, sagen — es würde mich wirklich interessieren — wie Sie darüber denken. Über die Liebe, mein ich, und die Frauen.“

„Oho, lieber junger Mann,“ wehrte Clemens ab, „was für Gewissensfragen. Wie soll ich die beantworten.“

„Sie werden doch dadrüber eine Ansicht haben.“

„Eine? nein. Aber ein halbes Dutzend, je nach meiner Stimmung. In diesem Augenblick zum Beispiel —“

Er blickte vor sich hin, in seine Augen trat ein tieferer Glanz. „Kennen Sie Flaubert, Herr Nowotny?"

„Er war — bitte."

Mit solcher treuherzigen Unbildung kam das heraus, daß Clemens nicht wußte, ob er zürnen oder lachen sollte.

„Kein General, kein Lederhändler, keiner, den zu kennen Ihnen nützlich wäre. Nur ein Schriftsteller wie ich. Nein, nicht wie ich," unterbrach er sich, und aus seiner Stimme verschwand der Spott. Fast schmerzlich, mit einem Gemisch von Neid und Ehrfurcht wiederholte er: „nein, nicht wie ich, einer von den ganz Großen, die mit Prophetenblick das Menschenherz ergründen. Nun, sehen Sie. Er läßt in einem seiner Romane ein paar Männer beim Wein zusammensitzen und über die Frauen plaudern, wie wir beide es jetzt tun. Jeder von ihnen verrät seine heimlichsten Gedanken, das Luftschloß von Lust, Genuß und Leidenschaft, das er sich in einsamen Träumen aufgebaut hat. Sie sprechen die seltsamsten Wünsche aus. Phantastische und niedrige, alltägliche und perverse. — Nur einer unter ihnen schweigt, der Bescheidenste von allen, ein junger Kaufmann, den nur der Zufall in den vornehmen Kreis geführt hat. Man fragt ihn, was denn sein Ideal von Liebesglück gewesen wäre. Er antwortet: ‚Die erste Frau, die ich lieben lernte, heiraten zu können und mein ganzes Leben in inniger Treue mit ihr zuzubringen.' Und alle Männer, sagt der Dichter, fühlten, daß er auch ihr tiefinnerstes Empfinden ausgesprochen hatte."

Den Kopf auf beide Hände aufgestützt, hatte Clemens leise vor sich hingesprochen. Wie zu sich selbst, zu irgend einer Sehnsucht, die zitternd aus seinem Unbewußten aufstieg. Die Dunkelheit, die den Sprecher hüllte, gab seinen Worten einen geheimnisvollen Klang, der das Herz des Hörers sonderbar bewegte. Ganz leise fragte er:

„Und Sie sind also auch der Meinung . . .?"

Ein greller Blitz, gleichzeitig das krachende Getöse eines schweren Donners schnitt ihm die Rede ab.

Schon prasselte auch harter Hagel an die Scheiben. Quick flüchtete sich zitternd in die Nähe seines Herrn, und im selben Augenblick stürzte Crescentia in das Zimmer.

„Jessas Maria, war dös an Schlag, aber d'Herrn sitz'n ja in der Finster." Sie drehte an einer Schraube, die elektrischen Lichter flammten auf.

Clemens stand auf, er wischte sich die Träume aus den Augen. „Nun, Herr Nowotny, möchten Sie noch auf dem Zehnerkogel sitzen?"

„Immer noch lieber als wie hier."

Er dehnte sich, als wären ihm vom langen Sitzen die Glieder eingeschlafen. „Was fängt der Mensch jetzt an. In die Halle trau ich mich nicht. Da sitzt auf einer Seiten die Manon und auf der andern die

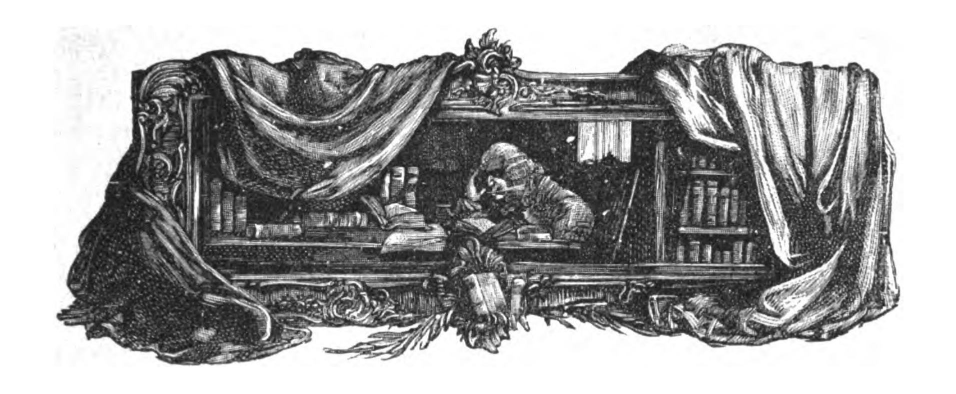
Frau Hawlitschek, die aufpaßt wie ein Schießhund. Und im Rauchzimmer sucht Herr Hawlitschek mit Laternen einen Tapper. — Wenn ich jemand hätt', eine Karambolage mit ihm zu spielen." Dabei sah er bittend den Gefährten an.

Der war aber bereits in einer anderen Laune. Die Dämmerstimmung war verflogen. Schon wunderte er sich, daß er diesem unbedeutenden Jungen so viel Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

„Mir ist das Wetter gerade recht. Ich habe einen Stoß Briefe zu erledigen, und nachher werde ich gar nicht böse sein, meine Beine wieder einmal in einem anständigen Bett ganz auszustrecken. Gute Nacht, Herr Nowotny. Hoffen wir, daß morgen Sonnenschein auf Regen folgt — in jeder Hinsicht. Gute Nacht."

(Schluß folgt.)





Alfred Lichtwark.

Von

Arthur Konrad Müller.

— Breslau. —

Eine verschmitzte Psychologie, die darauf zielte, dem Ruhme Lichtwarks Eintrag zu tun, dürfte aus der bloßen Tatsache, daß dieser Ruhm in der Hauptsache Erziehungsbestrebungen gedankt wird, ihrer Absicht sehr günstige Schlüsse ziehen. Spräche nicht die Erfahrung, die den Erzieherberuf durchaus von Männern mittleren Grades ausgeübt zeigt, es ergäbe schon ein primitiver Einblick in die Ökonomik der Seele, daß der überragende Mensch kaum die Zeit findet, sich an das Betreuen, an die Windeldienste der Inferiorität zu machen. Die geniale Individualität wird mit sich nicht fertig, und niemals geht die Kurve ihrer Bemühung unter ihr Niveau herab; der erzieherische Einfluß, der ihr dennoch zugeschrieben werden muß, ist ihr nicht bewußt und entspringt nicht ihrem Willen, er liegt in der seltenen Geste, mit der sie sich offenbart, und wirkt aus den Formen ihrer Entwickelung, die sie um ihrer selbst willen zurücklegt, mit dem Zauber des Sinnvoll-Natürlichen, der das ähnlich Geartete anzieht und bestimmt, sich nach ihm zu bilden. Dieses Erziehertum, das nur an sich denkt und durch die Magie seines Wesens die bezauberte Menge zu seinen Formen umschafft, dieses instinktive Wirkenlassen nur der Kultur, zu der man sich selbst geläutert hat, diese hohe Sittlichkeit der Selbstliebe entbehrt nicht der Erfolge; ihr bildendes Wirken ist nicht müßige Phraseologie, aber es verbirgt sich und gestaltet keine äußere Einheit, die Schule. Dogmen und Methoden gibt es nicht, und dennoch kommen bei annähernd gleichen Umständen die Individualitäten zusammen. Empfinden und Denken sind eingestellt auf das Zentrum, dem alle, ohne von einander

zu wissen, sich beugten, und der Rhythmus, der in der zentralen Individualität die Bildungsformen bewegte, schlägt mit leiserer Welle in ihrem Kreise fort.

So sprach Nietzsche von dem Erzieher Schopenhauer, so der Rembrandtdeutsche von Rembrandt: in diesem Sinne verehren wir das stille Walten Goethes. Das ist erzieherisches Wirken höchster Potenz, ohne den Beigeschmack des Schemas, der Pedanterie und der Langeweile. Hier ist der Weg verschieden, aber das Ziel gewiß; und dem Führer gebricht es nie an Rat. Wer hier sich recht bemüht, kann straucheln und in die Irre gehen, aber er läuft nie Gefahr, auf der Strecke hilflos liegen zu bleiben, weil die, denen er vertraute, nicht weiter zu helfen wissen. Der Anfang verbürgt das Ende, nur die Dauer und die Ratio der Zwischenstufen sind dem einzelnen überlassen: seinem Temperament und der Zähigkeit seines Willens.

Der Erzieher von Beruf beugt dieser Gefahr nicht vor. Auch er ist, bewußt oder unbewußt, nicht innerlich fertig, aber er überläßt sich unbesorgt seiner Unvollkommenheit und greift nach unten, nach seinen Brüdern, die ihn dauern, da er ihren Reihen allzuschnelle entstieg. Voreilig, wie er von dem neuen Reichtum kostete, gibt er ihn weiter, und er erreicht es, daß in kurzer Zeit viele ihn schmeckten; aber wie ihm keine Prüfung auferlegt ward und darum die innerste und eigentliche Süße ungekannt blieb, so bescheidet sich das Teil derer, die sein unschuldiger Helferdrang übereifrig nachzog, auch nur auf einen schwächlichen Vorschmack, und wer etwa aus der Schar der Nachdrängenden, angeregt, seiner Zunge die tieferen heimlicheren Genüsse gönnen wollte, findet an ihm keinen Helfer mehr.

Immerhin ist der Fall dieses Erziehertums nicht ganz so einfach, wie er wohl auf den ersten Blick scheinen mag; es versteckt sich in ihm eine fast tückische Psychologie. Zunächst braucht sich die Unvollkommenheit nur auf die Sphäre zu erstrecken, in der das Ziel der erzieherischen Wirksamkeit selbst liegt; es ist nicht ausgeschlossen, daß die Kräfteorganisation auf andern Gebieten zu einer geschlossenen und um vieles glücklicheren Einheit gedieh, die, obwohl ihr direkt keine Wirkungen entzogen werden, entsprechend tiefere und fruchtbringendere Einflüsse äußern mag. Lichtwark wird uns ein anschauliches Beispiel dieser Komplikation liefern. Der Witz des Fragmentarischen aber, von dem ich sprach, die relative Fruchtlosigkeit gerade der unmittelbaren Erzieherabsicht ist eine Art listiger Rache, mit der eine zu früh geendete Entwickelung und ein allzu hastiges Sichbewußtmachen die nach den Mitteln tastende Bewußtheit selbst hinterrücks schlägt. Es zeigt sich nämlich, daß sich der Erzieher, von keinem Instinkt geleitet, die Frage, wie er zu wirken habe, falsch vorlegt. Würde er gedrängt, sich vollkommener zu machen und aus dieser rastlosen und

ununterbrochenen Arbeit an sich Werke zu schaffen, so könnte jeder, dem das Herz danach steht, sich diesen Mustern an Selbsterziehung anpassen, nach Naturell und Qualitäten, und er hätte an jedem einzelnen Werke nicht nur einen schwer zu verfehlenden Weg, sondern zugleich auch das Ziel oder die Station zum Ziele, nach der ihn der Weg führen soll. So aber treibt die Selbstzufriedenheit nur dazu, Vergleiche anzustellen zwischen dem vollkommeneren Jetzt und dem unzulänglichen Früher, und aus einem Interesse, das schwer zu kennzeichnen ist, das aber gewiß einem leichten Selbstgefühl dient, forscht man nach den Umständen, die schuld waren, daß das Früher dem Jetzt noch nicht entsprach. Naturgemäß finden sich unter den unzähligen Dingen, die dabei in Betracht kommen, einige, die wichtig scheinen, die einem einzelnen vielleicht auch von besonderer Bedeutung waren: hilflos, wie der vom Gefühl nicht geleitete Verstand immer ist, bemächtigt er sich ihrer, proklamiert sie als Allheilmittel und macht sie, die tausend andern Dinge kurzsichtig ausschaltend, zur allgemeinen Basis, auf der sich das Erziehungsgebäude erheben kann. Wie dieses Erziehungsgebäude zu schaffen ist, wird nicht gesagt; man übersieht auch, daß die so konstruierte Basis hundert andern Gebäuden dienen kann; man vergißt aber am allermeisten, daß der Konstrukteur der Basis selbst auf ihr durchaus nicht zu einer vollendeten Erziehung gelangte. Man verschleiert die Willkür, mit der man seine Erziehungsmittel aus der Masse ebensogut geeigneter sonderte, und behauptet, behauptet einfach, sie seien der einzige Weg. Nur zu welchem Ziele, ist die bescheidene Frage. Der Schulmeister, der deutsche Grammatik lehrt, ist ein sehr nützlicher Mensch, sofern er sich nur im Bereich seines Faches bemüht: aber welches Gelächter antwortete ihm, wollte er eines Tages aufstehen und ernstlich lehren, der einzige Weg zum Verständnis der Schönheit eines Goetheschen Gedichtes sei das intensive Studium der Grammatik!? — Offenbar ist auch für das Goethestudium die Grammatik eine sehr schöne Sache, aber sie leistet mir zu diesem Zwecke nicht andere Dienste als irgend jede der allgemeinsten Fertigkeiten, das Lesen meinetwegen. Als ich lesen lernte, habe ich kaum an Goethe gedacht.

Diese Gedanken und noch andere mehr gehen mir durch den Sinn, so oft ich von dem Kunsterzieher Lichtwark reden höre, und vor meinem inneren Auge tauchen jene zahlreichen hübsch, ja verschwenderisch gedruckten Bändchen auf, die ich mit so viel Hoffnung in die Hand nahm und, trotz der reinen und freundlichen Prosa, mit so geringem Genuß weglegte. Ich kann in der Tat an Lichtwark nicht das schätzen, was meine Zeitgenossen an ihm so wert halten zu müssen glauben; seine praktische Kunsterziehung kommt über ein gewisses Lesenlernen der Volksschule nicht hinaus — und wenn die Volksschule im Connex mit der Hochschule ein sehr wichtiges Institut ist: f e h l t die Hochschule, so bleiben

wir allzumal Stümper und können dreist auch auf die Klippschule verzichten, wenigstens in der Kunst, für die es die notwendigen niederen Betätigungen des praktischen Lebens nicht gibt.

Aber ich muß wohl eingehender sein. Lichtwark gab unter dem Titel „Die Grundlagen der künstlerischen Bildung" (bei Cassirer in Berlin) eine Monographieensammlung heraus, die nach dem Prospekt des Verlages „einen Versuch darstellt, die Punkte zu erkennen und zu betonen, an denen eingesetzt werden muß, wenn eine das Leben gestaltende künstlerische Bildung des deutschen Volkes gefördert werden soll." Gesetzt, daß die künstlerische Bildung eines stark proletarisch gewordenen Volkes von vornherein nicht eine Utopie ist, so dürfen wir bei den einzelnen Programmnummern immerhin ein wenig verweilen. Lichtwark handelt also zum Beispiel von der Erziehung des Farbensinnes. Er hat die Erfahrung gemacht, daß unter den deutschen Männern (die Frauen bilden kraft ihrer Toiletten und Stickarbeiten eine rühmliche Ausnahme) die Mehrzahl fast jedes Gefühl für Farbe und Farbenstimmung verloren hat. Das drückt sich nicht nur in ihrer Kleidung aus, sondern beschränkt auch ihre Fähigkeit, farbige Kunst aufzunehmen, auf ein Minimum. Das zeigte sich — immer nach Lichtwark — besonders eclatant in der jüngsten Vergangenheit, im Falle Böcklin. Er gibt nun diesem Mangel abzuhelfen praktische Ratschläge und wendet sich direkt an die heranwachsende Generation, an die Schule. Die Kinder sollten geübt werden, an Blumen und Schmetterlingen und vielen andern Dingen Farben zu unterscheiden und zu bezeichnen, sollten auf die Pracht der natürlichen Farbenkombinationen aufmerksam gemacht und gewöhnt werden, die Augen für die Farbigkeit der Welt offen zu behalten. Sehr schön. Der Effekt ist, daß man eine Jugend erzielt, die ein wenig mehr auf Farben acht gibt, als die frühere, wobei immerhin einzuwerfen ist, daß Farbenempfänglichkeit überhaupt ein schönes Vorrecht der Jugend ist, das mit dem Älterwerden abnimmt und viel mehr auf Anlage und Selbsterziehung beruht, als Lichtwark annimmt. Steht darum die neue Generation um einen Schritt der Kunst näher als die alte? Haben die Frauen, deren Farbensinn ja Lichtwark notorisiert, in allen Fällen guter und reiner Kunst besser entschieden als ihre farbenblinden Männer? Haben sie sich Böcklins Farbigkeit, die Lichtwark nicht genug rühmen kann (worüber noch zu reden sein wird) widerstandsloser gezeigt als das stärkere Geschlecht? Waren sie es nicht gerade, die der Anekdotenmalerei den weitesten Spielraum schufen, sind sie es nicht gerade, die dem Dilettantismus alle Türen und Tore öffnen?

Damit werfe ich ein gewichtiges Wort in die Diskussion. Lichtwark hat zwei Bändchen geschrieben, die dem Dilettantismus gewidmet sind, er hat auch der Amateurphotographie ihre Aufgaben zugewiesen. Man ahnt, welches das versteckte Ziel der Lichtwarkschen Lehre ist: den

Dilettantismus der Kunst ein wenig zu kultivieren. Zucht und Geschmack tun hier wahrlich not, wo gerade das Schwächliche längst überstandener Zeiten ein zähes Nachleben führt, aber ich gestehe, daß ich dem Dilettantismus wenig Schätzung entgegenbringe, ja, daß ich ihn, wenn das Ziel gilt, zur Kunst und ins Wesen der Kunst hineinzukommen, geradezu als ein Hemmnis ansehe. Der Dilettant wird immer dazu neigen, an echten Künstlern kleinliche Ausstellungen zu machen, und er wird aus dem Maße der Schwierigkeit, die ihm die primitivsten Dinge des Handwerks bereiten, gerade den am höchsten loben, bei dem die Bewältigung dieses Handwerklichen das Augenfälligste ist, das heißt, er wird das Künstlerische, wo es vorhanden ist, gar nicht bemerken, und wo es sich nicht findet, kaum vermissen. Der Dilettant ist der schlechteste Ästhetiker; man trifft ihn fast immer im Gefolge der Künstler mittleren Grades, die er als seine begabteren Gesinnungsgenossen wohl auch gebührend würdigen mag. Wäre es Lichtwark wirklich um die künstlerische Kultur seines Volkes zu tun, das heißt, wollte er es lehren, die Kunst so intensiv zu betrachten, daß dem Gefühl das Organisch-Beseelte des Kunstwerks eingeht, die durch- und ineinanderwirkende Kraft, sein Sinn und sein Leben — er dürfte nicht einen Schritt mit dem Dilettantismus gehen. Lichtwark hätte nichts zu tun als zu zeigen, wie er es machte, um zum Verständnis der Kunst zu kommen, müßte zeigen, wie er urteilt und sieht. Sein Beispiel, soweit es mustergültig ist, würde aus sich heraus locken, aufklären und Nacheiferer fesseln — die Straße zur Kunst bahnte sich von selbst. So macht es heute Meier-Graefe, der kein einziges erzieherisches Buch im Lichtwarkschen Sinne geschrieben; er drückt aus, was und wie er vor Kunstwerken empfindet, drückt es stark und restlos aus und begründet's auch: mehr nicht. Sucht es zu verstehen! Er ist ein Erzieher.

Freilich, sein Beispiel ist auch einwandsfrei — und gerade dies, die erste und letzte Bedingung, die einem Erzieher zu stellen ist, darf man Lichtwark leider nicht nachrühmen. Ich beziehe mich auf seine Böcklinstudien, die er unter dem Titel „Kunstwerk und Seele" zusammengefaßt hat, in denen er freilich jedes eingehendere Wort über Böcklin vermeidet. Er spricht mehr vom Publikum und seiner plötzlichen Bekehrung, zerstreut die Besorgnisse, die bedenkliche Kunstfreunde an diese schnelle Wandlung des Geschmackes knüpfen könnten (wobei er mir aber die wahre Ursache der plötzlichen Sympathie für Böcklin zu verkennen scheint), bemerkt sehr treffend, daß das Genre die Kunstinstinkte abstumpfte und daß das 19. Jahrhundert überhaupt mehr ein kunsthistorisches als ein kunstpolitisches Säkulum gewesen sei, gleitet noch über allerhand andere psychologische Details der künstlerischen Aufnahmefähigkeit und schiebt nur hie und da einige bewundernde Worte für den Meister ein. Die wollen wir ein wenig markieren. Man stutzt schon, obschon es mit dem

Künstlerwert Böcklins zunächst nichts zu tun hat, daß Lichtwark folgendes mit einer gewissen stummen Verehrung anführt: Man stritt sich eines Tages im Kreise um Böcklin, ob die farbige Skulptur berechtigt sei oder nicht. Da man zu keinem Ende kommen konnte, wandte man sich an den Meister selbst um Rat. Und er erwiderte das orphische Wort: „Ich will doch kein Ding aus Holz oder aus Stein machen, ich will doch Kunst machen.“ — Tiefsinn in Ehren, aber dieses Wort finde ich leer; ich kann mir zwischen dem Ding aus Holz und der Kunst nur einen so allgemeinen Kontrast denken, daß mir von keinem von beiden etwas Interessierendes ausgesagt scheint, von der Frage nach der Berechtigung der farbigen Skulptur ganz zu schweigen. Lichtwark findet freilich noch zu rühmen, daß Böcklin bei dieser Gelegenheit nichts von seinen eigenen Skulpturen erwähnte, die damals schon in seiner Werkstatt standen — eine Diskretion, die gewiß ehrenwert ist. Was aber das Epitheton betrifft, das Lichtwark diesen farbigen Bildwerken Böcklins spendet (er nennt sie wundervoll), so will ich nur bemerken, daß unter einigen Kunstkennern von heute ihre Farbe als Anstreicherkouleur gilt und daß man kein Bedenken trägt, ihnen hier recht zu geben, wenn man Böcklins Farbe im allgemeinen (aus seiner Spätzeit) und gefärbtes Holz im besonderen kennt. Die berühmten Baseler Masken überwältigen Lichtwark durch ihre vollendete „Charakteristik und Komik in der Verkörperung typischer Charaktere“, sie sind ihm „die wirksamste plastische Dekoration“. Andere, denen ich mich anschließen muß, bezweifeln, daß man sie lange ertragen kann, und finden ihre Plumpheit verzeihlich nur, wenn die Anekdote zutrifft, daß sie Böcklin im Zorn über die Niedertracht einiger Ratsherren geschaffen. Der Zorn ist etwas Ungefüges und selbst der Karikatur ungünstig, der Effekt ist immer Brutalität und Verzerrung, ohne den inneren Sinn der spielerisch übertreibenden Linie. Aber Lichtwark schätzt ja auch den Bildnismaler Böcklin, und das gibt viel zu denken. Man kann nur annehmen, daß der menschlich schöne Drang, einen zuerst viel verkannten Meister nach Möglichkeit die Bitterkeit der Leidensjahre vergessen zu machen, die Urteilskraft in Bann schlug und daß für ihn Ausnahmegesetze konstruiert wurden, die man einem anderen kaum zubilligen würde. Lichtwark weiß ja wohl, daß Böcklin die Porträtmalerei als eine Kunst zweiten Ranges ansah und daß sein Gefühl für die Individualisierung so schwach entwickelt war, daß er behaupten konnte, ein junges Mädchen dürfe nicht anders als in Weiß gemalt werden, denn es müsse strahlen wie der Frühling und die Frische der Jugend symbolisieren, desgleichen ein alter Herr nur in Schwarz, denn er sei nicht mehr weit vom Grabe. Und dennoch einer der ganz großen Bildnismaler? Vermutlich wegen seines Selbstporträts mit dem Tode, das die genannten Porträttheorien so schlagend illustriert? — Ich fürchte, auch Lichtwark huldigt jener zwiespältigen

Kunstanschauung, die vor allem dem Deutschen eigen ist, auch er verträgt sich mit jenen zwei Idealen der Malerei, dem vollendeten Techniker, der dann gewöhnlich ein „Realist“ ist, und dem Phantasie- oder Gefühlskünstler, dem man die technischen Mängel entschuldigen muß. Den einen genießt man mit dem Auge (so behauptet man), den andern mit dem Herzen, (wobei man das Auge schließen kann). Sollte da nicht ein wenig Kompromißlertum dahinter stecken und der Genuß des Auges mehr dem Postulat der besseren französischen Ästhetik nachempfunden sein? Sollte da nicht letzten Endes die Malerei höchst gleichgültig und das Herzerwärmende, das Phantasiegebilde, also der Stoff das Ausschlaggebende sein? Genau wie beim Genre, bei der Anekdote? — Es ist schwer, dies gerade Lichtwark gegenüber so schroff zu formulieren, seine Praxis als Museumsleiter spricht mit glorreichen Taten dawider. Aber wenn e r Sprechen und Handeln nicht in Einklang bringt, wer soll diesen Kontrast verkitten? — Lichtwark läßt zu sehr die Dinge auf sich beruhen, er hat seine Ästhetik nicht bis zur letzten Klarheit durchgearbeitet. Er geht vielfach mit menschlichen Tendenzen an die Kunst heran, betont übermäßig gewisse Dinge, die im Ehrenkodex der Künstler stehen, daß zum Beispiel Böcklin sich von seinem ersten lauten Erfolg nicht fesseln ließ, sondern Not und Elend auf sich nahm, nur um seinem Drange zu gehorchen (woraus man dann schon einen sicheren Schluß auf seine Künstlerqualität gewinnen soll), und ich glaube, daß an Menzels Eisenwalzwerk ihn der Vorzug übermäßig bestach, daß es zuerst das Problem der Fabrikmalerei aufnahm. Wollte man ihm ernstlich die Wahl stellen zwischen Menzel und Böcklin, so würde er vielleicht auch vorziehen auszuweichen und zu erklären, man dürfe zwei so extreme Künstler nicht vergleichen — eine Praxis, die alle unsere Ästhetiker eine Zeitlang beherrschte. Aber man s o l l vergleichen, der Dualismus der Ästhetik ist eine unheimliche Verrottung! Das gute Gemüt, das sich mit zwei ungleichen Brüdern verträgt, ist nur nütze das Denken zu stumpfen; in der Tiefe ist jede Kunst eine unteilbare Einheit, und jede Ästhetik, die nicht monistisch ist, versagt! Nicht Phantasie und Realität, nicht Gefühl und Technik sind maßgebende Unterscheidungen, ob eine Kunst lebendig ist oder nicht, darnach wird gefragt. Lebendig im Sinne des Organismus, dessen Lebenswelle aus innen heraus schlägt, an dem kein Teil ist, das aus und für sich besteht, und auch kein Teil, das sich wegnehmen ließe, als eine unzerstörbare unfaßliche Harmonie.

Ich könnte anführen, daß Lichtwark, der Bilder aus der Frühzeit Böcklins gesammelt hat, durch die w e g w e r f e n d e Bemerkung*), sie

*) Man ziehe zum Vergleich das Buch Meier-Graefes „Der Fall Böcklin“ heran, worin überzeugend dargetan ist, daß die Bilder der Frühzeit, gerade weil sie nichts vom eigentlichen, d. i. vom späten Böcklin enthalten, so eminenten Wertes sind.

enthalten nichts vom eigentlichen Böcklin, sich schlimm kompromittiert, könnte beibringen, daß er in seinem lesenswerten Büchlein von der Wiedererweckung der Medaille gerade die Stücke lobt, an denen ein Rest von Stofflichkeit hängt,*) könnte noch verschiedenes Andere zitieren, um darzutun, daß Lichtwarks Kunstanschauung nicht frei ist von unreinen und verwirrenden Elementen: aber ich will damit aufhören, denn ich halte den Mann hoch.. Nicht trotzdem! Lichtwark hat Qualitäten, die unsere kulturlose Zeit rar gemacht hat, so rar, daß man mit ihren Trägern umgehen muß wie mit kostbaren Kleinodien, und ich freue mich, um den Eindruck der immerhin notwendigen Bemängelungen ein wenig zu sänftigen, eine Erklärung versuchen zu dürfen, die Lichtwark einen Teil der Verantwortlichkeit abnimmt, freue mich dessen und hoffe sodann mit entsprechender Kraft die Werte darstellen zu können, die mir an ihm so besonders und so bedingungslos preisenswert erscheinen.

Lichtwarks**) Kunstempfinden und -denken inkrustierte sich in der Zeit der großen antiakademischen Bewegung, die wir gemeinhin als naturalistische einseitig genug bezeichnen. Damals in den achtziger Jahren, wo alles, was sich nur recht toll gebärdete, Anwartschaft auf besondere Künstlerlorbeeren zu haben glaubte, wo man den Ruf: Los von der Zopfkonvention der Akademie! höchst naiv als einen Bruch mit all und jeder Tradition formulierte und wo man schnellfertig die Armeleutmalerei erfand, nur um den Kontrast mit den Gewohnheiten der Malprofessoren recht laut zu machen, damals in dem tosenden Strudel der Anschauungen und Programme ging manch eine wertvolle Einsicht unter, nur weil der Herr, der sie vertrat, vielleicht Universitätsprofessor war, und das junge Geschlecht der Kunsthistoriker und Kunstkritiker überantwortete sich dem tobenden Bann der jungen Künstler ohne Gnade, denn man war jung miteinander. Der höchste Wirrwarr dauerte naturgemäß nicht lange, man sehnte sich, als die Besinnung ein wenig zurückkehrte, nach Legitimierung. Die alte Kunstgeschichte, die doch bedenklich anders aussah, konnte man nicht ohne weiteres ausradieren, aber man konnte Tendenzen feststellen, die auf die neue Epoche exakt hinwiesen, und es fand sich bald einer, der mit glänzendem Talent diesen Dienst tat: Richard Muther in seiner Geschichte der modernen Malerei. Doch schon

*) Zum Beispiel beim Medailleur Roty, der ein Medaillenporträt seiner Tochter von intensiver Lebendigkeit gemacht hat, ähnlich den berückenden Plaketten Charpentiers; Lichtwark bildet sie ab, erwähnt im Text aber nur die relativ leblosen allegorischen Inhalts.

**) L., um dies nachzutragen, wurde am 14. November 1852 in Hamburg geboren, studierte in Leipzig und Berlin. (Muther gibt in „Studien und Kritiken" eine intime Schilderung L.s, mit dem er damals bei Springer in Leipzig zusammentraf.) 1884—1886 Bibliothekar des Kunstgewerbemuseums in Berlin, seit 1886 Direktor der Hamburger Kunsthalle.

hatte man Leute entdeckt, die durchaus nicht mehr jung waren, die aber den Kampf mit der Oberhölle, der Akademie, genau so schroff geführt hatten wie sie: Menzel und Böcklin. Sie wurden Obergötter, nicht der viel größere Leibl, nicht Marées, nicht Feuerbach; das Band der durch ein langes Leidensleben dokumentierten Akademiefeindschaft genügte zur Fesselung, und man richtete seinen Bedarf an ästhetischen Urteilen nach dieser Fessel ein. Daß Menzel und Böcklin zwar nicht grundsätzlich, soweit reichte der kritische Blick nicht, aber doch äußerlich recht verschieden waren, mochte wohl stören, aber man schlug es sich aus dem Sinn. Man machte für den einen dieses, für den andern ein anderes Organ zurecht, um beide empfahen zu können. Die Akademiefeindschaft beider war das allein Ausschlaggebende und wirkte wie unauflöslicher Kitt. Aus dieser Periode stammen auch die ästhetischen Formulierungen Lichtwarks, er war im engsten Sinne ein Kind seiner Zeit. Aber während andere jetzt Revisionen auf Revisionen folgen lassen*), verharrt er in seiner Stellung, und so muß man wohl seine Bücher, die zum Teil in dritter Auflage vorliegen, als immer noch gültige Dokumente seiner Kunstanschauung hinnehmen. Aber Lichtwark hat ja nicht bloß Bücher über Kunstgegenstände geschrieben, ein schönes Buch von ihm zum Beispiel heißt „Deutsche Königsstädte". Wenn das nur recht oft gelesen würde! Lichtwark gibt hier nur Unterhaltung, höchstens Orientierung, und gerade deswegen ist so viel aus ihm zu lernen. Jeder Deutsche, der Reisen macht, um Städte zu sehen, sollte dieses Buch mit sich führen, um sich ein wenig die Kunst zu eigen zu machen, wirklich Städte zu sehen, das ist ihren Organismus sich fühlbar zu machen und ihre Individualität zu erkennen und nicht bloß bädekerbewaffnet an banalen und belanglosen Details, Sehenswürdigkeiten, Denkmälern und andern Klischéqualitäten sich müde zu machen, um dann hinterher zu konstatieren, daß eine Stadt wie die andere ist. Mit wie sicherem und geübtem Blick Lichtwark sofort die klaren Formen des Wuchses einer Stadt auseinanderhält, wie sich ihm historisches Wissen und scharfe Erkenntnis des Charakteristischen so innig durchdringen, daß schon die Aufzählung dessen, was er sieht, ein übersichtliches Bild der historischen Perioden gibt, in denen der Charakter der Stadt sich prägte, wie ihm keine Einzelheit verloren geht, wie sich ihm alles zu einer das Wachstum von innen heraus beherrschenden Ratio zusammenschließt, das gewährt über den Nutzen hinaus etwas von einer reinen ästhetischen Freude. Der Schriftsteller

*) Ich nenne Muthers Englische und Französische Malerei, die seine Urteile in seinem ersten Buch: „Geschichte der modernen Malerei" zum Teil grundsätzlich ändern, ferner Schefflers „Konventionen der Kunst", endlich und vor allem die Bücher Meier-Graefes „Die Entwickelungsgeschichte der modernen Kunst" und das schon genannte „Der Fall Böcklin".

Lichtwark ist in der Tat eine überaus wohltuende Erscheinung. Er verfügt über ein klares sachliches Wort, das dem Objekt gegenüber bewundernswert stark ist, immer das Wesentliche trifft und die Anschauung rein und deutlich, mit schlagender Knappheit vermittelt. Seine Prosa fließt leicht und bewegt, und man hat oft das Gefühl, als lächelten die Zeilen; daneben ist der Anstand groß, und Gefühle halten sich in angenehmer Reserve. Von den Museumsleitern Deutschlands hat Lichtwark sicher die feinste schriftstellerische Kultur; Bode ist konventioneller und Tschudi unbeholfener, von den Kunstschriftstellern von Beruf sind ihm höchstens Meier-Gräfe, Oskar Bie und Karl Scheffler überlegen. Dabei müssen wir uns gegenwärtig halten, daß Lichtwark seine besten Sachen der Öffentlichkeit noch nicht zugänglich gemacht hat. Er hat zahlreiche Schriften für die sogenannte Hamburger Liebhaberbibliothek geschrieben, die sie als Manuskript nicht in den Handel bringt, aber jetzt wohl, wenn man nach dem letzten Exodus einer dieser Schriften, die in der Neuen Rundschau landete, schließen darf, nicht mehr so streng dem eigenen Genuß vorbehalten wird. Wenn diese Schriften auch nur annähernd der letzt veröffentlichten „Eine Sommerfahrt auf der Jacht Hamburg" ebenbürtig sind, so halten die Hamburger Liebhaber einen wahren Schatz verborgen; denn die Sommerfahrt ist eine kleine Kostbarkeit. Ich spreche sie als ein dichterisches Werk an, als ein kleines lebendiges Reiseepos, das mich vollkommen des Gefühls meiner realen lesenden und buchblätternden Gegenwart enthob und mich für eine Stunde in einer schmucken und mir vollständig vertrauten Segeljacht, in der Gesellschaft eines klugen und in allem Örtlichen gut orientierten Mannes, eine lichte, liebe, selbstvergessene Fahrt machen ließ, über die sanften Wasser der Ostsee, nach Kopenhagen hinauf und über Bornholm zurück nach Kiel — daß ich, als sie zu Ende war, aufwachte wie aus einem Traum. Das ist der Wert dieser sachlichen und durch höchste Kultur unpersönlich gewordenen Sprache: daß sie vor den Augen versinkt und nur das Objekt vor den Sinnen läßt, an dem sie modellierte. Flaubert fällt mir ein, der die Zucht dieser Objektivität am vollkommensten übte, und ich achte es nicht als einen Raub am Glanze dieses großen Namens, Lichtwark in seine Nähe zu stellen. Möchte nur Lichtwark selbst sich immer dieser Nähe bewußt bleiben und seine Schriftstellerkraft dahin konzentrieren, wo sie am reinsten und einnehmendsten zur Geltung kommt: in der instinktiv disponierten Deskription, nicht im Traktätchenzwang praktischer Ratschläge. Seine Bücher würden viel weniger gelobt und viel mehr gelesen werden, und die Kultivierten würden ihn nicht so leichtfertig abtun als Größe, die man gelten lassen muß, sie würden sich ausgiebiger um ihn bekümmern. Daß er ihrem Gesichtskreis nicht ganz entschwindet, dafür hat außer dem Schriftsteller nur der Museumsleiter gesorgt. Die Hamburger Kunsthalle verdankt Lichtwark allein ihren

rühmlichen Ausbau. Seine nicht einwandfreie Ästhetik verhinderte nicht, daß er praktisch im Sinne der besten Ästhetik wirkte, denn er ist ein Kopf voller Anregungen, und seine Liebe zur Kunst ist über allem Zweifel. Er hat der Kunsthalle Lokalkolorit gegeben, indem er mit besonderem Eifer eine Sammlung Hamburger Maler (die umfangreichste in Deutschland, denke ich) anlegte; und zwar hat er hauptsächlich die Bilder aus der Frühzeit der Hamburger Künstler gesammelt, in der die Kraft ihres Talentes noch nicht vom Akademismus verwässert worden war. Das ist wohl ein echter und reiner Dienst der Kunst, des besten Ruhmes wert, und ich finde einen schönen Zusammenhang darin, daß er frühe Böcklins sammelte, wiewohl er nicht gut von ihnen spricht. Auch war er es, der im Kunstgewerbe am nachdrücklichsten den Connex mit der lebenden Kunst betonte, und er hat als einer der ersten mit der verworrenen Phrase der Materialechtheit aufgeräumt. („Palastfenster und Flügeltür.") Der verwahrloste Geschmack des Bürgertums, das nach der Gründerzeit und der Altdeutschbiederei jeden Sinn für Zucht und Natürlichkeit verloren hatte, dankt ihm vor allen andern eine gewisse Läuterung, soweit er sich auf Nutzgegenstände bezieht; er griff die Idee des Praktisch-Zweckgemäßen, die vor allem in der Möbelkonstruktion eine gesunde Neugestaltung hervorrief, mit Eifer auf und propagierte sie kräftig genug, indem er geschickt auf die Traditionsreste zurückgriff, die aus alten, kulturreicheren Zeiten die zersetzende Industrialisierung überdauert hatten. Er lenkte auch die Blicke auf die Medaille und gab weiteren Kreisen wenigstens eine Ahnung, daß ein solches rundes Stück geprägten Metalles auch eine künstlerische Schöpfung sein kann, wenn es nur aus den Händen des rechten Künstlers kommt, und er hat für die Erhaltung und Neubelebung alter und guter Gebräuche, für die Weite und Begrenztheit des Problems „Heimatschutz und Heimatskunst" wertvolle Gesichtspunkte gegeben. Damit wird man kein Kunsterzieher, wohl aber ein verdienter Kunstpfleger. Und wenn es nicht zweifelhaft ist, daß eine treue und sorgliche Kunstpflege die unumgängliche Voraussetzung ist, wenn ein wahrhaft erzieherisches Werk gedeihlich begonnen werden soll, so darf dieser Titel kaum als bescheidener gelten; in jedem Falle ist er rein und ohne jenen am Anfang gerügten Beigeschmack, und e r macht es, daß wir Lichtwarks, dieses fröhlichen und zuversichtlichen Namens, trotz allem mit fröhlicher Zuversicht gedenken.





Gott, Mensch und Tier.

Von

Eberhard Buchner.

— Erkner bei Berlin. —

Die Katze spielt mit dem Ball. Wir spielen mit der Katze, und Götter spielen mit uns. Die Sage kennt noch ein weiteres Zwischenglied: das Riesenfräulein kommt zu Tal, sieht den Bauer und sein bißchen Pflug und Pferd und Sorge und Qual. Das alles packt sie sich säuberlich in die Schürze. Die Sage braucht uns nicht zu verwirren. Name ist Schall und Rauch. Ihr Riesenfräulein ist nur die Schwester der Götter, die meinen und deinen Pflug in die Schürze nehmen.

Hauptsache ist: der Mensch steht zwischen den Dingen: er herrscht und wird beherrscht; er spielt, und man spielt mit ihm; er hat etwas, auf das er herabsieht, und etwas, zu dem er aufschaut; er ist Macht und Ohnmacht, Kraft und Unkraft, Gott und Gewürm.

In Thomas de Quincey's, des „Opiumessers", „Oxforder Visionen" finde ich eine Beschreibung gewisser altrömischer Zeremonien zu Ehren der Göttin Levana, der die ersten Stunden des Erdenlebens geweiht waren: „Im Augenblicke der Geburt, wann das Kind zum ersten Male die unrastschwangere Luft unseres Planeten schmeckte, legte man es zur Erde nieder. Doch aus Furcht, daß eine so großartige Kreatur länger als einen Augenblick am Boden kriechen möchte, hob der Vater — als Bevollmächtigter der Göttin Levana — oder ein naher Verwandter — als Bevollmächtigter des Vaters — fast alsogleich das Kindlein in die Luft empor, hieß es hinanblicken, als sei es der König dieser Welt, und

bog die Stirn des Kindes den Sternen zu, wobei er vielleicht in seinem Herzen zu ihnen sprach: Betrachtet hier, was größer ist als ihr!"

Der Glaube an die Göttin Levana hat längst sein Grab gefunden. Aber das tiefsinnige Bild, das uns ihr Kult geschenkt, hat noch heute seine schicksalsschwere Bedeutung. Wir führen eine Doppelexistenz, und aus dieser Doppelexistenz heraus formt sich unser Charakter. Der Mensch ist hochmütig und demütig, selbstherrlich und hilflos, er setzt sich auf stolze Throne und rutscht auf wunden Knieen. Heute glaubt er die Welt zu umspannen, und morgen fühlt er sich unnützer, verlorener als ein Körnchen Sand, das unter Millionen Brüdern am Meere vergessen liegt. Heute spottet er der Wolken, die ihn morgen mit ihrem Blitz zerschmettern werden. Wir alle tragen Königskronen und Sklavenketten, und so ist es nur verständlich, wenn wir uns bald wie Könige, bald wie Sklaven gerieren. Weder Königsblut noch Sklavenblut läßt sich verleugnen.

Ich will dem Kind hier eine Ausnahmestellung anweisen. Es denkt: „Noch bin ich Sklave. Noch kann ich nicht, was ich will. Ich werde geschlagen und gepeinigt. Man setzt meinem Willen einen stärkeren gegenüber. Man zwingt mich und straft mich. Aber das alles kann mich nicht irre machen. Es sind nur die Kinderschuhe, die mich drücken. Sicher ist, daß ich zum Herrscher berufen bin. Es winken mir lachende Kronen, und sie warten nur darauf, daß meine Stirn stolz und fest werde sie zu tragen. Vielleicht ist es eine Kurzsichtigkeit, vielleicht eine liebevolle Fürsorge, vielleicht auch eine Perfidie, die mir diese Wartezeit zudiktiert. Gleichviel, ich bin der Thronerbe, der sich gedulden muß. Thronerben sind Sklaven, die Könige werden sollen. Und ich werde ein König werden."

Die Jugend hat es immer mit Paradiesen zu tun. Jeder Gedanke mündet ihr auf eine goldene Pforte, die sie hinüberführen soll ins Reich der Freiheit und der Seligkeit. Ich erinnere mich, daß ich als Kind etwas Tiefsymbolisches in dem Märchen von der Pechmarie und der Goldmarie erkannte. Hundert Träume umspielten das blanke Tor, durch das die Gesegnete schritt. Die Jugend hält jeden ihrer Zustände für improvisorisch; sie weiß Heilung für jedes Leiden und Tröstung für jeden Kummer. Jedem Teufel stellt sie einen Heiland und jeder Hölle einen Himmel entgegen. Und mit unsäglicher Ausdauer harrt sie der Himmel und Heilande, der Tröstungen und Heilungen, die sie sich ersonnen. Jung sein heißt Vertrauen und Zuversicht haben. Jung sein heißt Versprechungen Kredit gewähren und auf Kosten der Zukunft leben.

Nicht nur das Leben selbst, auch die Träume unseres Lebens lieben die Kreislinie. Die Kindheit streckt sich der starren Höhe des Mannes-

alters entgegen. Der Mann geht eine Weile aufrecht und stolz, auf dem schmalen Grat, den Hoffnung und Reue ihm gelassen haben; er schaut nicht vor und schaut auch nicht zurück. Dann aber wachsen die Herrlichkeiten der Jugend in der Erinnerung wieder empor, und er breitet nach ihnen sehnsüchtige und verlangende Arme. Der Wahn der Kindheit soll ihn von dem Ernst und der Härte seiner Gegenwart erlösen. Wer in der Lüge steht, begehrt die Wahrheit; wer die Wahrheit zum Herrn hat, sehnt sich nach den Schmeichelhänden der Lüge.

Selbst die verstiegenste Zukunft liegt uns näher als die Vergangenheit, die unserm gestrigen Tage gehörte. Wir verlassen die Wege unserer Kindheit, um sie nie wieder zu betreten. Nur unsere Schatten, unsere Gedanken, dürfen in müßiger Stunde darüber hinstreichen. Der Kindheit war alles erreichbar. Nun aber wissen wir, wir sind an der Grenze unserer Kraft. Wir werden nie wieder in die Illusionen der Kindheit tauchen. Versprechungen narren uns nicht mehr. Wir fühlen Wehmut, wenn wir der Zeiten denken, da sie uns noch narren konnten, und Verzagtheit, wenn wir uns eingestehen, daß wir in ihnen die treuesten Bundesgenossen zu Grabe getragen haben. Wehmut und Verzagtheit hat das Kind nie gekannt.

Das Kind meinte, wenn es den Traum der Kindheit ausgeträumt, so werde es als König erwachen. Wo ist nun unser Königtum? Der Mann empfindet das Übermenschliche, das Überirdische stärker als das Kind. Schon mit der ersten Reife dringt diese Erkenntnis halb vernichtend, halb beseligend auf uns ein. Auch das Kind sprach von Übermenschlichem; es glaubte an einen Gott. Aber es glaubte nach Kinderart. Das Übermenschliche, das Göttliche stand ihm abseits vom Leben; es gab da keine Brücken und Vermittelungen. Der reife Mann weiß das anders. Er ging seinen Weg, folgte seinem Willen, strebte seinen Zielen zu. Er berechnete Weg und Zeit und Ziel, aber die Rechnung stimmte nicht. Vielleicht griffen Freunde und Feinde, günstige oder widrige Verhältnisse fördernd oder hemmend in sein Leben ein. Aber auch das konnte nicht entscheiden. Es war noch ein anderes. Er spürt den Schauer von Geheimnissen. Er weiß, hier lenken Hände, die nicht die unseren sind, hier entscheiden Willensakte, die sich unserer Beurteilung entziehen. Fremde Mächte sind am Werk.

Es sind wunderliche Vorgänge, die uns die erste dämmernde Erkenntnis der Gottheit bringen. Es ist dann Halb-Licht-Stimmung. Die Dinge haben einen eigenen, ich möchte sagen phosphoreszierenden Glanz; ihre fremdartige Seltsamkeit tut uns wohl und wehe. Fragen, die wir so oft ausgesandt und mit Hast wieder zurückriefen, um sie aus eigener Herrlichkeit heraus zu beantworten, dünken uns nun unlösbar, verworrene Rätsel, die nur die Weisheit fremder Welten zu entwirren

vermag. Was war unser Leben? Ein Wahn. Könige glaubten wir zu sein, aber wir waren Puppen, Spielpuppen. Die Schritte, die wir gingen, die Worte, die wir sprachen, die Gedanken, die wir dachten, das alles war Ausfluß einer außer uns stehenden Wesenheit, Willensmanifestation einer fremden Intelligenz, vielleicht von Ewigkeit zu Ewigkeit vorbedacht und vorerwogen. Wir hören den Schritt der Zeit, und sein ewiges Gleichmaß dünkt uns nur ein Symbol der Unendlichkeit. Alles um uns her trägt neben dem natürlichen einen ewigen Wert, eine ewige Bedeutung zur Schau. Doch wir zittern in der wachsenden Erkenntnis der Unendlichkeiten. Sie scheinen uns Abgründe, gierig, uns zu verschlingen; o, sie haben uns verschlungen, und all die Qual, unter der unsere Jahre bisher standen, kommt uns nun erst zum Bewußtsein. In solcher Stunde stürzt das Reich zusammen, des König der Mensch war, und ein Reich ersteht, in dem der Mensch Untertanen-, Knechtsdienste zu leisten hat. Sic transit mundi gloria!

Es ist nur natürlich, wenn wir versuchen, diese Stunde möglichst lange hinauszuzögern. Wir fliehen sie wie einen bösen Gast. Wir finden tausend Gründe, ihren Erkenntnissen die Schwelle zu wehren. Man steigt nicht leichtsinnig von Thronen herab. Wir berauschen uns immer wieder an dem, was Menschengeist und Menschenkraft leisten kann, und leihen jedem Märchen, das sich darin gefällt, uns die erträumte Würde und Majestät zuzusprechen, willig das Ohr. Wir leugnen das Wunder, und wenn auch unser Verstand stillschweigend hier und dort mit dem Wunder rechnet, wenn er es geschickt seinem im übrigen nach den Gesetzen der Kausalität und Logik aufgebauten System eingliedert, so hüten wir uns doch dies einzugestehen. Den Weg zu den Göttern finden wir erst, wenn jeder andere Weg versperrt ist. Ratlosigkeit ist es, was uns ihnen in die Arme treibt. Ratlosigkeit ist die Mutter jeder Anbetung. Man wird sich der Erkenntnis nicht verschließen dürfen, daß in der Wissenschaft von der menschlichen Ratlosigkeit die Quelle alles religiösen Gefühls zu suchen ist. Denn jedem religiösen Gefühl muß ein religiöses Bedürfnis entsprechen. Und bedürftig ist nur der, dessen Macht ihre Grenzen sieht, nur der Arme, nur der Sklave. Auch nur das Alter. Kinder sind zu reich in Hoffnung, um ihr Leben unter das Joch der Religion zu stellen. Sage ich das, so fasse ich Religion im engsten, im tiefsten Sinne. Da ist Religion Sache des Alters, Sache der Resignation. „Lasciate ogni speranza“ — wer das über das Leben schreibt, ist einer grenzenlosen Anbetung vielleicht sehr nahe.

Das Christentum liebt es, diese Zusammenhänge in ganz besonderer Weise zu betonen. Christus ruft die Mühseligen und Beladenen, er besucht die Zöllner und Sünder und tröstet die Traurigen und Kummergebeugten.

„Selig sind, die arm sind am Geiste," so weiß es die Bergpredigt. Und ein anderes Wort fällt mir ein: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme."

Wenn der Mensch Purpur und Zepter niedergelegt hat, so wird es sein erstes Werk sein, sich mit dem neuen Herrscher auseinanderzusetzen. Was sind die Götter, was ist Gott? Und diese Frage wird einen sehr persönlichen Klang haben: was ist mir Gott? Was ist meine Stellung ihm gegenüber? Wie schwer wiegen meine Ketten? Wie tief beugen mich meine Demütigungen? Wie viel meiner Freiheit habe ich in meine Knechtschaft hinübergerettet? Was habe ich verloren, was habe ich gewonnen? Eines steht fest: an dem Tage der Entscheidung ist Gott mein Feind. Ich ringe mit Gott. Je völliger sein Sieg, um so völliger meine Niederlage. Ist Gott groß, so ist der Mensch klein. Das Christentum, das so viel hellsichtiger ist als andere Religionen, sagt es klar: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Das wird immer so sein: jeder Fuß breit, den ich der Gottheit cediere, ist auf ewig für mich verloren, und jede Anbetung, die ich ihr bringe, ist ein Opfer, eine Selbstaufgabe, ein Selbstverlust.

Der Herr ist höher denn sein Knecht. Die Götter spielen mit dem Menschen. Man denke daran, wie Jupiter die Erde besuchte und, weil er sich an eines irdischen Weibes Gliedern zu erfreuen wünschte, Amphitrions süßes Weib zu seiner Geliebten krönte. Man denke an das halb ernste, halb kindliche Spiel der Nornen, die der Menschen Lebensseil knüpfen und schlingen und wenden, wirren und verwirren. Oder denken wir nicht in die Ferne; bleiben wir bei dem, was uns nahe und vertraut ist. Das Schicksal ist blind, das Schicksal ist unbarmherzig und sinnlos grausam. Es nimmt uns, was wir brauchen, raubt uns ein geliebtes Leben, gibt uns Spott, wenn wir nach Trost gieren. Es führt den, der in Reichtum schwelgen sollte, in die dürftige Hütte, es schlägt den Unschuldigen und Reinherzigen an den Marterpfahl. Es trennt Bande, die für die Ewigkeit geknüpft scheinen, und läßt aus klarem Samen windiges Unkraut aufgehen. Es begeht tausend Ungerechtigkeiten; sie treffen bald hier, bald dort, aber keines Menschen Leben bleibt verschont. Man hat Glück oder man hat Unglück; schon dieser Ausdruck weist uns unser Los. In einer Welt, deren Herrschaft in unsere Hände gelegt ist, wäre Glück gleichbedeutend mit Verdienst, Unglück gleichbedeutend mit Verdienstlosigkeit. Aber das ist nicht unsere Welt.

An das Verhältnis zwischen Mensch und Tier sei hier erinnert. Der Mensch spannt das Pferd an den Pflug, sperrt den Löwen in den Käfig, legt den Hund an die Kette, daß er das Haus bewache. Aber es ist auch der Mensch, der den Wurm zertritt, wenn er ihn ärgert, der, dem Spiel-

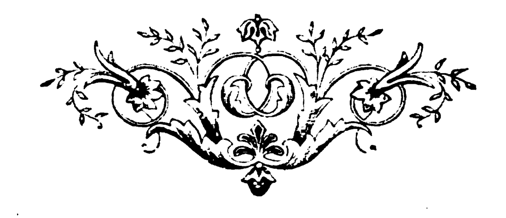
trieb in seiner rohesten Form Folge gebend, der unschuldigen Fliege die Flügel ausreißt. Seht da den Herrn! Seht da den Herrscher! Bald ist es Vernunft, bald Laune, die da das Zepter führt! Ich weiß nicht, ob die Götter solchen Herren gleichen. Mag sein; mag sein auch nicht. Aber eins wird sich nie verändern: Jeder Herr, jeder Gebieter, jeder Gott wird zu seinem Untergebenen, zu seinem Geschöpf sprechen: „Meine Wege sind nicht deine Wege." Jeder Herr wird dem Untertanen die Fähigkeit absprechen, die Maßnahmen seiner Regierung ausnahmslos und restlos zu verstehen. Eine Kritik ist somit ein unnützes Ding. Der, den sie treffen soll, wird ihrer spotten.

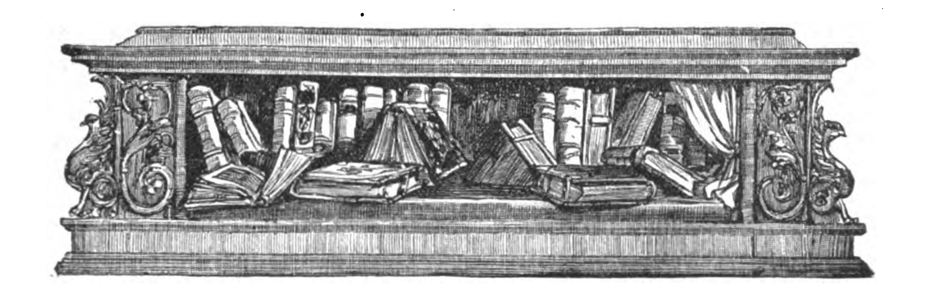
Ich bin in seltsamer Lage. Ich will dem Fatalismus nicht das Wort reden. Ich will eher ein Prediger sein von Kraft und Macht des Menschengeistes. Sagte ich nicht auch, daß wir Könige seien? Nur daß wir daneben auch Sklaven sind. Und ich meine, wenn man von einem Königreich spricht, hat man zunächst seine Grenzen zu bestimmen. Das Sichtbare, alles Sichtbare stellt sich unserem Gebot. Hier wird unsere Herrschaft von Tag zu Tag unumschränkter, unbedingter werden. Auch ins Unsichtbare reicht sie hinein, und es wird unsere Aufgabe sein, die Grenzen immer weiter hinauszurücken. Ich weiß, daß man mit dem Tode kämpfen kann, ähnlich wie man sich einem irdischen Ringer entgegenwirft. Man kann ihm wohl ein Opfer abringen. Es gehört viel Kraft dazu, aber es ist mögliche Kraft. Man segnet und flucht, und man glaubt, daß die Worte dann zu einer Schicksalsmacht heranwachsen. Es könnte da viel gesagt werden. Doch das ändert nichts an der Tatsache, daß hinter all der Freiheit e i n e große Unfreiheit steht, daß es eine Kraft gibt, der sich auch der Stärkste unter uns zu unterwerfen hat, und daß diese Unterwerfung naturgemäß das letzte und tiefste unseres Lebens darstellt.

Es gibt Menschen, die das nicht fühlen; die das Empfinden einer Unterwerfung, das immer noch eine leise, vielleicht ganz leise Feindschaft gegen den Sieger in sich schließt, nicht kennen. Sie wissen nichts von einem Zwiespalt zwischen Menschlichem und Göttlichem. Die unsagbare Seligkeit, die das Einssein mit Gott dem Menschen verleiht, ist bei ihnen so völlig geworden, daß sie des Menschlichen ganz vergessen haben. Sie assimilieren ihren Willen dem Willen der göttlichen Macht, bis er mit diesem geradezu identisch geworden ist. Sind sie die Seligen, die ganz Reinen, oder sind sie die Verräter der Menschheit? Sind sie das letzte, so sind sie das erste auch; denn es ist viel Schönheit, die aus ihren Augen spricht. Liegt hier vielleicht doch der Weg, auf dem fortzuschreiten die Menschheit berufen ist? Man denke an den unnahbaren Gott der Juden, an den lieben, leutseligen Gott der Christen. Man denke an viele andere Tatsachen in der Kultgeschichte der Menschheit.

Es gibt andere, die dem entgegengesetzten Triebe folgen. Rebellen,

Promethiden. Sie setzen ihren Willen zum Allwillen ein. Wir sagen mit wenig bezeichnendem Ausdruck: sie versuchen das Schicksal. Die „Hybris" spielte schon in der Dichtung der Griechen die erste Rolle. Wen sie blendet, der ist dem großartigsten, aber auch tragischsten Schicksal verfallen. Furcht und Mitleid löst es in der Brust des Zuschauers aus. Die ersten Menschen aßen von der Frucht, um Gott gleich zu sein; aber der Tod war ihr Lohn. Und Luzifer ward zum Teufel, weil er sich auf Gottes Thron zu setzen begehrte. Gewaltige Blätter der Welt- und Menschheitsgeschichte sind es, die von den Rebellen gegen die ewige Ordnung zu berichten haben.





Richter oder Kritiker?

(Zur Frage: „Kritik der Kritik".)

Von

A. Halbert.

— Breslau. —

Wenn der Richter Recht spricht, tut er es im Namen des Gesetzes. Wenn der Kritiker Urteile fällt, geschieht es im Namen der Kunst. Also könnte man folgern: dem Kritiker ist ein Richteramt übertragen worden. Wo ein Amt ist, ist auch Gewalt, ist auch Gesetz. Dem Kritiker ist die Kunst Gesetz, nach deren Buchstaben er sich zu richten hat.

Aber — haben wir ein Gesetzbuch für Kunst? Gibt's eine bleibende Wertung für ästhetische Begriffe? Gibt's eine Norm für Schönheit?

Die Frage nach den Gesetzen der Kunst ist alt, älter noch als die Parallele zwischen Richter und Kritiker. Wir wollen uns aber nicht in ästhetischen Deduktionen und Definitionen verlieren. Die Wandlung und Neuerung der ästhetischen Gesetze, der ewige Kampf um die ästhetischen Grundprinzipien und die Unmöglichkeit, sie zu formulieren, abzurunden und einen feststehenden Pol zu finden, all die Unerquicklichkeiten der dogmatischen Schulästhetik, all die Unhaltbarkeiten der „absoluten" Schönheitsgesetze führen uns doch zur negativen Betrachtungsweise, auf einen verneinenden Standpunkt. Und wir sagen:

Schönheit ist individuell. Und Kunst ist individuelle Ästhetik. Und mit Arthur Seidl verfechten wir den Satz: Nicht nur eine jede Kunstgattung trägt ihre eigenen, besonderen Gesetze in sich — zum Unterschiede von den anderen Kunstgattungen; auch jeder neuen Künstlerpersönlichkeit gegenüber ist eine durchaus individualisierende, d. h. auf den jeweiligen Eigenkern eingehende Betrachtungsweise wiederum von nöten. Ja, noch weit mehr: jedes e i n z e l n e K u n s t w e r k bringt gleichsam eine neue

spezielle Ästhetik mit sich auf die Welt, die sich nicht nach der ausgeleierten Formenschablone des bisher schon Vorhandenen mehr bemessen läßt, deren Regeln es erst aufzusuchen (zu „ahnden") und zu finden, für die es die Formeln neu zu prägen und deren lebensvoller Realität gegenüber es durchaus geschmeidig und unbenommen immer von neuem wieder Stellung zu fassen gilt.

Und eigentlich ist auch dieser Satz nicht neu; er variirt nur das alte Wort Kants: Kunstgesetze gebe das Genie — das Neue, Bemerkenswerte ist nur, daß wir heute zum Genie eine andere Stellung, man möchte sagen, eine andere Perspektive einnehmen. Wir sind heute dem Genie näher, verstehen die Bedingungen seiner Kraft, suchen die Wurzel seines Künstlerdaseins zu erfassen. Aber immerhin — der Satz bleibt bestehen, jeder Moderne kann ihn unterschreiben: Kunstgesetze gibt sich das Genie — nur etwas erweitern wird ihn der moderne Psychologe, der nicht nur der Schöpfung, sondern auch dem Schaffenden seine Aufmerksamkeit widmet, er wird sagen: dieselbe künstlerische Individualität kann sich täglich und stündlich neue Gesetze geben, beeinflußt von dem Gefühl, dem Temperament, der Stimmung, in die es die Wechselfülle des Lebens treibt. Geht nun der Kritiker von diesem Gesichtspunkte aus, will er diese Gesetze, die sich das Genie gibt, anerkennen, so muß er, der Kritiker, all diese Wandlungen der Stimmung, dieses regenbogenfarbene Schillern des Temperaments, die Impulse und Wechslungen des Gefühlslebens zu bannen, unter einen Gesichtskreis zu bringen versuchen und daraus erst ein Urteil zu bilden. Nicht über den Künstler oder die Grenze seiner Schaffenskraft hat er zu urteilen, (es sei denn, er wolle ein Essay über den Künstler, seine Persönlichkeit schreiben) — sondern über den Niederschlag seines jetzigen Gefühlslebens, über die Verdichtung seiner momentanen Stimmung zu einem Kunstwerke hat er zu berichten. Mit anderen Worten:

Durch die Gesetze, die der Künstler sich selbst in seinem Kunstwerk gibt, führt der Weg zur Kritik — und Kritik ist dann, muß sein:

Feinste Analyse des Kunstwerkes und seiner Stimmung.

Aber das Urteil?!

Weit hinter der Analyse ist sein Platz, sein Spielraum. Erst nachdem man ein Kunstwerk und seine Welt, seine Atmosphäre verstanden, aufgesogen und durchfühlt hat, hat man das Recht zu urteilen.

In wessen Namen aber?

Im Namen der Kunst?

II.

Im Namen der Kunst!

Jede Kunst hat als Grundkern den Stimmungsmoment. Die Wucht und die Geschmeidigkeit der Stimmung, die Intensität oder Ohnmacht eines Gefühls lösen in einer Künstlerpsyche Eindrücke aus — in Farben, Worten, Tönen.

Die Stimmungssaiten des Hörers, Sehers, Empfinders sollen und müssen demnach anklingen und nachtönen, wenn der Künstler es verstanden hat, abgerundete Stimmungsmomente und Gefühle in sein Werk hineinzulegen.

Die Wirkung eines Kunstwerkes auf den Hörer ist gleichsam getrennt von dem Selbstwert der Arbeit — ein Ding an sich.

Nicht was auf Wirkung, auf Effekt berechnet ist, wirkt auf den kongenialen Genießer, sondern immer die Übertragung der Stimmungskraft mit Hilfe von formalen und technischen Hilfswerkzeugen.

Nun — mag jeder ein Urteil über Kunst haben (wer wird zugeben, daß ihn eine Stimmung, die von einem Künstler kommt, kalt gelassen hat?), die Frage tritt nur in der Form auf:

Hat ein Einzelner ein Recht, nach einmaligem Sehen oder Hören die Wirkung eines Kunstwerkes auf seine Kunstpsyche, auf sein Stimmungsvermögen zu beurteilen?

Tausend Gründe, Ablenkungen, Ursachen können ihn daran gehindert haben, Ursachen, die ihm nicht mal klar zum Bewußtsein kommen.

Und ist dem so — ist eine Abwesenheit der Stimmung, eine Möglichkeit der Aufnahme-Unfähigkeit zu befürchten — muß die zweite Frage gestellt werden:

Hat der Genießende ein Recht, sein Urteil zu verbreiten, anderen mitzuteilen, vielleicht vielen, die zu seiner Intelligenz und künstlerischen Aufnahmefähigkeit Zutrauen haben —?

Es steht fest: Mut gehört zum Wesen eines Kritikers, oder, um nicht mißverstanden zu werden, B e w u ß t s e i n.

Erstens: Daß seine Sinne frei sind von jedem einseitigen Einfluß. (Ein Blick auf die Parteikritik verdolmetscht, was ich meine.)

Zweitens: Mut der Erkenntnis, die dem Bewußtsein entstammt, allen Sphären der Stimmung zugänglich zu sein.

Drittens: Mit e i n e m M a l e ein Kunstwerk anzuempfinden, restlos in sich aufnehmen zu können.

Zusammengefaßt: G e i s t i g e I n t e l l i g e n z, F o r m e n k e n n t n i s, G e s t a l t u n g s a h n e n u n d U r t e i l s k r a f t.

III.

Toren verlangen es, daß jeder Richter mindestens einmal im Gefängnis gesessen haben muß, um zu wissen, wie hoch er eine Tat einzuschätzen hat, um die Strafe zu verhängen. Toren sind's. Und doch sind jene nicht so unklug, wenn sie sagen, wir sehen, daß man mit den Gesetzen nicht weiter kommt — wir wollen keine Rechtsprechung, sondern Gerechtigkeit — wir wollen, daß der Richter sich hineinlebt in die Seele des Angeklagten, daß er sich vertieft in sein Wesen und in seines Daseins Bedingungen, daß er sich hineinwühlt in sein Gesamtleben, in das Vibrieren seiner Sinne, sich anpaßt dem Glühen seiner Leidenschaften, daß er den „Tausendseelenmenschen“ in ihm erfasse, dann aber erst urteile.

Otto Ernst sagt in einem sehr lesenswerten Essay*): „In jedem normalen Menschen, mag er eine noch so stark ausgeprägte Individualität zeigen, sind neben seinem vollentwickelten Seelenmaterial ungezählte psychische Momente vorgebildet, die nie oder nur sehr teilweise zur Entwicklung gelangen, und die besondere Anlage des Dichters (des Künstlers) erblicke ich gerade darin, daß bei ihm diese Momente besonders zahlreich und gleichmäßig auftreten, daß er ein menschlicher Mikrokosmus, ein Vollmensch, ein Tausendseelenmensch ist . . . Ich hoffe zuversichtlich, daß ich meinem Renommee nicht schaden werde, wenn ich gestehe, daß ich in meinem Innern schon bei geringer Aufmerksamkeit Keime zum Fleiß und zur Faulheit, zur Verständigkeit und zur Narrheit, zur Schwärmerei und zur Nüchternheit, zur ausgelassenen Lustigkeit und zur Melancholie, zum Mitgefühl und zur Härte, zur Grausamkeit und zur Milde, zur Genußsucht und zur Weltflucht, zum Leichtsinn und zur Pedanterie, zu Tugenden und Verbrechen und hundert anderen Dingen bemerke."

All diese Schwingungen der Seele muß der Kritiker erwägen, all diesen Gefühlen Rechnung tragen, all diesen Stimmungen sich anpassen können — dann erst hat er eine Stellung zum Künstler, dann erst ein Urteil über sein Werk. Und dieses Urteil ist vorerst subjektiv — soll es auch sein, weil es eben den Einfluß des Kunstwerkes auf die Psyche des Kritikers darstellt.

Und wieder trifft Ernst das Richtige, wenn er sagt: „Wir bemerken früher oder später bei der Lektüre eines wahren Dichters, daß seine Personen und deren Handlungen seelisch gewachsen sind, d. h. daß ihre Entwicklung sich sicher in den Bahnen der psychischen Kausalität bewegt. Unmerklich wird dadurch unser Vorstellungsablauf auf das Geleise der Kausalität gelenkt und in Gang gebracht; waren vordem unsere Vorstellungen nur Spiegelung, die wir aus einer gewissen Gefälligkeit dem Dichter in unsere Seele zu werfen gestatteten, so ist das, was sich jetzt in uns bewegt, eigenstes Leben: wir würden diese Vorstellungen in kausaler Verkettung weiterspinnen, wenn wir auch das Buch aus der Hand gelegt hätten."

So reagiert also das eigene Seelenleben, so nur bildet sich das Urteil. Und so weit ist der Kritiker subjektiv, geht von sich, von der Einwirkung des Geschauten, Gehörten oder Gelesenen auf seine Stimmungssphäre aus.

Er ist aber auch objektiv, insofern als er nur eine Meinung, einen Eindruck hat, weil er bis zu diesem Moment ein Laie ist, der Kunst genießt, ein Aufnehmender, der eben eine Stimmung durchlebt und die Wirkung derselben auf seine Psyche konstatiert.

Mit diesem Konstatieren erwacht erst der Kritiker.

Was bis jetzt Sache des Intellekts, des Geschmacks, der Stimmung, des persönlichen Urteils war — das wird nun unter die Perspektive der Kunst gebracht.

---

*) Was ist poetische Wahrheit? (Buch der Hoffnung.)

der Kunst und ihrer Wirkung. Der Prozeß geschieht nicht immer durch rein psychische Übergänge: der Kritiker weiß von Anfang an, wenn er ein Buch liest, daß er dann zu urteilen hat — er macht sich Notizen, unterstreicht u. s. w. Aber sein Gesichtswinkel ist ein kultureller, ein sittlicher. Er weiß, daß seine Kritik den Geschmack teils beeinflussen, teils anregen wird, er weiß, daß diese Beeinflussung des Geschmacks von Wirkung ist auf das Werden, auf die Verfeinerung oder Verschlechterung, auf die Vergröberung oder Veredelung einer Kultur, und er wird eine Kulturnorm aufstellen — etwa beiläufig Konrad Langes Zweckbestimmung: „Die Erweiterung und Vertiefung des geistigen und körperlichen Lebens durch Erzeugung von Anschauungs-, Gefühls und Kraftvorstellungen, das ist der tiefe Zweck der Kunst. Und dadurch trägt sie zur Erhaltung und Vervollkommnung der Gattung bei."

So spricht er objektiv Recht nach subjektivem Ermessen und Vergleichen. Aber im Moment des Richterspruches ist der Richter nur Richter, nur Gesetzesverkünder, Anwalt der Öffentlichkeit, ausgebildet zum Richter.

Soll auch der Kritiker so sein? Hier kommen wir zur letzten Konsequenz, zur Bildung des Kritikers.

IV.

„Die Fähigkeit zum Richteramt wird durch die Ablegung zweier Prüfungen erlangt. Der ersten Prüfung muß mindestens ein dreijähriges Studium der Rechtswissenschaft vorangehen.

Zwischen der ersten und zweiten Prüfung muß ein Zeitraum von mindestens drei Jahren liegen . . . Landesgesetzlich kann eine Verlängerung des Studiums oder Vorbereitungsdienstes angeordnet werden . . . Mitglied des Reichsgerichts kann nur derjenige werden, welcher das 35. Lebensjahr vollendet hat."

Um's Himmelswillen, solche Forderungen an Kritiker zu stellen, wäre Wahnsinn. Aber immerhin muß man sich fragen: Wieviele unserer Kritiker weisen die Bildung, die Feinfühligkeit, die Geschmeidigkeit auf, die nötig ist, um einen Künstler zu beurteilen. Und wenn es sich um ein Verurteilen handelt: Wieviele haben echte Kulturbildung, tiefes psychologisches Verständnis, ruhige Denkweise und doch temperamentvolles Erfassen, um der Kultur Wege weisen zu können?

Und wenn sie diese Bildung besitzen, diese Verstandestiefe und Gemütsfeinheit — wieviele können Richter sein nach eigenem Ermessen, nach eigener Anschauung, subjektiv genießend und objektiv den subjektiven Eindruck wiedergebend?

Die Redaktionen, die kleinen Staaten im Staate, haben besondere Normen, einen eigenen Kodex, und der Kritiker ist abhängig. — —

Und die erste Pflicht und die erste Bedingung des Richters ist doch: Unabhängigkeit.



Lebenserinnerungen

von

Hans Blum.

— Rheinfelden. —

Erster Abschnitt.

Im Vaterhause (1841 bis 1848).

Wohl in dem letzten Hause, das Leipzig im Jahre 1840 nach Westen zu an der Frankfurter Straße besaß, hatte sich seit dem 29. April 1840 ein junges Ehepaar niedergelassen: der Sekretär des Leipziger Stadttheaters Robert Blum und seine Frau Eugenie, geb. Günther. Ganz allein bewohnten sie dieses einstöckige Häuschen, das schmucklos, gelb getüncht, mit niedrigem Ziegeldach, von der Straße bloß durch ein Holzstaket getrennt, nur wenige Zimmer umfaßte, aber einschließlich des großen Obstgartens hinter dem Hause auch nur vierzig Taler jährlicher Miete kostete. Der Hauseingang lag auf der Rückseite, unter einem auf schlichten Holzsäulen ruhenden, aus dem ersten Stockwerk vorspringenden hölzernen Balkon.

Ein junges Ehepaar mit bescheidenem Einkommen konnte sich in einer nach damaligen Begriffen großen deutschen Stadt wie Leipzig — von über 40 000 Einwohnern — kaum ein anmutigeres Heim wünschen, als dieses. Denn nach allen Seiten schweifte der Blick ins Grüne, und friedliche ländliche Stille lagerte ringsum. Nur in den Meßzeiten ward es hier etwas geräuschvoll. Denn dann trieb auf der großen Wiese hinter dem Hause gegen das Rosenthal zu das luftige Volk der Seiltänzer, unter großem Zulauf der Massen, sein Wesen, und die Bewohner unseres Häuschens konnten von ihrem Balkon aus diese erhabenen Leistungen allezeit unentgeltlich und besser als jeder andere mit ansehen.

Robert Blum war in Köln am Rhein am 10. November 1807 geboren. Er zählte demnach 32 Jahre, als er dieses Häuschen Ende April 1840 bezog. Seine Gattin hatte am 13. Februar 1840 ihr dreißigstes Jahr vollendet. Beide hatten sich durch schwere Schicksale zu ihrem Eheglück hindurchringen müssen, namentlich Robert Blum*). Seine Kindheit war überaus traurig, hart und entbehrungsreich gewesen. Schon im achten Jahre (im Sommer 1815) war ihm der Vater gestorben. Der Stiefvater Schilder, den die Mutter 1816 heiratete, ein Schiffer, vermochte den Seinen, namentlich im Hungerjahre 1817, nicht einmal Brot genug zur Sättigung zu verdienen. Aber noch weit schwerer als unter allen leiblichen Entbehrungen bitterer Armut litt Robert Blum geistig und seelisch unter diesem Elend. Seine ganz außerordentliche Begabung war schon sehr früh hervorgetreten. Mit sieben Jahren hatte er unter der Anleitung des Vaters schon Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt. Mit zehn Jahren war er in den Fächern, die ihm in der Kölner „Pfarrschule" gelehrt wurden, bereits so weit vorgeschritten, daß er den meisten Lehrern als unbequemer „Überflieger" galt, d. h. als ein Schüler, dem alles zu leicht wurde. Und doch verwandte Robert daheim fast seine ganze Zeit dazu, um durch Stricken und andere nutzbringende Handarbeiten das Elend der Seinen zu lindern. Den Konfirmationsanzug, in dem er mit elf Jahren zum ersten Male das heilige Abendmahl in der katholischen Kirche nahm, hatte er sich selbst verdient. Um diese Zeit sagte sein bester Lehrer in der Pfarrschule, Herr Burg, zu Roberts Mutter: „Solch ein Talent und solchen Fleiß wie bei Robert habe er in den 35 Jahren seines Wirkens an dieser Schule noch nicht entdeckt. Die Mutter möge alles aufbieten, den Sohn studieren zu lassen. Gerade für strebsame und arme Knaben habe die Stadt ja ihre reichen Stiftungen an dem Gymnasium." Die Mutter brachte den begabten Sohn also auf das Kölner „Jesuitengymnasium", und hier war Robert in Sexta und Quinta weitaus der Erste, niemals aber wollte sich eine „Stiftung" für ihn finden. Die Ausgaben für sein Schulgeld, seine Bücher und Kleidung konnte die gichtige, fast gelähmte Mutter nicht mehr erschwingen. So mußte er denn um die Mitte des Jahres 1820 dem Lernen entsagen und einen Broterwerb mit seiner Hand suchen. Als er etwa fünfzehn Jahre später bei der Aufnahme in den Freimaurerbund, wie üblich, seinen Lebenslauf erzählte, schrieb er im schmerzlichen Rückblick auf jenen entscheidenden Wendepunkt: „So mächtig mich auch damals die Sehnsucht festhielt am Wissen, ich war gezwungen, ein Handwerk zu erlernen, und trat dann nach vollendetem siebzehnten Jahre eine traurige Selbständigkeit an,

*) Z. vergl. mein Werk: „Robert Blum, ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk". Leipzig, Ernst Keil, 1878.

indem die Kindespflicht mich hinaustrieb in das Leben, um meinen Eltern die Sorgen für meinen Unterhalt abzunehmen."

Trotz übelster Behandlung bei drei Kölner Meistern, einem Goldschmied, einem Gürtler und einem Gelbgießer, arbeitete Robert doch bei allen mit rühmlichem Fleiß, wurde im November 1826 nach vierjähriger Lehrzeit auch feierlich zum Gelbgießergesellen gesprochen und trat nun die übliche Wanderschaft an durch die heimatliche Rheinprovinz. Seine schwachen Augen aber, — er war im dritten Jahre infolge der Masern neun Monate lang blind gewesen, — hinderten ihn an feinerer Arbeit, und so kehrte er am 6. Juni 1827 mit der trostlosen Gewißheit zu den Seinen nach Köln zurück, daß ihn sein Handwerk nicht ernähren könne. Doch gerade in dieser verzweifelten Lage schenkte ihm zum ersten Male das Glück volle Gunst. Ein Herr J. W. Schmitz in Köln, der für viele deutsche Städte die Rüböllaternen zur Straßenbeleuchtung lieferte, fand in Robert Blum den jungen Mann, den er zur Beaufsichtigung der Installation (Montage) der nach auswärts gelieferten Laternen suchte, und nahm ihn schon am 8. Juni 1827 unter äußerst günstigen Bedingungen in Dienst. Der beglückten Mutter Roberts, die mit Schmitz einen „Akkord" (Vertrag) machen wollte, sagte dieser gleich: „Liebe Frau, es bedarf keines Akkordes. Ich habe in Ihrem Sohn einen Schatz gefunden, seine herrlichen Eigenschaften erkannt und weiß sie zu würdigen." Über drei Jahre lang hat Robert Blum das große Vertrauen seines Herrn auch im vollsten Maße verdient und gerechtfertigt, und Schmitz mußte ihn am 9. August 1830 nur deshalb entlassen, weil die immer weiter sich ausbreitende Gasbeleuchtung der Straßen die biederen Rüböllaternen verdrängte und den armen Schmitz fast zahlungsunfähig machte.

Für Robert Blum aber waren diese drei Jahre von größter und erfreulichster Bedeutung. In völlig sorgenfreier und fast selbständiger Stellung, durfte er, mit voller Zustimmung seines Herrn, jede freie Stunde zur Stillung seines Heißhungers nach Büchern und Wissen verwenden, und außerdem lernte er auf seinen Dienstreisen (meist Fußwanderungen) einen großen Teil Deutschlands kennen: die Rhein- und Mainlande, Rhein-Hessen, Baden, Württemberg, Bayern und die Lande zwischen Köln und Berlin. In München studierte er Philosophie und hatte ein langes Gespräch mit König Ludwig I. von Bayern. In Berlin durfte er die Vorlesungen der Hochschule besuchen.

Um den Seinen nicht zur Last zu fallen, nahm Blum, nach der Entlassung bei Schmitz, am 1. Oktober 1830 die niedrige Stellung eines „Theaterdieners" bei dem Schauspieldirektor Ringelhardt in Köln an, mit nur 10 Talern Monatsgehalt, wovon er sechs an die Seinen abgab. Doch verbesserte er seine Einkünfte wesentlich durch die Verwertung schwungvoller und satirischer politischer

Dichtungen, die in Saphirs „Schnellpost“ und in Kölnischen Zeitungen sofort Aufnahme fanden. Und diese Verbindung mit der Presse nützte er wieder für seinen Direktor hochsinnig aus, indem er gegen Ende 1830 in einer der gelesensten Kölner Zeitungen namenlos eine Reihe von Artikeln schrieb, die Ringelhardts redliches Streben und die sein Unternehmen drückend belastenden Abgaben mit voller Sachkenntnis schilderten. Der Direktor war äußerst erstaunt, als er erfuhr, daß diese warme Verteidigung seiner Interessen aus der Feder seines — Theaterdieners geflossen sei, und erwies Blum fortan alles Liebe und Gute, stellte ihm namentlich die Theaterbibliothek zu freiester Verfügung, in der dieser nun in der Tat förmlich schwelgte. Und als Ringelhardt im Sommer 1832 das Stadttheater in Leipzig übernahm, bot er Blum dort die Stelle als „Theatersekretär, Bibliothekar und Kassenassistent“ mit 200 Talern Jahresgehalt an. Diese Stelle trat Blum am 15. Juli 1832 an und siedelte damit nach Leipzig über, das die Wiege seines Glückes und Ruhmes werden sollte.

In Leipzig war mit der Verleihung der sächsischen Verfassung auch ein reges politisches Leben aufgegangen, das Blum ungemein fesselte. Eine große Zahl bedeutender Männer wurde gerade in jenen Jahren durch das vielseitige geistige Interesse und Leben der Stadt angezogen: Schriftsteller, Musiker, Gelehrte, Künstler, Redakteure, Buchhändler, mit denen allen Blum bekannt und größtenteils befreundet wurde. Durch diese Bekanntschaften und die Tüchtigkeit und Eigentümlichkeit seiner schriftstellerischen Leistungen in Vers und Prosa eroberte Blum sich auch schon zu Anfang seines Leipziger Aufenthaltes den Zutritt als Mitarbeiter an den gelesensten Zeitschriften jener Tage und bezog daraus namhafte Honorare. Der große Pflichtenkreis seiner dienstlichen Stellung am Theater brachte ihn überdies mit allen Kreisen der Gesellschaft in Berührung, die alle seinen Fleiß, seine Einsicht und idealen Anschauungen gleichmäßig schätzten. Sehr bezeichnend für diese Anschauungen ist die schon früher erwähnte „Biographische Skizze“, die er zu Anfang 1836 mit seinem Gesuch um Aufnahme in den Freimaurerbund überreichte. Er sieht in dem Bunde wohnen „die wahre Freiheit und Gleichheit, an welcher der Lichtblick des Denkers hängt, als an dem Ideale menschlicher Glückseligkeit; nicht jene Freiheit, die auf den Trümmern der vernichteten sozialen Zustände ein blutiges Banner schwingt und der unglücklichen Menschheit Gleichheit gibt, indem sie allen gleiches Elend bereitet; sondern jene Freiheit, die nur dann allen Menschen gleiche Glückseligkeit geben kann und wird, wenn sie alle aus allen Kräften an ihrer sittlichen Vervollkommnung arbeiten und festhalten an der Tugend, ohne welche keine Freiheit möglich ist.“

Blums Bemühungen war vorwiegend zu danken, daß die Einweihung des Gustav-Adolf-Denkmals in Lützen, am 6. November 1837, zu einem großartigen vaterländischen Volksfeste wurde. Und als von den edlen „Göttinger Sieben", die am 17. November 1837 gegen den Eid- und Verfassungsbruch des Königs von Hannover protestiert hatten und deshalb ihrer Professuren rechtswidrig entsetzt und aus Göttingen vertrieben worden waren, Dahlmann und Albrecht nach Leipzig kamen, da hielt Robert Blum an der Spitze von Hunderten schlichter Bürger ihnen eine herzbewegende Ansprache. Es war seine erste öffentliche Rede.

Seine Einkommensverhältnisse waren jetzt sichere und durchaus befriedigende. Nach Köln konnte er den Seinen erhebliche Unterstützungen senden. So durfte er denn ohne Bedenken dazu schreiten, den eigenen Herd zu gründen. Am 21. Mai 1838 vermählte er sich mit der neunzehnjährigen Adelheid Mey, einem anmutigen, schlichten Mädchen aus einem einfachen, aber behäbigen Leipziger Bürgerhause. Leider starb sie schon am 30. August desselben Jahres an einer Frühgeburt. Der verwaiste Gatte war fast tiefsinnig vor Schmerz. Bis zu Visionen der Dahingeschiedenen und langen Gesprächen mit ihr steigerte sich sein aufgeregter Seelenzustand. Die Arbeit allein war ihm langsame Trösterin in seinem Schmerz, dann auch der stille trauliche Verkehr mit bevorzugten Freunden, zu denen seit Jahren namentlich der Redakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" von Brockhaus, Dr. Georg Günther, gehörte. In dem Junggesellenheim des Freundes fand Robert Blum das Mädchen, das ihn allein trösten und die verlorene Liebe wieder ersetzen konnte: die Schwester des Freundes, Eugenie Günther.

Sie war, wie schon berichtet, am 13. Februar 1810 geboren, in Penig in Sachsen, mit den Ihrigen aber 1820 nach Prag übergesiedelt, wo der Vater eine blühende Kattunfabrik gründete. Als er 1834 starb, ließ er diese leider in der Hand des einzigen Sohnes, Dr. Georg Günther, der das blühende Geschäft bald in den Bankerott führte und das ganze Vermögen der Mutter und Schwestern dabei zusetzte. Nachdem auch die Mutter 1836 gestorben, siedelte er im nämlichen Jahre mit den unverheirateten Schwestern, der älteren Emilie und der jüngeren Eugenie, nach Leipzig über. Eugenie war sorgfältig erzogen und gut belesen, sehr lebhaften Geistes, von innigstem Gemütsleben und regem Interesse für alle bewegenden Ideen der Zeit erfüllt. Das dunkelbraune, gescheitelte Haar fiel in langen dichten Locken fast bis auf die Schultern. Die freundlichen braunen Augen sprachen ihr tiefes Gemüts- und Seelenleben aus, und ihre fröhliche Geistesfrische ließ sie wesentlich jünger erscheinen, als sie war. Robert Blum machte durch seine geistige Bedeutung tiefen Eindruck auf sie. Da aber die Mutter seiner verstorbenen

Gattin seine täglichen Besuche bei Günthers mit verächtlichstem Mißtrauen begleitete, beschwor er selbst den Freund Georg, die Schwester auf einige Zeit aus Leipzig zu entfernen. Sie begab sich darauf, natürlich ohne Ahnung von Blums Anstiftung zu dieser Reise, vom Mai bis Dezember 1839 zu ihrem Schwager Jost nach Kappel bei Chemnitz und beantwortete Blums schriftlichen Abschiedsgruß von dort aus. Damit war ein langer, überaus reizender und gedankenreicher Briefwechsel mit ihm eingeleitet, in dem die beiden warmen Herzen sich bald aussprachen und fanden. Bezeichnend für Blums opfermutige Vaterlandsliebe ist in diesem Briefwechsel seine zweimalige ernste Weissagung, daß er voraussichtlich sein Leben werde hingeben müssen in seinem Kampfe für Deutschlands Freiheit und Einheit. Der starken, mutigen Seele der Braut wagt er diese Überzeugung rückhaltlos auszusprechen. Seine gewaltige Redegabe hatte ihn damals schon zum begehrtesten Volksredner Sachsens gemacht, und auch mit den liberalen Abgeordneten ganz Deutschlands hatte er schon lebhafte, vertrauliche Beziehungen angeknüpft, namentlich mit dem greisen badischen Führer Adam v. Itzstein. Sie trafen sich von 1839 an bis 1847 alljährlich im tiefsten Geheimnis bei einem der Glieder des vertrauten Kreises in dessen Heim.

Als Blums Braut nun im Dezember 1839 nach Leipzig zurückkehrte, wurde die Verlobung öffentlich bekannt gemacht. Ein treuer Prager Freund der Familie Günther eilte sofort nach Leipzig, um den Bräutigam kennen zu lernen, und sucht ihn natürlich im Theater auf, trifft ihn aber hier nicht und hinterläßt einem Schauspieler, der behauptet, ein „intimer Freund“ Blums zu sein, den Auftrag, seine Glückwünsche „zu Herrn Blums Verlobung mit Fräulein Günther“ auszurichten. Der „intime“ Mime denkt, es handle sich um die reizende neue Soubrette des Theaters, Fräulein Günther, und erwidert kühl: „So? Ist die jetzt mit Herrn Sekretär Blum verlobt? Da will ich mich eilen, Ihre Glückwünsche auszurichten, denn die hat fast jeden Tag einen anderen Bräutigam.“ — „Mein Gott, muß die sich verändert haben!“ ruft der Prager Freund entsetzt und verläßt den Leipziger Musentempel, um dem Freund Günther sein tiefes Beileid zu der „entsetzlichen Veränderung“ der Schwester auszusprechen. Die ungeheure Heiterkeit der Geschwister Günther, des Brautpaares und des biederen Pragers, nachdem das Mißverständnis sich gelöst, läßt sich denken.

Der Kölner Robert Blum hatte schon vor seiner Verlobung mit Adelheid Mey die sächsische Staatsangehörigkeit erwerben müssen und dazu den einfachsten Weg gewählt, den Ankauf eines „Grundstücks“ in Sachsen. Es war eine Bretterbude in der Nähe Leipzigs, die er (am 20. April 1838) einschließlich der Kosten um 126 Taler 6 Groschen erschwungen hatte. In diesem überaus bescheidenen Sinne war Robert Blum auch noch „Hausbesitzer“, als er sich am 29. April 1840 mit

seiner Eugenie in der Kirche zu St. Thekla bei Leipzig trauen ließ. Ebenda vermählte sich am nämlichen Tage Georg Günther mit der schönen und geistvollen Lina Böhme. —

Ein furchtbares Unwetter tobte in den Stunden, da ich, nach einem toten Zwillingsschwesterchen, am 8. Juni 1841 geboren wurde. Die gute Mutter erholte sich von dem ersten schweren Wochenbett sehr langsam. Ich war anfangs ein schwächliches Kind. Obwohl der Vater sich noch nicht förmlich von der katholischen Kirche losgesagt, ließen mich die Eltern doch protestantisch taufen, und zwar auf den Namen Hans, weil der Vater glaubte, daß sein Freund (Adam) von Itzstein, mein Pate, so heiße. Erst als mir Itzstein bald nachher eine wertvolle goldene Genfer Repetieruhr — die ich heute noch trage — zusandte, mit der schriftlichen Widmung: „Seinem lieben Paten Adam Blume . . . von Itzstein," erkannte der Vater seinen Irrtum. Aber beide Eltern waren froh, mich nicht Adam rufen zu müssen. Wer will auch seinem Kinde die Verantwortung auferlegen, sich zum „ersten Menschen" aufzuschwingen und den ganzen Tag an Sündenfall und Erbsünde zu erinnern. Außerdem hätte dann doch wohl mein erstes zu erwartendes Schwesterchen Eva heißen müssen, mindestens meine künftige Frau.

Der fast ländliche Aufenthalt, den der große Garten hinter dem von den Eltern bewohnten Häuschen bot, und die gesunde Luft dort ließen mich zu ihrer Freude rasch gedeihen. Ich lernte sehr früh laufen und sprechen. Meine Behendigkeit im Laufen und Klettern wurden der Mutter schon im Sommer 1842 manchmal besorgniserregend, namentlich als ich da plötzlich einmal, trotz meines langen Kleidchens, auf einer vom Vater bei Beschneidung des grünen Pflanzenbehangs stehen gelassenen langen Leiter aus dem Garten zur Mutter nach dem Balkon im ersten Stockwerk emporkletterte, wo sie an einer neuen Kinderausstattung nähte — am 29. September wurde mein Bruder Richard geboren — und ihr fröhlich zurief: „Mutter, Mutter, sieh mal, wo ich bin!" Trotz des furchtbaren Schrecks, der sie bei diesem Anblick durchzuckte, rief sie mit großer Geistesgegenwart scheinbar freudig: „Ei, da bist du, mein Hänsemännchen? Da hebe ich dich gleich herein." Und im nämlichen Augenblick hob sie mich über die Balkonbrüstung und preßte mich, während sie vor Aufregung einer Ohnmacht nahe war, mit leidenschaftlicher mütterlicher Inbrunst an sich.

Wenn die Obstbäume unseres Gartens mein Schütteln nicht mit Früchten belohnen wollten, hob ich die Händchen und sagte: „Bitte, bitte!" Dann verhalfen mir wohl die Eltern zur Erfüllung meines Wunsches, wenn sie es für angemessen fanden. Ich aber verstand meine sehr kräftige Eßlust auch dann zu befriedigen, wenn sie es nicht für angemessen fanden. Eines Tages mußte ich — weil ich nach der auf

angebliche Beweise gestützten Meinung der Eltern „Bauchweh" haben sollte — beim Mittagstisch irgend eine heillose Brühe trinken oder löffeln, während die Eltern sich an meiner Leibspeise labten, frischer Wurst mit Linsen oder Erbsen. Traurig schied ich vom Grabe meiner Ernährungshoffnungen, indem ich dabei in meinen sehr jungen und unnützen Gedanken überlegte: wir haben ja einen so guten Hund, der immer was Ordentliches vom Mittagessen der Eltern abkriegt, und der gute Hund wird nicht so schlecht gegen mich sein, wie die Rabeneltern. Richtig! Als meine Mutter kurz nach meinem Verschwinden fragte: „Aber Robert, wo ist denn unser Hans?" da fanden mich die Eltern am platten Erdboden auf dem beargwöhnten Bauche vor der Hundeschüssel liegen und nach Kräften zulangen, während der biedere Hund auf der anderen Seite fast nur platonisch an der Mahlzeit teilnahm.

Nicht ohne Stolz kann ich feststellen, daß ich in diesem frühen Alter — freilich auch nur in diesem — die Feder eines großen Dichters, Hoffmann's von Fallersleben — des Dichters des heutigen deutschen Nationalliedes „Deutschland, Deutschland über alles" — zu einigen „Kinderliedern" angeregt habe, die in Musik gesetzt wurden. Der Dichter verkehrte schon damals, da er noch Breslauer Professor war*), wie auch später, sooft er konnte, sehr gern und behaglich in unserem schlichten kleinen Familienkreise. Wie hoch er damals schon den Vater schätzte, beweist das schöne Gedicht seiner Hand „An Robert Blum," vom 10. April 1842, das unser Familienarchiv bewahrt:

Ja, immer Friede mit den Guten,
Und mit den Bösen immer Krieg!

Herr, führ' uns in der Hölle Gluten,
Nur immer führ' uns, Herr, zum Sieg!

Laß Recht und Freiheit nicht verderben
Und fallen durch der Feinde Hand,

Laß lieber uns im Kampfe sterben,
Und rette du das Vaterland!

Freilich sollte — und eigentlich natürlicherweise — das Gegenteil eintreten. Nicht der Dichter, sondern der Streiter für Deutschlands Einheit und Freiheit, Robert Blum, sollte „im Kampfe sterben!"

Die persönlichen Verhältnisse des Vaters hatten sich inzwischen so günstig gestaltet, daß er sich 1843, allerdings mit geringer Anzahlung und zu recht billigem Preise, eine eigenes Hausgrundstück erwerben konnte: ein einstöckiges, einfaches, aber hübsches weißes Haus mit flachem Zinkdach, an der Eisenbahnstraße (Nr. 8), das letzte der Stadt nach Osten, wie wir bisher das letzte gegen Westen bewohnt hatten. Der große Garten bot dem Vater reichliche Gelegenheit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, zum Graben und Pflanzen. Unmittelbar unterhalb des Gartens, nach Norden hin, liefen

*) Seine Absetzung erfolgte durch Kabinettsordre vom 3. December 1842.

die Geleise der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. Die Aussicht reichte von Haus und Garten aus ebenso weithin nach Norden und Osten, wie in meinem Geburtshause nach Süden und Westen. Hier erlebten wir — ich und meine jüngeren, 1842, 1845 und 1847 geborenen Geschwister — nun eine selige Kindheit. Die Eltern machten stundenweite Ausflüge mit uns in die ländlichen Fluren, die wir von daheim aus überschauen konnten. Auch in den Straßen der Stadt war ich bald gut bewandert, da ich den Vater häufig mit irgend einer Botschaft im Theater aufsuchen und heimbegleiten durfte.

Dem häuslichen Unterricht der Eltern, die meinen Wissensdrang mit belehrenden Spielen, Erzählungen und Gesprächen nicht ausreichend befriedigen konnten, dankte ich schon im Beginn meines fünften Jahres die Kunst des Lesens und die Anfangsgründe des Schreibens. Jedenfalls war ich in diesen Kenntnissen schon ziemlich weit vorgeschritten, als ich zu Ostern 1847 in die unterste Klasse der ersten Bürgerschule eintrat, und mein Klassenlehrer recht zufrieden mit meinen Leistungen. Vor dem Eintritt in die Schule hatte ich auch schon im Leipziger Stadttheater die ziemlich große Rolle des ungezogenen Jungen in der Posse „Ein Stündchen in der Schule" gegeben, die mir vortrefflich gelang. Zu meinem großen Bedauern durfte ich als Schuljunge nicht mehr Theater spielen. Ich hätte zu gern die Rolle des Walter Tell in Schillers „Wilhelm Tell" gegeben, die ich schon auswendig kannte. Wir hatten den Theaterbesuch frei, und wie genau ich dabei, zum Beispiel auch in Mozarts „Zauberflöte" aufmerkte, bewies ich schon 1845, als Johannes Ronge, — nebst meinem Vater der Gründer des Deutsch-Katholizismus — zu Besuch bei uns war. Denn wie da, fast gleichzeitig mit ihm, zwei Polizeibeamte sich bei uns einstellten, um Ronge nach seinen Papieren und Absichten auszufragen, und diese drei samt meinem Vater ziemlich lebhaft mehrfach um einen Stuhl herumschritten, da sagte ich enfant terrible ganz laut: „Das geht ja hier gerade zu wie in der Zauberflöte, da suchen sie auch einen zu fangen." Nach der Schule hatte ich übrigens, zu meiner großen Freude, immer ein bis zwei Stunden auf dem ziemlich entlegenen Turnplatz zu turnen. Daheim übte ich mich dann weiter an einer Reckstange im Garten. Sehr früh schon begann ich auch ohne jede Anleitung, aus eigenem Drang, zu zeichnen.

Des Vaters politisches Ansehen und Wirken war in diesen Jahren ungemein gewachsen. Schon 1840 hatte er vornehmlich der Leipziger Feier zur Erfindung der Buchdruckerkunst vor 400 Jahren das Gepräge von Großartigkeit verliehen, namentlich das sinnige Festspiel im Theater geschaffen. Im Winter 1840/41 gründete er den Leipziger Schriftstellerverein, zur nämlichen Zeit auch den Leipziger Schillerverein,

in dem er von 1840 an jahrelang die Festreden hielt. Von 1841 an übernahm sein Schwager Georg Günther die Leitung der „Sächsischen Vaterlandsblätter" in Leipzig, und Robert Blum wurde die Seele und der Hauptarbeiter an diesem in jenen Jahren hervorragendsten und überall verbreitetsten Organ des nationalen Liberalismus Deutschlands. Daneben gab Blum unter eigenem Namen von 1840 an billige politische Volksschriften heraus, zunächst in zwanglosen Heften den „Verfassungsfreund", der schon im „Vorwort" die Losung eines deutschen Parlaments ausgab, und als dieser 1843 von der sächsischen Reaktion unterdrückt wurde, von 1843 bis 1847 alljährlich das „Taschenbuch Vorwärts", zu dessen politischen Mitarbeitern die gefeiertsten Männer der Zeit gehörten: Welcker in Baden, Johann Jacoby in Königsberg, Heinrich Simon in Breslau, Arnold Ruge in Halle u. a.; zu den Dichtern aber Ludwig Uhland, Freiligrath, Fallersleben, Herwegh, Julius Mosen, Robert Prutz und viele andere. Mit voller Siegeszuversicht rief Blum im ersten Bändchen den Gegnern zu: „Den Geist der Zeit zwingt ihr nicht!"

Sehr bemerkenswert ist, daß Blum bei Begründung des Deutsch-Katholizismus 1844 für die „Trennung von Rom" fast wörtlich dieselben Gründe geltend machte, wie später Bismarck als preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt und als Deutscher Reichskanzler im sogenannten „Kulturkampf". Denn Blum schrieb schon zu Ausgang 1844 in den „Vaterlandsblättern": „Unsere Väter haben den äußeren Feind bekämpft, der unser Vaterland unterjochte, — Rom hat im Frieden seine Fremdherrschaft um so fester begründet . . . Der äußere Feind hätte unsere einheitliche staatliche Entwickelung fördern müssen — Rom duldet auch die gegenwärtige staatliche Gestaltung nur gezwungen und hat die ganze Grundlage unseres Staatslebens nicht anerkannt, ja zum Teil ausdrücklich verdammt." Unter Blums Leitung wurde in Leipzig am 12. Februar 1845 eine deutschkatholische Gemeinde begründet und einigte sich im März desselben Jahres das „Deutschkatholische Konzil" in Leipzig auf ein allgemeines Glaubensbekenntnis. Blums rückhaltlos ausgesprochener und durch den eitlen, unfähigen Ronge vereitelter Hauptzweck aber bei Einleitung der deutschkatholischen Bewegung war der: auch auf kirchlichem Gebiete das Streben nach deutscher Einheit zu entfesseln.

Die Feindseligkeit der sächsischen Reaktion gegen diese Bewegung, wie gegen alle nationalen und freiheitlichen Reformbestrebungen der Zeit, und die Besorgnis, der katholische Hof wolle — trotz der gegenteiligen Bestimmung in der Sächsischen Verfassung von 1831 — die Jesuiten nach Sachsen zurückführen, veranlaßte 1845 die unseligen Leipziger Augustereignisse. Zu Unrecht galt der streng katholische Prinz — spätere König — Johann von Sachsen damals im

ganzen Lande als eifrigster Förderer des Jesuitenordens. Nachdem er am 12. August 1845 Parade über die Leipziger „Kommunalgarde" gehalten, umlagerte am Abend eine große Menschenmenge seinen Gasthof, doch ohne irgend eine Ungesetzlichkeit zu begehen. Ein Bataillon Schützen säuberte mühelos den Platz; nun aber ließen plötzlich drei Leutnants, ohne Befehl des Prinzen oder Obersten, auf eigene Verantwortung, mehrmals Rottenfeuer auf die am vorherigen Auflauf gar nicht beteiligte harmlose Menge der Spaziergänger in den Promenaden hinter dem Platz geben, so daß sieben Tote und zahlreiche Verwundete in ihrem Blute lagen. Die berechtigte Empörung Leipzigs über diesen Frevel stieg von Stunde zu Stunde. Der Prinz eilte am nächsten Frühmorgen auf Seitenwegen aus der Stadt. Am Nachmittag des 13. August aber versammelten sich Tausende im „Schützenhause", um darüber zu beraten, auf welchem Wege Leipzig für das vergossene Blut Genugtuung fordern und erhalten könne. Die maßlosesten Vorschläge fanden den lautesten Beifall, und schließlich ward das Verlangen nach Rache um jeden Preis der herrschende Grundton der allgemeinen Stimmung — die Stadt konnte in den nächsten Stunden im Blute schwimmen! „Da trat, von seinen Freunden auf die Tribüne gedrängt und von der Versammlung mit dem lautesten Beifall begrüßt, Robert Blum als Redner auf."*) Er war in Geschäften einige Tage lang verreist gewesen, hatte eben erst am Bahnhof die Schreckenskunde der gestrigen Ereignisse vernommen und war sofort in die Versammlung des Schützenhauses geeilt. Unter allen Rednern gab er in der allgemeinen Erregung zuerst die Losung aus: nur auf dem Boden des Gesetzes dürfe die Sühne für das vergossene Blut gefordert, müsse sie aber auch gewährt werden. Dieses Wort vereinte alle um ihn, machte allem Streit ein Ende. Damit feierte seine mächtige Redegabe, sein klarer Blick und seine maßvolle Persönlichkeit unstreitig den größten Triumph seines Lebens. Denn er hat Leipzig damals vor der wildesten Anarchie und einem grauenvollen Blutbade bewahrt. Leipzigs Bürgerschaft überreichte ihm zu seinem Geburtstage, am 10. November 1845, eine künstlerisch ausgestattete Dankadresse und wählte ihn gegen Ende des Jahres zum Stadtverordneten. Aus ganz Sachsen, ja selbst aus dem fernen Baden, trafen ähnliche Dankadressen bei ihm ein.

Von da an nahm ihn sein politisches Wirken und seine Pflichtübung als Stadtverordneter vollends so in Anspruch, daß er seine Stellung am Theater damit für unvereinbar hielt. Da beschloß die Versammlung der liberalen Vaterlandsfreunde auf Itzsteins Besitzung in Hallgarten im August 1846 die Begründung einer „Volksbuchhandlung auf Aktien" (richtiger Anteilscheinen zu 5 Talern) unter

*) So schreibt die gemäßigt liberale „D. Allg. Z." von Brockhaus am 15. August 1845.

Robert Blums Zeitung in Leipzig und unter der Firma Robert Blum und Comp. Die Gesinnungsgenossen sammelten auch sofort ein für den Anfang ausreichendes Kapital. In seinem treuen Freunde und Kampfesgenossen Robert Friese, dem Buchhändler und Verleger der „Sächsischen Vaterlandsblätter", fand Blum einen sachkundigen Teilhaber. Er kündigte nun in freundschaftlicher Weise seine Stellung beim Theater für den 1. Juli 1847, und am nämlichen Tage wurde die neue Verlagsbuchhandlung eröffnet.

Das Hauptwerk des jungen Verlags war „Blums volkstümliches Staatslexikon", für das er einen großen Teil der Männer zu Mitarbeitern gewonnen hatte, die ein Jahr später die Linke des Frankfurter Parlaments bildeten. Da die vaterlandslose „deutsche" Sozialdemokratie sich anmaßt, Robert Blum noch heute zu ihren traurigen „Genossen" zu zählen, so muß festgestellt werden, daß er sich in den von ihm selbst unterzeichneten Artikeln dieses Staatslexikons über Sozialismus und Kommunismus (Bd. I., S. 421—425) so nachdrücklich als möglich von dieser „Genossenschaft" lossagt. Denn von den „Lehren" des Sozialismus läßt er nur die gelten, die durch die Verfassung und sozialpolitische Gesetzgebung des Deutschen Reiches längst verwirklicht sind. Den Kommunismus dagegen, die Hauptgrundlage und Erbweisheit unserer Sozialdemokratie, erklärt er rundweg „für naturwidrig und unmöglich".

Kaum hatte Robert Blum seines Glückes Schiff auf die neue Bahn des Buchhandels gelenkt, als der große Völkersturm des Jahres 1848 ausbrach. Und da kaum jemals das Geschick eines Familienhauptes für die Zukunft der Seinen so entscheidend gewesen ist, als das tragische Geschick Robert Blums, so kann ich diese Lebenserinnerungen zunächst nicht anders fortsetzen, als indem ich des Vaters Anteil an der Bewegung des Jahres 1848 ganz kurz vortrage.

Sowie die Kunde von der Pariser Februarrevolution nach Leipzig gedrungen war, wandte Blum alle Kraft und allen Einfluß mit dem größten Erfolg daran, daß alle Parteien und alle Klassen der Bevölkerung Leipzigs in vollster Einmütigkeit die erreichbaren nationalen und freisinnigen Forderungen der Zeit bei der sächsischen Regierung durchsetzten, also vor allem die Entlassung der reaktionären sächsischen Minister. Das glückte vollständig. Am 13. März wurden sie vom König in Ungnaden entlassen und die bisherigen Führer der Opposition im Landtage zu Ministern ernannt. Blum hätte leicht selbst einen Ministerposten erlangen können, aber er erklärte, daß nun seine ganze Tätigkeit Deutschland, den Vorarbeiten für das deutsche Parlament gewidmet sein müsse.

Diese Vorarbeiten wurden bekanntlich dem deutschen Vorparlament übertragen, das Ende März 1848 in Frankfurt a. M. zu-

sammentrat.*) Robert Blum reiste rechtzeitig dorthin ab als Vertreter der Stadt Zwickau, die ihn kurz zuvor zum Ehrenbürger ernannt hatte. (Im deutschen Parlament war er der Abgeordnete Leipzigs.) Vor seiner Abreise erschien noch eine starke Abordnung aus dem sächsischen Gebirge bei ihm mit dem Machtgebot zahlreicher Volksversammlungen: „Der Bürger Blum müsse binnen längstens vierzehn Tagen die deutsche Republik von Frankfurt mitbringen.“ Der Bürger Blum richtete statt einer Antwort die verblüffende Frage an die Abordnung: ob die Herren an allen Orten, von denen sie herkämen, schon Feuerspritzen hätten? Und als diese Frage fast allerseits verneint wurde, erwiderte er gelassen: „Sagen Sie Ihren Auftraggebern, ehe jedes Dorf in Deutschland seine eigene Feuerspritze habe, könne ich ihnen die deutsche Republik nicht besorgen.“ Ganz in demselben Sinne äußerte sich Blum in seiner ersten Rede in Frankfurt in einer sehr bewegten Versammlung, nachdem vor ihm alle Redner als ausgemacht angesehen hatten, daß Deutschland eine Republik werden müsse. Da sagte er: „Eine Republik könnte Deutschland schon werden — aber uns fehlen die Republikaner!“

Unstreitig war die Republik Blums Ideal einer Staatsverfassung, aber zu ihrer Durchführbarkeit in Deutschland fehlten nach seiner Meinung „die Republikaner“, d. h. sein kühler, realpolitischer Verstand konnte sich der klaren Erkenntnis nicht verschließen, daß die ungeheure Mehrheit der deutschen Bevölkerung monarchisch gesinnt sei. Jedenfalls aber konnte und durfte nur das verfassunggebende deutsche Parlament in Frankfurt die Entscheidung über die künftige Verfassungsform Deutschlands rechtmäßig treffen. Deshalb mißbilligte Blum aufs schärfste jede bewaffnete revolutionäre Erhebung, die außerhalb des Parlaments, auf dem Wege der Gewalt, die republikanische Staatsform zu erzwingen versuchte. Im Vorparlament schon trat er den dreisten Versuchen der badischen „Republikaner“ Hecker und Struve, das Vorparlament „zu terrorisieren“ — wie Hecker zuvor in Heidelberg sich öffentlich vermessen hatte — scharf und erfolgreich entgegen und schrieb darüber an die Gattin: „Struve und Hecker sind wahre Viehkerls, rennen durch die Wand wie geschlagene Ochsen und haben uns den Sieg furchtbar schwer gemacht.“

Als diese beiden „Volksfreunde“ Hecker und Struve im April das Banner der blutigen Revolution im badischen Seekreis und oberrheinischen Schwarzwald erhoben, war Blum gerade auf einer amtlichen Sendung des Vorparlaments nach Köln und Aachen begriffen, um dort — mit vollem Erfolg — drohende Unruhen zu dämpfen. In seiner Geburtsstadt Köln wurde er aufs feierlichste und herzlichste empfangen.

---

*) Z. vergl. mein Werk „Die deutsche Revolution 1848/49“. Leipzig, Eugen Diederichs, 1897.

Sechzehn Jahre zuvor war er als Ringelhardts „Jüngling für alles“ von dort ausgezogen. Nun kehrte er als Bevollmächtigter der volkstümlichsten Behörde Deutschlands auf reichgeschmücktem Dampfer zurück. Die Mutter und Schwester Gretchen, die inzwischen geheiratet hatte, sah er jetzt erst wieder, nur für wenige Stunden, und sollte sie nie wieder sehen! Nach Frankfurt zurückgekehrt, schrieb er am 3. Mai der Gattin: „Hecker und Struve haben das Volk verraten durch ihre wahnsinnige Erhebung; es ist mitten im Siegeslaufe aufgehalten; das ist ein entsetzliches Verbrechen.“

Auch in dem am 18. Mai eröffneten „verfassunggebenden deutschen Parlament“ tat er sein Bestes, um das Verfassungswerk, und damit die Einheit Deutschlands, zu tunlichst raschem Abschluß zu bringen, und setzte für dieses Streben die ganze Macht und den ganzen Zauber seiner Beredsamkeit ein — der volkstümlichsten jener Tage. Unter schweren persönlichen Sorgen erfüllte er seine vaterländische Pflicht mit hingebender, unablässiger Treue. Das junge Geschäft konnte ihn und die Seinen noch nicht ernähren. Da sorgten die Freunde in Leipzig rühmlich für die Zerstreuung der schweren persönlichen Sorgen ihres Abgeordneten. Schon am 19. Mai sandten sie Blum das Ergebnis einer verschwiegenen Sammlung mit 350 Talern. Doch im Juni erkrankte unsere Mutter schwer an Unterleibsentzündung. In rührendster Weise sprachen alle seine Briefe die Sorge um die gute Frau und die verlassenen Kinder aus. So schreibt er am 30. Mai u. a.: „Grüße und küsse die Kinder und spare nicht etwa zu sehr, so daß Hans sagt: wir essen nichts!“ Trotz seiner ungeheuren Arbeit schrieb mir der Vater zu meinem siebenten Geburtstag, am 8. Juni 1848, einen längeren Brief mit schalkhaften Übertreibungen der Reize einer Dampfer-Mainfahrt. Meine Antwort soll ebenso kühne Schilderungen enthalten haben. Ich war zu Ostern rühmlich in die höhere Klasse versetzt worden, folgte aber auch allen Ereignissen der bewegten Zeit und des Vaters Anteil daran mit einem für meine Jahre ungewöhnlichen Interesse und Verständnis, namentlich den persönlichen Schicksalen des Vaters, verlangte deshalb auch immer alles aus seinen Briefen zu hören, auch das, was mich nichts anging, merkte mir bei meinem vortrefflichen Gedächtnis alles fast wörtlich, ruhte nicht, bis mir alles erklärt war, und dachte darüber nach.

So hatte ich denn auch Kenntnis erhalten von einer Stelle in einem Briefe des Vaters an die Mutter von Anfang Mai: (Johannes) „Ronge ist längst von hier fort und zwar nach Rendsburg, es wäre gescheit, wenn er sich irgendwo totschießen ließe, denn seine Zeit ist aus.“ Man kann sich den Schreck meiner Mutter denken, als ich nicht lange nachher, wie Ronge bei uns zu Besuch war und er mich, in Erinnerung an mein lustiges Wort von der Zauberflöte, freundlich anredete, ihm plötzlich ganz ernsthaft erwiderte: „Ronge, weißt du, was du jetzt machen könntest?“

— „Nun, mein Hänschen?“ — „Du könntest dich jetzt irgendwo totschießen lassen, denn deine Zeit ist aus.“ — Für einen weit über seine Bedeutung hinaus gefeierten Götzen des Tages müssen diese Worte, deren geistiger Urheber überaus leicht zu erraten war, fürchterlich gewesen sein.

Nach fast fünfmonatlicher Abwesenheit in Frankfurt kehrte der Vater auf Wunsch der Freunde endlich Mitte August auf einige Tage nach Leipzig zurück, sah aber die Seinen täglich nur einige Stunden, denn Tag und Nacht nahmen die Freunde den Volksmann in Beschlag. Mit furchtbarer Ahnung blickte er beim Wiedersehen der noch lange nicht völlig genesenen teuren Gattin ins Auge. Er trug sich mit der traurigen Vorstellung, sie habe die Schwindsucht. Wir Kinder sahen den Vater in jenen Tagen zum letzten Male mit unserem vollen Bewußtsein, in herzinniger kindlicher Liebe und Freude. Ich war damals immer um ihn, auch wo ich nicht hingehörte. Leipzig ehrte ihn, wie nie einen Mann zuvor. Über eine Stunde lang war der Fackelzug von zehntausend Fackelträgern, der bei unserem bescheidenen Hause vorüberzog, und dabei hielt der Vater an jede Gruppe des Zuges eine kurze Ansprache aus dem Fenster. Ich stand dicht bei ihm und merkte mir alles. Die Jungens der Eisenbahnstraße und Umgegend spielten am nächsten Tage „Fackelzug“ vor mir, und ich redete zu ihnen würdevoll aus dem Fenster: „Fahren Sie fort, meine Herren, auf dem Wege, den Sie betreten haben“ u. s. w. Allerlei Festlichkeiten und Ehrenbezeugungen in Leipzig und Umgegend folgten, namentlich ein glänzendes Volksfest in Stötteritz bei Leipzig, an dem wir Kinder teilnehmen durften. Am Nachmittag des 16. August hielt der Vater im großen Garten des Schützenhauses vor etwa 12 000 Zuhörern eine seiner bedeutendsten Reden, einen parlamentarischen Rechenschaftsbericht, der vornehmlich den Zweck verfolgte, alle Kreise der Leipziger Bürgerschaft wieder unter sich und um den Führer zu einigen, wie in den Märztagen. Aber trotz des tiefen Eindrucks der Rede wurde dieser Zweck nur sehr unvollständig erreicht. Namentlich der fast revolutionäre Radikalismus Sachsens grollte Blum unversöhnlich über das damals von ihm gesprochene Wort: seine Partei, die Linke, müsse sich im Parlament dem Willen und Beschluß der Mehrheit (die zweifellos monarchisch war) unbedingt unterwerfen. Den Mittelparteien Leipzigs und Sachsens dagegen, die auf dem Boden des trefflichen Professors und Abgeordneten Dr. Karl Biedermann standen, war Blum zu radikal. Sie sagten sich am 18. August offen von ihm los.

Der sächsische Radikalismus tat dasselbe, als Blum in Frankfurt den verbrecherischen Septemberaufstand der dortigen Wühlhuber — bei dem die Abgeordneten Fürst Lichnowsky und General von Auerswald grausam ermordet wurden — schon vor dessen Ausbruch mit dem ganzen Aufgebot seines persönlichen Einflusses zu verhindern versucht,

und dann sogar unter höchster eigener Lebensgefahr die Frankfurter Barrikadenkämpfer zur Niederlegung der Waffen aufgefordert hatte. Der Aufstand richtete sich gegen das Parlament selbst, weil dieses — gegen die Stimmen Blums und seiner Freunde — den von Preußen zum schweren Schaden der Sache Schleswig-Holsteins mit Dänemark geschlossenen Waffenstillstand von Malmö genehmigt hatte. Das war aber natürlich nur ein Vorwand, denn bis dahin hatten die Straßendemokraten ganz Deutschlands die schleswig-holsteinische Sache nur als „nationalen Dusel" bezeichnet. Die eigentlichen Urheber des Frankfurter Aufstandes waren vielmehr der Reichsverweser Erzherzog Johann von Österreich und sein Landsmann und reaktionärer Reichsminister Schmerling*), aus Todfeindschaft gegen die deutsche Einheit, die das Frankfurter Parlament schaffen wollte. Sie meinten, das Ansehen der deutschen Volksvertretung und ihres Verfassungswerkes sei bei Fürst und Volk für immer vernichtet, wenn die Nationalversammlung erst einmal — wie das in den Frankfurter Septembertagen geschah — durch die Waffengewalt monarchischer Truppen gegen die entfesselte Volkswut geschützt werden müsse. Blum durchschaute diesen feinen Plan vollständig. Er war zudem mit Recht aufs tiefste empört darüber, daß die Rechte des Parlaments seiner Partei die Schuld am Septemberaufstand beimaß, dagegen der Radikalismus Sachsens und Deutschlands sie für „ehrlos" erklärte, weil sie sich nicht an die Spitze dieser fluchwürdigen Erhebung gestellt hatte. So schrieb er der Gattin am 4. Oktober: „In der Nationalversammlung verfolgt aus Bosheit, vom Volke in die traurigste Stellung gebracht aus Dummheit, von den Demokraten angefeindet und geächtet aus Unverstand, stehen wir isolierter als jemals und haben vor- wie rückwärts keine Hoffnung. Nie bin ich so lebens- und wirkensmüde gewesen wie jetzt."

Aber nicht bloß er selbst, auch seine Partei, bedurfte neuer Kraft, neuer Kampfesziele und Kampfespläne, um gedeihlich wirken zu können. Blum sehnte sich daher aus dem aufreibenden und zur Zeit zwecklosen Frankfurter Kampfgetümmel hinaus, vornehmlich um mit einem neuen, großen realpolitischen Plane und mit der früheren unverwüstlichen Kraft zu der Partei zurückzukehren. Welches dieser Plan sein würde, wußte er zur Zeit selbst kaum. Aber wenn der ihm seit Jahren besonders nahestehende, seinem Wesen am meisten verwandte Parteifreund, Heinrich Simon aus Breslau, später das neue Programm der Linken in der Richtung durchsetzte, daß diese der erblichen Kaiserwürde in der deutschen Reichsverfassung zustimmte, dagegen an Freiheitsrechten soviel als möglich zu erringen suchte, so darf wohl angenommen werden, daß auch Robert Blum mit einem ähnlichen Plan und Programm sein Wirken

*) Wie ich in meiner Biographie Robert Blums unwiderleglich nachgewiesen habe.

im Parlament fortgesetzt haben würde, wenn ihm das vom Schicksal beschieden gewesen wäre. Aus diesen Stimmungen und Verhältnissen entsprang Blums Reise nach Wien.

Österreich war durch das Staatsgrundgesetz vom 25. April 1848 ein Verfassungsstaat nach belgischem Muster geworden. In der Wiener Hofburg wurde aber schon seit Anfang des Sommers der Umsturz der Verfassung und die Wiederherstellung des absoluten Kaisertums durch das Heer geplant. Insgeheim war der Bezwinger des Prager Tschechenaufstandes, Fürst Windischgrätz, vom Kaiser beauftragt, das österreichische Verfassungsleben in Blut zu ersticken. Sobald aber die ersten Anzeichen dieses sauberen Planes zutage traten, erhob sich der in Wien versammelte österreichische Reichstag und das gesamte amtliche Wien, einschließlich der kaiserlichen Minister — mit Ausnahme des eidbrüchigen Wessenberg — männiglich für die bedrohte Verfassung. Der Hof benützte eintägige Unruhen am 6. Oktober, die sofort von der Wiener Bürgerwehr unterdrückt wurden, zum Vorwand, um in der folgenden Nacht nach Olmütz zu entfliehen und der Hauptstadt die Kriegserklärung zu hinterlassen.

Da Österreich damals und bis 1866 noch zum deutschen Bunde gehörte und seine Abgeordneten auch nach Frankfurt entsendet hatte, so gingen diese Ereignisse natürlich auch das Frankfurter Parlament an. Der dortige Abgeordnete für Wien, Joh. Berger, — später österreichischer Minister — beantragte am 12. Oktober: Das Parlament solle erklären, „daß die deutsche Stadt Wien sich durch ihren Kampf gegen die freiheitsmörderische Kamarilla wohl verdient gemacht habe." Die Mehrheit lehnte den Antrag in dieser wenig geschickten Fassung natürlich ab. Die „vereinigte Linke" aber, zu der auch Berger gehörte, hatte in dieser Voraussicht schon zuvor beschlossen, von sich aus eine Abordnung von vier Mitgliedern nach Wien zu senden, um dem Reichstag und der Bevölkerung in Wien die Anerkennung der Frankfurter Linken für das treue Festhalten am Verfassungsrecht Österreichs auszusprechen. Die Wahl dieser Abordnung fand am Abend des 12. Oktober statt. Sie bestand aus zwei Österreichern, Moritz Hartmann (dem Dichter) und Albert Trampusch, Julius Fröbel (aus Rudolstadt) und Robert Blum. Dieser war erst in einer Stichwahl gewählt worden. Im ersten Wahlgang hatte sich Stimmengleichheit zwischen ihm und Karl Vogt ergeben. Da hatte er aber — wie mir Karl Vogt später selbst erzählte — den Freund Vogt aus dem Saal hinausgezogen und beschworen, bei der Stichwahl zurückzutreten, damit Blum fern von Frankfurt Zeit zu fruchtbarer Sammlung und Erholung gewinne, die auch der Partei zugute kommen werde, und Vogt hatte dem Wunsche willfahrt. Blum war seiner Wahl so sicher gewesen, daß er der Gattin schon am Morgen des 12. seine Ankunft in Leipzig für den Abend des 13. Oktober angezeigt hatte.

Den Kindern solle die Mutter Kuchen besorgen, den der Vater angeblich mitbrächte.

Dieser Brief, der zugleich anzeigte, daß der Vater schon um 6 Uhr morgens am 14. über Breslau nach Wien weiterreisen müsse, blieb natürlich strenges Geheimnis der Familie, damit der kurze Aufenthalt des Vaters in Leipzig den Seinigen allein zugute komme. Ich erfuhr die beseligende Nachricht: „Der Vater kommt heute!" erst, als ich nachmittags aus der Schule nach Hause kam. Die jüngeren Geschwister ließen sich gern zu Bett bringen, als sie hörten, daß sie geweckt werden sollten, wenn der Vater da sei. Ich aber erklärte der Mutter, ich wolle ihn unbedingt wachend erwarten, machte meine Schularbeiten, aß mein Abendbrot, las und spielte dann wohl noch ein wenig, während die Mutter die Zurüstungen für den Empfang des Vaters traf. Zuletzt aber sank ich, von Müdigkeit überwältigt, auf das Sofa und schlief so fest, daß ich den Vater kaum zu erkennen vermochte, als er mich in die Arme schloß. Ich mußte übermüdet ins Bett getragen werden — und sollte ihn niemals wiedersehen! Denn er war schon fort, als ich am nächsten Morgen erwachte. Ich weinte bitterlich über meinen Ungehorsam. Die jüngeren Geschwister waren am Vorabend noch lange um den Vater munter gewesen. Seine Reise nach Wien über Dresden und Breslau war ein Triumphzug. Am 17. traf er mit seinen Begleitern in Wien ein. Niemand ahnte, daß er dort enden werde.

Robert Blums Verhalten in Wien und die ganze Schändlichkeit des dort an ihm, dem auch in Österreich unverletzlichen deutschen Abgeordneten, unter dem widerlichsten und fadenscheinigsten Trugbild eines „Rechtsverfahrens" verübten Meuchelmordes habe ich den geehrten Lesern von „Nord und Süd" bereits 1891 (Bd. 58, S. 35—56) eingehend klargelegt; ich kann mich daher hier auf die kurze Aufzählung der damals vollbewiesenen Haupttatsachen beschränken.

Robert Blum wollte aus Wien sofort nach Erledigung seines Auftrages wieder abreisen und zeigte der Gattin seine Ankunft in Leipzig schon für den 22. Oktober an. Aber die Wiener Behörden wollten auf das „moralische Gewicht" Blums den gärenden und anarchistischen Elementen der Hauptstadt gegenüber nicht verzichten und spiegelten ihm deshalb vor, daß die anrückenden kaiserlichen Truppen ihm Unannehmlichkeiten bereiten, ja, ihn festnehmen würden, wie das schon österreichischen Abgeordneten begegnet sei. Das war vollständig unwahr, aber Blum glaubte es und blieb. Am 20. Oktober rückte nun Fürst Windischgrätz mit seinen Staatsstreichsöldnern bis Lundenburg vor Wien vor und erließ von hier aus eine Proklamation, in der er den Wienern offenbarte: „Ihr werdet in mir den Willen und die Kraft finden, euch aus der

Gewalt einer Handvoll Verbrecher zu befreien," und außerdem den Belagerungszustand, das Standrecht und die Suspension aller Zivilbehörden verfügte. Der Reichstag erklärte diese Kundmachung sofort für ungesetzlich, ohne daß irgend einer der in Wien anwesenden kaiserlichen Minister gegen diesen Beschluß Einspruch erhoben hätte, und die Wiener Behörden ersuchten Blum, über den Erlaß des Feldmarschalls öffentlich zu reden. Er tat das am 23. Oktober in der Aula (der Universität) in einer Rede, die ausführte: ganz Wien kämpfe nur für die bestehende Staatsverfassung, diese aber habe an Stelle des Bandes der Gewalt das Band der Freiheit gesetzt. Alle urteilsfähigen Ohrenzeugen nennen diese Rede „eine der ruhigsten und besonnensten, die in Wien gehalten wurden", die amtliche „Wiener Zeitung" fand sie sogar „zu matt".

Infolge der rechtlosen und unverständigen Drohungen des Fürsten Windischgrätz war aber natürlich die Gärung in Wien bedeutend gestiegen, zumal da die Umzingelung der Stadt durch die kaiserlichen Söldner die Lebensmittel absperrte. „Zum Schutze der Ruhe und Ordnung der Stadt und Bekämpfung der anarchistischen Elemente" bildeten daher die rechtmäßigen Wiener Behörden ein „Elitekorps" aus den zuverlässigsten Schichten der Bürgerschaft, das nur zum Ordnungsdienst verwendet werden sollte. Blum und Fröbel meldeten sich, um sich der gastlichen Stadt nützlich zu machen, als Freiwillige, wurden aber schon am Tage ihres Eintritts, am 26. Oktober, zu Hauptleuten gewählt. Bei Blum meldete sich alsbald ein achtzehnjähriger, kleiner und schmächtiger Student der Mathematik aus Breslau als Freiwilliger, Eduard Lasker, der später so berühmte deutsche Abgeordnete, mein Fraktionsgenosse im Norddeutschen Reichstag und Freund. Aber schon am nämlichen Tage (26. Oktober) verfügte der Oberkommandant Wiens, Messenhauser, in der Notlage, in die ihn der plötzliche umfassende Angriff der Kaiserlichen auf die Stadt versetzte, vertrags- und bestimmungswidrig über das Elitekorps, indem er es in die Gefechtslinie einrücken ließ, und zwar Blums Kompagnie in die gefahrvollste Stellung an der Sophienbrücke.

Robert Blum wurde durch diesen Befehl in den für sein Leben verhängnisvollsten Konflikt versetzt. Der Befehl war für ihn zweifellos unverbindlich und ungültig. Er hatte sich nicht in eine Truppe des Kampfes aufnehmen lassen. Und dieser Kampf selbst ging ihn nichts an, betraf nur eine innerösterreichische Verfassungs- und Machtfrage. Aber Blum wollte nicht feig erscheinen und deshalb folgte er, gleich Fröbel, dem Befehl Messenhausers und führte nun vom 26. bis 28. Oktober seine Kompagnie mit der größten Kaltblütigkeit und Tapferkeit in das mörderischste Feuer, behauptete auch stets die ihm angewiesenen Stellungen. Diese Beteiligung Blums am Kampfe Wiens bot nur den elendesten Vorwand für sein Todesurteil, da durch die

am 29. Oktober von Windischgrätz mit Wien abgeschlossene Kapitulation alles bis zu diesem Tage in offenem Kampfe Geschehene vergeben und vergessen war, selbst für die Hunderte kaiserlicher Offiziere und Tausende kaiserlicher Soldaten, die in Wien gegen den verfassungsbrüchigen Feldherrn gekämpft hatten. Am 29. Oktober, früh 6 Uhr, aber hatten Blum und Fröbel von ihrem Hotel „Stadt London" aus bereits ihre Entlassung eingereicht, da sie sich von der völligen Hoffnungslosigkeit ferneren Widerstandes gegen die bereits bis an die Wälle der inneren Stadt vorgedrungenen kaiserlichen Truppen überzeugt hatten. Von dieser Stunde an hat Blum seinen Gasthof nur zu den nötigsten Ausgängen verlassen und nur einmal, am 29. Oktober, öffentlich gesprochen, indem er den Studentenausschuß mahnte, die abgeschlossene Kapitulation anzunehmen, da jedes weitere Blutvergießen frevelhaft sei.

Am 31. Oktober zog das ganze kaiserliche Heer in Wien ein. Am 4. November, morgens, wurden Blum und Fröbel in „Stadt London" aus dem Bett verhaftet, weil sie „Ausländer" waren und „per Schub" an die Grenze gebracht werden sollten, Moritz Hartmann aber, der auch mitgekämpft, und Albert Trampusch, weil sie Österreicher waren, in „Stadt London" nur aufgefordert, in aller Freiheit abzureisen. Das Schicksal, „per Schub" an die österreichische Grenze befördert zu werden, hätte auch Robert Blum, gleich seinem Freunde Fröbel, bald erfahren, wenn nicht der damalige Baron Hübner in Olmütz beim Fürsten Felix Schwarzenberg, dem Schwager des Fürsten Windischgrätz und neuen österreichischen Staatsleiter, die Hinrichtung Robert Blums angestiftet hätte. Schwarzenberg hatte sich bis dahin nur mit Ausschweifungen und Frömmelei beschäftigt, wußte also von Robert Blum gar nichts, so daß sein „treuer Hübner" ihm das Unsinnigste vorschwindeln konnte. Der „treue Hübner" aber war Blums Todfeind, erstens als Jesuit, und zweitens weil Blum als Leipziger Stadtverordneter die Abberufung und Kaltstellung des Herrn von Hübner besorgt hatte, als dieser sich 1845 als österreichischer Generalkonsul in Leipzig unbefugt in Dinge mischte, die ihn rein nichts angingen. Als Fürst Windischgrätz daher seinem Schwager Schwarzenberg nach Olmütz berichtete, Blum und Fröbel seien verhaftet und sollten — schon wegen ihrer Unverletzlichkeit als Frankfurter Abgeordnete — einfach ausgewiesen werden, da log Hübner „seinem" Fürsten Schwarzenberg am 7. November vor: das deutsche Unverletzlichkeitsgesetz (vom 30. September) gelte in Österreich nicht; Blum sei „das Haupt der europäischen Anarchisten"; und wenn er hingerichtet werde, müsse das verhaßte Frankfurter Parlament vor dem reaktionär erstarkten Österreich in den Staub sinken. Auf Grund dieser frechen Lügen Hübners sandte Schwarzenberg am 7. November den Befehl zur standrechtlichen Hinrichtung Robert

Blums an Windischgrätz nach Wien und nahm „alle Verantwortung auf sich“. Am 8. November erfuhr er dagegen zu seinem jähen Schrecken, daß das Unverletzlichkeitsgesetz auch in Österreich Geltung habe, und sandte deshalb schleunigst einen Offizier nach Wien, mit dem Befehl, das standrechtliche Verfahren gegen Blum sofort einzustellen. Dieser Befehl traf am Morgen des 9. November in Wien ein und hätte Blum sofort frei gemacht, wenn er nicht bereits um halb acht Uhr früh erschossen worden wäre.

Bekannt und von allen Augenzeugen feierlich bekundet ist, mit welchem Heldenmut Robert Blum in den Tod ging. Er verlangte, mit unverbundenen Augen zu sterben, und seine letzten Worte waren: „Ich sterbe für die Freiheit, möge das Vaterland meiner eingedenk sein!“ Von seiner Verhaftung an bis an sein Ende hatte er in Schrift und Wort die schändliche Rechtlosigkeit seiner Freiheitsberaubung und Ermordung mit vernichtender Würde gebrandmarkt. Nur der Gedanke an die heißgeliebten Seinen, die vermeintlich todkranke Frau, die vier kleinen Kinder, die sieche Mutter, die er alle vermögenslos zurückließ, machte ihm das Sterben schwer und spricht sich in den letzten Briefen, die er von fünf bis sechs Uhr morgens an seinem Todestage, dem 9. November, an die Gattin und die Freunde schrieb, in herzergreifender Wehmut aus. Seinen oftgedruckten letzten Brief an die Gattin darf ich als bekannt voraussetzen. An Karl Cramer in Leipzig, den langjährigen Freund und Redakteur der „Vaterlandsblätter“, seit Blums Schwager Günther gleichfalls in das Frankfurter Parlament gewählt war, schrieb er: „Lieber Freund! Es ist 5 Uhr und um 6 werde ich erschossen. Also nur zwei Worte: Lebe wohl, Du und alle Freunde. Bereite meine Frau langsam vor auf das Geschick des — Kriegs! Schreibe Günther meinen letzten Gruß. Ich sterbe als Mann — es muß sein. Lebt wohl! Lebt wohl! Blum.“ An den in Frankfurt zurückgebliebenen Freund Karl Vogt richtete er den allerletzten Brief. Er lautet: „Ein Sterbender empfiehlt sich Dir und allen deutschen Freunden meiner armen Familie. Sie hatten nur mich als Ernährer. Tragt Eure Liebe für mich auf sie über, dann sterbe ich ruhig. Allen ein tausendfaches Lebewohl! Blum.“

Niemand in der Welt ahnte die Wiener Mordtat des 9. November, am wenigsten unsere Mutter und wir Kinder des Märtyrers der Brigittenau. Alle Briefe des Vaters aus Wien an die Mutter hatten sein baldiges Kommen angezeigt. Noch nach seiner Verhaftung hatte er ihr am 6. November geschrieben, er werde und müsse seine Freiheit bald wiedererlangen. Auf seinen Wunsch war sein Abschiedsbrief vom 9. November an Karl Cramer, in welchem dieser ersucht wurde, unsere Mutter „langsam auf das Geschick des Krieges vorzubereiten“, zuerst von Wien

abgegangen und traf auch zuerst in Leipzig ein, als hier noch niemand von der Trauerkunde wußte.

Der 9. November 1848 war ein Donnerstag gewesen. Am Montag den 13. stand ich bei Tagesgrauen auf dem „Tritt" an dem Fenster unserer Wohnstube, das zu ebener Erde in den Hof hinausführte, und trank meinen Gerstenkaffee. Mein Schulranzen lag auch schon bereit. Die Mutter nahm hinter einer spanischen Wand in demselben Zimmer ein Bad. Da trat das Dienstmädchen ein und meldete: Herr Karl Cramer stehe draußen und müsse die Mutter sogleich sprechen. Diese bemerkte, da sie eben bade, möge der Freund etwas später wiederkommen. Das Dienstmädchen richtete das aus, erschien aber gleich wieder und berichtete: Herr Cramer müsse die Mutter alsbald sprechen, er bringe Nachrichten aus Wien. Sofort zog sich die Mutter an, und nach wenigen Minuten trat Cramer in unser Wohnstübchen.

Er sah sehr bleich und aufgeregt aus. Seine Augen blickten hohl. In diesem Augenblicke hatte ich förmlich Furcht vor dem Manne, den wir Kinder sonst so gern hatten. Er brachte „Nachrichten aus Wien" — was mochten diese enthalten? Als er vor der Mutter in der Stube saß — er links, sie rechts, beide etwas unterhalb meines „Trittes", nahe vor mir — bemerkte ich, daß er zitterte. Mit gespannter Sorge hingen meine Augen an seinen Lippen, die sich längere Zeit krampfhaft bewegten, ehe er einen Ton hervorbrachte. Die ängstliche Frage der Mutter: „Sie haben Nachrichten aus Wien?" zwang dem innerlich fast vernichteten Manne endlich die langsamen Worte ab: „Ja, — die Verhältnisse haben sich in Wien — verschlimmert." Dann wieder nach einer Pause: „Das Kriegsrecht — der Belagerungszustand — das Standrecht herrschen dort, — man könnte Robert vor ein Kriegsgericht stellen —"

Er erläuterte das weiter in kurzen, oft stockenden Sätzen. Aber meine Mutter führte mit großer Sachkenntnis und Beredsamkeit aus, das Reichsgesetz vom 30. September müsse ihren Gatten vor jeder kriegsgerichtlichen Gewalttat unbedingt schützen. Auch die sächsische Regierung habe ja verkündet, daß sie die sofortige Freilassung Blums verlangt habe. Nun aber, da Cramer die Mutter besorgt gemacht, werde sie heute noch selbst nach Wien reisen. Da sagte Cramer zögernd, mit fast brechender Stimme: „Ich fürchte — Sie kommen zu spät —."

Ich begriff eher als meine arme Mutter, was der Freund damit sagen wollte, und stürzte laut aufschreiend von dem Tritt auf den Fußboden, wo ich ausgestreckt, die heißen Tränen bergend, liegen blieb. Mein Schrei hatte auch in der Mutter die furchtbarste Ahnung erweckt. „Wie? — ist er schon gerichtet?" fragte sie bang. Das Schlimmste konnte und wollte sie auch jetzt noch nicht aussprechen. Cramer aber tat es, indem er mit tonloser Stimme erwiderte: „Ja — er hat vollendet. Am Frühmorgen des neunten haben sie ihn standrechtlich erschossen!"

In allen Einzelheiten, die hier erzählt sind, steht mir diese furchtbare Szene seit meinem siebenten Jahre unauslöschlich und unvergeßlich vor Augen. Meine Kindheit war zu Ende. Der erschütterndste Ernst des Lebens hatte mich aus dem Kindheitstraum erweckt und mir in unheimlicher Deutlichkeit gezeigt, was sonst nur ein späteres Alter begreifen mag: die trostlosen Zustände meines Vaterlandes; meine Pflicht, der trauernden Mutter, den verwaisten Geschwistern durch Fleiß und Treue eine Stütze zu werden. Das alles stand schon in jener jammervollen Stunde, da wir die Botschaft vom Tode des Vaters erhielten, vor meiner Seele und befestigte sich täglich mehr. Und wenn der geehrte Leser dieser Lebenserinnerungen aus schlichten Tatsachen ersehen wird, wie früh ich vielerlei Kenntnisse erwarb und betätigte, Empfindungen, Überzeugungen und Charaktereigenschaften kundgab, die sonst nur späteren Jahren zu eigen sein mögen, so mag er dieser unbeschreiblich schweren und ernsten Stunde gedenken, vor deren gleichen die meisten Menschen zeit ihres ganzen Lebens bewahrt bleiben!

Überall, soweit die deutsche Zunge klingt, erhob sich schmerzlichste Totenklage um den geliebten und verehrten Volksmann, der sein Herzblut für die deutsche Freiheit und Einheit hingegeben. Auch Dichter von Gottes Gnaden ließen die Klage um den Toten in herzbewegenden Worten ausströmen, keiner ergreifender und schöner als Ferdinand Freiligrath in dem Gedicht „Blum“:

„Ihn, den die Schergen der Gewalt in Wien gemordet haben,
Ihn, der sich seinen Lebensweg, den steilen und den rauhen,
Auf bis zu Frankfurts Parlament mit starker Hand gehauen!“

Sühne von Österreich verlangte freilich das damals ohnmächtige Deutschland vergebens. In rührendster Weise aber sorgte das damals so arme deutsche Volk für die mittellosen Hinterlassenen seines Märtyrers. Unter Karl Vogts tatkräftiger Leitung erließ ein hochansehnliches Komitee, zu dem u. a. Ludwig Uhland gehörte — die Aufforderung zu Sammlungen für die Familie Robert Blums. Sie ergaben etwa 20 000 Taler (60 000 Mark). Freilich wurde das Geld, da der äußerst praktische Karl Vogt leider bald nach Abschluß der Sammlungen als „Reichsregent“ des Stuttgarter Rumpfparlaments in die Schweiz fliehen — „seine innerste Überzeugung ins Ausland retten“ mußte, wie er selbst scherzhaft sagte, — von unpraktischen Advokaten äußerst ungünstig angelegt, so daß es nur drei Prozent Zinsen trug, mancher Posten auch verloren ging. Immerhin aber sicherte dieses Vermögen unserer Familie bei ihren überaus bescheidenen Bedürfnissen und Ansprüchen für lange ein sorgenfreies Dasein, und die kluge treffliche Mutter faßte einen großen, kühnen und durchaus richtigen Entschluß und Plan zur freiesten und vielseitigsten Erziehung ihrer Kinder.

Um uns Kinder dem heftigen und gehässigen deutschen Parteitreiben

jener Tage zu entziehen, beschloß sie nämlich, uns nach der freien Schweiz zu bringen. Hier herrschte, seit die schweizerische Bundesverfassung von 1848 zustande gekommen, heiterer Friede und ein maßvoller, freier, realpolitischer Geist. Das dortige Erziehungswesen war von unerreichter Vollkommenheit. Man braucht nur an Pestalozzi zu erinnern. Karl Vogt lieh diesem weisen Plane unserer Mutter die wärmste Unterstützung und Förderung. Namentlich brachte er für uns Kinder — zunächst für uns zwei ältesten schulpflichtigen Knaben, mich und Richard, — eine bestimmte Schweizer Erziehungsanstalt in Vorschlag, die ihm genau bekannt war, da Vogts Eltern und Geschwister in Bern lebten — sein Vater war dort Professor der Medizin. Diese Anstalt war das Gladbachsche Erziehungsinstitut in Wabern bei Bern, das von einem hessischen Landsmann Vogts, Georg Gladbach, geleitet wurde, der seine jugendliche burschenschaftliche Teilnahme an dem wahnwitzigen „Frankfurter Wachensturm" (1833) mit siebenjähriger Kerkerhaft gebüßt hatte und dann zur Verbannung begnadigt worden war. Die Preise dieses Instituts für die volle Verpflegung und den gesamten Unterricht der Zöglinge waren überaus niedrig gestellt, betrugen insgesamt nur etwa $1^1/_3$ Mark pro Tag nach unserer heutigen deutschen Währung. Der Erziehungsplan der Anstalt war ebenso ideal als vielseitig, gründlich und praktisch. Auch unser Leipziger Vormund, Advokat Dr. Gustav Haubold, ein Freund des Vaters, gab hiernach seine Zustimmung. Und so konnte denn die Mutter, nachdem sie unser Haus und unsern jüngsten (noch nicht anderthalbjährigen) Bruder Alfred in der sorgsamen Pflege ihrer um zehn Jahre älteren Schwester Lotti (verw. Schmidt) zurückgelassen, mit uns zwei ältesten Jungens und unserer Schwester gegen Ende April 1849 die Reise nach der Schweiz antreten.

Ende des ersten Abschnittes.

(Schluß folgt.)





La Paloma.

Ein Reise-Intermezzo.

Von

Lise Landau.

— Berlin. —

Vor einer Stunde hatte die „Batavia“ an der Reede von Rotterdam angelegt. Die Hafenformalitäten waren erledigt, und jetzt schritten wir, meine Begleiterin und ich, durch die breiten Vorstadtstraßen der alten Hafenstadt. Es fiel ein leiser Sprühregen; das holprige Pflaster war naß und schmutzig. Häuser und Menschen, die schmalen Kanäle, die die Stadt durchkreuzen, und die hübschen Parkanlagen, alles schien in nebliges Grau, wie in einen feuchten Schleier, gehüllt.

„Schade, — ich habe mich auf Rotterdam so gefreut, und jetzt präsentiert es sich so trostlos,“ sagte enttäuscht die junge Frau an meiner Seite. „Ja, was wollen denn die Kinder,“ fragte sie plötzlich, auf ein paar halberwachsene Mädchen deutend, die uns entgegengekommen, dann breit vor uns stehen geblieben und in lautes Lachen ausgebrochen waren, wobei sie immer wieder nach der Kopfbedeckung meiner Begleiterin hinschielten.

„Offenbar bietet Ihre Schiffsmütze den Anlaß zur Heiterkeit,“ bemerkte ich.

„Ach so,“ meinte sie ruhig; „na, meinetwegen! Ich mag mir der lieben Straßenjugend von Rotterdam wegen nicht meinen einzigen, anständigen Hut kaput regnen lassen — und einen Regenschirm kann ich nicht ausstehen.“

Und ihren grauen „Wasserdichten“ enger zusammenziehend, schritt sie schneller aus und lächelte vergnügt, wenn sie immer von neuem die Lachlust

der vorübergehenden Mädchen weckte, die von ihrer Hafen- oder Fabrikarbeit heimgingen.

Für mich hatte ihr Aussehen gar nichts Komisches. Vielleicht, weil ich sie auf dem Schiff in dieser ganzen Zeit so gesehen hatte. Als sie in Kapstadt von ihrem Manne auf den Dampfer gebracht worden war, da hatte sie freilich eine andere Erscheinung abgegeben. Das helle Reisekostüm und der breitrandige Sommerhut kleideten sie besser als dieser dunkle, nüchterne Regenanzug. Ich ging neben ihr her und rief mir den Anfang unserer Bekanntschaft in die Erinnerung zurück.

Sehr bald nach der Abfahrt war die junge Frau besonders heftig von der Seekrankheit geplagt worden, und ich hatte mich, in meiner Eigenschaft als Schiffsarzt, redlich bemüht, ihr alle erdenklichen Erleichterungen zu verschaffen. Das hatte uns einander näher gebracht; als sie sich dann wieder besser fühlte und an Deck blieb, da gingen wir manche Stunde miteinander auf und nieder, oder wir saßen an einer geschützten Stelle und plauderten.

Helene Henderson hieß sie; sie war Hamburgerin — ihr Mann Däne. Er war seit einem Jahre in den Kolonien bei neuen Eisenbahnbauten beschäftigt und mußte voraussichtlich noch einige Jahre da unten bleiben. Die junge Frau reiste jetzt in ihre Heimat, weil ihre kränkelnde Mutter sich nach der einzigen Tochter sehnte.

Die Gesellschaft dieser gescheiten und angenehmen jungen Frau war mir lieb geworden. Jetzt sollte ich mich ihrer nur noch wenige Tage erfreuen — dann kam die Trennung. Das Wort gab mir förmlich einen Ruck — ich sah meine Begleiterin von der Seite an; sie mochte den Blick fühlen, denn sie wandte mir plötzlich ihr feines Gesicht mit den freundlichen ruhigen Augen zu.

„Was ist Ihnen?“ fragte sie dabei; „Sie sehen ja ordentlich böse aus.“

„Bin ich auch,“ gab ich zur Antwort; „und wissen Sie, weshalb? Weil es jetzt bald aus und vorbei ist mit unserer schönen Gemeinschaft — weil Sie nun Ihren Weg ziehen — und ich den meinen, und wir uns im Leben wohl niemals wiedersehen werden.“

„Können Sie gar nicht wissen,“ sagte sie und lachte dabei. „Vielleicht siedeln Sie sich als Arzt in Afrika an. Aber wozu denn jetzt schon Trennungsgedanken und Abschiedswehmut? Heute haben wir einen ganzen Abend vor uns — hier an Land, in der wunderlichen alten Stadt! Ich finde das unsagbar nett, und Sie sollten auch lieber sehr vergnügt sein, anstatt mit so einem finsteren Gesicht neben mir herzugehen — oder halten Sie es etwa für stilvoll, Ihre Miene dem grauen Himmel und dem trübseligen Bilde der Stadt anzupassen?“

„Sie haben recht, Frau Helene! Ich werde sehr brav sein und jetzt den Fremdenführer bei Ihnen spielen. Sie wollten doch allerhand Einkäufe machen! Ich kenne mich einigermaßen aus in der Stadt von einem früheren, kurzen Aufenthalt her.“

Ich begleitete Frau Henderson in einige Läden, dann bummelten wir gemächlich durch die engen Geschäftsstraßen, blieben da und dort vor einem hell erleuchteten Schaufenster stehen und betrachteten mit besonderer Freude die hübschen altholländischen Formen der Silberwaren in den Auslagen. Es war inzwischen ganz dunkel geworden, trübe Gaslaternen brannten auf den Straßen; der leise Regen dauerte noch immer fort. Trotz des Juniabends war die Luft empfindlich kühl.

Vor uns gingen Leute, die jetzt alle vor einem großen Hause mit breiten Glastüren stehen blieben und dann dort eintraten.

„Café Pschorr," stand mit großen Lettern über dem Eingang. Auch wir waren stehen geblieben — wir blickten einander an — ich stellte eine stumme Frage — Frau Helene verstand mich und nickte zustimmend.

„Natürlich gehen wir hinein," meinte sie. „Hoffentlich gibt's was zu essen da drinnen; ich bin ganz hungrig geworden. Anständig scheint es ja zu sein, denn die Leute da vor uns waren offenbar ehrsame Bürgerfamilien."

An der Mauer neben dem Eingang klebte ein großes Plakat:

„Vrijdag 19. Juni.
Groote Opera Avond
te geven door het
Original Weener Dames Orkest."

„Oh, ich freue mich, wieder Musik zu hören — denn die Ziehharmonika der Matrosen war doch recht unzulänglich. — Zu nett, daß wir gerade hier vorbeikamen," sagte Frau Henderson vergnügt.

Wir traten ein, gingen durch einen langen Hausflur in einen riesengroßen Saal, in dem an vielen kleinen Tischchen Hunderte von Menschen saßen. Es wurde geraucht, geschwatzt und zwischendurch andächtig der Musik gelauscht. Das Orchester spielte auf einem Podium an der breiten Wand im Hintergrunde. Mit Mühe fanden wir einen freien Tisch. Wir machten es uns bequem, der Kellner brachte sofort das Konzertprogramm, das gleichzeitig die Speisekarte vorstellte. Nach kurzem Suchen — die Auswahl war nicht groß — bestellte ich:

„Zwei —" (ich hob die rechte Hand und zeigte dem Kellner zwei Finger) — also zwei Broodje met Ham und zwei Thee met Melk."

„Ihr Holländisch klingt großartig," sagte mein Gegenüber und lachte dabei übers ganze Gesicht. „Überhaupt — hier gefällt es mir — mitten unter all den wildfremden Menschen mit Ihnen allein hier am Tisch — als gehörten wir so zusammen."

Ich sah sie froh an. Sie hatte den unkleidsamen Regenmantel abgelegt, und jetzt saß sie da vor mir in einer Bluse aus weichem weißen Stoff mit einem breiten Spitzenkragen, der ihren schlanken Hals freiließ.

Hübsch war sie — auffallend hübsch sogar — und ich merkte das eigentlich heute abend zum erstenmal. Bisher hatte ich ein rein kameradschaftliches Gefühl für sie empfunden; sie war gescheit, lebhaft und natürlich,

hatte für eine aus Hamburger Bürgerkreisen stammende junge Frau merkwürdig freie Anschauungen, die sie in einer wundervoll natürlichen und selbstverständlichen Art zu äußern verstand. Da ihr Wesen aber bei aller Freiheit immer kühl und zurückhaltend geblieben war, so hatte unser Verkehr nie eine vertrautere Tonart angenommen; sie war mir eine liebe, angenehme Gefährtin gewesen unter all den wenig anregenden Leuten an Bord unseres Schiffes.

Und heute abend entdeckte ich eigentlich zum erstenmal, daß sie auch als Frau auf mich wirkte — daß es wohl eben dieses Weibliche in ihr war, was sie mir von Anfang an so sympathisch hatte erscheinen lassen. Eben weil es unauffällig war und sich im Verkehr nicht hervordrängte. Ich bemerkte mit Entzücken, wie weich und anmutig ihr Gesicht, ihre Gestalt war, wie harmonisch jede ihrer Bewegungen.

Und ich betrachtete meine Reisegefährtin, die da so ungewohnt vertraut, in den Augen schimmernde Erwartung, vor mir saß, plötzlich mit ganz anderen Empfindungen. Ein wunderlich warmes Gefühl stieg in mir auf. Dabei redeten wir von ganz gleichgültigen Dingen. An einem der Nebentische hatten sich ein paar Leute von unserer Schiffsgesellschaft niedergelassen. Frau Helene konnte diese Vergnügungsreisenden, die mit einem großen Aufwand von Umständlichkeit und Lärm in Neapel an Bord gekommen waren, durchaus nicht vertragen. Diese sehr „preußisch“ aussehenden Herren mit ihren Frauen benahmen sich aber auch mit einer merkwürdig selbstsicheren Rücksichtslosigkeit. Sie bildeten eine Familie für sich, betrachteten die übrigen an Bord als Luft, stellten ihre Deckstühle immer so, daß kein Mensch vorübergehen konnte, lachten und schwatzten im Rauchzimmer so laut, daß eine Unterhaltung für andere unmöglich war — „und das sind die Gebildeten der Nation,“ sagte dann jedesmal Frau Helene voller Hohn. —

Jetzt beugte sie sich über den Tisch zu mir herüber und sagte leise, mit einer kleinen Kopfbewegung nach der Seite deutend:

„Sehen Sie sich nur einmal die Frau Oberst genauer an, Doktor! Sieht sie in dem losen, grauen Kleid, das ihr um die mageren Glieder schlottert, mit dem knochigen Gesicht und dem kurzen Stoppelhaar nicht aus wie der richtige Fastenprediger? — Und daneben der überdicke Oberst! Ich glaube, wenn er noch ein Glas Bier trinkt, dann platzt er: ganz blau ist er jetzt schon! Was ist nun hübscher, Doktor — so dünn — oder so dick zu sein?“

Sie sah mich lachend an. Ich antwortete nicht, sondern blickte ihr nur eindringlich in das lebhafte, feine Gesicht, und langsam stieg ihr unter meinen Blicken eine leise Röte in die Wangen bis hinauf an die Schläfen.

„Aber Doktor, was gucken Sie mich denn so an — so fremd, als hätten Sie mich nie gesehen?“ fragte sie ein bißchen unsicher.

„Ich glaube, ich hatte Sie bisher wirklich nicht gesehen, wenigstens nie so wie heute,“ entgegnete ich langsam.

„Oh — nicht doch, Doktor,“ wehrte sie ab. „Nicht doch — das klingt beinahe, als sollte es etwas werden, was wider die Abrede wäre!“

„Bitte sehr, wir haben gar nichts verabredet, Frau Helene! Wir wollten als zwei Reisegefährten, die der Zufall zusammengeführt, hier diese fremde Stadt durchbummeln. Sie haben sich meinem Schutze anvertraut. Tue ich nun etwas Unrechtes, wenn ich Ihnen sage, Sie sehen gut aus, und es macht mir Freude, etwas so Hübsches hier vor Augen zu haben?“

„Danke, daß Sie das überhaupt bemerken — etwas lange haben Sie ja dazu gebraucht.“ — Jetzt lachten nur ihre Augen.

„Schade — jammerschade, daß die Reise so bald schon vorüber ist, Frau Helene! — Aber der Abend heute gehört noch mir, und Sie werden sehr lieb und nett zu dem armen Kerl sein, der Sie nächstens auf Nimmerwiedersehen verläßt — nicht wahr?“

Ich streckte ihr über den Tisch die Hand hin; aber sie legte die ihre nicht hinein, sondern sagte mißbilligend:

„Doctor, behave yourself! Benehmen Sie sich! Unsere guten Philister da drüben, vom Schiff, werden ohnehin sittlich entrüstet sein, weil sie mich hier mit Ihnen allein angetroffen haben. — Oh über diese frivole deutsche Frau, die so aus der Art schlägt, daß sie es wagt, mit einem unverheirateten Manne allein in einer fremden Stadt herumzulaufen!! Doktor, haben Sie je einen von denen da still für sich in irgend einer Ecke an der Reeling lehnen und eine Weile ins weite Meer hinausblicken sehen? In Gruppen nur müssen sie immer beieinander hocken, trinken, — viel „Echtes“ trinken und sinnige Bemerkungen machen bei allem Schönen, was sie sehen! — Da, Doktor, — ist meine Hand. Sie dürfen sie sogar küssen, wenn Sie wollen — gerade diesen Idioten da zum Ärger!“

Ich drückte meine Lippen in einem langen Kusse auf die weißen, schlanken Finger und freute mich, weil Frau Helenens Wangen sich wieder leise röteten. Dann saßen wir eine Weile schweigend da. Der Kellner brachte, was wir bestellt hatten. Frau Helene goß für uns beide den Tee in die Tassen; still verzehrten wir das simple Mahl — der Tisch wurde wieder abgeräumt. Um uns summten und surrten die Stimmen durcheinander, blaue Rauchwölkchen stiegen auf, die Luft wurde immer undurchdringlicher. Und über diesem wirren Durcheinander von Stimmen, Rauch und Bierdunst schwebten durch den heißen, übervollen Saal die zitternden Töne der Streichinstrumente; bald scharf und grell, bald wieder weich und singend wogten sie durch die sonderbar bedrückende Atmosphäre.

Stumm saßen wir da, den Tönen lauschend. Mir war, als löste sich der ganze, weite Raum in weiche Harmonien; alles um mich verschwamm in einem bläulich feinen Nebel; nur das Gesicht der jungen Frau, die da

mir gegenübersaß, sah ich klar in seinen zarten Umrissen vor mir. Ihr Auge blickte ins Weite mit einem sonderbaren Ausdruck — und um ihren feinen Mund, der sonst so klug, oft so scharf zu reden wußte, lag jetzt ein weiches, verlorenes Lächeln.

— Noch ein paar Nummern — dann würden wir aufstehen und heimgehen, auf unser Schiff. Auf den Straßen ist's dunkel, das Pflaster schlüpfrig — ich darf ihren Arm in den meinen ziehen, — ihren warmen, Leben atmenden Körper dicht neben mir fühlen, und dann . . .

„Wollen Sie mir einmal das Programm reichen?"

Ich fuhr aus meinem Traume auf und machte wohl ein recht dummes Gesicht, denn Frau Henderson fragte spottend:

„Wo waren Sie denn gewesen? Sie hatten wohl eine Vision?"

„Und was für eine," entgegnete ich aufatmend. „Wunderbar, Frau Helene! Auf dem Heimweg erzähle ich Ihnen davon. Sie dürfen aber nicht böse werden und mit Ihrem beliebten Spott dazwischen fahrend mir die zarte, holde Stimmung zerreißen."

„Bin ich denn so herb? — Oder vielmehr finden Sie das auch? . . . Ich habe mir das so angewöhnt, weil ich oft allein in Gesellschaft von Herren bin — mein Mann ist sehr beschäftigt und läßt mir alle Freiheit — das habe ich Ihnen ja schon erzählt. Und da ist's gut, so ein Gitter von Herbheit und Spott um sich zu ziehen, denn sonst . . . aber ich kann auch anders sein — wirklich — meine eigentliche Natur ist das nicht! Nur kann ich mich selten so geben. Sie kennen mich freilich wenig, Sie wissen so gut wie nichts von mir. — Das hat mir übrigens an Ihnen besonders gut gefallen, daß Sie mich nie neugierig gefragt haben — so wie es die meisten Menschen tun."

„Wer viel reist und vielen fremden Menschen begegnet, der gewöhnt sich das Fragen ab," sagte ich nachdenklich. „Man stellt für sich — im stillen — Vermutungen an, da, wo man Interesse für jemanden empfindet — aber man fällt nicht lästig mit Fragen. Und glauben Sie mir, gnädige Frau, ohne daß ich zu fragen brauche, erfahre ich so viel des Wundersamen auf meinen Fahrten, daß ich am liebsten ein Romanschreiber sein möchte, um all das künstlerisch zu verwerten, was ich sehe und höre. Aber hatten Sie vorher nicht nach dem Programm gefragt? — Wo ist es nur geblieben?"

Ich suchte umher, fand es schließlich unter dem Tische und reichte es mit einem „Bitte sehr" meinem Gegenüber.

„Wir wollen sehen, was noch gespielt wird," meinte sie. „Wenn es nichts mehr ist, was mich besonders lockt, dann gehen wir — sofern es Ihnen recht ist."

Sie faltete das Blatt auseinander, überflog das Programm und fuhr mit einem halblauten: „Ah, wie sonderbar!" von ihrem Stuhle auf,

sah dann scharf und spähend nach der Damenkapelle hinüber, blickte noch einmal in das Blatt und las laut vor sich hin:

„Directie: Mevr. Mizzi Sterzinger. Wie sonderbar!"

„Kennen Sie die temperamentvolle, kleine Dirigentin da, mit dem Fiedelbogen, — gnädige Frau?"

„Ja, freilich — sie und ihre Schwester: die muß da auch mit in der Kapelle sein; sie ist Harfenistin. Wo sitzt sie nur?"

Frau Helene erhob sich halb von ihrem Platze und musterte aufmerksam die Mädchen da drüben in ihren weißen Mullkleidern, mit den hellgrünen Schärpen quer über der Brust; es waren junge und ältere, einzelne mit leidlich hübschem Gesicht, aber keine von ihnen besonders schön.

Nach einigem Suchen nahm meine Gefährtin kopfschüttelnd wieder ihren Platz ein.

„Nein, die Schwester ist nicht dabei," meinte sie dann; „was mag nur aus ihr geworden sein? Ich möchte die kleine Dirigentin wohl danach fragen. Glauben Sie, Doktor," wandte sich Frau Helene lebhaft an mich, „ich könnte dem jungen Mädchen da ein Wort hinschicken, daß ich sie in der Pause einmal sprechen möchte?"

„Aber gewiß, gnädige Frau. Da — warten Sie, — da ist ein Blatt Papier — und hier der Bleistift."

Frau Helene schrieb einige Worte auf und reichte mir dann das Blatt mit einem fragenden: „Das genügt doch?"

Ich las: „Frau Helene Henderson, die vor drei Jahren mit Ihnen zusammen auf der ‚Pennsylvania' von Hamburg nach New York fuhr, würde sich freuen, Sie in der Pause an ihrem Tisch begrüßen zu können."

Ich faltete das Blatt zusammen, schrieb den Namen der Dirigentin, wie ich ihn auf dem Programm fand, darauf, rief den Kellner herbei und machte ihm mit ziemlicher Mühe verständlich, daß er, sobald die Pause anfing, den Zettel dem jungen Mädchen geben und sie dann hierher geleiten möge.

Frau Helene betrachtete die Dirigentin aufmerksam, wie sie lebhaft den Bogen schwang, auch ab und zu selbst die Geige ansetzte und ein paar Takte mitspielte.

„Gerad' noch so voller Leben wie damals," sagte Frau Helene lächelnd, und erklärend fuhr sie fort:

„Ich lernte die Mädchen vor drei Jahren auf der Überfahrt kennen und gewann lebhaftes Interesse für die beiden. Damals folgte ich meinem Manne, der schon vor einigen Monaten hinübergegangen war, um im Süden einen großen Eisenbahnbau auszuführen. Uns Hamburger Kindern ist ja die Reise ‚hinüber' nur wie eine angenehme Spazierfahrt. Es war meine erste größere Fahrt auf See, und ich freute mich darauf, obgleich ich seit meiner Verheiratung zum ersten Mal eine Reise allein antreten mußte.

Das Gefühl der Selbständigkeit ist eben schon immer ziemlich stark in mir gewesen," fügte Frau Helene lächelnd hinzu.

Wie lieb und anmutvoll sie erzählte! Eine Kunst, auf die sich wenige Frauen verstehen. — Ich hörte ihr zu, mehr mit der Freude an ihrem lebhaft wechselnden Gesichtsausdruck, an dem Aufleuchten in ihrem sonst stillen Blick als aus Teilnahme für das, was sie erzählte. Am liebsten wäre ich aufgesprungen, hätte ihren Kopf in meine beiden Hände genommen und ihr den süßen Plaudermund mit einem Kuß verschlossen. Aber sie gewahrte nichts von meinem stürmischen Verlangen, denn sie sah mich gar nicht an. Ganz versunken war sie in die Erinnerung, die ihr jetzt wieder deutlich vor Augen zu stehen schien.

„Das Schiff war ganz besetzt mit Kajütspassagieren und Zwischendeckern. Es war Ende Mai, und die Frühlingsnächte auf dem Meere waren wirklich so schön, wie ich es mir oft geträumt hatte. An einem der ersten Abende stand ich am Bug und sah hinunter in das blinkende Wasser, das leise gegen die Schiffswand plätscherte. Da wehte der Wind vereinzelte Mandolinenklänge herüber und dazwischen den feinen, zarten Ton einer Frauenstimme. Das mußte von drunten her, vom Zwischendeck kommen. Ich ging nach der anderen Seite und blickte von der Brücke des Promenadendecks hinunter in den offenen Raum, der zum Aufenthalt im Freien für die Zwischendecker bestimmt ist.

Ein wundersames Bild war es, was ich da sah. Auf den Bänken in der Mitte hockten eng bei einander die Weiber, meist wohl Polen oder Ruthenen, in ihren bunten Trachten; rings an der Schiffswand lehnten die Männer, mit kurzen Pfeifen im Munde, und alle sahen mit großen verwunderten Augen auf das junge Mädchen, das in ihrer Mitte stand und sang, wobei sie sich auf der Mandoline begleitete. Sie war mittelgroß, schlank, dunkel angezogen; schwarzes Haar umrahmte das blasse, feine Gesicht. Mit ungewöhnlich warmer, hübscher Stimme und mit einer auffallend musikalischen Sicherheit sang sie österreichische und italienische Volkslieder. Jedesmal, wenn sie geendet, klatschten und trampelten die begeisterten Zuhörer wie toll, und dann fing sie von neuem an, nachdem sie den Leuten freundlich zugenickt hatte, so als sei ihr der Beifall nichts Ungewohntes.

Um mich her hatte sich eine Anzahl Kajütspassagiere gesammelt, die nun ebenso aufmerksam wie ich dem eigenartigen Gesange lauschten. Jetzt stimmte das junge Mädchen ein spanisches Seemannslied an: ‚La Paloma'. Sie kennen doch das Lied, was, Doktor?"

„Ja," entgegnete ich, „ziemlich sentimental; eine Zeit lang hörte man es von jeder Drehorgel."

„Mag sein. Aber hier klang es wie ganz etwas Besonderes. Es paßte gut zu der ganzen Umgebung, das Seemannslied. Sie sang es mit

französischem Text. Ich habe mir später die Noten gekauft; ich glaube, ich weiß die Worte noch, — zum Teil wenigstens:

Nina, si je succombe,
Et qu'un beau soir
Une blanche colombe
Vienne te voir,
Ouvre-lui ta fenêtre,
Car ce sera mon âme
Qui peut-être te reviendra . . .

Weich und sanft und schwermutsvoll schwebten die Töne hinaus über das weite Meer; und tausend und abertausend Sterne am dunkelblauen Himmel blickten still und schimmernd herab, — dazu das gleichmäßige leise Plätschern des Wassers an die Schiffswand — sonst tiefstes Schweigen auf der urewigen See!

Als das Lied zu Ende war, zog das junge Mädchen ihr dunkles, großes Tuch, das sie um die Schultern trug, enger über der Brust zusammen und blickte einen Augenblick wie suchend umher. Da trat auch schon die offenbar Gesuchte herbei, eine kleinere, etwas rundliche Mädchengestalt, anscheinend auch jung — und die beiden gingen miteinander davon. Doktor — hören Sie mir denn auch zu?" unterbrach sich hier Frau Helene in ihrer Erzählung.

„Aber sehr," konnte ich ehrlich erwidern, „Sie erzählen so anschaulich, daß mir ist, als erlebte ich all das mit Ihnen."

„Also gut; dann hören Sie weiter: Sie sollen ja nur wissen, weshalb ich die Mädchen gern sprechen würde.

— Wir, die wir dem eigenartigen Konzert zugehört hatten, stellten nun allerlei Vermutungen an, wer und was das Mädchen wohl sein mochte; und am anderen Vormittag ging ich hinunter nach dem offenen Zwischendeck, um etwas Näheres zu erfahren. Ich mußte das blasse, hübsche Mädchen mit der süßen Stimme kennen lernen. Da saß sie denn auch mit der anderen auf einer Bank, beide eng aneinander in das große, dunkle Tuch gewickelt, das sie gestern abend getragen hatte. Ich trat zu ihnen und sagte der Sängerin ein paar freundliche Worte über ihren Gesang, der uns allen Freude gemacht hätte. Die Mädchen hatten sich bei meiner Anrede erhoben; als ich sie fragte, ob sie nicht ein wenig auf und ab gehen wollten mit mir, da wurden sie beide ganz rot vor Vergnügen, sagten: Gewiß, gern, wenn mir das recht wäre; und bald waren wir im lebhaftesten Gespräch.

Sie nannten mir ihren Namen, Sterzinger hießen sie und stammten aus Triest, der Vater Österreicher, die Mutter Neapolitanerin. Das erklärte mir auch das Aussehen der jüngeren, Tina, die den bleichen Teint und die brennend dunklen Augen der Süditalienerinnen hatte, während Maria, die ältere, blond, rosig war, mit Formen, die zur Fülle neigten, so wie Sie sie da drüben sehen am Dirigentenpult. Die Musik war übrigens

ihr Beruf. Sie waren beide für eine Damenkapelle nach Havanna engagiert, Maria als Geigerin und Tina als Harfenistin. Sie machten die Überfahrt im Zwischendeck, um Geld zu sparen, denn die Jüngere wollte nach ihrer Rückkehr von Amerika sich im Gesang ausbilden, wozu man ihr schon oft geraten hätte.

Das alles erzählten sie mir in einer offenen und sehr manierlichen Art. Als ich mich von ihnen trennte, versprach ich, öfter nach ihnen zu sehen und ihnen die Erlaubnis vom Kapitän erwirken zu wollen, daß sie oben im Salon am Klavier musizieren durften.

Es wurde mir nicht schwer, die Vergünstigung für die Mädchen zu erlangen, zum größten Vergnügen für alle Kajütspassagiere, denn die beiden verkürzten uns so manche Stunde mit ihrer Musik. Sie waren mir herzlich dankbar, schlossen sich in aller Bescheidenheit an mich an und schenkten mir ihr ganzes Vertrauen. Nach und nach erfuhr ich, daß sie aus einem ganz besonderen Grunde das Engagement drüben angenommen hatten. Die Tina hatte nämlich in Hamburg, während sie dort mit ihrer Kapelle spielten, einen jungen Mann kennen gelernt aus sehr gutem Kaufmannshause, und zwischen ihnen war eine tiefe Neigung entstanden. Da wurde er plötzlich vor einigen Monaten als Vertreter seiner Firma nach Havanna hinübergeschickt auf unabsehbare Zeit. Tina war totunglücklich, und als sich ihnen zufällig jetzt dieses Engagement bot, nahm sie es wie ein Geschenk vom Himmel an. Sie sollte nun den Geliebten, der ihr von Zeit zu Zeit geschrieben hatte, wiedersehen und einige Monate in derselben Stadt mit ihm leben. Angekündigt hatten sie ihm die Ankunft nicht, sie wollten ihn überraschen.

Mich frappierte die Leidenschaft des Mädchens — das war mir etwas ganz Neues in meinem ruhigen, bürgerlichen Leben, und deshalb gewann es doppelt meine Teilnahme. Wenn die Arme nur keine Enttäuschung erlebt, dachte ich bei mir, aber laut äußerte ich nichts von meinen Bedenken, und erfahren habe ich nie, was aus dieser Herzensgeschichte geworden ist, denn ich habe bis heute von den Mädchen nichts mehr gehört.

In New York trennten wir uns. Die Mädchen fuhren schon am nächsten Tage mit dem Schiffe weiter. Sie begreifen nun meine Überraschung, als ich den Namen „Mizzi Sterzinger“ hier auf dem Programm wiederfand. Die Kleine ist zur Dirigentin avanciert. Daß ich nun ein wenig neugierig bin, zu erfahren, wie diese Liebesgeschichte geendet hat, ob mit einer Heirat oder einer Trennung, das begreifen Sie doch auch, nicht wahr, Doktor?“

„Freilich, interessiert es mich doch jetzt sogar,“ entgegnete ich lebhaft. „Aber hören Sie, da spielen sie schon das Finale; nun kommt die große Pause. Und wenn Sie mit Ihrer kleinen Freundin gesprochen haben, dann gehen wir nach Hause. Auf dem Wege gehören Sie noch mir!“

„So?" Ihre Augen trafen mich mit einem langen Blick. Was verbarg er nur? Was wollte er mir sagen? Ahnte sie meine Empfindungen? Ihre Lippen blieben stumm, und doch fühlte ich etwas Gemeinsames zwischen uns: es stieg auf, immer heißer und gebieterisch verlangender. Sie war jetzt auch nicht mehr von jener unnahbaren Ruhe erfüllt; etwas erregt Zitterndes lag über ihr wie von verhaltener Lebensglut, etwas, das vorher nicht in ihr gewesen oder zum wenigsten nicht wach gewesen war. Mir war, als träumte ich, und voller Ungeduld wartete ich auf die Fortsetzung dieses Traumes.

Da erscholl lebhaftes Beifallklatschen um mich her, die Musik war verstummt, und nach einigen Minuten, während deren ich wie in einem Rausch dagesessen, sah ich die kleine Dirigentin auf unseren Tisch zukommen. Frau Helene war aufgestanden, sie zu begrüßen, herzhaft schüttelten sie einander die Hände.

„Nein, ist das aber ein' Überraschung, die gnä Frau hier zu seh'n," rief Fräulein Mizzi voll freudiger Verwunderung. Alles an ihr war Leben und Bewegung. „Und daß die gnä Frau uns nicht vergessen hat," fuhr sie fort, „das ist gar schön von Ihnen! Aber ich sag' halt uns, und ich bin doch nur noch allein da." Über ihr frisches, eben noch so frohes Gesicht flog ein Schatten.

„Nun setzen Sie sich erst einmal, Fräulein Mizzi," unterbrach Frau Helene das junge Mädchen, „und erlauben Sie, daß ich Sie hier mit Herrn Doktor Erler bekannt mache," dabei wies sie auf mich, „ein guter Freund von mir, den ich auch auf der Seereise kennen gelernt habe, wie Sie beide damals."

Der Kellner stellte ein Glas „Pschorr" vor die Dirigentin, das sie mit einem „Ah so, mein Gewohntes!" in Empfang nahm, dann erhob sie das Glas, sagte: „Auf Ihr Wohl, gnä Frau!" und tat einen kräftigen Zug daraus. Tief aufatmend meinte sie dann:

„Ach, wie gut das tut, bei all der Hitz' und dem Rauch im Saal da," dann fuhr sie nach einer kleinen Pause fort:

„Ja, denken's nur, gnä Frau, meine Tina, meine gute Tina ist nimmer da."

„Hat sie geheiratet?" fragte Frau Helene lebhaft.

„Ach nein, gnä Frau, tot ist's," sagte Fräulein Mizzi, und dabei kamen ihr die hellen Tränen in die Augen. „Ich möcht' Ihnen die Geschicht' ausführlich erzählen, aber jetzt ist nimmer viel Zeit dazu; die Paus' dauert net lang. Bleiben's denn net einige Zeit dahier?"

„Nein, Fräulein Mizzi," entgegnete Frau Henderson, „unser Schiff geht morgen in aller Herrgottsfrühe weiter, und ich muß jetzt auch gleich wieder zurück an Bord. Erzählen Sie nur mit ein paar Worten, wie denn das alles gekommen ist. Das arme, junge Ding! War sie lange krank?"

„Ach, gnä Frau, die Sach' ist ja viel trauriger. Also hören's kurz: Sie wissen, wie wir dazumal 'nübergegangen sind, weil die Tina ohne ihren Schatz net leben wollt'. Wie wir nun drüben ankommen in dem fremden Land und ihn aufsuchen, da war er gar net so sehr angenehm überrascht, wie sich's die Tina 'dacht hat. Er gab sich ja alle Müh' freundlich zu sein, aber ich hab' wohl gemerkt, daß es ihm net so recht von Herzen kam. Dann sagt' er, er hätt' gar so arg viel zu tun; na, aber die Tina wär' ja auch beschäftigt, so viel z'sammen sein würden's wohl net können wie in Hamburg, und was so an Gered' mehr ist. Aber die Tina war so glücklich, daß sie den Georg wieder hatte, daß sie rein gar nichts anders sah und hörte.

So vergingen etliche Wochen. Bei Tag blieben wir immer z'Haus, denn es war arg heiß da unten. Wissen's, die Damen, die da immer leben, die sitzen halt den ganzen Tag in den Nachtjacken im Schaukelstuhl bei verschlossenen Jalousien, und erst abends, wenn's kühl wird, dann ziehen's sich fein an und fahren's spazieren. Der Georg kam manchmal abends ins Theater, es war ein Variété, wo wir spielten, und ab und zu kam er nach der Vorstellung auch mit zu uns nach Haus. Mit einmal, da blieb er weg. Und eines Tags, ich war net wohl und net mitgegangen, da kam die Tina ganz aufgeregt von der Probe und konnt' kaum reden, so außer sich war's.

‚Du, Mizzi,' bringt's dann endlich 'raus, ‚im Theater haben's mir erzählt, der Georg soll sich hier verlobt haben — mit 'ner vornehmen Dame. Ich glaub's aber net, nein, ganz gewiß wollen's mich nur kränken und bringen so a Lüg' auf.'

‚So, so,' dacht' ich mir, ‚darum is er auch so anders worden! Nu will er die Tina los sein.' Aber zu der Tina sagt' ich, das wär' gewiß alles net wahr, sie sollt' sich nur net aufregen, und was ich sonst noch alles geredt' hab. Sie wissen's ja, gnä Frau, wie ich an der Tina hing, sie war mir immer so an Art höheres Wesen, mit ihrem blassen G'sicht und der stillen Art, und so gut und lieb, wie sie immer war. Aber bei denen ist's am schlimmsten, bei den Sanften, wenn's da mal anfangt zu brennen! Kein Ruh hat's mehr gehabt bei Tag und Nacht. Dann is sie hingangen zu ihm; was sie gered't haben z'sammen, das hab' ich nie erfahr'n. Nur wie's zurück kam, war's leichenblaß und sagt zu mir mit zusammengebißne Zähn':

‚Du, Mizzi, es is alles richtig, er hat mir's selbst gesagt. Ich sollt' doch an Einsehen haben und ihn in Ruh lassen. Aber er irrt sich,' rief's dann plötzlich ganz wild, ‚so geht ihm das net hin, so net!'

Es wurd' dann von Tag zu Tag schlimmer. Wie wild lief's oft im Zimmer umher, dann lag sie wieder auf'm Sofa und weinte und stöhnte. Schließlich konnt' ich's net mehr mit anseh'n und ging selbst hin zum Georg.

Na, was soll ich Ihnen da lang erzählen. Er hätt' die Tina doch nie geheirat', das hätt' sie wissen können, sagt er da zu mir, und 's beste wär' schon, wenn ich sie so bald als möglich wegbrächt' von da.

Das hätt' ich auch am liebsten 'tan — aber wir hatten uns für die Saison verpflichtet, und das Geld für die Rückfahrt war net da. Mit der Tina war nichts Recht's mehr anzufangen; wie im Fieber ging's daher, und ich ging ihr net von der Seiten aus lauter Angst um sie.

Eines Abends, da sitzen wir im Orchester, und wie ich mich umschau im Publikum, da seh' ich drüben in einer Log' den Georg mit ein paar nobel angezogenen Damen sitzen. Ich krieg einen Todschreck und guck gleich nach der Tina. Natürlich hatt' die ihn schon längst bemerkt, denn ich sah, wie sie am ganzen Körper zitterte und wie behext immer hinstarrt auf die Loge. Ich konnt's kaum erwarten, daß die Vorstellung zu Ende ging. Wie ich aber mein' Sachen z'sammengepackt hab' und die Tina rufen will, da ist's auch schon weg. Ich in die Garderob', meinen Hut holen und zum Bühnenausgang 'naus, das war eins. Aber da war ein solches Gedränge vorm Theater, daß ich wie eingekeilt stand und net vorwärts konnt'. Wie ich mich endlich bis an den Ausgang, wo's Publikum herauskam, durchgedrängt hab', seh' ich einen großen Menschenknäuel und hör' so ein merkwürdiges Gemurmel. Wissen's, 's war nichts Lautes dabei, bloß so ein ganz unheimliches Gesumme. Jesus Maria, denk' ich, wenn da was mit meiner Tina ist! Und dabei klopft mir das Herz, daß ich glaubt', es muß springen.

Ich dräng' mich durch — fragen konnt' ich net, denn die Leut' mit ihrem Spanisch hätten mich doch net verstanden, ich werd' gestoßen und gequetscht, und endlich steh' ich mitten drin, ich weiß selbst net, wie ich dahin kommen bin, und seh' grad, wie ein paar Polizeikerle meiner Tina die Händ' z'sammenbinden. Sie stand ganz ruhig und ließ es gescheh'n. Ich auf sie zu und druck's nur so die Worte 'raus:

‚Aber Tina, um Gott's willen, was hast g'tan?'

‚Totgeschossen hab' ich ihn,' sagt's da ganz ruhig, ‚leb' wohl, Mizzi,' ruft sie dann noch mit ihrer weichen, guten Stimm', ‚sei net bös, ich hab's aber tun müssen!'

Na, und dann haben's sie gleich abgeführt ins Gefängnis. Zu einer Verhandlung ist es aber net kommen, der Georg war auch net zu Tode getroffen, blos an schwere Wund' hat er 'habt. Aber die Tina hat's Nervenfieber 'kriegt, und nach acht Tagen ist's g'storben. Ich durft' immer bei ihr sein, wie's erst g'sehn hab'n, daß es doch net mehr zum Aburteilen käm' mit ihr. Ganz stumpf ist's aber g'wesen, das arme Ding, nur immer angesehn hat's mich und gesagt: ‚Ist mir schon recht so, Mizzi, daß's bald aus ist mit mir.'"

Das Mädchen schwieg. Frau Helene sagte ganz erschüttert: „Wer hätte das dem sanften, stillen Ding zugetraut!"

„Ja, gnä Frau," meinte die kleine Dirigentin treuherzig, „aber wenn's so Eine amal richtig packt, da heißt's dann biegen oder brechen. Ich," sie lachte auf, „ich hätt' den Kerl einfach laufen lassen, von dera Sort', da geh'n zwanzig auf an Dutzend; aber bei der Tina, da hatt's halt zu tief g'sessen."

Bei den letzten Worten war sie aufgestanden, denn die Mitglieder des Orchesters hatten sich auf dem Podium schon wieder zusammengefunden.

„Leben's wohl, gnä Frau," sagte das Mädchen und streckte Frau Helene die Hand hin. „Darf ich Ihnen mal wieder ein Lebenszeichen von mir geben? Sie war'n ja so gut zu uns gewesen dazumal, wir haben noch oft davon gesprochen, die Tina und ich. 's war mir eine rechte Freud', daß ich Sie wiedergeseh'n hab'. Wollen's manchmal an mich denken, an mich und die Tina? — Wissen's noch, wie's damals die „Paloma" g'sungen hat? 's war ja ihr heißester Wunsch g'wesen, Sängerin, an richtige Sängerin zu werden. Und ich glaub', sie hätt's zu was 'bracht . . Aber jetzt muß ich wirklich 'nauf. Behüt' Sie Gott, gnä Frau! Hat mich g'freut, Herr Doktor!"

Frau Helene schüttelte ihr mit einem warmen Abschiedswort die Hand; dann, als das Mädchen gegangen war, wendete sie sich hastig zu mir.

„Ich möchte jetzt nicht mehr hier bleiben, Doktor, geben Sie mir, bitte, meinen Mantel."

Ich half ihr beim Anziehen. Sie war blasser als vorher; alle Wärme und Weichheit war aus ihrem Gesicht geschwunden. Stumm zog sie die Handschuhe auf, indes ich mich fertig machte und dem Kellner zahlte. Dann schritt sie mir voran durch den gefüllten Saal dem Ausgang zu.

Draußen fiel noch immer ein feiner Regen, und die Straßen waren nur matt beleuchtet. Ganz so hatte ich mir die Situation vorher ausgemalt; nur die Hauptsache stimmte nicht. Wie ich meine Gefährtin so ernst und schweigsam neben mir hergehen sah, wagte ich nicht, ihr meinen Arm anzubieten. Ein Mißton hatte die Melodie zerrissen, die sacht und leise in uns beiden aufgestiegen war. Die schwüle Stimmung, die uns da drinnen in dem heißen Saale, inmitten der vielen Menschen, bei den vibrierenden Klängen der Musik, wie in einen sinnverwirrenden Traum gehüllt hatte, war einem Gefühl der Ernüchterung gewichen.

So hatte ich mir den Heimweg nicht gedacht! . . . Meine Begleiterin ging scharf zu; ich hatte fast Mühe, Schritt mit ihr zu halten. Nachdem wir eine Strecke schweigend zurückgelegt hatten, sagte sie plötzlich halblaut vor sich hin — es war gleichsam der Schlußpunkt zu einer Reihe von Gedanken und Vorstellungen:

„In solchen Fällen ist's ja am Ende immer die Frau, die die Zeche zahlt, — so oder so!"

Nach einer Pause wandte sie sich zu mir mit den Worten:

„Unser Beisammensein endet etwas sonderbar, was, Doktor?“ Und dabei traf mich ihr Blick mit einem eigentümlichen Ausdruck. „Trüb und kühl, zum Frösteln, wie dieser Frühlingsabend! Vielleicht ist's besser so! Ich war nahe daran . . . aber lassen wir das! Sie haben es auch gefühlt — ich weiß es — Sie brauchen gar nichts zu sagen! Nun ist es aber vorüber, ganz und gar. Die kleine, tote Sängerin hat mich aufgerüttelt aus dem wunderlichen Traumzustand, sie und ihre unglückselige Geschichte. Vielleicht erscheint sie mir heute Nacht mit der Laute im Arm, und ich höre sie wieder die ‚Paloma‘ singen:

Ouvre moi ta fenêtre,
Car ce sera . . .“

Sie hatte ein paar Takte gesummt, brach aber hastig ab, zog zusammenschauernd den Mantel enger um sich und schritt rascher voran. Jetzt waren wir bei der Fähre angelangt. Wir gingen in die Kajüte, die ziemlich voll besetzt war. Ein paar schmucke Matrosen in Begleitung hübscher Holländerinnen mit ihren weißen Spitzenhauben, die über den Ohren von großen schneckenartigen Agraffen aus Goldblech gehalten wurden, saßen auf den Bänken und einige Frauen mit Körben. Wir blieben schweigend stehen, während das Fahrzeug schnell und lautlos die dunkle Flut durchquerte.

Bald hatten wir das jenseitige Ufer erreicht. Wir verließen über die schmalen, schlüpfrigen Stufen hinweg die Fähre und schritten nun am Quai entlang. Zahllose Lichter blinkten von den Masten der Dampfschiffe und Seegelboote herüber, und unsre gute „Batavia“ sandte die breiten Strahlen ihres Scheinwerfers gerade auf unseren Weg.

Hinter uns die schlummernde, alte Hafenstadt — vor uns da draußen gespenstische Ruhe, in tiefem Schlaf alle die großen und kleinen Wanderer der Meere, — und auf dem stillen, glatten, dunklen Wasserspiegel der Schelde das glitzernde Schimmern des Mondlichts.

Wir waren am Ziel. Nun noch über den schrägen Holzsteg, der auf das Schiff hinaufführt, dann standen wir an der Reeling.

Nach dem langen, beklemmenden Schweigen nur ein leises: „Gute Nacht, Doktor, Dank für den Abend!“

Die Hand, die ich eben mit den Lippen berühren wollte, entzog sich mir hastig. Mir blieben nur die höflichen Worte:

„Wünsche wohl zu ruhen, gnädige Frau!“

Künftighin werde ich die „Paloma“ nie ohne ein Gefühl der Erbitterung hören. — —



Strindbergs Schwedische Königs-Dramen.

Von

Carl v. Schimmelpfennig.

— Berlin. —

er im Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als die Jungen in Deutschland mit erstaunlicher Sicherheit in der Literatur, wie auf der Bühne festen Fuß faßten, behauptet hätte, das große historische Drama, insonderheit das Königsdrama habe eine Zukunft, der wäre als schlechter Prophet bezeichnet worden; und würde es dem Erspäher kommender Tage gar eingefallen sein zu mutmaßen, der Verfasser von „Fräulein Julie", der sich schon als Zwanziger an einem Stoff aus der Geschichte seines Vaterlandes versucht hatte, werde sein Talent an „schwedischen" Geschichtsdramen erweisen, so hätte man ihn sicherlich ausgelacht. Und dennoch ist das wenig Wahrscheinliche Wirklichkeit geworden. Wandlungsfähig (was nicht immer entwicklungsfähig bedeutet, im vorliegenden Fall aber sicherlich identisch ist), wie er von Rousseau zu Voltaire überging, aus einem Verteidiger der Frauenrechte zu ihrem grimmsten Hasser wurde, ist Strindberg vom modernen Drama zum historischen Drama geschritten und hat die große, oftmals ergreifende Geschichte seines Vaterlandes in einen Dramenzyklus gefaßt, der weit über die Grenzen Schwedens hinaus Aufsehen erregt und von dem einzelne Werke auch auf deutschen Bühnen zur Darstellung gelangt sind.*)

*) „Erich XIV." im Herbst 1902 in Schwerin. „Gustav Adolf" im Herbst 1903 in Berlin. Beide Werke leider nicht in der Vollendung, welche man von großen Bühnen verlangen muß.

Trotz der großen hellenischen Dichter und trotz Shakespeare, die dank guten Übersetzungen doch erst im 19. Jahrhundert dem deutschen Publikum ans Herz gewachsen sind, herrscht in Deutschland eine merkbare Antipathie gegen „Königsdramen". Das mag zum Teil daher stammen, daß eine Reihe mittelmäßiger Köpfe, die wohl Geschichtsdaten und historische Zusammenhänge kannten, des poetischen Ingeniums aber durchaus ermangelten, sich an solcher Arbeit versuchte und um die Person ihres Lieblingshelden ein Stück „dichtete", wie man eine Abhandlung über den Ablativus absolutus ꝛc. „komponiert". Aber auch die Dramen wirklicher Dichter haben keinen dauernden Erfolg erzielt, wie etwa Uhlands „Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Baier", Immermanns „Friedrich II." oder gar Grabbes „Hohenstaufen". Der große dramatische Zug fehlt, das Theatralische im besten Sinne; der eine war zu sehr reflektierender Historiker, der andere zu sehr der Mann der Kulisse und romantischer Abenteuerei, der letzte zu wenig konzentrationsfähig; herrliche Stellen entzücken uns bei allen dreien (namentlich bei Uhland und Grabbe), aber einen tiefen Endeindruck, einen Sturm im Busen des Hörers vermag keines dieser Werke von der Bühne her auszulösen. Aber auch von der anderen Seite, im Hinblick auf das Publikum, ist die Abneigung zu erklären. Je mehr sich der gute Geschmack, Bildung und kritische Fähigkeit vor den Lampen zeigte, desto schwereren Stand hatten historische Werke hinter diesen Lampen. Den Briten, welche vor Shakespeares offener Szene saßen, war der König im Stück ohne weiteres eine quantité importante, an die sie schwerlich den Maßstab historischer Treue legten. Wir sind heutzutage empfindlicher geworden; wir hegen immer den leisen Argwohn, die historische Bedeutung des Fürsten müsse die dramatische Gestalt stützen, wir empfinden ein peinliches Gefühl, wenn der Monarch dort auf den Brettern nicht so handelt und spricht, wie es seine Bedeutung in der Geschichte erfordert. Die Schwierigkeit für den Dichter und die Sensibilität des Hörers steigert sich proportional der Größe des Objektes; sie kann gegenüber geistigen Koryphäen geradezu zur Unmöglichkeit der dichterischen Arbeit führen. Wer möchte sich getrauen, Friedrich den Großen oder — vom Königsdrama abgesehen — Goethe in den Mittelpunkt eines Schauspiels zu stellen? Diese beiden Männer Dialoge führen zu lassen? Diesen Giganten eigene Worte (des Dichters) in den Mund zu legen? — Unsere großen Meister haben diese Schwierigkeit wohl gefühlt und sich in weiser Beschränkung davor gehütet, leuchtende Größen, die im Herzen der Nation leben, auf die Bühne zu bringen. Lessing schrieb keinen „Friedrich", sondern die „Minna von Barnhelm", Goethe keinen „Luther", sondern den „Götz"; aber die Riesengestalten der beiden großen Söhne Deutschlands ragen doch in die Dramen hinein. Und auch der Sieger von Fehrbellin ist von Kleist sorgsam etwas in den Hintergrund gerückt. Schillers „Wallenstein" widerlegt diese Behauptung in keiner

Weise. Der Friedländer, diese, neben Gustav Adolf, bedeutendste Gestalt des dreißigjährigen Krieges, ist uns doch erst durch das Drama selbst näher gebracht und dürfte uns ohne die Voraussetzung der Trilogie kaum vertrauter sein, als beispielsweise Tilly oder Bernhard von Sachsen-Weimar. — Man wird somit sagen dürfen: Große, allbekannte und bis in die Einzelheiten ihrer Art dem großen Kreise eines Volkes wohl vertraute Persönlichkeiten schließen sich von selbst als Hauptpersonen eines Dramas aus; der Dichter wählt besser freie Gestalten seiner Phantasie zu Trägern der Handlung, oder zum wenigsten solche historischen Erscheinungen, deren Umrisse verschleiert sind. Das Drama darf niemals aus der Geschichte den Fond des Interesses für sich verwerten, wohl aber können umgekehrt geschichtliche Personen durch ihre Verwertung in einem Dichterwerk in den hellen Lichtkreis allgemeiner Teilnahme gerückt werden.

Solche Erwägungen mögen bei uns in Deutschland dazu beigetragen haben, das Königsdrama zu beeinträchtigen, sowohl was die Produktion, als was die Aufnahme anlangt. (Shakespeare natürlich ausgenommen.) Auch die unselige Zerrissenheit der deutschen Nation hat dieser Antipathie Vorschub geleistet und tut es noch heute. Die Dramen der großen Salierkaiser, die naturgemäß in dem Konflikt zwischen Papsttum und Kaisertum wurzeln, würden noch in diesen Tagen mancher Anfeindung begegnen, und dasselbe gilt von den Hohenstaufen-Dramen, in denen der Welfe bekämpft wird; Werke aus der Reformationszeit oder dem dreißigjährigen Kriege müßten gar erst recht zwiespältiges Urteil über sich ergehen lassen. Anders liegen die Verhältnisse dagegen in der engeren preußischen Geschichte: Hier sind Persönlichkeiten, Zeitläufte, Zustände und Wandlungen gegeben, die ein großer Dichter unter dem einmütigen Beifall des Volkes zu ergreifenden Bildern formen könnte, ohne daß er in den Fehler verfiele, billige Prophezeiungen den Fürsten und seichte Patriotismusphrasen ihren Anhängern in den Mund zu legen. Genauer zugesehen besitzen wir schon zwei Meisterwerke zu einem preußischen Zyklus: „Der Prinz von Homburg" und „Minna von Barnhelm"; fehlt noch ein großes Freiheitskriegsschauspiel, das Revolutionsstück von 1848 und das Drama der preußischen Fundamentierung (unter Friedrich Wilhelm I.), als deren bescheidenster Ersatz vorläufig Gutzkows „Zopf und Schwert", Heyses „Kolberg" oder Pfordtens „York" dienen müssen.

In einer ähnlichen Lage wie ein preußischer Historiodramatiker befindet sich Strindberg; auch er hat die einheitliche Auffassung seiner Landsleute für sich. Aus der Geschichte seines Landes springen die Kulminationspunkte deutlich heraus: die große Erhebung gegen Dänemark, die Begründung der festen Königsgewalt gegen Adel, Klerus und Volk, der Kampf um die Vorherrschaft im Norden und den Glauben, die Verfassungsstürme und das Adelsregiment. Die Frage aber, ob der

Königsname nur als Inschrift über einer Epoche schweben soll, oder ob der König selbst in den Mittelpunkt der Handlung tritt, die wir für eine preußische Dramenreihe im ersteren Sinn beantworten müssen, hat Strindberg zugunsten der Fürsten selbst entschieden, und so erscheinen Gustav Wasa, Gustav Adolf, Karl XII. und Gustav III. vor unseren Blicken. Zwischen diese größten Gestalten schwedischer Geschichte sind Erich XIV. und Christine eingeschoben, und als Einleitung in die Wasadramen dienen die Schauspiele vom Geschlecht der Folkunger und von Engelbrecht. In Deutschland sind bisher nur die drei mittleren der historischen Reihe: „Gustav Wasa", „Erich XIV." und „Gustav Adolf" im Druck erschienen, und diesen drei gelten allein unsere nachstehenden Betrachtungen.

Wir Ausländer, die wir die Geschichte Schwedens zumeist nur in großen Zügen kennen, sind gern geneigt, mit dem Namen Gustav Wasas den Gedanken an die Befreiung Schwedens von der Tyrannei Christians II. von Dänemark zu verknüpfen, und werden deshalb erwarten, daß das Gustav-Wasa-Drama das Schauspiel des Freiheitskampfes ist, wie etwa in Preußen ein „Friedrich Wilhelm III." nur die Erhebung von 1813 zum Gegenstand haben könnte. Allein der Schwede selbst und jeder eingehende Kenner nordischer Geschichte kommt zu einem anderen Resultat. Vor Gustav Wasa herrschten nördlich und südlich des Mälar keineswegs ruhige Zeiten, die der Däne in der Weise suspendiert hätte, wie Napoleon den ruhigen Gang der friedericianischen Monarchie; Schweden war seit Jahrhunderten, ja, seitdem es in den hellen Lichtschimmer der Geschichte eintritt, nicht zur Ruhe und breitem Kulturleben gelangt, es hatte in den beiden letzten Säcula die blutige Historie der Folkunger und die traurige Unionsperiode erlebt, die neben sieben fremden Herrschern nicht weniger als zehn einheimische Reichsverweser aufweist und von Unruhen und Kriegszügen strotzt. Nach solchen Zeitläuften erscheint Gustav Wasas Aufstand gegen Christian II. immerhin noch als ein großes patriotisches Unternehmen, aber es ist doch nichts Außergewöhnliches; außergewöhnlich ist dagegen die Tatsache, daß dieser Mann, nachdem der äußere Feind verjagt ist, auch der inneren Gegner Herr wird und zum ersten Male eine wirkliche Königsmacht in schwedischen Landen stabiliert, der Adel, Klerus und Volk den trotzigen Nacken beugen müssen. Das ist der Kern im Leben Gustav Wasas, und diese Tatsache hat Strindberg, da er nun schon „persönliche" Königsdramen schrieb, seinem Schauspiel zugrunde gelegt: Unternahm es der Dichter, das Hineinwachsen seines Volkes in eine neue Zeit zu schildern, so liegt es auf der Hand, daß er geschichtlich weit auseinander liegende Geschehnisse zusammenziehen mußte, sollte nicht sein Drama in eine Reihe loser Bilder zerflattern, wie man sie manchmal bei Gelegenheits- und Festaufführungen wahrnimmt. So läßt sich eine genaue Zeitangabe für die Handlung des „Gustav Wasa" nicht feststellen, wir können nur sagen, das Stück spiele

etwa in der Mitte des vierten Jahrzehntes des 16. Jahrhunderts. In Wirklichkeit fanden die Vorgänge des I. Aktes 1532, die des letzten 1543 und 1546 statt.

Der erste Akt spielt in der großen Stube des Bergmanns Måns Nilsson in Aspeboda bei Falun; die Landschaft ist Dalarne, jene waldumkränzte Mark schwedischen Landes, die sich um den Siljansee schmiegt und in der noch heute das biedere, treue und derbe Geschlecht der Dalkerle sitzt. Måns Nilsson und einige Freunde erwarten die Ankunft des Königs; der Zweck seiner Fahrt ist unbekannt, die Vermutungen der Bergleute führen uns in die Vorgeschichte des Dramas, d. h. in die historischen Vorgänge bis 1519 ein. Der jugendliche Gustav war einst in verräterischer Weise von den Dänen gefangen genommen und in Dänemark interniert worden, entfloh jedoch nach Lübeck und von dort nach seiner Heimat. Nach kurzem Aufenthalt auf seinem väterlichen Gute Råfsnås und bei Verwandten begab er sich nach Dalarne und versuchte die Talmänner zur Erhebung gegen den Dänen zu bewegen; seinen Lebensunterhalt fristete er als Tagelöhner, die Stätten, wo er gedroschen, werden noch heute in Ehren gehalten und von seinem dankbaren Volke dem Fremden mit Stolz gezeigt. Anfangs waren die Dalkerle wenig zur Abschüttelung des dänischen Joches geneigt; als aber Flüchtlinge aus Stockholm das entsetzliche Blutbad schilderten, dem nicht nur die vornehmsten Häupter des Landes, sondern auch mitleidige Zuschauer zum Opfer gefallen waren, da riefen die Bauern und Bergleute den jugendlichen Gustav, der schon nach Norwegen geeilt war, zurück und stellten sich unter seinen Befehl. Die Skiläufer trafen den Jüngling auf der Grenze im Dorfe Såln des Kirchspiels Lima; zu den Getreuen, die ihm zuvor Unterhalt gewährt und die nun zuerst seine Partei ergriffen, gehörten Prediger Jon in Swårdsjö, der Bergmann Anders Persson und der Bergmann Måns Nilsson. Als Gustav nach Vertreibung des Feindes den Königstitel angenommen hatte und mit fester Hand geordnete Verhältnisse herzustellen versuchte, da begegnete er neben anderen Schwierigkeiten auch dem Widerstande der alten Freunde, die sich sogar um einen Abenteurer, den falschen Sture, scharten und nicht übel Lust verspürten, das im ganzen Volk hochverehrte Adelshaus der Sture auf den Thron zu heben. Ein weiterer Aufstand knüpfte sich an den Herrentag von Upsala, auf dem beschlossen wurde, jede große Gemeinde solle eine Glocke hergeben, um damit die Schuld an den Bundesgenossen Lübeck abzuzahlen. Gustav beendete beide Erhebungen in derselben Weise: er überraschte die Talmänner, griff die Führer der Bewegung heraus und ließ sie enthaupten. Die erste Niederwerfung fand auf dem Tunafelde statt, die zweite ist die, welche der erste Akt Strindbergs schildert. Von diesen alten Vorgängen erzählen sich die Bergleute; meisterhaft ist die dumpfe Stimmung gezeichnet, die auf den Männern lastet. Immer wieder suchen sie die eigene Unruhe und das schlechte Ge-

wissen über den letzten Aufstand zu beschwichtigen, indem sie die einstigen Befreiungstaten dagegenstellen. Nun erklingt die Trommel, der König ist da; aber er kommt nicht zum Gastmahl seines Freundes Nilsson, sondern läßt durch seinen Rat, den Magister Olaus Petri, die Männer, einen nach dem andern, in das Rathaus entbieten. Drei von ihnen bezahlen dort ihre Schuld mit dem Kopf, die beiden letzten ladet der Magister, der sich in einer klugen Unterredung über die Lage in Dalarne unterrichtet hat, zu erneuter Prüfung ihrer Schuld nach Stockholm. — Dieser erste Akt ist nach Charakterzeichnung, Stimmung wie Orientierung des Hörers eine glänzende Probe von Strindbergs dramatischer Fähigkeit; er wird im Laufe des Dramas, wie der anderen Schauspiele, ein oder zweimal noch annähernd erreicht, aber nicht überboten. Den Schweden gewährt er noch den besonderen Reiz zahlreicher Anspielungen und Hinweise auf Einzelheiten und Kleinigkeiten, die ihm aus der Geschichte seiner Heimat altvertraut sind.*)

Der zweite Akt führt uns in das Hansakontor, an dessen Spitze Hermann Israel, der Lübecker, steht (er, wie der vorerwähnte Olaus Petri sind historische Personen), und bringt zwei Dialoge. Prinz Erich, der Thronfolger, Sohn Gustav Wasas aus seiner ersten Ehe mit Katharina von Sachsen-Lauenburg, beklagt dem jungen Israel gegenüber sein, des Prinzen, unglückliches Verhältnis zum Vater, der Stiefmutter (aus dem schwedischen Geschlecht der Levenhaupt) und dem Stiefbruder Johann und fordert Jakob Israel auf, abends in die „Blaue Taube" zu kommen. Jakob Israel zeigt sich in dieser Unterredung, wie in der darauffolgenden mit seinem Vater als ein gescheiter Kopf und Verehrer des Königs Gustav. Wir erfahren, daß der Aufstand in Dalarne wohl beendet ist, aber daß eine neue Erhebung in Småland bevorstehe, an der nicht nur die beiden Talmänner Nilsson und Persson beteiligt seien, sondern zu der auch der deutsche Kaiser (Karl V.) und Pfalzgraf Friedrich ihre Hilfe versprochen haben. Gleichzeitig beabsichtigt die Hansa die alten Beziehungen zu Schweden zu lösen. — Dieser Auftritt ist eine weitere Exposition, die schon an und für sich Bedenken erregen könnte, und die gegenüber den

*) So spricht Måns Nilsson einmal ironisch vom Reichtum des Landes, es sei so fett, daß man „die Rinde der Bäume essen" könne; das ist ein Hinweis des Dichters auf die Undankbarkeit der Talleute, die 1527 und 1528 den König, trotzdem er bei Mißwachs billiges Getreide verkaufen ließ, den „Hunger- und Rinden-König" benannten. An einer anderen Stelle werden Meister Knut und Peder Kanzler als Widersacher des Königs erwähnt; in Schweden weiß man natürlich, daß damit die beiden Prälaten Petrus Jacobi und Kanutus gemeint sind, die Ostern 1525 einen Aufstand in Szene setzen wollten, dann nach Drontheim entflohen, ausgeliefert und zum Tode verurteilt wurden. Auf die Verschärfung der Hinrichtung durch Hohn und Spott — die Prälaten mußten rücklings sitzend, mit Birken- und Stroh-Tiaren angetan, zum Schafott reiten — wird mehrmals in „Gustav Wasa" angespielt, so zum Beispiel Akt V: „Soll ich mit der Birkenkrone gekrönt werden?"

kräftigen Akzenten des ersten Aktes etwas blaß erscheint; oder wollte der Dichter die Jugend absichtlich reflektierend-tatenlos hinstellen, ein Gegenstück zu den tatfrohen Vätern König Gustav und Hermann Israel? Dann würde die Zeichnung Jakob Israels aber doch kaum zu seinem Auftreten im dritten Akt stimmen, der da beweist, daß der junge Mann auch für seine Ideale einzutreten vermag. Auch zur Charakterisierung Erichs, den wir im nächsten Bilde in der Weinkneipe treffen, war die Kontorszene nicht nötig; alles, was er sagt, ist schließlich nur ein historisches Resümee, das indirekt besser geraten wäre. Wir hören hier eine solche Geschichtsabhandlung in nuce zum ersten Male, werden ihr aber in den folgenden Akten, wie in den anderen Schauspielen, leider noch öfter begegnen: Es ist das eine technische Schwäche Strindbergs, die sich stellenweise (in „Gustav Adolf") zur Manier steigert, und die bei einem sonst so feinempfindenden Dichter Verwunderung erregt, selbst wenn man die Entschuldigung gelten lassen will, Strindberg habe alles dem der Historie Unkundigen recht deutlich machen wollen.

Vieles von dem, was zur Begründung der weiteren Handlung gesagt werden mußte, wäre besser in die anschließende Kneipszene verlegt worden. Wenn ein junger Prinz und Thronfolger mit liederlichen Genossen zecht, dann taucht natürlich Shakespeare vor unserem Geiste auf: Heinz und Falstaff und Dortchen Lackenreißer. An diese unsterblichen Gebilde darf man nicht denken, wenn das Wirtszimmer der „Blauen Taube" vor unseren Augen sich enthüllt: die blaue Taube ist ein magerer Braten gegen den wilden Schweinskopf von Eastcheap, ein Braten, dem die Sauce Lustigkeit, Humor und Witz fehlt. Erich plaudert mit seinem Intimus Göran Persson und macht dem Wirtshausmädchen Agda den Hof; dann erscheint Prinz Johann, der jüngere Bruder Erichs, mit Botschaft vom König: Erich soll nach Hause kommen. Da er sich aber nicht so einfach „einheimsen" läßt, so besorgt dies im Dienstwege die Leibwache auf allerhöchsten Befehl gerade in dem Augenblick, wo Erich mit Jakob Israel, dem begünstigten Liebling Agdas, in Streit gerät. Diese Handlung ist ja nicht sehr reich, aber man könnte sie gelten lassen, wenn das Skelett der Vorgänge mit blühenden Reden zu einem lustigen Tableau oder zu einer interessanten Kulturskizze ausgefüllt worden wäre. Nach Sturm und Not des Glockenaufstandes, nach den ernsten Debatten im düsteren Hansakontor mußte man ein lichtes Bild erwarten, licht nicht in dem Sinne, daß man liebliche Schäferszenen oder ein Tugendidyll erhoffte, wohl aber derart hellgetönt, daß die Personen auf der Bühne wie vor den Lampen von Gustavianischen Regierungssorgen verschont blieben. Die Geschichte berichtet, daß Erich ein wildes, ausschweifendes Leben führte, sich gern mit Franzosen umgab und mit Göran Persson alle möglichen Tollheiten ausheckte; eine von diesen Teufeleien hätte man hier entstehen oder geschehen sehen sollen. Statt

dessen führen Erich und Göran ein politisches Gespräch, diskutieren die Größe König Gustavs und tischen natürlich wiederum historische Reminiszenzen auf. Mit der Magd aber wechselt Erich polierte Redensarten, die auch Hamlet zu Ophelia sagen könnte. Und nachdem Erich mit einem (vom Übersetzer unrichtigerweise verdeutschten) französischen Fluch abgegangen ist, kommentiert Jakob Israel in geschmackloser Art den letzten Vorgang, damit die Hörer nur ja erfahren: „Auch mit solchen Kleinigkeiten, wie der Polizeistunde und dem Kneipenschluß, befaßt sich die Riesenhand des Königs."

Sind uns die politischen Wolken nicht in der Kneipe erlassen worden, so türmen sie sich himmelhoch im Königsschloß (Akt III). Zwei Gespräche der Königin, das erste mit dem König, das andere mit Erich, eröffnen den Akt. Sie informieren uns über das Haus der Folkunger (circa 1250 bis 1375), über die unerfreulichen Beziehungen zwischen Erich und den Seinen, und über die Tatsache, daß man bei einem Katzenjammer Durst verspürt. Daran schließen sich zwei große Szenen des Königs, die eine mit Hermann Israel, die andere mit Olaus Petri. Israel, der im Begriff steht, nach Lübeck heimzukehren und damit die langjährigen Beziehungen der Hansa zu Schweden zu beenden, warnt aus persönlicher alter Zuneigung den König vor dem neuen Aufstande in Småland, von dem Gustav noch nichts weiß. In die Unterredung platzt Jakob Israel hinein, um gleichfalls den verehrten Herrscher zu warnen. Damit hat er ein Hansageheimnis verraten; der Vater sendet ihn fort, und später hören wir, daß er nach Hansarecht am Leben gestraft worden ist. Olaus Petri, dem alsdann Audienz gewährt wird, rät, die letzten der alten Freunde, Måns Nilsson und Anders Persson, die wieder am Aufruhr beteiligt sind, hinrichten zu lassen. Gustav entschließt sich hierzu, weil er die Zukunft des Volkes über persönliche Zuneigung stellt und seinen Weg von Gott vorgezeichnet glaubt. — Dieser Akt steht höher als der zweite, namentlich in seiner zweiten Hälfte, die einen tatsächlichen Fortschritt der Handlung bringt; zur tiefen Eindrucksfähigkeit gelangt er aber dennoch nicht, weil seine Schlußszene nicht genügend vorbereitet ist. Eine solche Vorbereitung konnte aber nur die augenfällige Schilderung des Småländer Aufstandes (nach dem Anführer Dacke-Aufstand genannt) selbst bieten; daß Israel Vater und Sohn und daß Olaus Petri davon sprechen, kann dem Hörer nicht genügen; wir Zuschauer müssen die Gefahr s e h e n, die sich über der endlich fundamentierten Monarchie zusammenzieht, wir Zuschauer wollen kräftigere Beweise für die Schuld der beiden Talmänner, als eine bloße Aussage Fremder. Und das ist wiederum eine technische Schwäche Strindbergs. Er arbeitet ohne die Gegenpartei; dieser Mangel wird sich bei der Besprechung „Erichs XIV." wie „Gustav Adolfs" noch deutlicher zeigen. Hier aber ist die Konsequenz diese, daß wir ohne Befriedigung den Gerichtsakt des Königs **ad notam**

nehmen; es geht uns so, als ob wir einen Geschichtsfolianten lesen, der nüchtern Schuld und Strafe referiert: Ja, es gehört sich so — probatur! Aber wie fern stehen uns diese Leute!

Zu wirklicher dichterischer Höhe hebt sich dagegen der vierte Akt, der nach einigen Erichszenen, welche das folgende Werk „Erich XIV." vorbereiten, (Erich lernt Karin kennen, Göran erbarmt sich der verlassenen Agda), den bei den Lübeckern hülfeheischenden König zeigt. Im Schlapphut und blauen Mantel, Odin-ähnlich, pocht er vergebens am Hansahaus: die Lübecker sind fort. Und nun klopft an die Brust des Fürsten, gegen den alles anstürmt, auch noch der innere Zweifel, als das Kind des Enthaupteten, des unglücklichen Nilsson, schlichte Verse sagt, die der Vater es einst gelehrt und die von Königstreue und Anhänglichkeit zeugen. Diese kurze Szene ist mehr wert, als der ganze zweite und dritte Akt; und das deshalb, weil Strindberg sich hier von der Fessel des Geschichtlichen befreit hat und das rein Menschliche gibt: Jene selbstquälerische Stunde, die jedes Genie mit blutendem Herzen erdulden muß, und die den höchsten Ausdruck in der Christusfrage am Kreuz gefunden hat: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?!" — Das zweite Bild dieses Aktes, Szenen zwischen Olaus Petri, seiner Frau und seinem Sohn, sowie zwischen Olaus Petri und dem König, ist teils deplaciert, teils überflüssig. Deplaciert in seiner ersten Hälfte, die wohl eine Kulturskizze zur Konfessionsfrage sein soll, hier unmittelbar vor der Katastrophe aber den Handlungsakt ganz ungebührlich verzögert; überflüssig, insofern Olaus Petri nur rekapituliert, was wir gesehen haben, oder historische Exkurse beliebt; beides wirkt nicht annähernd so, wie die Erscheinung der armen Waise im vorausgehenden Bilde.

Kräftig in Struktur und Fortschritt ist der kurze letzte Akt. Alles scheint über Gustav, dem König, zusammenzubrechen, alles zu seinem Verhängnis zusammenzutreffen: der Glaubenshader der Familie, der Dacke-Aufstand, der Anmarsch der Dalkerle, die Vereitlung der Flucht zur See. Und darauf der Umschlag: Gegen den Dacke wollen sie marschieren, die alten Treuen vom Siljanufer, und der Skiläufer von damals, der ihn von Norwegens Grenze holte, bringt die frohe Botschaft. König Gustav erhebt die Hände: „O Gott, du hast mich gestraft, und ich danke dir!" — Richtiger müßte diese Schlußphrase lauten: „Du hast mich geprüft", denn wir sehen nicht ein, wofür König Gustav gestraft sein sollte, es sei denn für etwas außerhalb des Rahmens dieses Schauspieles Geschehenes, oder für sein Mißtrauen gegen die Talmänner; zu letzterem hatte er aber nach dem Vorausgegangenen alle Ursache. Auch jene Wendung des Dichters ist nicht zu billigen, daß er den König die Abdankungsurkunde auf einen Tisch niederlegen läßt. Was will Gustav Wasa damit erreichen? Daß man sein Leben schone? Das wäre klein

gedacht und stimmte übel zu dem Bilde des Heldenkönigs, auf den der horazianische Vers gemünzt erscheint: „Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae". Ja, wenn Gustav den anrückenden Bauern seine Abdankung ins Gesicht donnerte, wie einst auf dem Reichstage von Westerås! Aber ein papierner Verzicht und dann die Flucht zur See — wie wenig heldenhaft! Endlich wird Gustavs Bleiben im Stockholmer Schloß, über dessen Nordbrücke schon die schweren Schuhe der Talleute herandröhnen, kein Akt großartigen Entschlusses, sondern die Folge eines simplen Zufalls: Die Jacht, die zur Flucht dienen sollte, ist auf Grund geraten, die Königsfamilie kann nicht entfliehen. Das sind schwere Bedenken, die nicht verstummen wollen, um so weniger, als wir unter diesem Schlußeindruck von der Gestalt des Fürsten scheiden, dem es ebensowenig an physischem wie moralischem Mut Zeit seines Lebens gefehlt hat.

So ist denn der Gesamteindruck des Dramas trotz großer, glänzender Partien kein überwältigender; ein wenig monoton ziehen die Bilder an uns vorüber, die immer wieder nur von Gustavs Nöten und Plänen erzählen. Keine helle Farbe ist diesem Tableau aufgesetzt, niemals darf ein Lächeln des Hörers Lippen umspielen. Und selbst das Gesamtkolorit der Zeit ist, abgesehen vom ersten Akt, nicht in hellleuchtenden Farben gegeben; von dem Verfasser einer schwedischen geschätzten Kulturhistorie hätte mehr erwartet werden dürfen.

Weiß von Gustav Wasa jeder Gebildete zu sagen, so ist die Gestalt Erichs XIV. außerhalb der schwedischen Grenzen ziemlich unbekannt, und selbst der Nordlandreisende, der im Stockholmer Nationalmuseum das Bild G. v. Rosens: „Erich mit Karin und Göran" betrachtet oder auf Upsalas Schloßhöhe steht, informiert sich zumeist nur flüchtig über den unglücklichen Monarchen. Der älteste Sohn des großen Gustav litt an epileptischen Anfällen, die durch sein wildes Leben noch gesteigert wurden und zeitweise in gänzliche Unzurechnungsfähigkeit übergingen. In einem solchen Anfall befahl er den Mord der Sture, die unglückseligste Tat seines Lebens, die Strindberg mit Recht zum Angelpunkt seines Dramas gemacht hat. „Erich XIV." soll in den nachstehenden Zeilen nicht so eingehend analysiert werden, wie es mit „Gustav Wasa" der Fall war; die Schwächen des Schauspieles resultierten großenteils aus denselben Ursachen, die im Gustavdrama wirksam sind; es wird daher genügen, nur auf vereinzelte Punkte einzugehen.

Der Gang der Handlung ist in großen Zügen dieser: Erster Akt, Schloß in Upsala. König Erich hat eine Gesandtschaft nach England entsendet, um die Hand Elisabeths zu gewinnen. Karin Månsdotter, seine Geliebte, lebt in bangem Zweifel, was ihr die nächste Zukunft bescheren wird. Die Boten kehren heim, es sind Söhne des stolzen Adelshauses der Sture: Elisabeth hat einen Korb ausgeteilt. Nun entladet

sich der Zorn des Fürsten gegen seine Diener, denen er sich ohnehin, deutschen Blutes, fremd und feind fühlt; seine Stütze ist Göran Persson, der alte Genosse aus früheren Tagen, mit dem er manche Nacht verzechte. Der zweite Aufzug zeigt uns diesen Emporkömmling als treuen Sohn, liebenden Menschen und rücksichtslosen Verfechter der Interessen Erichs, die auch seine eigenen sind; mit den Sture gerät er hart zusammen, der geborene Vertreter der Plebs gegenüber aristokratischer Tradition. Johann, Erichs Bruder, hat sich inzwischen mit der Prinzessin Katharina Jagellonika vermählt und neuere Pläne des Königs durchkreuzt; zu ihm hält der schwedische Adel, die Sture an der Spitze. Als der Prinz gefangen heimgebracht wird, begrüßen ihn seine Anhänger ostentativ, und diese Gelegenheit benützen nun Erich und Göran, um die Gegner als Hochverräter vor das Reichsgericht zu ziehen. Der dritte Akt führt uns in die Stunde vor der Sitzung und in die schwüle Luft der Pfingsttage. Persson hat die Anklageschrift aufgesetzt, Erich will sie im Königsornat vor den versammelten Ständen verlesen; durch das Dazwischentreten der Kinder des Königs wird die Schrift verwechselt, Erich verliert sich ohne schriftliche Handhabe in haltlose Anklagen, die Stände sprechen die Sture frei. Erich rast; seine Erregung steigert sich zu hellem Wahnwitz, als er entdeckt, daß Karin aus Furcht in das Lager des Gegners entflohen ist, und da in diesem Augenblick auch Persson, selbst in seinem Liebesglück getäuscht und gegen die Aristokraten eingenommen, zum Schlimmsten rät, so geschieht das Entsetzliche: der König und seine Leute metzeln die verhafteten Sture nieder. Der letzte Akt bringt zunächst die Reaktion. Erich bereut seine rasche Tat; dann aber in jähem Umschlag billigt er das Geschehene und ehelicht Karin, die Tochter des Volkes. Mitten in das Hochzeitsmahl, zu dem der Adel ausgeblieben und nur das Proletariat erschienen ist, platzt der Gegenstoß der Aristokratie hinein. Fanfaren melden die Ankunft König Johanns III. mit bewaffneter Macht, und Erich geht in die Gefangenschaft, einzig getröstet von der treuen Frau, der Mutter seiner Kinder.

Die große Gefahr, die der Erich-Stoff birgt, sieht wohl jedermann auf den ersten Blick: es ist der Wahnsinn des Königs. Ein Wahnsinniger kann nie und nimmer die Hauptgestalt eines Dramas sein, das liegt in der Natur der Sache. Mögen naturalistische Schwärmer noch so getreu das Leben in seinen wundersamen Erscheinungen abkonterfeien und diese Photographie auf die Szene stellen, mögen sie alles niederreißen, was die ältere dramatische Dichtkunst als unentbehrliches Element betrachtete, eines läßt sich niemals eliminieren: die logische Handlung. Und davon kann keine Rede sein, wo der Handlungsträger des Logos ermangelt. Gegen diese Behauptung können „Lear" und „Ophelia" nicht angeführt werden, wiewohl beide zweifelsohne Hauptpersonen der beiden Dramen des großen Briten sind. Denn in ihnen ist der Wahnsinn

Folge der dramatischen Verwicklungen, nicht aber Voraussetzung. Es entspricht dem Begriff des Tragischen, wenn eine Schuld zum seelischen Tode hinleitet; Greueltaten eines Geisteskranken, denen die Sühne der Inhaftierung des Täters folgt, sind dagegen lediglich traurig, aber niemals tragisch. Und noch ein weiteres. Sie sind nicht einmal interessant; denn das, was das Publikum von 1900 fesselt, ist doch nicht das blutige Schauspiel eines Mordes selbst, das eine weniger gebildete Zeit als angenehmen Nervenkitzel und als Quintessenz eines Theaterstückes empfand, sondern der seelische Prozeß, der zur Mordtat führt. Wie kann aber ein seelischer Prozeß verfolgt werden, wenn die treibende Kraft des Dramas nicht psychologischer, sondern pathologischer Natur ist?!

Nun wäre Strindberg meines Erachtens dieser Gefahr aus dem Wege gegangen, hätte er Erich nur als Epileptiker geschildert und ihm die Geistesgaben gelassen, von denen die Geschichte — wenigstens aus früheren Tagen des Fürsten — berichtet.*) Die Momente geistiger Umnachtung mußten erst nach dem Sturemord einsetzen; damit wäre nicht nur die Logik gewahrt worden, sondern es klänge auch ein ethischer Ton in den Schluß des Dramas hinein: Erich empfände die furchtbare Übereilung rasenden Zornes so tief, daß sein Geist darunter litte. Strindberg ist diesen Weg nicht geschritten, er setzt mit dem vollen Akkord des Wahnsinns bereits im ersten Akt ein; denn wer würde den Mann nicht für geistesgestört halten, der mit Nägeln, Blumen, Körben nach allen Leuten wirft, und der seine ersten Diener, Schwedens stolzen Adel, zum Meuchelmord auffordert?**) In Schweden ist die Gestalt Erichs in dieser allein richtigen Auffassung (das heißt nach Maßgabe der jetzigen Gestaltung) von dem ersten Künstler, der sie kreierte, A. de Wahl, auch gespielt worden; spätere Darsteller, wie Lindberg in Stockholm, scheinen den Mangel herausgefühlt und die ersten Akte auf einen sanfteren Ton abgestimmt zu haben.***)

Die zweite große Schwäche des Dramas liegt in der mangelhaften Zeichnung der Sture. Wir sahen oben schon, die Gegenpartei kommt bei Strindberg immer schlecht fort; hier ist der Mangel zu einem Kardinalfehler geworden. Welche prächtigen Gestalten konnten da modelliert werden, dieser alte Graf, der dem hochseligen Herrn in Treue gedient und der das Abendmahl nimmt, ehe er nach Upsala zum gefangenen Sohne eilt, Graf Nils, der Diplomat in vornehmer Haltung, tief gekränkt durch alten Schimpf und glühend vor Rachedurst, Graf Erich, der Junge, Heitere, der gern hübsche Briefe an junge Damen schrieb. So

---

*) Eine geistige Null hätte der große Gustav niemals in politischen Dingen zu Rate gezogen, wie es in der Tat öfters der Fall war.

**) Historisch. Brief des Königs vom März 1562.

***) Anmerkung der deutschen Ausgabe.

die geschichtlichen Charaktere, die für ein Drama wie modelliert erscheinen. Und was gibt Strindberg? Farceurs, die aufgeblasen sind, und selbst in dieser Beschränkung noch blassen charakterlosen Schemen gleichen. Wie kann uns die Hinmordung solcher Puppen tiefer erregen, als etwa eine Zeitungsnotiz, der geisteskranke A. habe die Krankenwärter B., C. und D. mit einem Messer angefallen?! Keine einzige Szene zeigt uns die Sture in würdiger Form, keine einzige bringt den Beweis, daß dem Könige hier Schwedens Adel in seiner Geschlossenheit, pochend auf alte Tradition, gegenübersteht. Wie uns im „Gustav Wasa" lediglich Reden vom Dacke-Aufstand überzeugen sollten, so müssen wir hier mit Görans und Erichs Worten vorlieb nehmen.

Daß ungeachtet solcher wirkungaufhebender Mängel das Drama stellenweise große Schönheiten enthält, soll mit Freude anerkannt werden; ich rechne hierhin die Szene vor dem Sturemord und das letzte Bild im Schloßsaal; wir begegnen hier nicht nur feingeprägten Worten, sondern kommen auch in Stimmung. Leider vermögen diese Momente nicht über die anderen Schwächen fortzutragen.

Daß Göran Persson nicht der historische Persson ist, entspricht vielleicht der ganzen Anlage von Strindbergs Drama; in Schweden hat man jedoch, wie der Übersetzer mitteilt, an mangelnder historischer Treue Anstoß genommen, wiewohl dem Dichter niemals das Recht benommen werden kann, seine Personen zu zeichnen, wie es ihm beliebt. Eine Ausnahme von dieser Regel wäre nur dort zu konstruieren, wo es sich um politische Tendenzdramen handelt; diese gehören aber überhaupt nicht auf die Szene.

Ermangeln „Gustav Wasa" und „Erich XIV." nicht eines großen Zuges im Grundgedanken und mancher Schönheiten im einzelnen, so kann „Gustav Adolf" nach keiner Richtung befriedigen. Diesem Schauspiel muß das übelste Prädikat erteilt werden, das es der Bühne gegenüber gibt: Es ist langweilig.*) In fünfzehn Bildern wird des Heldenkönigs Siegeszug, von der Landung auf Usedom bis zum Novembertage bei Lützen, geschildert. Es ist immer wieder dieselbe Geschichte in jedem Tableau: „Wir kommen als Glaubensstreiter, aber die deutschen Fürsten tuen für uns nichts; wir schlagen uns gegen Wallenstein und Tilly, aber wir haben kein Geld." Und zum Schluß dann irgend ein Tröster: „Nur Mut, es wird doch schon gelingen."

Strindbergs Fehler häufen sich hier ins Übermaß: Wiederum keine Gegenpartei, wiederum historische Exkurse, wiederum überflüssige Nebenpersonen, und dazu matte Aktschlüsse, das heißt solche, die ohne Handlungs- oder Wortpointe verlaufen, Parallelismus der Szenen, blasse Charakterzeichnung. Gustav Adolf, Baner, Torstenson, Horn (Namen, bei deren

*) Wir denken an Voltaire: „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux."

Nennung noch heute jedem Offizier der Degen klirrt), wissen kaum etwas anderes, als die Achsel zu zucken und matt zu reflektieren. Und hier wollen wir doch Taten sehen! Stellenweise wird Strindberg sogar larmoyant. Als einzige gute Szene ist der Morgen vor Breitenfeld zu nennen, wenn man auch nicht verkennen kann, daß das Zusammentreffen aller Bekenntnisse unter dem goldenen Kreuz im blauen Felde mehr Theaterkoup als dramatisches Gefüge bedeutet. Das ganze Schauspiel wiegt nicht eine Verszeile des herrlichen Fontaneschen Gedichtes auf, von dem zwei Strophen hierhergesetzt seien:

„Es ist wie Schlacht, die vorwärts dringt,
„Wie Kirchenlieder es zwischen klingt,
„Ich hör' in der Rosse wieherndem Trott:
„Ein' feste Burg ist unser Gott."

„Und kaum gesprochen, da Lärmen und Schrein,
„In tiefen Geschwadern bricht es herein.
„Es brausen und dröhnen Luft und Erd',
„Vorauf ein Reiter auf weißem Pferd."

Das ist wirklich Poesie und großartige Schilderung: der gemütstiefe deutsche Dichter hat den Heldenkönig besser zu verherrlichen gewußt, als sein eigener Landsmann.

Tragen somit die drei ersten Wasadramen Strindbergs große Mängel, so kann doch nicht verkannt werden, daß eine schaffenskräftige Hand sie niederschrieb, eine Hand, die wie wenige berufen ist, Dramen zu formen. Hoffen wir, daß die neueren Werke nur die Lichtseiten strindbergischer Begabung enthalten, eines Talentes, das dem allgemeinmenschlichen besser gerecht zu werden vermag, wie der Eigenart der Geschichte.





Phantasie am Grabe Böcklins.

Von

Franz Lüdtke.

— Greifswald. —

Nur leis, hier ruht er . . . Reifer Sommersegen
Durchflutet licht die köstlich-reine Luft.
Das flirrt und flimmert wie ein gold'ner Regen
Und wölbt tiefblau sich über seiner Gruft.

Hier liegt er. Still nur! Stört nicht diese Stätte,
Die ihm ein fremdes Land — und doch so lieb!
Hört ihr die ferne Frühlings-Kanzonette?
Spürt ihr das Sehnen, das hierher ihn trieb?

Laßt mich allein! Geht, Freunde, heimwärts wieder!
Ihr wißt, daß schon das lose Mädchen harrt!
Sie singt euch gern wohl ihre heißen Lieder
Und scherzt so gern und küßt und neckt und narrt!

* * *

Ich bin allein mit dir, du stolzer Geist . . .
Dies ist der Augenblick, auf den so oft
Seit Monden, Jahren ich gehofft;
Und ich gesteh', mein Wunsch war dreist —
Das Schicksal aber hat ihn mir gewährt.
Und sieh', wir sind ja beide doch verwandt!
Das gleiche, liebe, deutsche Vaterland
Hat dich und mich an seiner Brust genährt!

Und warst ein Dichter nicht auch du —
Zwar viel gewaltiger, wolkenstürmend,
Der Schönheit Glut, die Wucht der Wahrheit türmend,
Unendlicher als ich und Tausende dazu? —

Dein letztes Lager hat man hier gebreitet,
Hier, wo von fern das Hochgebirge winkt,
Wo nur gedämpft des Flusses Lied erklingt
Und sich ein köstlich Tal dem Blicke weitet.

Ein Dornbusch reckt sich über dieses Grab:
Bild deines mühereichen Strebens!
Wie gingen doch die Pfade deines Lebens
Bald aufwärts, bald hinab!
Oft hat's um dich gewettert und geblitzt,
Manch tückischer Dorn hat deinen Fuß geritzt —
Gehemmt doch hat dich keiner, keiner!

Rastlos stets bist du aufwärts gekommen,
Du Großer, du Einer!
Und als du die lichte Höhe erklommen,
Da sahst du in klärendem Sonnenglanz
Noch einmal der Welt und des Lebens Tanz;
Du konntest Meere, Berge und Auen,
Du durftest die Insel der Seligen schauen!

* * *

Und weiter trieb dein Genius dich auch jetzt . . .
Am Weltenschauen hatte sich ergötzt
Dein Herz; nun galt es selber Welten schaffen.

Schnell war zur Hand dein ritterlich Gewaffen;
Und wie die Gottheit einst aus Staub und Wust
Dies große, schöne All gemeistert,
So hast auch du, voll Schöpferlust,
Begeistert,
Uns aus dem Nichts gerungen eine Welt,
Von deinem Geist erhoben und erhellt . . .

Es singt am Quell die Nymphe; Wald und Flur
Sind neu belebt mit alten Fabelwesen;
Kentauren, Faune — die Natur
Scheint allerwärts verjüngt und neugenesen.

Des Meeres Rauschen tönt wie Harfenklang;
Bezwungen wird die See von starken Schiffen —

Hei! Seht die Burg ihr auf den Felsenriffen?
Es klirrt das Schwert in heißem Waffengang — —
Ein Überfall
Durch donnernde Brandung und Wogenprall! . . .

Und hier, halbdunkel, ein heiliger Hain,
Drin Priester der Gottheit ihr Opfer weih'n . . .
Dort fiedelt im Hüttchen ein Eremit
Der Mutter Marie seine Morgenbitt',
Und durch Ritzen und Fenster gucken hinein
Die lieben, lustigen Engelein . . .

Aber weiter fort! Bei der Schöpfung Wehen
Durfte der Tod ja Pate stehen;
Und er geigt die gewaltige Kraftmelodie
Von Erdenfahrt und Weltharmonie.
Und vor dem staunenden Auge erhebt
Sich aus den Fluten — und schwimmt — und schwebt —
Durch Meisterkraft zum Leben entboten,
Die Insel der Toten.

* * *

Die schwarzen Cypressen steigen
Zu weißen Wolken hinan;
Es zieht durch nächtiges Schweigen
Ein Nachen die finstere Bahn.

Es lenkt seinen Kahn, den düstern,
Ein Ferge ins dunkle Tor;
Die traurigen Bäume flüstern
Sich Totenmärchen ins Ohr.

Säulen und Klippen schließen
Das Unergründliche ein,
Und leise Wellen zerfließen
Am trotzigen Felsgestein.

Ein trüber, weißlicher Schimmer
Lächelt dem Eiland zu —
Träume hier, Seele, für immer
Einsam-vergessene Ruh' . . .

* * *

Nun bin ich wieder an des Meisters Grab
Und wandle tief in Sinnen auf und ab.
Da — horch! Was ist das? Schritte hör' ich nahen —

Wen kann mein Herz zu solcher Stund' empfahen?
— Ein langer Zug . . Ganz stumm . . Kein störend Wort
Entheiligt diesen stillen Wallfahrtsort . . .
Wie seltsam! Und was tragt ihr in den Händen?
Meißel und Maske, Harfe und Palette —
Schon will mein Fuß sich flüchtig wenden,
Da, fern ein Klang der Sonntagsmorgenmette,
Ich bleibe, ja — und jetzt erkenn' ich euch,
Ihr seid's, ja, kommt nur all' in dieses Reich,
Zu dieser Stätte, dieser gottgeweihten . . .
Die deutschen Künstler sind's! —
Und langsam schreiten
Sie zu dem Hügel . . . Und mir ist's, als feuchtet
Manch Auge sich . . . Doch glücklich strahlt und leuchtet
In jedem Blick ein rein verklärter Glanz.

Ein Palmenreis und einen Lorbeerkranz,
Von duftigen Rosenblüten dicht umwunden,
Legt nun die Schar auf's Grab . . und ist entschwunden . . .

Ich aber kniee nieder. Ein Gebet
Aus heißem Herzen himmelan ersteht;
Ein heißer Dank durchzittert meinen Sinn,
Daß ich so reich, so gottgesegnet bin!





Briefe Karl von Holtei's an Prof. J. Caro.*)

Sonnabend Abends.

Gestern guckte ich in die halboffene Thüre des „Kutscherstübels", um zu sehen, ob Rosenberg schon anwesend sey, den ich zu seinem Geburtstage im raschen Vorübergehen beglückwünschen wollte. Als ich auf seinem gewöhnlichen Platze Herrn .... mit Gattin erblickte, zog ich mich zurück, ohne ein einziges anderes Gesicht gesehen zu haben.

Folglich haben Sie mir Unrecht gethan. Der Wahrheit gemäß erzählt von

H.

Sonnabend Abends.

Theurer Herr!

Auf dem Wege zu Ihnen begegnete ich heute Nachmittag Herrn Hainauer, der mir klagte, daß er bei Ihnen nicht eingelassen worden, weil Sie sich leidend befinden. Ich kehrte demnach mit ihm um. Es war meine Absicht gewesen, Ihnen die aufrichtigste Bewunderung auszusprechen über Ihr herrliches Werk, dessen historischen Werth ich als Laie allerdings nicht genügend zu durchdringen vermag. Aber so viel verstehe ich doch als denkender fühlender Mensch, als Schriftsteller, als alter Polenfreund, von der Sache, daß ich den Riesenfleiß, die gelehrte Umsicht, den scharfen Blick, die unbefangene Gerechtigkeit, die meisterhafte Verarbeitung des in Fülle zusammengetragenen Stoffes, die lebendige, gewinnende Darstellung, den vollendeten Styl erfassen kann.

Ich absolviere Sie nun von jeglicher Schuld wegen der Zukunftsmusik.

Uebrigens hat Ihr Werk noch ein höchst schätzbares Verdienst:

Es mildert die Betrübniß der Seele über Polens trauriges Schicksal, denn Sie beweisen deutlich, daß alles, was über die Nation verhängt ward und ist, nur wie unausbleibliche Folge jener Vorgänge betrachtet werden muß. Aus Ihren Schilderungen liest man Polens künftiges Geschick schon heraus.

---

*) Die nächstehenden Briefe sind uns von Frau Prof. Caro gütigst zum Abdruck zur Verfügung gestellt worden. Wir veröffentlichen die Briefe in derselben Reihenfolge, in der sie im Nachlasse Prof. Caro's vorgefunden wurden. D. Red.

Das ist eine traurige Zukunfts-Musik; doch diese muß ich gelten lassen.

Beifolgendes Büchlein will um Erlaubniß bitten, Ihnen eine oder die andere Viertelstunde Ihrer Unpäßlichkeit zu verkürzen. Sein Autor jedoch bittet, ihm sagen zu lassen, wenn Sie ihn bei sich sehen wollen? Wenn u. wann!

Ihr
dankbarer Verehrer
Holtei.

Sonntag.

Theurer Herr!

Ich habe das große Unrecht begangen, mich vor 72 Jahren an dem Tage geboren werden zu lassen, der den alten Fritze dereinst gebar. Und da selbiger 24ter Januar auf morgen, Montag, fällt; und da es Leute giebt, die grausam genug sind, mich zu diesem Tage an meine Geburt alljährlich zu erinnern; u. da ich, von wechselnden Besuchen abgehalten, nicht entschlüpfen kann — so wollen Sie nicht staunen, wenn ich morgen von Ihrer Erlaubniß keinen Gebrauch mache. Nimmt das je ne sais quoi, welches Ihnen in der Brust, mir aber im Bauche spukt, nicht etwa zu, so stell' ich mich übermorgen ein.

Daß Sie aber heute zum Essen gehen wollen, gefällt mir nicht, so gut mir auch das Dampfbad gefällt. Sie sollten sich noch ein paar Tage schonen.

Auf gesundes Ersehen
Ihr
treuergebener Holtei.

Breslau, 17ten April 70.

Ja gewiß, theurer Herr, haben Sie in mir einen aufrichtigen Verehrer, Anhänger und Freund, der zwar eben jetzt körperlich schier unterliegt, einer (ich weiß nicht, der wievielten heuer?) scheußlichen Grippe, dabei aber doch so viel Verstand rettet, Ihnen für Ihren herzlichen, höchst interessanten Brief dankbar zu seyn, und für das auch aus der Ferne ihm zugedachte Zeichen des Wohlwollens. Ich benütze diese Aeußerung meiner Dankbarkeit um eine Bitte anzubringen; nämlich die Bitte, Sie möchten mir im Voraus schon bei Sich selbst die Erlaubniß auswirken, daß ich bei Ihrer Rückkehr nach Breslau eine Zwiesprache mit Ihnen halten dürfe, in welcher das in obiger zweiter Zeile stehende „aufrichtig" sich geltend machen will. Aufrichtig im vollsten Sinne, auf die Gefahr Sie zu erzürnen! Aber es muß seyn, liegt mir schon längst auf der Seele, u. das wäre zuletzt eine schlechte, egoistische Freundschaft, die aus Furcht vor momentaner Verstimmung zurückschreckte, ihre Pflicht zu erfüllen.

Sie wissen, wie sehr ich mit Ihnen übereinstimme im Widerwillen gegen meine Vaterstadt. Dennoch bin ich gewiß, es liegt nur in Ihrer Macht, Mancherlei, was Ihnen persönlich (und mit Recht) den Aufenthalt hier verleidet, bei Seite zu schaffen. Weniger durch Thun, als durch Unterlassen. Davon eben möcht' ich offen mit Ihnen reden, wenn Sie mich hören wollen, Sie müssen mich deshalb nicht für einen alten Klugsch . . . . halten, der das Leben besser kennen will als Sie. Mein Bissel Weisheit kommt aus dem Herzen, und wen ich so von Herzen lieb habe u. achte wie Sie, der kann mich schon ein Bissel schwatzen lassen. Also, noch einmal: Sie erwirken mir die erbetene Erlaubniß bei Caro?

Es hat mir sehr leid getan, am letzten Sonntag Ihres Hierseins nicht mit Ihnen dinieren zu können, wozu mich S. Excellenz gerade speziell auf Sie die Gnade gehabt einzuladen. Aber ich fühlte mich zu miserabel; leider heute noch nicht besser.

Während Ihrer Abwesenheit hab' ich einmal (vorgestern) bei Galisch figurieren müssen mit einem Wiener Professor, H. v. Kraehmer, der mir Grüße aus Stambul brachte. Hainauer führte frischen Schnupftabak u. zeigte sich höchst splendid.

Bis wann denken Sie fortzubleiben? Nur eine Silbe gönnen Sie mir, Ihre Ankunft betreffend.

Sie nehmen ja Theil an mir, deshalb zeig' ich Ihnen an, daß meine Berliner Kabinetsfrage günstig erledigt ist. Ein vor zwei Stunden empfangenes Schreiben Stolbergs thut mir's in gütigen Worten kund. Lange werd' ich die Königl. Subvention nicht genießen. Ich nehme fühlbar ab, leiblich wie geistig. Haben Sie Nachsicht mit dem dämlichen Greise, der nur noch jung ist in der Treue für seine Freunde.

Ihr Holtei.

Am Pfingstmorgen.

Wenn der heil. Geist heute seine himmlischen Erquickungen wieder ausgegossen haben sollte, so darf ich Sie versichern, theurer u. verehrter Freund, daß es auf mich nicht gereicht hat, denn ich fühle mich matter, abgelebter, dümmer als jemals.

Möchten Sie frischauf seyn!

Meine Aufgabe, die Besprechung der Dresdner Sonette betreffend, quält mich förmlich; hätt' ich nur diese Last vom Herzen!

Doch das ist eine alberne Aeußerung. Hat man Eins hinter sich, dann droht schon wieder was Anderes, bis endlich . . . Na, wie der alte, oft mit Unrecht geschmähte Benjamin Schmolke singt:

„Endlich, endlich, kommt ja doch!"

Damit verbleibe ich hoffend u. getreulichst

Ihr H.

Montag.

Meine Verehrung für Sie, theurer Herr, geht so weit, daß ich mich angetrieben fühle, Ihnen ähnlich zu werden. Da ich das an Geist und Wissen nicht vermag, so arbeitet die ehrgeizige Natur in anderer Richtung auf das Erreichbare hin und hat sich dem gemäß, unmittelbar nachdem ich Sie vorgestern verlassen hatte, in einem heftigen Schüttelfrost ausgesprochen, der über Nacht sich zu quälendster Fieberhitze umgestaltete u. so mit Grazie weiter.

Die Copie scheint gelungen, denn ich befinde mich (wie sie in Wien sagen:) „recht hübsch" elend u. schwach; muß folglich den herzlichsten Dank für gütige Sendung vorläufig *schriftlich* aussprechen.

Ihr

treuergebener H.

Dienstag.

Sonnabend oder Sonntag wollten Sie eintreffen. Sonntag, Montag, heute, fragt' ich bei Galisch nach. Nix! Heute stieg ich in Ihre Wohnung empor, hatte unterwegs Gräfin Eulenburg, das heißt: ein Gespräch mit ihr, begegnete den Briefträger, der mich versicherte: Sie kämen erst im Mai. Ihr Sklave nicht daheim! Ist's wahr, daß Sie noch länger wegbleiben? Dann lassen Sie mich's wissen, theurer Freund.

Max Karow ist begraben. Ein Wölkchen weniger an Breslochs trübem Himmel!

Von ganzem Herzen

Ihr

ich.

Dienstag d. 7ten.

Verehrter Freund!

Ueber einige Aeußerungen des Ob. Präsidenten möchte ich mit Ihnen sprechen, ehe ich wieder mit ihm spreche, was Donnerstag (also übermorgen) geschehen soll.

Morgen, d. h. Mittwoch, wenn Sie diesen Brief erhalten, finden Sie mich nur bis 12 Uhr daheim, denn ich habe verwandte Maschinen-Menschen aus O.Schl. hier, muß bei'm F. Bischof essen, u. bin den ganzen Tag verpflichtet, kann folglich auch nicht zu Ihnen kommen.

Müssen Sie übermorgen nicht vor Tische gen Himmel fahren, und können Sie sich ohne große Störung einrichten, daß Sie etwa bis gegen Ein Uhr zu mir kommen, dann zeigen Sie mir's vorher an, damit ich Sie erwarte. Wo nicht, will ich versuchen, mich los zu machen, u. um dieselbe Stunde bei Ihnen vorsprechen.

Es liegt mir daran, mit Ihnen Donnerstag vor drei Uhr geredet zu haben; denn gleich nach drei Uhr will ich bei St. seyn.

Ihr

H.

Donnerstag.

„Du kennst den Schütze,*) suche keinen andern!"

Wilh. Tell.

Hier mein theurer Herr, mit bestem Danke, das Dargeliehene zurück! Es ist niederschlagend für einen Romanen- u. Novellen-Schmierer, zu erleben, wie Gelehrte das Ding so gut machen können, während er doch seinerseits nichts Gelehrtes zu Stande bringen würde. Darüber, und außerdem noch über den Antheil, den des Verfassers eigenstes Wesen an der Geschichte dieser (dann allerdings gewissermaßen „historischen") Erzählung haben möchte? — — — — — — — — — — — — — — — denk' ich mündlich mit Ihnen zu plaudern, sobald ich, ohne völlig erfroren zu seyn, wieder einmal zwischen Ihnen und Dr. Juliusberg sitze. Letzterer wird mir keine Aufschlüsse geben können. Vielleicht aber treffen in unserer Nähe Ortwin Schütze und Dr. Sonnenberg zusammen, und bei discreter Behandlung läßt sich diesen etwas entlocken?

Beiliegendes dünnes Büchlein fliegen Sie wohl flüchtig durch u. bewahren es dann in der großen Bücherei zur Erinnerung an Ihren

H.

Breslau, 29ten Sept. 70.

Sehr undankbar muß ich Ihnen erschienen seyn, verehrter Freund, weil auf Ihren liebevollen Brief aus Dresden kein Dank erfolgte. Meine Faulheit verschuldet diese scheinbare Vernachlässigung wahrlich nicht. Sie hatten keine nähere Bezeichnung angegeben; — niemand, wie ich immer herumfragte, wußte mir etwas von „Königsbrunn" zu sagen, (sogar ein, allerdings jüngerer, Postbeamter nicht;) — in's Blaue hinein konnt' ich doch auch nicht adressieren; — u. so war mir's ein wahrer Trost, als vor fünf Minuten Ihr Page, meine Unwissenheit schelmisch belächelnd, versicherte: „Königsbrunn sey eine Kaltwasser-Bade-Anstalt unterm Königsstein, welche zwar tief im Walde, aber dennoch nicht außerhalb menschlichen Verkehres liege".

Sie lassen sich gütig nach meinem Befinden erkundigen? Darüber ist nichts Gutes zu melden. Es ist recht erbärmlich gewesen. Drei schöne Herbsttage haben es ein Bischen belebt. Heute sieht's schon wieder grau damit aus. Draußen und inwendig. Hypochondrie, hör' ich Sie ausrufen. Und ich erwidere im Schuljungen-Tone: „selbst Hypochonder!"

---

*) Unter dem Pseudonym „Ortwin Schütze" schrieb Prof. Caro novellistische Arbeiten. D. Red.

Wann kehren Sie zurück? Sie haben gute Freunde hier. Francks hören nicht auf nach Ihnen zu fragen. Stenzlers sind Ihnen ebenfalls aufrichtig ergeben. (Diese fliegen morgen, über Leipzig, auf 10 Tage nach Berlin.) S. Magnificenz Pr. Stobbe spricht mit herzlichster Anerkennung von Ihnen. Was mich armes, altes Thier betrifft, so wissen Sie, wie lieb ich Sie habe.

Herzberg ist fort, nach Gumbinnen, wo die Pflaumen nur ausnahmsweise reif werden.

Vom Oberpräsidenten heißt es, er sey zum „General-Gouverneur" in Rheims ernannt? Doch gewiß nur auf die Dauer des Krieges! Abgereist ist er, so viel steht fest.

Vorgestern waren die Trachenberger Fürstlichkeiten hier, und ließen mich citieren. Fürstin Marie äußerte sich so über Sie, daß ich bestättiget fand, wie Recht ich hatte, Sie zu einem Besuche in Trachenberg aufzumuntern. Vielleicht riskieren wir einen Ausflug dahin miteinander — —

In diesem Augenblicke stürzt mein Friedrich herein: Ein Extrablatt — Straßburg genommen — — — Ich kann nicht weiter kritzeln. Mein getreues, sonst mattes preußisches Blut gerät in Hitze, die Hand zittert mir. Dieser Tage mehr von Ihrem wahren Freunde

Holtei.

Breslau, 3ten Oct. 70.

Sie müssen mich für einen Esel gehalten haben, theuerster Freund, wegen meiner feierlichen Mitteilung des Märchens von Rheims u. Stolberg. Ohne meine politische Dummheit entschuldigen zu wollen, muß ich doch sagen, daß mir die Geschichte unglaublich vorkam; daß ich sie aber dennoch zu glauben mich verpflichtet hielt, weil der Reg. Präs. sie erzählt hätte. Diesen hinwiederum hatte eine falsch verstandene Ueberschrift des Telegramms: „An den Oberpräs. v. Schl. Gr. St, . . . der Gouverneur von R. Karl Prinz Hohenlohe" getäuscht. Der gute Graf P. hatte das der in der Eile übersehen, — hinc illae lacrimae!

Heute mach' ich keinen Anspruch, weniger denn jemals, daß Sie mein Geschmiere für einen Brief mir anrechnen sollen! Ich befinde mich in Folge einiger gänzlich schlaflos durchquälten Nächte matt und total verdummt. Will aber doch den Dank für Ihr liebes Schreiben nicht so weit hinausgeschoben wissen wie neulich. Außerdem habe ich Sie mit einer Bitte und einer Anfrage zu belästigen.

Ad I. Die Verlagshandlung erinnert mich an mein Versprechen, die „Nachlese" durch Sie erwähnt in der National-Zeitung zu finden. Mir sind dergleichen Supplicken fürchterlich. Aus eignem Antriebe würde ich Sie gern damit verschonen — aber Sie wissen ja, was ein „Verleger" heißt! Und nun gar der Geschäftsführer einer Verlegerin! Also — wenn sich's gerade einmal schicken will, dann gedenken Sie meiner; und tadeln Sie dabei frisch weg. Sie werdens schon einrichten.

Ad II. brennt die Trachenberger Fürstin auf Loë's Aufsatz über oder gegen Gneist. Ich hab' ihr geschrieben: ich wüßte nur zwei Menschen, die ihn besäßen; den Oberpräsidenten — und Prof. Caro.

Wollen Sie die Scharmantitüde auf den Gipfel treiben, dann schicken Sie der Durchlauchtigen das opusculum direkt, oder im Fall Sie's nicht bei sich führen, thun Sie ihr kund, daß sie's nach Ihrer Rückkehr gen Breslau erhalten soll. Ein feingedrechseltes Epistelchen à la Caro . . . oh que cela fait bien!

Von den hier umher wogenden rothen Hosen hab' ich genug. Die Kerls thun, wie wenn das Land ihnen gehörte. Die in Civilkleidern gehenden sehen aus wie endimanchirte

Schlossergesellen, oder gebleichte Zigeuner. Sie verderben mir jetzt auch meine stillen Spaziergänge.

Doch immer noch besser so, wie wenn sie als Sieger hier wären — aber dann lebte ich schwerlich mehr.

Behalten Sie ein Bischen lieb Ihren

alten H.

Breslau, 11ten Sept. 1871.

Ihr lieber Brief, mein Theurer, findet mich, nach jammervoll=verstöhnter Nacht, auf dem Sopha liegend, u. Pulver verschluckend, die Kalksteins Nachfolger mir verordnet. Ich rapple mich auf, um Ihnen für Ihre Zeilen zu danken, und Ihnen zu schreiben, daß ich nicht schreiben kann. Es war Zeit, uns ein Lebenszeichen zu gönnen. Keine Seele wußte, was aus Ihnen geworden? Blankenburg wollte es von mir erfahren, als ich anhielt um ihn zu befragen. Ihre Aufwärterin scheint nichts verrathen — oder nichts gewußt zu haben. Haynauer schüttelt den Kopf und Galisch findet Ihr Verschwinden unbegreiflich.

Der Oberpräsident ist noch nicht (wie die Zeitung fälschlich berichtet) definitiv zurückgekehrt. Er kam aus Johannisbad auf 2 Tage hierher, ging dann wieder nach Kreppelhof, und wird wahrscheinlich so ab u. zu ziehen, so lange in der Regierung noch gebaut wird. Die Gräfin hat ihre Nichte, die Mecklenburg=Schwerin'sche Prinzessin, bei sich auf Besuch. Hätte ich am Mittwoch Ihren Brief schon gehabt, so hätte ich an table d' hôte Ihren Auftrag an ihn bestellen können. Sobald sich Gelegenheit bietet, will ich's nachholen. Ob u. wann das geschehen kann, weiß Gott. Es geht mir miserabel. Ein gastrischnervöser Anfall jagt den andern u. die Schmerzen, die ich leide, sind eine hübsche Zugabe. Von ausgehen ist zunächst nicht die Rede. Ich bin auch so schwach, daß ich kaum gehen kann. Die Kniee knicken mir ein, wiewohl Knickerei sonst meine Sache nicht ist.

Francks dürften Ende dieser Woche eintreffen. Es wird ein traurig Wiedersehen geben, und ich fürchte mich vor den Sonntagsabenden, auf die ich mich sonst freute. Rosenberg wollte gestern kommen; Stenzlers sitzen in Mildenheim (?) unweit Dresden. Ich war diese Zeit über total verlassen; fast immer allein mit meiner Kränklichkeit u. mit den traurigen Nachrichten, die mir aus Gräz u. Leoben gesendet werden. Meine Enkelin die hübsche kleine Fanny ist in der Entbindung von einem (bereits verstorbenen) Knaben beinahe selbst gestorben, und noch keineswegs über die Gefahr hinaus. Das liegt mir schwer auf der Seele.

Verzeihen Sie mein verworrenes Gekritzel. Ich habe die fünf Sinne nicht beisammen, im Leibe rumort es u. die Hand zittert mir.

Dennoch wollt' ich es nicht verschieben, Ihnen für Ihr Andenken Gott vergelts zu sagen. Und wer weiß, ob's morgen nicht noch schlechter mit mir steht?

Ihr alter Holtei.

Viel herzliche Empfehlungen an die Lampersdorfer.





Der Smaragd.

Von

B. Placzek.

— Brünn. —

On revient toujours à ses premières amours. Im Altertum galt der Smaragd als der kostbarste Edelstein nächst dem Diamanten, dem er sogar nicht selten vorgezogen wurde. Das Auge, von dem intensiven Blitzen des letzteren geblendet, mochte in dem leuchtenden gesättigten Grün des Smaragdes ein erquickendes Ausruhen gerne suchen und finden. In der römischen Kaiserzeit hatte seine Wertung den Höhepunkt erreicht. Die Vorliebe für ihn schwand nachher, bis sie wieder nach der Eroberung von Mexiko, besonders aber von Peru durch die Konquistadoren, welche ihn als größte Kostbarkeit, wo sie nur konnten, zu erbeuten suchten, roh, geschliffen oder geschnitten nach Europa sandten, in Schwung und Schwang gebracht wurde. Seit damals behauptete er zwar einen Platz unter den Juwelen von Wert, aber er rangierte dabei immer tiefer, so daß im Inventar der französischen Kronjuwelen vom Jahre 1791

une grande émeraude carrée de la plus belle coul. $16\,{}^{11}/_{16}$ c. 12000 livres,
une ém. de belle couleur, épaisse . . . . $9\,{}^{5}/_{16}$ = 3000 =
une ém. de bonne couleur, nette . . . . $3\,{}^{5}/_{16}$ = 500 =

taxiert erscheinen. Gegenwärtig wäre für solche oder ähnliche Exemplare der zehnfache Preis nicht zu hoch gegriffeu; denn die Mode und vielleicht auch der verfeinerte Geschmack haben den Smaragd zum Fürsten der Edelsteine erhoben, dem der Diamant als Brillant oder Rose und die Perle als blinkende Leibwache oder künstlerischer Rahmen zu dienen haben. Carmoisierung lautet der fachliche Ausdruck dafür. Die einer Abhandlung von

Pansier, „Die Geschichte der Brille", entlehnte Notiz über „Neros Monokel" bot mir die willkommene Anregung zu dieser Niederschrift. Die Erzählung des Plinius: „Der schwach- oder kurzsichtige Nero habe sich eines geschliffenen Smaragdes als Vergrößerungsmittels bedient," meint der genannte Fachgelehrte, sei unrichtig, er trug ihn vielmehr aus Eitelkeit oder zum Schutze seiner schwachen Augen gegen das blendende Licht, wie man etwa jetzt einfache farbige Augengläser trägt. Sienkiewicz in seinem prächtigen Roman „Quo vadis" läßt Nero mit dem Smaragde als Vergrößerungsmonokel bei seinen entsetzlichen Bacchanalien erscheinen. Möglich oder gar naheliegend ist es auch, daß Nero von dem blitzenden Glast und blendenden Gefunkel der Farbenorgien Erholung und beschwichtigende Augenweide in dem frischen Saftgrün des Smaragdes fand, sowie er sich nach einer unverbürgten Sage aus dem betäubenden Waffengerassel, Volksgejohle und nervenzerrüttenden Geschmetter musikalischer Marterwerkzeuge zu dem sanft abgetönten Wohllaut der Flöte rettete, welcher auch sein letzter Seufzer gelten mochte, als er, seiner Triumphe der Gesangs- und Schauspielkunstnarrheit bei den nationalen Spielen gedenkend, ausrief: „Qualis artifex pereo!" Der vertigerte Wüterich als Flötenspieler oder lyrischer Tenor! Les extrèmes se touchent.

Klang und Farben sind nahe verwandt, wie Gehör und Gefühl einander vikarieren. Man spricht daher von Tonfarben und Farbentönen. Die Farbe ist es, die erst dem Smaragde Benennung und Wert verleiht. Er ist nichts als ein Beryll mit einer minimalen, kaum findbaren Beimengung von Chrom nach Wöhler und von Kohlenwasserstoff nach Lewy. Von Beryll aber stammt das Wort Brille, weil die ältesten Sehbehelfe aus diesem durchsichtigen, leicht spaltbaren und schliffhaltbaren Mineral angefertigt wurden. Der Beryll ist farblos, durchsichtig oder undurchsichtig (kommt in großen Massen in Limoges vor), gelblich, bläulich, seegrün (Aquamarin). Zum Brillenschleifen wurde wahrscheinlich der wasserhelle oder leicht grünlich gefärbte verwendet. Ein solcher Beryll dürfte Neros Monokel gewesen sein, womit jedoch nicht in Abrede gestellt werden soll, daß Nero eine besondere Vorliebe für den Smaragd als Schmuckstein gehabt haben mag. Der berühmte Ring des Polykrates zeigte auch, wie Herodot erzählt, in der Fassung einen wundervollen Smaragd.

Eben will ich zu einer kurz skizzierten Geschichte des Smaragdes übergehen, da schaut mir der Philologe über die Schulter und souffliert mir einiges für die Namengebung. Ich kann ihn nicht ganz abweisen. Die Bezeichnung Smaragd (griechisch smaragdos, lateinisch smaragdus) kann, wie ich annehme, abgeleitet werden vom sanskrit marakata, auch marakada, altarabisch zamarrut. Davon sind im spanischen Esmaralda, im italienischen Smeraldo, im französischen Emeraude und englischen Emerald die m, r und d Laute beibehalten worden. Das hebräische bareketh dürfte nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, von „barak Blitz" stammen und

der blitzende Stein bedeuten, sondern mit dem sanskr. marakata verwandt sein. Auf den gleichen Ursprung weist auch das griechische smaragdos hin, welches, wie ich glaube, irrtümlich von marasso „funkeln" hergeleitet wird. Da die Fundorte des Smaragdes vor der Entdeckung Amerikas und vor der Erschließung der Gruben im Ural bei Katharinenburg im Jahre 1830 und anderweitig in Sibirien zumeist in Indien, teilweise auch in Ägypten waren, so ist die Annahme des importierten Namens weit berechtigter als die bodenständige Bezeichnung. Bedenkt man ferner, daß b und m lautwechselfähig sind, so erscheint die Ableitung der biblischen Bezeichnungen boreketh und barkath für Smaragd von marakata nicht gewagt.

Wer da weiß, wie Zeitgeschichte gemacht, wie das, was durch uns und um uns geschieht, geschildert wird, wie da der Wahrheitskern durch der Parteien Gunst oder Ungunst entstellt, von einem dichten Nebel umhüllt wird, der findet es selbstverständlich, daß im grauen Altertum Sage und Geschichte ineinander quirlen, selbst für das schärfste Auge des Spur- und Pfadfinders unentwirrbar. Die fabulierende Volksseele offenbart es jedoch selbst im Sagenhaften, was sie von einem Dinge oder Geschehen sich denkt und vorstellt, und traciert so zuweilen einen schmalen Fußpfad zur Wahrheit. Und wenn die Beryllistik die superstitiösen Bemühungen, in Zauberspiegeln aus Beryll die Zukunft zu lesen, systematisch behandelt, so ist daraus zu erkennen, welche Bedeutsamkeit dieser Steinart beigelegt wurde, die gegenwärtig höchstens noch von den Damen amerikanischer Multimillionäre erreicht oder gar überboten wird.

In Ägypten begegnet man noch den Spuren uralter Exploitation von Smaragdlagerungen nicht weit vom Roten Meere und von Cossêir am Berge Zabarah. Noch werden Mumien mit Smaragden geschmückt gefunden.

Nachrichten über die Verwendung des Smaragdes bei den Hebräern und Phöniziern hat die Bibel aufbewahrt. Der dritte Stein am Brustschilde des Hohenpriesters war ein Smaragd, der Boreketh (auch Borkath), in welchem der Name Lewi im Siegelstiche eingegraben war. Jakobs dritter Sohn, Lewi, dem Moses und Ahron, Leviten und Kohaniden entstammen, die Lichtträger der Lehre, erhielten als Symbol und Denkmal den kostbarsten Edelstein.

Jesaias 54,11 richtet die Verheißung an Israel:

„Ich lasse zu Smaragd (Puch*) werden deine Bausteine (oder ich fasse sie in Smaragd) und gründe dich mit Saphiren, ich mache Rubine

---

*) Puch, verwandt mit pachek, bei verschiedenen Hindustämmen die Benennung für Smaragd. Diese meine Auffassung weicht gänzlich von der allgemein akzeptierten ab, welche auf Grund einer gewaltsamen Deutung übersetzt: „Ich lege deine Steine in Bleiglanz," d. h. in einen Kitt aus dem Bleiglanzpulver, das die Frauen damals als Augenschminke benutzten. Bibelforschern zur Beachtung!

zu deinen Zinnen, deine Tore zu Karfunkelsteinen und deine ganze Grenze (Ringmauern) zu Edelsteinen."

Ezechiel 28,13 apostrophiert den Fürsten von Tyrus:

„Im Eden, im Garten Gottes weiltest du früher, aus lauter edlem Gestein war deine dichte Laube, aus Karneol, Topas, Diamant, Chrysolith, Sardonyx, Jaspis, Saphir, Rubin, Smaragd gebaut; aus Gold war die Arbeit im Innern der Laube und der Fenster daselbst, am Tage deiner Schöpfung wurde das alles schon so eingerichtet . . . dort warst du und unter feurigen Steinen wandeltest du . . . Du sündigtest; da entwürdigte ich dich, ich stürze dich hinab von dem Berge Gottes, und es tilgt' dich fort der deckende Cherub aus der Mitte der flammenden Steine."

Die rabbinische Legende knüpft daran die Bemerkung: „10 Baldachine errichtete Gott für Adam im Eden aus den Edelsteinen u. s. w."

Im Paradiese gab es nach der arabischen Volkssage durch die Engel erbaute Tempel von kostbaren Edelsteinen; dort prangten Säulenhallen und Wandelgänge aus Smaragden und Perlen, Kuppeln von Saphiren u. s. w. Nach dem Sündenfalle jedoch zerschmetterten Blitze jenen wunderbaren Aufenthaltsort des ersten Menschenpaares in Milliarden von winzigen Stückchen, die nun auf der ganzen Erde, im Luftkreis und im Meere zerstreut sind. Die Menschen aber sammeln sie als Erinnerungen an das verlorene Paradies.

Vielleicht ist die Vorliebe der Evatöchter für die blinkenden und blitzenden Reminiszenzen aus dem Eden mehr als Regungen eitler Prunksucht; nämlich — wie soll ich nur sagen — mystisch telepathische Sensationen, ein geheimnisvolles Nachempfinden des Paradieses, das durch Verschulden ihrer Urmutter verloren ging. Spielt ja doch der Smaragd im Weichbild der Frauenrechtlerinnen eine markante Rolle.

Als „wachsenden Sinn für die eigene Individualität" bezeichnet man in London bei den Frauen das Aufgeben dessen, was Sitte und Gesetz bisher erheischte. Für die Entwicklung dieses wachsenden Sinnes haben sich in London, so war vor zehn Jahren in englischen Blättern zu lesen, allerhand Vereine konstituiert, von denen der „Emerald Circle" besonders die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Es ist ein Verein, der zum größten Teil aus „unverstandenen Frauen" und nervös überspannten Mädchen der Welt besteht, die ein „Ideal" haben, d. h. solchen, die aufs Heiraten brennen und denen die gewöhnliche Prozedur zu lange dauert. Diese Damen befassen sich in ihren Sitzungen mit Okkultismus. Sie tragen einen Ring mit einem Smaragd, welcher Stein die Zukunft verraten soll.

Es wird allerhand Hokuspokus in der Versammlung getrieben, zu der auch Herren mitgebracht werden dürfen. Es bietet sich hier Gelegenheit zum Flirt, der in England zwar allgemein, aber weniger bedenklich ist, weil in den körperlichen Übungen der Frauen und Mädchen ein Gegengewicht

gegen die durchgehende Phantasie geboten wird, der jedoch auch sehr verderblich werden kann. So hat er denn im Verein mit dem überreizenden Okkultismus im „Emerald Circle" seine Opfer gefordert. Schlimmer ist aber der Einfluß, welchen einige gewissenlose ältere Frauen über jüngere gewonnen haben sollen. Ehemänner und Mütter fangen an, bedenkliche Gesichter zu machen, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo sich die Polizei ebenso dieses Klubs annimmt, wie sie sich des Sport- und Spielklubs angenommen hat.

Indien, das Pharaonenreich, Palästina, Griechenland, das römische Kaiserreich bezeichnen die Etappen des Smaragdes auf seiner leuchtenden Bahn bis zum Zenith seiner Wertschätzung. Daß die Sage den Fürsten von Samos seinen Smaragdring als Opfer, um den Neid der Götter, die „mit übervollen Händen ihre Gaben auf ihn streuten", zu versöhnen, ins Meer werfen ließ, bekundet schon den obersten Rang, den der Smaragd unter den kostbarsten Edelsteinen einnahm. Der Smaragd, ursprünglich maragdos, mit dem nicht seltenen griechischen Vorschlags-Sigma Smaragdos, — darunter waren auch andere grüne Steine wie Jaspis, Chrysopras, Malachit und selbst grüne Glasflüsse verstanden. Die Smaragdsäulen im Herkules-Tempel zu Tyrus, von denen Herodot berichtet, sollen hohle, grüne, von Lampen durchleuchtete Glaszylinder gewesen sein.

Was auch Nero mit seinem Smaragd vorgenommen haben mag, genug, dieser Stein war sein Leib- und Hofjuwel, was soviel heißt, als er mußte auch der die Mode beherrschende Schmuckstein für alle werden. Plinius rühmt begeistert seine herrliche Farbe als die schönste, die man sehen könne, und als die einzige, an der das Auge sich nicht satt sehe. Auch erzählt er, daß Nero durch einen Smaragd den Kämpfen der Gladiatoren zusah, und als Beweis für den leuchtenden Glanz dieses Edelsteins berichtet er, daß die aus zwei Smaragden bestehenden Augen eines marmornen Löwen, der sich auf dem Grabmal des Königs Hermias auf der Insel Kypros nahe dem Meere befand, so stark ins Meer leuchteten, daß die Tunfische erschreckt davor flohen, bis die Fischer, denen dadurch ihr Erwerb gestört wurde, die Smaragdaugen gegen andere vertauschten; und der arabische Schriftsteller Ahmed ben Abdalaziz fabelt in seiner Abhandlung über Juwelen, daß jede Schlange beim Anblicke eines Smaragdes erblinde. Die eigentümlich leuchtende, intensive Farbenvarietät des edlen Berylls verblaßte und erblich im Interesse der Schmuckliebenden, bis die Entdeckung Amerikas mit seinen enormen und erlesenen Smaragdschätzen sie wieder strahlend auferstehen ließ. Prescott, Amerikas großer Historiker, (Geschichte der Eroberung von Mexiko, I, Seite 112 und II, Seite 393; Geschichte der Eroberung von Peru, Seite 117, 194, 247,) soll hierüber das Wort haben:

„Die Mexikaner fanden Ersatz für das Eisen in einer Mischung von Zinn und Kupfer und mit den daraus verfertigten Werkzeugen konnten sie

nicht nur Metalle, sondern mit Hülfe eines Kieselstaubes die härtesten Stoffe zerschneiden, als Basalt, Porphyr, Amethyste und Smaragde. Sie gaben diesen letzteren, die man in sehr großen Stücken fand, mancherlei sonderbare und wunderliche Formen" . . .

„Eines von den Geschenken, die Cortez seiner jungen Braut Donna Juana de Zuñiga machte, erregte die Bewunderung und den Neid des schönen Geschlechtes am Hofe. Dies bestand aus zwei Smaragden von wundervoller Größe und leuchtender Farbe. Diese Edelsteine waren von den Azteken in Gestalten von Blumen, Fischen und anderen anmutigen Formen mit ausgezeichneter Geschicklichkeit geschnitten, was ihren ursprünglichen Wert noch erhöhte. Sie bildeten wahrscheinlich einen Teil des Schatzes des unglücklichen Montezuma, und da sie leicht fortzubringen waren, mögen sie wohl dem allgemeinen Schiffbruch der noche triste entgangen sein. Man sagt, die Gemahlin Karls V. — doch es mag wohl eitles Hofgeschwätz sein — habe den Wunsch angedeutet, einige von diesen prächtigen Spielereien zu besitzen; und der Vorzug, den Cortez seiner schönen Braut gegeben, habe bei der Königin einige Entfremdung zuwege gebracht, die einen ungünstigen Einfluß auf das künftige Schicksal des Marquis gehabt" . . .

Einer dieser kostbaren Steine war eben so viel wert wie Shylocks Türkis. Einige genuesische Kaufleute boten, Gomara zufolge, Cortez 40000 Dukaten dafür.

Der nämliche Schriftsteller gibt einen umständlichen Bericht von den Edelsteinen, der für manchen Leser anziehend sein dürfte. Er zeugt von der Erfindungskraft des Künstlers. Einer hatte die Form einer Rose, ein zweiter die eines Horns, ein dritter glich einem Fische mit goldenen Augen, der vierte war wie eine Glocke mit einer feinen Perle als Klöpfel, und auf dem Rande stand folgende Inschrift in spanischer Sprache: „Gelobt sei der, der dich geschaffen." Der fünfte, welcher den größten Wert hatte, war eine kleine Schale, mit einem goldenen Fuß und mit vier ebenfalls goldenen kleinen, an einer großen Perle als Knopf befestigten Ketten. Der Rand der Schale war von Gold und darauf der lateinische Spruch eingeschnitten: Inter natos mulierum non surrexit major . . .

„Daß die Peruaner die härtesten Stoffe, als Smaragde und andere Edelsteine, geschnitten haben, ist nicht so leicht zu begreifen. Smaragde erhielten sie in beträchtlicher Menge aus dem unfruchtbaren Bezirk von Atacames, und dieser spröde Stoff scheint den Händen des peruanischen Künstlers so leicht gehorcht zu haben, als wäre er Ton gewesen. Sie hatten auch Türkise und würden auch Perlen gehabt haben, wenn die Inkas nicht menschenfreundlich genug gewesen wären, ihren Untertanen zu verbieten, ihr Leben bei dieser gefährlichen Fischerei zu wagen. Wenigstens versichert uns dies Garcilasso" . . . „Und doch kannten die Eingeborenen nicht den Gebrauch des Eisens, obgleich ihr Boden dessen eine Menge ent-

hielt. Ihre Werkzeuge waren aus Stein oder häufiger aus Kupfer. Aber der Stoff, dessen sie sich zur Anfertigung ihrer schwierigsten Arbeiten bedienten, bestand wie bei den Mexikanern aus der Verbindung eines kleinen Teiles Zinn mit Kupfer. Diese Verbindung gab dem Metall eine Härte, die wenig geringer als die des Stahls gewesen zu sein scheint. In Barbacoas war auch der schöne Smaragdfluß, der von den Steinbrüchen dieses köstlichen Edelsteins an seinen Ufern so genannt wird, aus welchen die indianischen Häupter ihren Schatz bereicherten" . . . „Stevenson, der diesen Teil der Küste zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts besucht hat, beschreibt deren Schätze aus dem Stein- und Pflanzenreiche in weitschweifiger Weise. Die Smaragdgrube in der Nähe der einst so berühmten Los Esmaraldos ist jetzt mit einem Bann des Aberglaubens belegt, der besser für die Inkas paßte. ‚Ich besuchte sie nie,' sagte der Reisende, ‚wegen der abergläubischen Furcht der Eingeborenen, die mich versicherten, daß sie behext sei und von einem ungeheuren Drachen bewacht werde, der Donner und Blitze auf die herabschleudere, die es wagten, den Fluß hinaufzufahren.' Die Spanier fanden in der Landschaft Coaque eine große Menge plump gearbeiteter Gold- und Silberschmucksachen nebst vielen Edelsteinen; denn dies war die Gegend der Smaragde, in welcher dieser kostbare Stein am häufigsten vorkam. Einer davon, der Pizarro in die Hände fiel, war so groß wie ein Taubenei. Unglücklicherweise kannten seine rohen Gefährten nicht den Wert derselben und brachen viele durch Hammerschläge in Stücke. Zu diesem sonderbaren Verfahren wurden sie, wie man sagt, durch einen der Bekehrer, den Dominikaner Fray Reginaldo de Pedraza, verleitet, der sie versicherte, daß dies die Art sei, sich von der Echtheit des Smaragdes zu überzeugen, da ein solcher sich nicht zerbrechen lasse. Jedoch will man bemerkt haben, daß der gute Pater seine eigenen Edelsteine dieser weisen Probe nicht unterworfen hat; daß er vielmehr, da die Steine infolgedessen, indem man sie nur für buntes Glas hielt, im Werte sanken, eine ansehnliche Menge davon nach Panamá zurückgebracht hat" . . . Auch bei den Birmanen wird infolge einer gesetzlichen Bestimmung ein großer Teil der schönsten Rubine und Saphire zerstört. Dieses Gesetz schreibt nämlich vor, daß die Bewohner nur die wertlosesten Steine für sich behalten dürfen, alle aber, die einen bestimmten (nicht besonders hohen) Wert überschreiten, bei Todesstrafe an die Regierung abliefern müssen. Aus Furcht vor dieser Strafe nun und um doch etwas von dem Funde zu haben, zerschlägt mancher die gefundenen wertvolleren Steine.

Amulette und Glückssymbole werden nicht nur aus dem Tier- und Pflanzenreiche, sondern auch aus dem Mineralreiche gewählt. Wie die Blumen haben auch die Juwelen ihre eigene Sprache, einen Selam: Saphir bedeutet Gerechtigkeit und Edelsinn, dabei aber auch Schönheit. Der Smaragd ist das Symbol der Barmherzigkeit, Hoffnung und Freude, während es vom Diamant heißt, daß er den Zorn sänftigt

19*

und die Treue stärkt. Im Topas prägt sich Sanftmut und Milde aus, der Rubin vertreibt den Trübsinn, der Karfunkel ist ein gutes Mittel gegen Überhebung und böse Träume, der Amethyst macht den Kopf hell, und der Türkis ist das Vergißmeinnicht unter den Edelsteinen. Noch deutlicher aber redet der von unseren Vorvordern hochgeschätzte „Edelsteinkalender". Gleichwie der Gartenbaukalender für die einzelnen Monate angibt, was man säen und pflanzen soll, sagt unser Ratgeber: Im Januar soll man schenken Granaten, im Feber Amethyste, im März Jaspis, im April Saphir, im Mai Smaragd, im Juni Achat, im Juli Rubin, im August Sardonyx, im September Chrysolith, im Oktober Opal, im November Topas und endlich im Dezember den Türkis.

Eine andere Variante lautet:

Nach einer altarabischen Mythe hat jeder Monat seinen „Glückstein". Theodor Körner hat dieser Sage ein Gedicht gewidmet und besingt in schwungvollen Versen die Kraft der Glücksteine. Für den Januar bestimmt ist der Hyazinth, ein gelbroter Edelstein, auch edler Zirkon genannt. Um mit Körner zu sprechen „Er besiegelt die Freundschaft mit fröhlicher Lust und treibt die Feindschaft aus tiefer Brust. Du sollst ihn tragen, als heilige Last, am Halse, im reinsten Gold gefaßt." Februarstein ist der Amethyst, von dem der Dichter sagt: „Und wird er an dem Haupte prangen, so magst du Fürstengunst erlangen." Im Altertum wurde der Amethyst als Amulett gegen Trunkenheit getragen. Glückbringend für den März ist der Heliotrop: „Er macht die trübe Stirne klar und schützt vor des Giftes heimlicher Pein; in der Herzensgrube will er getragen sein." Der edle Saphir ist Glückstein für April: „In glühenden Schmerzen kühlt er die Herzen; darum sorgenfrei, fest und treu, trag' ihn am Herzen." Wer im Mai geboren ist, der wähle den Smaragd. Körner sagt von ihm: „So wirft er auch nur den Strahlenschein, wo Liebe treu ist und engelrein. Doch an falscher Hand behagt es ihm nicht. Und so wie die Treue, der Stein zerbricht." Junikinder tragen den Chalcedon, für Juli wurde der gelb-weiß-rot gestreifte Karneol erkoren, für August gilt der Onyx als glückbringend. Von ihm sagt Körner, auf seine doppelte Färbung Bezug nehmend: „Drum stellt er auch zwiefache Wirkung dar, denn er macht den Geist lebendig und klar. Doch stärkt er das Herz auch zum kühnsten Wagen, d'rum mögen ihn die Gewaltigen tragen." Der September hat seinen Glücksvertreter in dem Chrysolith gefunden: „Er schützt mit seiner stillen Pracht vor bösen Träumen die friedliche Nacht." Der Chrysolith wird auch Olivin genannt. Als Stein für den Monat Oktober gilt der Aquamarin, der grünblau schimmert: „Er weckt Eifersucht in mancher Brust, trägt man ihn in stillen Mondennächten beim einsamen Wandeln an der Rechten." Der gelbe Topas gilt als Glückszeichen für November: „An der linken Hand als freundliche Zierde stillt er des Lebens wilde Begierde, macht die Seele des Zornes frei und

zügelt die glühende Phantasie." Chrysopras ist der Dezemberstein ... Das steingewordene wonnige Maiengrün wurde das Entzücken für das Auge, das in ihm den Lenz in seiner jugendlichen Herrlichkeit sieht, den Talisman der Liebe, von der Poesie zauberhaft verklärt.

Schreibt man populär wissenschaftlich über einen Schmuckstein, ist es ratsam, sich drei verschiedene Gruppen von Lesern vor Augen zu halten: die mineralogisch Gebildeten, die mineralogisch Ungebildeten, das sind die meisten Juweliere, welche nur nach der Gangbarkeit des Artikels und nach der Kauflust fragen, und endlich die momentane Geschmacksrichtung der Schmuckliebhaber, für welche die Tyrannin Mode allein Herrscherin ist und die sich selbst von der vertrackten Schrulle einer mustergültigen, wenn auch nicht musterhaften Pariserin faszinieren läßt.

Für die beiden letzteren dürfte das Vorangehende nicht ganz belanglos sein. So sollen auch die ersteren nicht leer ausgehen, und mag es zugleich gestattet sein, einige Miszellaneen mit doktrinärem Beigeschmack vorzubringen.

Die chemischen Formeln nach verschiedenen Analysen dürften hier am Platze sein.

Lewy: Smaragd von Muso: Sil. 67,83; Alum. 17,95; Glo. 12,40; Magn. 0,90; O. de F. 0,1; O. d. Chrome traces.

Gmelin: Beryl de Limoges: Sil. 67,54; Alum. 17,63; Glo. 13,31; Magn. 0,90; O. de F. —; O. d. Chrome traces.

A. Weisbach: Beryll: Be^3, Al^2, Sil^6O^{18}.

Der Smaragd, dessen Härte und spezifisches Gewicht zwischen Bergkrystall und Topas schwankt (der Smaragd vom Ural hat bis 2,76, der von Musa in Kolumbien 2,68 spez. Gewicht, während die Härte 7,5—8 beträgt) unterscheidet sich durch beides von seinen grünen Assimilanten verschiedener Gattungen.

Es gibt nämlich auch grüne Diamanten, Korunde (äußerst selten, orientalische Smaragde genannt), Chryso-Berylle (Alexandrite, nach Alexander II. von Rußland, an dessen Geburtstage dieselben im Ural gefunden wurden, genannt), Topase, Turmaline, Granaten (Uwarowite), Peridote.

Nach welchen Ökonomiegesetzen arbeitet doch die Natur! Ihre kostbarsten, durch Festigkeit, Dichte, Lichtbrechung, Klarheit, Glanz und Farbe ausgezeichnetsten Kleinodien krystallisiert sie aus gemeinsten und einfachsten Stoffen: Diamant, Korund als Rubin, Saphir u. s. w., Smaragd, Spinell, Topas, Hyazinth, Chryso-Beryll, Pyrop, Edelopal, was sind sie anders als Kohlenstoff, Tonerde, Kieselsäure, Kalk, Talk und ähnliche Substanzen? Eine kaum nachweisbare Spur eines mineralogischen Beigemenges gibt den genannten Steinen erst bestrickende Schönheit und Anmut, den Farbenzauber, den köstlichen Funkelstrahl. Ist es im menschlichen Geschehen und Erleben etwa immer anders bestellt? Wie oft tyrannisiert der Schein das Sein und wird der innere Gehalt von äußerem Geflunker überboten! Der

klare, reine, in tiefem, sattem Grasgrün metallisch flimmernde Smaragd repräsentiert einen hohen Wert, für den es überhaupt keinen Marktpreis mehr gibt, während der opake Salzburger Smaragd als Schmuckstein gar keinen Wert hat und der Beryll von Limoges als Pflaster- und Schotterstein verwendet wird.

Der Edelopal, der versteinerte Regenbogen, verdankt seinen wundervollen Schimmer den kleinen Sprüngen, in welchen das Licht sich bricht. Und sind die Liebenswürdigkeit, das Angenehme, das Anziehende, das Gefällige bei Männlein, besonders aber bei Weiblein nicht auch gar oft durch Sprünge im Charakter, durch Mängel und Schwächen bedingt? Man liebt ja oft den Menschen nicht wegen seiner Vorzüge, sondern auch trotz seiner Fehler — was? — trotz! — nein, wegen seiner Fehler. Was man an dem Menschen am meisten verfolgt, pflegen seine Tugenden zu sein.

Wie bei Edelsteinen die Farbe über Wert und Unwert entscheidet, so gab und gibt — zumal in unserer, durch den höllentstiegenen Parteigeist, wie noch nie zuvor, zerklüfteten Gesellschaft — die Parteifärbung, die Couleur, die Farbennuance den Ausschlag. Hat in vergangenen Jahrhunderten der Streit der Grünen und Blauen Konstantinopel mit Schrecken erfüllt, die grüne Fahne des Propheten über blutigen Greueln geflattert, der Kampf der weißen und roten Rose in England gewütet: was für jammervolles und jämmerliches Unwesen wird jetzt mit kombinierten National- und Parteifarben getrieben! — Edelsteine sind petrifizierte Blumen, welche auch einigen Schmucksteinen wie Hyazinth und Heliotrop den Namen liehen. Namhafte Naturforscher haben es sich angelegen sein lassen, Untersuchungen anzustellen, von welchen Blumenfarben Insekten mehr oder minder angelockt werden. Vielleicht wären auch Versuche möglich, von welchen Edelsteinfarben sich Frauen angezogen fühlen, um aus den Resultaten auf deren Naturell zu schließen.

Der Smaragd, dessen Hauptfundorte zur Zeit in Südamerika und am östlichen Ural (am reichhaltigsten ist die Takovajamine) sind, weist nur äußerst selten größere Exemplare von dem richtigen, gleichmäßigen Grün ohne Wolken, Federn und Risse in einem so geringen Prozentsatze auf, wie dies bei keinem anderen Edelstein der Fall ist. Solche Exemplare kommen im Handel selten vor, und finden sie sich zumeist in Schatzkammern oder in fürstlichem Familienschmucke.

Überbietung und Unterschätzung lösen einander naturgemäß ab. So folgte auch dem Aufstieg des Smaragdes im Preistarife ein mehr oder minder rapides Sinken seines Schätzungswertes vom 16. bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Vor 30 Jahren notierte man einen Smaragd von der besten Sorte im Gewicht von 1 Karat mit 20 fl, von 2 K. mit 70 fl, von 4 K. mit

200 fl, von 12 K. mit 600 fl — eine unterwertige Schätzung, für die man heutzutage nur ein mitleidiges Lächeln hat.

Ist der Preis der feinsten Sorte ein pretium affectionis geworden, so ist dafür die Tarierung der weitaus meisten Stücke nach dem Grade ihrer Fehlerhaftigkeit in bezug auf Farbe, Glanz und Reinheit eine ganz willkürliche, ohne daß irgend ein Marktpreis fixiert werden kann.

Einige von den größten Exemplaren verdienen hier erwähnt zu werden: In einem Petersburger Museum befindet sich ein Krystall (der Smaragd krystallisiert in sechsseitigen Säulen) von 8 Zoll Länge und 15 Zoll Dicke. In der Wiener Weltausstellung v. J. 1873 erinnere ich mich, im türkischen Pavillon zwei Dolche aus der Schatzkammer des Sultans gesehen zu haben. Der Griff des einen bestand aus einem einzigen, aber wolkigen Smaragd, der ungefähr 5 Zoll lang und 1 Zoll dick war, und der andere Dolchgriff war mit 3 prächtigen Smaragden, welche einen Durchmesser von circa 3/4 Zoll hatten, besetzt.

Wie gesagt, die kaum findbare Spur eines Minerals, „eine Idee" von Chrom oder Kohlenwasserstoff, — das Ultramikroskop könnte da entscheiden — erhebt den gemeinen, geringschätzigen Beryll auf die oberste Stufe eines viel umworbenen und schwer zu erwerbenden Juwels.

Imponderabilien, das Incommensurable, das Unfaßbare pflegt ja auch die politische Welt zu beherrschen und mutet wie ein geheimnisvolles Fatum an.

Sollte sich daraus nicht die Vorstellung ergeben, daß — ein Wortspiel ist wohl erlaubt — nicht die Substanz, nicht das Aggregat von Stoffatomen, sondern die „Idee" unmerklich, doch fühlbar in den ethischen und ästhetischen Geltungsbereichen die Zügel führt, Wert-Gehalt, Begehrungsziel und berückenden Reiz verleiht?

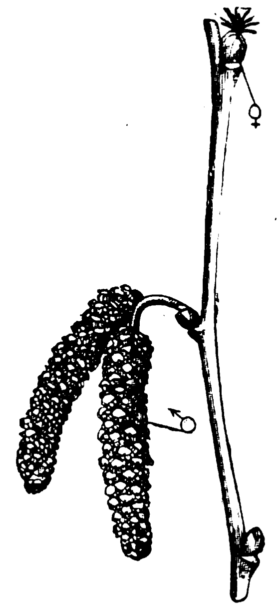




Illustrirte Bibliographie.

Die Pflanze. Ihr Bau und ihre Lebensverhältnisse. Gemeinfaßlich dargestellt von Dr. Th. Engel und Karl Schlenker. Mit zahlreichen Illustrationen. 12 Liefg. à 60 Pfg. Ravensburg, Otto Maier.

Von dem in 12 Lieferungen erscheinenden Werke liegen die ersten 7 Lief. vor. Die Verfasser sind bei Abfassung des Werkes davon ausgegangen, in volkstümlicher Darstellung dem Laien auf dem Gebiete der Botanik einen Einblick in die Lebensvorgänge der Pflanzenwelt zu verschaffen. Das Werk ist also keineswegs ein botanisches Lehrbuch. Es enthält daher auch keinerlei Anleitung zum Erkennen und Bestimmen der Pflanzen oder zu ihrem Anbau; wohl aber gibt es Aufklärung über die rätselhaften Vorgänge in der lebenden Pflanze und führt alles das an, was auf diesem Gebiete seitens der Fachgelehrten durch Beobachten und Forschen, namentlich in letzterer Beziehung mit Hilfe des Mikroskops, gefunden worden ist. Wer Freude daran hat, den Geheimnissen des Naturlebens nachzuspüren, der findet in der leichtfaßlichen Darstellung, wie sie die Verfasser gewandt zur Anwendung bringen, Gelegenheit, ohne tieferes Studium in das Leben der Pflanzenwelt einzudringen. Das erste Kapitel enthält zunächst eine Betrachtung der Pflanze als solche, mit der Erörterung des Begriffs und Wesens der Pflanze als eines Lebewesens — eines Organismus und Lebensgebildes. Alle Grübeleien über den Begriff des Lebens beiseite lassend, muß „die Pflanze so gut wie das Tier als ein Organismus, d. h. ein aus verschiedenen, zu besonderen Verrichtungen bestimmten Teilen (Organen) zusammengesetztes Ganzes angesehen werden.“ Die Unterscheidungsmerkmale von Tier und Pflanze, sowie anschließend hieran die wichtigsten Organe der Pflanzen im allgemeinen wie im besonderen werden des näheren besprochen. Es handelt sich hierbei um die vegetativen Teile der Blütenpflanzen und ihrer Hauptorgane (Wurzel, Stengel, Blätter), ferner um die reproduktiven Teile der Blütenpflanzen (Blüten, Form der Blüten — männliche und weibliche — Fruchtknoten, Staubgefäße, Früchte, Samen), sowie um die wichtigsten Organe der blütenlosen Gewächse (Kryptogamen, ihre Arten und ihr Formenreichtum, Spaltpflanzen, Flechten,



Haselstrauch. ♂ männliche Blüten, ♀ weibliche Blüten.

Aus: „Die Pflanze. Ihr Bau und ihre Lebensverhältnisse.“ Von Dr. Th. Engel und Karl Schlenker. — Ravensburg, Otto Maier.

Pilze, Gefäßkryptogamen, Schachtelhalme, Wurzelfarne). — Bezüglich seltsamer Stengelgebilde sind die überall bekannten und vielfach gezogenen Kaktuspflanzen hervorzuheben, bei denen sich der Stengel zu üppiger Fülle auf Kosten der Blätter entwickelt. Fernerhin wird der Bau der Pflanze (Zelle, Gewebe und Gewebssystem) behandelt. — Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit der Pflanze in ihrem Verhältnis zur organischen Natur, mit dem Leben der Pflanze, mit den Lebensvorgängen bei der Ernährung



Gruppe mexikanischer Kakteen.
Aus: „Die Pflanze. Ihr Bau und ihre Lebensverhältnisse.“
Von Dr. Th. Engel und Karl Schlenker. — Ravensburg, Otto Maier.

und beim Wachstum, sowie mit der Vermehrung und Fortpflanzung der Gewächse. Der Raum verbietet, auf Details aus dieser sehr interessanten und umfangreichen Darstellung näher einzugehen, und muß auf das Original verwiesen werden. Es sei nur aus dem Abschnitt über die Lebensvorgänge bei der Ernährung das über die „fleischfressenden“ oder richtiger ausgedrückt „fleischverdauenden“ Pflanzen Gesagte hier erwähnt. Diese Pflanzen können in zwei Gruppen eingeteilt werden: 1) in solche, die infolge eines hauptsächlich durch

Tierchen verursachten Reizes mit ihren Blättern bestimmte Bewegungen ausführen, durch welche die betreffenden Tiere festgehalten werden (Blattkarnivoren), und 2) in solche, welche mit besonderen Fangorganen (Fanggruben, Fallen, Kannen, Schläuchen) ausgerüstet sind, in welche kleine Tiere wohl hinein-, aber nicht mehr herausschlüpfen können (Schlauchkarnivoren). In die erste Gruppe gehören die Droseraceen: „Dionaea muscipula“ — die sogenannte Venusfliegenfalle —, ferner die Sonnentauarten: „Drosera rotundifolia“; der zweiten Gruppe gehören an: die „Nepenthes, Sarracenia und Darlingtonia“. Ob man an eine „wirkliche Verdaunug“ wie bei Tieren denken darf, erschien lange Zeit hindurch zweifelhaft; soviel steht jedoch jetzt fest, daß bei den „fleischfressenden Pflanzen“ nicht von Empfindung, so doch aber von Verdauung geredet werden muß. Bis jetzt sind von diesen Pflanzen 400 Arten bekannt. Eine andere Bewandtnis hat es mit denjenigen Pflanzen,



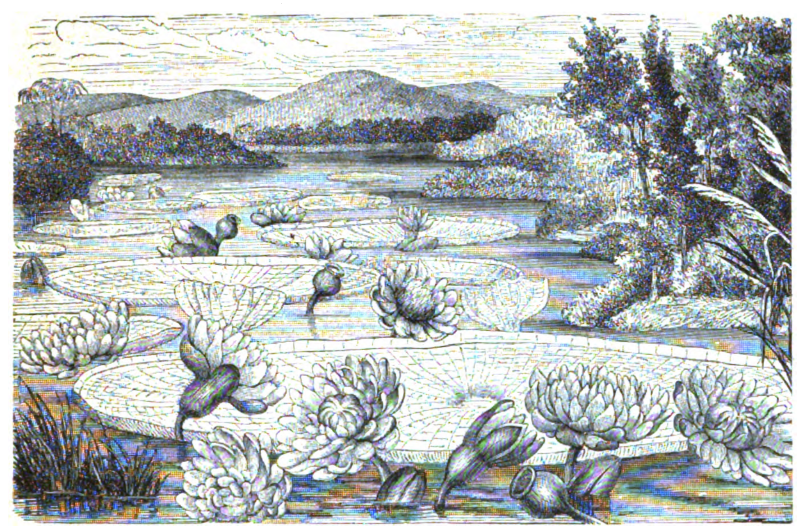
Fleischfressende Pflanzen.

a. Nepenthes destillatoria L. b. Sarracenia flava L. c. Drosera rotundifolia L. d. Dionaea muscipnla L. e. Darlingtonia californica. L.

Aus: „Die Pflanze. Ihr Bau und ihre Lebensverhältnisse.“
Von Dr. Th. Engel und Karl Schlenker.— Ravensburg, Otto Maier.

deren Blüten so gebaut sind, daß ein in sie hineinschlüpfendes, honigsuchendes Insekt nur eine kurze Zeit lang im Innern festgehalten wird. „Bei diesen sogenannten ‚Kesselfallenblüten‘ wird nicht bezweckt, das Tierchen zu verzehren und sich davon zu ernähren, sondern es soll nur dasselbe angereizt werden, den Blütenstaub auf die Narbe zu bringen und so die Befruchtung einzuleiten.“ Von unseren einheimischen Pflanzen, bei denen dieser merkwürdige Vorgang zu beobachten, sind die Osterluzei (Aristolochia clematis L). und der Tabakspfeifenstrauch zu nennen. — Aus dem Kapitel über die Fortpflanzung der Gewächse soll hier eine Notiz Erwähnung finden, die sich auf die Keimfähigkeit von Samen bezieht. Manche Samen müssen nämlich sogleich frisch an Ort und Stelle kommen, um aufzugehen. „So keimen die Samen mancher Wasserpflanzen nur, wenn man sie unmittelbar nach ihrer Ausreifung ins Wasser bringt, wie z. B. bei der berühmten Victoria regia Lindl. Diese herrliche Riesenseerose, die in den Strömen Südamerikas wächst, konnte so lange nicht in

unseren Gewächshäusern aufgezogen werden, bis man ihre Samen in Fläschchen reinen Wassers nach Europa brachte und diese dann sofort in Aquarien ausschüttete." Mit dem Anfange des Kapitels: „Die Pflanze in bezug auf ihre Umgebung und Mitwelt" schließt die Lieferung 6/7 ab. Die leichtfaßliche und flotte Darstellung, verbunden mit Gründlichkeit, wodurch gerade dem Laien ausreichende Belehrung geboten wird, ist anzuerkennen. Das Werk ist dabei gut ausgestattet und mit zahlreichen guten Abbildungen, von denen wir nebenstehend einige Proben bieten, versehen, so daß es sich sicherlich bald Freunde erwerben wird. — Auf einen Umstand soll hier noch hingewiesen werden, dessen Beachtung



Königliche Wasserlilie Amerikas oder Wasserteller (Victoria regia Lindl.)
Aus: „Die Pflanze. Ihr Bau und ihre Lebensverhältnisse."
Von Dr. Th. Engel und Karl Schlenker.— Ravensburg, Otto Maier.

dem Werke nur zum Vorteil gereichen dürfte. Bei einer Neuauflage würde es sich nämlich empfehlen, im Text ähnlich, wie dies im Inhaltsverzeichnis des Prospekts geschehen, die einzelnen Unterkapitel durch Numerierung (arabische Zahlen) und die Hauptkapitel durch große römische Buchstaben oder Zahlen hervortreten zu lassen. Es wird dadurch die Übersicht und das Nachschlagen wesentlich erleichtert. In der vorliegenden Ausgabe sind im Text nur die Überschriften durch Sperrdruck kenntlich gemacht und nur ganz vereinzelt wie z. B. auf Seite 69, 73, 77, 79 findet sich auch wohl einmal eine Numerierung. — Auf das Werk, das sich auch als Präsent, namentlich für die reifere Jugend eignet, sei hiermit besonders hingewiesen. K.

Spanisches Liederbuch. Von Emanuel Geibel und Paul Heyse. Dritte Auflage mit Titelzeichnung von Adolf Menzel. J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart.

Die Namen Emanuel Geibel und Paul Heyse bieten genügende Bürgschaft für den Wert dieses Buches. Es enthält: Geistliche und weltliche Lieder aus Spanien und der Provence, Seguidillas und Zigeunerliedchen. Die spanischen Volkslieder sind entweder Vierzeilen — Coplas — oder Siebenzeilen — Seguidillas. Nur selten kommen Verse von fünf, sechs oder acht Zeilen — von zwei aneinander geschobenen Coplas — vor. Bei den Siebenzeilen sind oft die drei letzten Verse — estribillo genannt — ein nichtssagendes, nur zur Vervollständigung der Form dienendes Anhängsel. Die hier übertragenen Proben zeichnen sich durch einen wirklichen Inhalt aus, z. B.: „Einem Freund einen Taler hab' ich geliehen; Nun ich zurück ihn fordre, Zürnt er und schilt er. So hab' ich denn leider



Den Taler verloren Und den Freund gleichfalls." Bei der Reichhaltigkeit des spanischen Liederschatzes konnte natürlich nur eine beschränkte Auswahl geboten und weder die Lust noch die Trauer in ihrer höchsten Leidenschaft ausführlich wiedergegeben werden. Hoffentlich wird die dritte Auflage der 1852 zum ersten Mal herausgegebenen Sammlung schneller vergriffen als die beiden früheren. N.

Kollektion Schottlaender. (Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.)

1) Ulrich Frank: Die Einsiedlerin. Roman.
2) Jerome K. Jerome: Drei Männer auf dem Bummel. (Übersetzt v. Emil Hein.)
3) Maurus Jokai: Die Himmelsstürmerin. Hinterlassener Roman. (Übersetzt von L. Wechsler.)
4) E. Salinger: Eine Wahlverwandtschaft. 2. Aufl.
5) Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem: Zigeunerblut und andere Novellen. 2. Aufl.
6) Ewald August König: Die rote Laterne. 2. Aufl.

„Die Einsiedlerin" steht im Hintergrund, gibt ihr Dasein nur durch Briefe kund, greift in die eigentliche Handlung, in das weh- und schmerzvolle Leben ihres Enkelkindes, erst zum Schluß ein; und doch hat sie dem prächtigen Buche den Namen gegeben. Und dem ist recht und gut so. Denn diese Gestalt aus „der Zeit des edelsten Geistreichtums" leuchtet mit ihrer Güte, Hoheit und Harmonie in das verseuchte, verkrüppelte Leben der Großstadt und ihrer Zigeunerkünstler hinein; sie verkörpert „die Romantik der guten alten Zeit", die so klug sein konnte, so weise und so voller sanfter, tiefer Gefühle. Man muß diese Gestalt lieb gewinnen, die da das feine Wort prägt: „Die Zeit der Torheit hat ihre Rechte; die Zeit der Weisheit hat ihre Pflichten." Und immer wieder verspürt man Freude, wenn in die Welt der Selbstvergötterung, des Größenwahns, des

geistigen Don-Juantums, wie es uns Ulrich Frank meisterhaft in einzelnen Gestalten und im ganzen Milieu darstellt, wenn in diese Atmosphäre der Treulosigkeit das einfache, schlichte und doch so kraftvolle Wort der Einsiedlerin dringt, das Wort von dem „Freimaurertum des Standesbewußtseins".

Die Briefe der „Großmutter-Mutti" sind an und für sich ein Meisterwerk, und sie passen sich der Handlung an, wirken auf die um ihr Lebensglück betrogene Frau wie Balsam auf brennende Wunden, und als zum Schluß die Großmutter kommt und ihr Enkel und Urenkel wieder in ihre Welt zieht, überschleicht es einen wie Wehmut, daß diese Gestalten und diese Zeiten weichen mußten einer wildbrängenden, hastigen, jähen Welt, die soviel Schönheit zertritt und zerstampft und vernichtet. Da bekommt man Angst vor der Kultur von heute . . .

Ein Bild dieser Kultur, wenn nicht soviel Geist und Grazie und Humor da wäre, müßte man sagen, ein Zerrbild gibt uns der Engländer Jerome K. Jerome in seinem Buche. Der Verfasser schreibt eine Einleitung an die deutschen Leser: er hoffe, daß sie ihm nicht zürnen werden, wenn sie ein Freund ob ihrer Schwächen und Narrheiten aufziehe. —

Und es sind viel Narrheiten in dem Buche, aber sie entbehren nicht eines gewissen tragischen Beigeschmacks. Die Behäbigkeit des Deutschen wird fein gezeichnet, die Art, wie er lebt, wie er das Leben nimmt und sieht: der Verfasser spricht von der Natur: „Der Deutsche liebt die Natur, doch könnte die Natur, so wie er sie sich vorstellt, allegorisch ganz gut durch ein aufgeputztes welsches Frauenzimmer veranschaulicht werden. Er besitzt reges Interesse für seinen Garten. Er pflanzt sieben Rosenstöcke auf der Nordseite und sieben auf der Südseite, und wenn sie nicht alle in gleicher Größe und Gestalt emporwachsen, bekümmert ihn dies so, daß er Nachts keinen Schlaf finden kann. Jede Blüte bindet er an einen Stab. Dadurch wird die Blüte zwar seinen Blicken entzogen, aber er hat ja die Genugtuung, zu wissen, daß sie da ist und — daß sie sich anständig benimmt . . ."

Eine herzerquickende und feine Ironie liegt in dem Buche, dem eine große Verbreitung ehrlich zu gönnen ist. Es ist eine bekannte Welt, in die man da schaut, nur daß man sie mit den Augen des Dichters sieht und herzlich und erleichtert über manche Tollheiten lacht.

In eine ganz andere Welt führt Maurus Jokais Buch: „Die Himmelsstürmerin". „Förmlich wie ein Märchen gemahnt die Geschichte selbst." Aber Jokai ist Erzähler und Dichter genug, diesem Märchen Leben einzuhauchen, ein großzügiges Kulturbild aufzurollen. In einer feinen, fließenden Sprache erzählt er, und doch verdichtet sich der Inhalt zu einer tiefen, dramatischen Handlung. Es ist das hinterlassene Werk des fruchtbaren ungarischen Schriftstellers, und man muß füglich staunen, wie sicher das Kulturmilieu der Zeit getroffen ist. —

Zu diesen Neuerscheinungen gesellen sich noch einige Neuauflagen, die kurze Erwähnung verdienen. An erster Stelle Eugen Salingers „Wahlverwandtschaft." Eine Novelle in Briefform, die trotzdem spannend und wieder — trotz der Spannung — tief psychologisch wirkt. Das Goethesche Motto von der „neuen Zusammensetzung" hat den Verfasser nicht verleitet, Goethe nachzuahmen. Er ist selbstständig, modern und originell geblieben.

In ihrer Art ist es auch Gräfin von Adlersfeld-Ballestrem in der zweiten Auflage von „Zigeunerblut". Sie schildert die Kreise, die ihr am bekanntesten sind.

Wer Interesse für spannende Geschehnisse und verkettete Lebensschicksale hat, dem wird Ewald August Königs „Die rote Laterne" Freude machen. Ein guter Unterhaltungsschriftsteller hat einen interessanten Fall bearbeitet, und wenn die Spannung auch nicht immer der Charakterisierung entspricht — kriminalistische Romane haben ihr besonderes Publikum. A. H.

Bibliographische Notizen.

Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich. Von Hermann Freiherrn von Egloffstein. Mit 2 Bildern in Lichtdruck und einem Faksimile. Berlin, Gebrüder Paetel.

Der Verfasser vorliegenden Buches bezweckt mit demselben, einen Beitrag zur Lebensgeschichte Kaiser Wilhelms I. zu liefern. Er benutzt hierzu eine Reihe von ihm zugänglich gewordenen Briefen, die der damalige

Prinz von Preußen an Leopold von Orlich, der sich in hohem Maße der Zuneigung und des Vertrauens des Prinzen zu erfreuen hatte, gerichtet hat. In die Darlegungen des Verfassers sind die vielfach mit erläuternden Anmerkungen versehenen Briefe des Prinzen eingeflochten. Das Buch enthält deren 23, der erste Brief datiert vom 3. September 1848, der letzte vom 11. April 1860. Daß die Briefe gerade diesen Zeitraum mit seinen wichtigen politischen Ereignissen umfassen, macht sie ganz besonders interessant. Während die Briefe Orlichs, die leider nicht haben ermittelt werden können, sich im wesentlichen, wie solches aus dem Zusammenhang zu ersehen ist, als Zeit- und Stimmungsbilder darstellen, sind die Antworten des Prinzen vorwiegend politischer Natur. — Ein kurzer Lebensabriß orientiert den Leser über Leopold von Orlich und seine Familie. Derselbe starb als Major a. D. in London am 5. Juni 1860; er war zugleich Schriftsteller und Gelehrter und hatte sich als solcher, vor allem durch seine umfassenden Arbeiten über Britisch-Indien, einen Namen gemacht. Das Buch bietet eine recht empfehlenswerte Lektüre. K.

Cromwell bei Marston Moor. — Wellington bei Talavera. Von Karl Bleibtreu. Berlin W. 57, Richard Eckstein Nachfolger.

Dichten heißt im wesentlichen Sehen, aber etwas so sehen, daß es sich verdichtet, daß der Empfangende das Gesehene genau so wiedersieht, wie der Dichter es sah. K. B. ist ein solcher Seher und Geisterbanner. In der Erscheinung des großen britischen Feldherrn und Protektors beschwört er das gewaltige Wesen des Puritanismus, den Geist einer ehernen Zeit herauf. Sein „Cromwell bei Marston Moor" ist ebenso bedeutend als heroische Dichtung wie als Charakterdarstellung. Der Leser gewinnt den Eindruck, als ob er ein Mitkämpfer sei; er hört den begeisterten Gesang und Schlachtruf der Eisenseiten, die Reden und Befehle der Führer, er sieht den Kampfplatz, das mondbeglänzte Moor, den Ansturm des Fußvolks über die Gräben und den Zusammenprall der Reitergeschwader. Dasselbe Lob gebührt seinem „Wellington bei Talavera". Wahrheit und Dichtung, ernste Geschichtsforschung und Psychologie schaffen hier ein lebendiges Bild der Lenker und der Ereignisse jener bedeutungsvollen Schlacht, die den Glauben an die Unbesiegbarkeit des französischen Heeres zum erstenmal zerstörte. N.

Marokkanische Geschichten. Von A. J. Dawson. Autorisierte Übersetzung von Hans Lindner. Zwei Bände. Stuttgart, Robert Lutz.

Die Sehnsucht nach der Romantik, die einstens verpönt war und deren holde Torheit der Naturalismus uns schon vollends glaubte ausgetrieben zu haben, ist wieder in uns erwacht; wir dichten sie in unseren nüchternen Alltag hinein; aber es gibt noch Erdenflecke, wo sie selbst lebt und wo der Erzähler die Romantik im Stoffe, den ihm die Wirklichkeit bietet, findet, sie nicht erst hineinzulegen braucht. Solch ein Land ist Marokko — wer weiß, wie lange noch! Wie auch der bedrohliche politische Wettstreit der Nationen enden mag, die Tage, in denen das uns einst so ferne Märchenland sich in seiner Unberührtheit vor der wünschenswerten, aber auch in ihrer Art mörderischen Zivilisation erhalten hat und noch erhalten wird, sind sicher gezählt. Darum ist es Zeit, noch das abstoßende und doch so anziehende, mit wilden Reizen lockende Bild der bestehenden Verhältnisse festzuhalten, diese alte orientalische Romantik voll Blut und Sonne, voll Liebesekstase und Schrecken, voll wildem Freiheitsdrang und Despotenwillkür, voll fieberndem Lebensdrang und abenteuernder Lebensverachtung, diese Welt der stolzen Scheikhs, der tollkühnen Räuber, der glutäugigen Haremsdamen und Tänzerinnen, der oft salomonischen, aber noch öfter bestechlichen Richter, der klugen Händler und der Märchenerzähler. Alle die Gestalten dieser bunten Welt und die verschiedenen Rassen, die in ihr sich treffen: die Araber, Juden, Spanier und andere Europäer lernen wir in ihren Beziehungen zu dem Lande und untereinander kennen, und wir sehen, wie die Verschiedenheit der Rassen, über die sich die Liebesleidenschaft unerfahrener Jugend leicht hinwegsetzt, den Keim zu tragischen Konflikten in sich birgt. So abgerundet in novellistischer Hinsicht diese Darstellungen sind, so hat man doch nicht den Eindruck, als ob in ihnen der Künstler den Ethnographen zu interessanter Fälschung verleitet hätte, wie auch der Verfasser in der Beurteilung der fremden Verhältnisse sich jeder Überhebung des Kultureuropäers enthält und eine der reinen künstlerischen Wirkung außerordentlich vorteilhafte Objektivität bewahrt, ja mitunter seine Ironie gegen seine europäischen Landsleute wendet. Das orientalische Kolorit ist dabei so stark und der Eindruck märchenhafter Fremdartigkeit bei allem Anschein der Wahrheit so intensiv, daß wir es als ganz natürlich empfinden, daß wir schließlich in den

Wundern von 1001 Nacht landen mit der den Schluß bildenden wundervollen Märchenerzählung „Das silberne Messer".

O. W.

Heinrich von Kleists Werke. Mit Kleists Leben, Bildnis und Faksimile, Einleitungen und Anmerkungen im Verein mit Dr. G. Minde-Pouet und Prof. Dr. Reinh. Steig herausgegeben von Prof. Dr. Erich Schmidt. Dritter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Der dritte Band von Erich Schmidts Kleist-Ausgabe enthält das letzte der Kleistschen Dramen, den „Prinzen Friedrich von Homburg", und die Erzählungen, an ihrer Spitze die gewaltige Darstellung des Kampfes ums Recht: den „Michael Kohlhaas", der zwar, wie überhaupt Kleists Erzählungen, Goethe kühl ließ, aber Charlotte Schillers Bewunderung weckte, bei Arnim, Brentano, Tieck und den Grimms freudige Anerkennung fand und insbesondere von Jakob Grimm, der nach dem „Käthchen" Kleists gesamte Dramatik verwarf, als eine der ihm liebsten Geschichten gerühmt wurde, die er nicht genug loben könne, und für die er die Zierlichkeit des Boccaz, zu dem Goethe sich vom „Kohlhaas" gewandt, hingebe. Wir können Goethes Ablehnung des Kleistschen Schaffens, wenn wir sie auch bedauern, aus der Verschiedenheit der Wesensart beider Dichter begreifen, und wir werden auch dem Urteil Grillparzers über Kleists Erzählungen, das doch von dem feinen Gefühl des Psychologen zeugt, der in einem Kunstwerk die ganze Persönlichkeit empfindet, eine relative, subjektive Berechtigung zuerkennen: „Die Süjets sind interessant, die Erzählung ist gut, zum Teil vorzüglich, und doch wandelte mich ein äußerst widerliches Gefühl bei der Lesung an. Es ist offenbar die Haltlosigkeit, die Selbstzerstörung des Verfassers, die, aus allem hervorleuchtend, diesen Eindruck hervorbringt;" — aber kläglich ist, was der anonyme Kritiker des von Kotzebue und Kuhn herausgegebenen „Freimütigen", an einzelnen Äußerlichkeiten hängen bleibend, über das „Machwerk" Kleists, den Kohlhaas, als dessen erster Teil im „Phöbus" erschienen war, zu schreiben wagen durfte, — ein Beitrag zum „Elend der Kritik" in vergangenen Tagen und zum Martyrium des Genius. —

Einleitungen zum Drama und zu den Erzählungen hat Erich Schmidt geliefert und eine erstaunliche Fülle von Material für die literarisch-historische Kenntnis und die Beurteilung dieser Schöpfungen in engen Rahmen zusammengedrängt. Besonders dankenswert ist der Hinweis auf die Quellen für den „Kohlhaas" und die „Marquise von O", sowie die Charakterisierung des Erzählers Kleist, seines Prosastils und seiner Novellentechnik. Ergänzt werden die Einleitungen durch einen reichen Anhang von Anmerkungen; Einzelheiten werden in Fußnoten erläutert. — Daß von den „kleineren Schriften" nicht noch einiges wie die prächtige preußische Kriegsanekdote, eine der köstlichsten Blüten Kleist'scher Erzählerkunst, Aufnahme in den Band gefunden hat, werden diejenigen zu bedauern Ursache haben, die sich mit der kleinen, dreibändigen Kleist-Ausgabe, in der auch die Gedichte fehlen, begnügen wollen. Die große Ausgabe umfaßt noch zwei weitere Bände, welche die Gedichte, die kleineren Schriften und Kleists Briefe enthalten, sowie die Lesarten bringen werden. Nach ihrem Erscheinen werden wir zu den vorhandenen, trefflichen Kleist-Biographien auch eine würdige, allen literarischen Ansprüchen genügende und gediegen ausgestattete Kleist-Ausgabe besitzen.

O. W.

Peter Cornelius, Literarische Werke. IV. Band. Gedichte, gesammelt und herausgegeben von Adolf Stern. Mit einem Bildnis. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1905.

Wenn Gedichtsammlungen empfohlen werden, so findet man sie häufig als besonders geeignet für die reifere weibliche Jugend bezeichnet. Die vorliegende Sammlung möchte Ref. eher dem gereifteren Alter empfehlen. Es ist kein bloßes lyrisches Gezirpe, das wir hier vernehmen, sondern Nachtigallen- und Lerchengesang. Daß nicht wenige Lieder unwillkürlich zum Gesang einzuladen scheinen, hat jedenfalls seinen Grund darin, daß der Dichter auch Komponist war, — ein solcher würde reichen Stoff finden! Vor allem aber spricht aus den Gedichten eine tiefe, herzbezwingende Frömmigkeit, ohne dabei je bigott zu werden, ebenso eine Fülle tiefen und reinen Denkens, das die Gedichte hoch über die Alltagslyrik erhebt und dem Leser so lieblich wie die Morgenröte erscheint, die das Nachtgewölk vertreibt. Um nicht in den Verdacht der Reklame zu kommen, verzichtet Ref. darauf, auf Einzelheiten einzugehen, weil er Inhalt und Form nur rühmen müßte. Überzeuge sich daher jeder, der sich für wahre Poesie interessiert, davon, daß es das Buch verdient, mit in die erste Reihe der nachgoethischen Lyrik gestellt zu werden.

H. Sch.

Briefe von Herman und Gisela Grimm an die Schwestern Ringseis. Gesammelt von Bettina Ringseis. Berlin 1905, F. Fontane & Co.

Die Herausgeberin bemerkt in den einleitenden Worten zu den Briefen, daß diese, selbst wo sie nichts Wichtiges enthalten, doch einen eigentümlichen Stempel tragen, ja, häufig klassisch zu nennen sind. Diese Bemerkung kennzeichnet die Briefe nur unvollkommen, nur nach einer Seite ihrer Bedeutung, sie enthalten aber viel mehr. Vertrauliche Briefe, wie die vorliegenden, lassen uns auch Einblicke in die Eigenart des Verfassers tun. Der feinsinnige Kunsthistoriker tritt hier vollkommen zurück, wohl aber zeigt sich uns sein tiefes, warmes Gemüt, umspielt von neckischen Sonnenblitzen heiterer Laune; Scherz und Ernst kommen zu ihrem Recht, wenn auch dieser überwiegt. Echte, duldsame Frömmigkeit, die allen Religionen im gewissen Sinne gleichen Wert zuschreibt, innige, warme Töne aufrichtiger Freundschaft ziehen sich durch alle Briefe. Dabei tritt aus dem scheinbar leichten Plauderton eine Fülle von Gedankenreichtum und Gemütstiefe zutage. „Junge Leute beleben, aber sie haben nicht mit uns erlebt.“ „Wie hübsch wäre es,“ sagt er bei der Erwähnung seiner verstorbenen Gattin, „wenn wir gewohnheitsmäßig beieinander sitzen und meinetwegen über alte Zeiten — stillschweigen könnten.“ Der Verlust der Gattin umdüstert noch lange sein Gemüt; erst später bricht zuweilen sein Humor wieder hervor, doch überwiegt die melancholische Stimmung. Aber man lese die Briefe selbst; sie gewähren mehr als einen flüchtigen Genuß, sie bringen Seelenfrieden! H. Sch.

Kosmoslieder. Von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Zur Erklärung des seltsamen Titels dient folgendes Vorwort: „Der Sänge Stoff ward aller Welt entrauft — Drum hab ich ‚Kosmoslieder‘ euch getauft! Bunt durcheinander wirbelnd Erdwaldlaub, Mondkratersplitter und Kometenstaub.“ Schon diese Vierzeilen verraten die Vorliebe des Verf. für ungewöhnliche, wenn auch meist treffende, so doch nicht immer poetisch wirkende Wortbildungen, z. B. schlammgelbgrünlich, silberschuppenglitzrig, götterhingehaucht, sommerschweißbeglänzt, bildnerhandgezeitigt, mondkraterhaft, haifischbeschnuppert, südsee-fährig u. s. w. Das rühmliche Streben, dem Bilde mehr Schärfe und Farbe zu geben, läßt ihn zuweilen des Guten zu viel tun. Seine Eigentümlichkeit macht manchmal den Eindruck des Gekünstelten und reizt den Leser zu der Frage: Bewog nicht den Dichter dazu die Erfahrung, daß der kleinste Anlauf zu neuen Eroberungen mehr blendet als alle Klarheit, Wahrheit und Schönheit, die sich in den Grenzen des Gewohnten hält? H. V. ist nicht nur ein fruchtbarer, formgewandter Poet, sondern besitzt auch eine reiche und glänzende Phantasie. Bald schaukelt er sich lustig an einem der goldenen Hörner des Halbmonds, bewundert die glühgoldige Riesenfeuerkugel der Erde und berauscht sich an dem gewaltigen Hymnus des Lebens, bald schaut er ein seliges Kinderfest auf der Himmelswiese oder die Wunder des Meeres, das Todestal, Heliopolis, den Sandkönig, das Land des Morgenrots und viele andere Nachtgesichte und Traumbilder. Der Wunsch: „Den Leib der Erde ohne Hülle zu schauen!“ wird ihm erfüllt. Er fühlt sich „als Sohn von Leben und von Tod: Der Himmel gibt den Harfenton, die Erde gibt das Brot.“ Die Kosmoslieder verdienen warme Empfehlung. Aller Welt entnommen, geben sie auch aller Welt etwas und nichts Schlechtes: Irdisches und Himmlisches, Modernes und Antikes, Gemütstiefe und anmutigen Humor. N.

Erlöse uns von dem Alltag. Roman von Franz Rosen. Stuttgart, Verlag von Strecker & Schröder.

Der beste Lehrmeister aller derer, die im Geiste tätig sind, ist das Leben. Fr. R. ist bei ihm in die Schule gegangen. Seine Erzählung gehört zu jenen alten Geschichten, die immer neu bleiben, weil sie voll Lebens sind; nicht voll alltäglicher Nichtigkeiten. Was wahres Leben ist, weiß nur der, dessen Seele um sich selbst kämpfen mußte mit Schweiß- und Blutstropfen, mit Mühe und Schmerz. Nur der lebt, der sich durch eine große Leidenschaft vom Alltag erlöst. J. v. Eichendorff singt: „Von allen guten Schwingen, zu brechen durch die Zeit, die mächtigste im Ringen, das ist ein rechtes Leid.“ Zu dieser Erkenntnis führt der mehr als eine angenehme Unterhaltung bietende Roman. N.

Das Ewig-Lebendige. Roman von Leonie Meyerhof-Hildeck. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung. Nachf.

Das Ewig-Lebendige, so heißt dieser außerordentlich anziehende, mit tiefer Leidenschaft und vollendeter Kunst geschriebene Roman. Die Liebe ist das Ewig-Lebendige, da sie jeder Theorie zum Trotz schafft. Das Problem behandelt die erbliche Belastung einer Familie. Da sogar die

Statistik neuerdings herausgefunden hat, daß alle bisherigen wissenschaftlichen Feststellungen über die Erblichkeit der Krankheiten anfechtbar sind, so geben wir der Heldin im Roman doppelt recht, daß sie glaubt, die Liebe überwindet alles. Im kurzen Erdenleben spielen Zufall und Umstände eine große Rolle; wie selten gelangen alle guten Keime zur Entwicklung, dürfen nicht auch böse einmal untergehen?

M. K.

Jahre der Jugend. Roman von Karl Federn. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Wie in seinem Roman „Rosa Maria“, so stellt K. F. auch hier eine interessante Frauengestalt in den Mittelpunkt der Erzählung. Mit dem Liebesleben seiner Heldin verknüpft er gewandt eine Schilderung der heutigen Jugendideale. Auf S. 87 sagt er: „Aus ihren Tiefen gebiert die Menschheit immer neue Scheinlösungen der ewigen Rätsel. Es ist ein Mantel, den sie sich selbst umwirft, weil sie ihre eigene Nacktheit nicht schauen kann und nicht versteht. Jede Generation webt neue Bilder und Zeichen ins Gewebe und stolziert darin einher ...“ Solche Bilder und Zeichen gibt sein Buch. Es ist frei von Schönfärberei und zeigt die nach Selbstbefreiung ringende Jugend, die den Spruch Mosis: „Und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist“ in „und wollen, was gut und böse ist“ umgeändert und auf ihre Fahnen geschrieben hat, nicht als Siegerin, nur als Kämpferin. Manche Sentenz ist nicht neu; z. B. die vom heroischen Leben. Schon Schopenhauer lehrte: „Ein glückliches Leben ist unmöglich. Das Höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf.“ Der Schluß wird manchen Leser nicht befriedigen, entspricht aber den modernen Anschauungen von Liebe und Treue.

N.

Novellen u. Novelletten von Alexander L. Kielland. Deutsch von Wilhelm Lange. Berlin, Franz Wunder.

Kielland ist ein Meister der Feder. Seine Auffassung von Welt und Menschen ist recht anfechtbar, oft recht trostlos, aber schreiben kann er über alles, was er will; er wird den Leser stets fesseln. Leicht und sicher entwirft er jede Skizze, zeichnet in wenig Strichen deutlich einen ganzen Menschen. Manche Novellen sind dem Inhalte nach etwas dürftig, aber die Kunst des Erzählers ist stets dieselbe und erinnert manchmal an Guy de Maupassant, das unerreichte Vorbild dieses Genres.

M. K.

„Die Musik.“ Halbmonatsschrift, verlegt bei Schuster und Loeffler. Herausgeber: Kapellmeister Bernhard Schuster in Berlin.

Zum hundertsten Geburtstage der musikalischen Heroine Wilhelmine Schröder-Devrient, dieser nach Wagners Urteil „außerordentlichen Frau“, hat Carl Hagemann zu dem vorliegenden fünften Hefte des IV. Jahrganges Gedenkblätter beigesteuert, die als Exzerpt aus desselben Verfassers gleichnamiger Monographie (Das Theater, Band VII) zu betrachten sind. Erinnerungsblätter sind auch die sieben Seiten des Aufsatzes von Dr. Alfred Nossig, „Neues zur Chopinforschung“; Ferdinand Hösicks polnische Chopin-Biographie hat den Anstoß zu diesem Artikel gegeben. —

Die beiden anderen größeren Beiträge des Heftes sind musiktheoretischer Art. Ernst Otto Nodnagel, einer der Vorkämpfer für Gustav Mahler, liefert den zweiten Teil der technischen Analyse der Mahlerschen Cis-moll-Sinfonie (Nr. 5), und George Armin, der Lehrer Ludwig Wüllners, benutzt die Berliner Gastspiele der Italiener Caruso und Bonci zu einer interessanten, „das Geheimnis des schönen Tones“ mit temperamentvoller, teils polemischer Überzeugungstreue, behandelnden Auseinandersetzung der „modernen Gesangsdidaktik“. — Besprechungen neuer Bücher und Musikalien, eine Revue der Revuen, ein musikalisches Notizbuch und eine kritische Umschau über Opern- und Konzertveranstaltungen im In- und Auslande vervollständigen das Heft, dessen letzten Teil „Anmerkungen zu unseren Beilagen“ bilden.

R.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Der kleine Toussaint-Langenscheidt. Englisch. Zur schnellsten Aneignung der Umgangssprache durch Selbstunterricht. Reisesprachführer, Konversationsbuch, Grammatik und Wörterbuch, Gespräche, auch zur Anwendung für Sprechmaschinen. Verfaßt von H. Baumann. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Man muß der Langenscheidtschen Verlagshandlung nachrühmen, daß sie alles tut, um ihre fremdsprachlichen Lehrbücher immer mehr zu verbessern und zu vervollkommnen. Wer jemals eine fremde Sprache gelehrt oder gelernt hat, wird wissen, daß die Erlernung der richtigen Aussprache mit zu den größten Schwierigkeiten gehört, und bei allen Methoden zum Selbststudium bildete dies Moment stets den wunden Punkt. Dem sucht nun

die Langenscheidtsche Verlagshandlung durch eine neue, originelle Idee abzuhelfen: durch Benutzung des Grammophons. Die 25 Gespräche des vorliegenden Buches sind auf 33 Grammophonplatten übertragen, und soll so dem Lernenden die richtige Aussprache des Englischen übermittelt werden. Ob durch dieses Hilfsmittel der Zweck erreicht werden wird? Die Wiedergabe durch das Grammophon ist doch schon im Deutschen nicht immer deutlich genug, geschweige denn in einer fremden Sprache, besonders dem lautlich so komplizierten Englischen, für den dieser Sprache Unkundigen; und selbst wenn der Schüler die Aussprache richtig versteht, hat er eine Kontrolle, daß er sie auch richtig wiedergibt? Hier kann nichts den lebenden Lehrer ersetzen. —

Da die Anschaffung des Grammophons immerhin ein kostspieliges Vergnügen ist (200 Mk.), ist das Werkchen so eingerichtet, daß es auch ohne solchen Apparat benutzt werden kann, indem die Aussprache der einzelnen Wörter in der üblichen Weise, aber mit besonderer Sorgfalt angegeben ist. — Den 25 Gesprächen, die mit der Fahrt auf dem Dampfer beginnen, ist eine knappgefaßte Grammatik vorangeschickt, ein deutsch-englisches, sowie ein kurzes englisch-deutsches Wörterbuch angefügt. Bezüglich der Zweckmäßigkeit jener Gespräche fühlen wir uns unwillkürlich an die amüsante Stelle in Jerome K. Jeromes „Drei Männer auf dem Bummel" erinnert. Am praktischsten bleiben für den Reisenden immer noch geeignet angelegte, alphabetisch geordnete Wörterverzeichnisse nach Art der kleinen Meyerschen Sprachführer. S. B.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Bennigsen. — Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. Mitgeteilt von Hermann Oncken. XI. Deutsche Revue 30, Juni 1905.

Bruckner als Melodiker. Von August Halm. Kunstwart 18, 17, (Juni 1905).

Conrad, Michael Georg. Von Ott. Stauf von der March. Nord und Süd. Heft 340, Juli 1905.

Don Quijote, Politik und Seele. Ein deutscher Gruss an Spanien zum dritten Jahrhundert-Feste des Romans. 1905. Von Florens Rang. Preussische Jahrbücher 120, 3. (Juni 1905.)

Friedrich der Grosse als historisch-politischer Schriftsteller (unter Mitteilung des neuentdeckten ersten Avant-Propos zur Histoire de mon Temps). Von Dr. Friedr. Meusel. Preussische Jahrbücher 120, 3 (Juni 1905).

Goethes Naturstudien, insbesondere in darwinistischer Beleuchtung. Von Prof. Dr. P. v. Baumgarten. Deutsche Revue 30, Juni 1905.

Griechische Denker. Von Karl Joël. Deutsche Rundschau 31, 9 (Juni 1905).

Hahn-Hahn, Ida Gräfin. Von Max Schneidewin. Hochland II, 9 (Juni 1905).

Hebbels Matteo. Von Hans Franck. Neue Bahnen. V, 12 (15. Juni 1905).

Homer in neuer Beleuchtung. Von Rich. von Kralik. Hochland II 9 (Juni 1905).

Key, Ellen. Eine Vorkämpferin der Frauen- und Erziehungsreform. Von Anna Plathow. Heimgarten 29, 9 (Juni 1905).

Kind, Das, in der bildenden Kunst. Von Jarno Jessen. I. Westermanns Monatshefte 49, 10 (Juli 1905).

La Fontaine und das Glück. Die Grenzboten 64, 19 (11. Mai 1905).

Landini. — Francesco Landini degli Organi. Ein blinder Musiker des 14. Jahrhunderts. Von Olga von Gerstfeldt. Deutsche Rundschau 31, 9 (Juni 1905).

Lauff, Joseph, seine Dichtungen und seine Heimat. Von Karl Pagenstecher. Westermanns Monatshefte 49, 10 (Juli 1905).

Meissen. Von Otto Eduard Schmidt. Die Grenzboten 64, 24 (15. Juni 1905).

Münchener Künstlervereinig. „Scholle", Die. Von Hans Rosenhagen. Die Kunst VI, 9 (Juni 1905).

Plato. Die Grenzboten 64, 21 (25. Mai 1905).

Preussen, Das alte, vor 1806. Von Otto Kaemmel. Die Grenzboten 64, 20 (18. Mai 1905).

Schiller. — Die bäuerlichen Elemente in Schillers Dramen. Von Dr. A. Dreyer. Literarische Warte VI, 8 (Mai 1905).

Schiller und das Jahrhundert. Von Rich. Fester (Gedächtnisrede, gehalten am 9. Mai in der Aula der Universität Erlangen). Deutsche Rundschau 31, 9 (Juni 1905).

Schleissheim. Von Karl Voll. Westermanns Monatshefte 49, 10 (Juli 1905).

Stoff- und Formenkunst bei den italienischen Malern des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts. Von Kurt Breysig. Nord und Süd. Heft 340, Juli 1905.

Strauss. — Zur Biographie von David Friedrich Strauss. Von Theobald Ziegler. (Fortsetz.) Deutsche Revue 30, Juni 1905.

„Totentanz", Der, in der modernen Literatur. Ein literarhistorischer Streifzug von N. Lambrecht. Literarische Warte VI, 8 (Mai 1905).

Über uralte Erzählerkunst. Eine kulturhistorische Skizze. Von Dr. Franz Strunz. Neue Bahnen V, 10/11 (1. Juni 1905).

„Verkündigung", Die, in der romanischen Kunst. Von Paul Schubring. Preussische Jahrbücher 120, 3 (Juni 1905).

Werenskiold, Erik. Von Andreas Aubert, Kunst und Künstler III, 9 (Juni 1905).

Whitman. — Ein Rückblick auf betretene Wege. (Nachwort zu den „Grashalmen", geschrieben im Jahre 1888.) Von Walt Whitmann. Deutsch von Wilhelm Schölermann. Nord und Süd. Heft 340, Juli 1905.

Wochenschriften, Die moralischen. I. Die ältesten deutschen Nachahmungen der englischen moralischen Wochenschriften. II. Das goldene Zeitalter der moralischen Wochenschriften in Deutschland. Von J. H. Eckardt. Die Grenzboten, 64, 21 und 22 (25. Mai u. 1. Juni 1905).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. 1905. Heft 6, Juni. Leipzig, Ed. Liesegang's Verlag.

Auersperg, Guido, Rosen und Dornen. (Lyrische Gedichte.) Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Bibliothek, Philosophische, Band 109. Goethes Philosophie aus seinen Werken. Ein Buch für jeden gebildeten Deutschen. Herausgegeben von Max Heynacher. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

Brill, Otto, Tau und Blut. Gedichte. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Brockdorff, Frigga, Es wurde Tag — Es wurde Nacht. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Degré, Wilhelm, Zu spät. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Delius, Rudolf von, Aus dem Bildersaal der Seele. Gedichte. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Dincklage, Friedrich Frh. v., Mausfall-Marie. Roman. Zweite Auflage. Berlin, Richard Taendlers Verlag.

Döring, Fritz, Königsträume. Roman. Berlin, Albert Goldschmidt.

Dornau, C. v., Grad dör! Roman. Berlin, Richard Taendlers Verlag.

Eisner, Oskar, Lyrische Blüten. Dresden, E. Piersons Verlag.

Francé, R. H., Das Leben der Pflanze. Das Pflanzenleben Deutschlands und der Nachbarländer. 2. Lieferung. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagshandlung.

Frankl, Oskar, Friedrich Schiller in seinen Beziehungen zu den Juden u. z. Judentum. Mähr.-Ostrau, Papauschek. Leipzig, Robert Hoffmann.

Fuchs, Dr. Karl, Geschichte der deutschen Ordensburg und Herrschaft Busau. Wien, L. W. Seidel & Sohn.

Gaal, Georg v., Allgemeiner deutscher Musterbriefsteller und Universal-Haus-Sekretär. 13. Auflage. 6. 7. 8. 9. Lieferung. Vollständig in 13 Lieferungen. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Gebert, Dr. Karl, Katholischer Glaube und die Entwicklung des Geisteslebens. Öffentlicher Vortrag, gehalten in der Krausgesellschaft in München am 10. 1. 05. München, Kommissions-Verlag: St. Bernhards-Verlag.

Germanen-Bibel, Aus heiligen Schriften germanischer Völker. 2. Heftausgabe. Lessing, Herder. Zweite Auflage 1905. Berlin, Volkserzieher-Verlag.

— Aus heiligen Schriften germanischer Völker. 6. Heftausgabe. Schiller, Schlegel, Novalis. 2. Auflage 1905. Berlin, Volkserzieher-Verlag.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. Elfter Band. Dramen in Prosa. Mit Einleitung und Anmerkungen von Franz Muncker. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Band 16 und 17. Leipzig und Wien, Bibliographisch. Institut.

Guérard, Wilhelm v., Wir Alle. Nach dem allegorischen Schauspiel „Everyman" aus dem Englischen für die deutsche Bühne bearbeitet. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.

Hab' ich's erlebt — Hab' ich's geträumt? Stille Lieder eines Ungenannten. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Hauptmann, Carl, Die Austreibung. Tragisches Schauspiel. München, Georg D. W. Callwey.

Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 9. Band. Novellenbuch 1. Band. Conr. Ferd. Meyer, Ernst v. Wildenbruch, Friedrich Spielhagen, Detlev v. Liliencron. Hamburg-Grossborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

— 12. u. 13. Band. Ausgewählte Briefe von Friedrich von Schiller, 1. u. 2. Band. Hamburg-Grossborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Heinrich, P., Die Namen der Hamlettragödie. Leipzig, E. Haberland.

Hercher, Wolfgang, Lieder aus einem Dorfe. Berlin, Hermann Walther.

Herder, Über das Studium der Theologie. Brief 1—24. Zur Einführung in die heilige Schrift in einem für die Bedürfnisse der Gegenwart bestimmten Auszug herausgegeb. von Hermann Dechent. Leipzig, Verlag von K. G. Th. Scheffer.

Hermann, J. A., Aus Sinim. Gedichte. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Hirschfeld, Ludwig, Ferien in Gossensass. Leipzig, Arthur Cavael.

Höcker, Paul Oskar, Zur Freiheit. Roman. Berlin, W. Vobach & Co.

Horn, Prof. Dr. Ewald, „Akademische Freiheit." Historisch-kritische Untersuchung und freimütige Betrachtung nebst einem Anhange über studentische Ausschüsse. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Jäger, Dr. Johannes. Poesie im Zuchthause. Gedichte von Verbrechern. Gesammelt und zum Besten der Schutzfürsorge herausgegeben. Ein Beitrag zur Kriminalpsychologie. Stuttgart, Max Kielmann.

Janke, C. F., Die Gesellschafterin. Erzählung. Leipzig, Arthur Cavael.

Jerusalem, Prof. Dr. Wilhelm, Der kritische Idealismus und die reine Logik. Ein Ruf im Streite. Wien, Wilhelm Braumüller.

Ilgen, Pedro, Unter westlichen Sternen. Gedichte. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Immergrün, Illustrierte Familien-Zeitschrift. 17. Jahrgang. 3. Heft. Wansdorf, A. Opitz.

Keller, Paul, Das letzte Märchen. Ein Idyll. Erstes bis drittes Tausend. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Knittelfeld, Volker vom, Gedichte aller Art. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde, herausgegeben vom Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart. Band 2. Heft 2, 3 u. 4. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.

Krause, Walter, Vae misero! Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig—Berlin, Curt Wigand.

Krauss, Ingo, Zwei Dramen. (Judas Ischarioth — Nur ein Mensch.) Leipzig — Berlin, Curt Wigand.

Kunstschatz, Der. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Ein Buch der Erhebung und des Genusses. Lieferung 7. u. 8. Berlin, Wilh. Spemann.

Langenscheidts Taschenwörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Zusammengestellt von G. Sacerdote. Teil I, Italienisch-deutsch. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchh.

Laschke, Alexander, Gedichte. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Leser, L. L., Das zerrissene Bild und andere Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Lieder eines Toten von seinem einzigen Freunde Georg Voss Leipzig — Berlin, Curt Wigand.

Literaturgeschichte, Deutsch-österreichische. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn, herausgegeben von J. W. Nagl u. J. Zeidler. Wien, Carl Fromme.

Literarische Warte. Monatsschrift für schöne Literatur. Herausgegeben v. Dr. A. Lohr. 6. Jahrgang. Heft 9. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Lösung der sozialen Frage. Ruf an die Arbeiter von F. W. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Lüdke, Hermann, Kaiser Julian. Dramatische Dichtung in 5 Aufzügen. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Macleod, Fiona, Wind und Woge. Keltische Sagen. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs.

Magnus, Prof. Dr. Hugo, Sechs Jahrtausende im Dienst des Äskulap. Mit achtzehn Abbildungen. Breslau. J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Materialienkunde, Illustrierte gewerbliche. Zum Gebrauche in gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulen, in Meisterkursen und zur Selbstbelehrung bearbeitet von Dr. Ottokar Leneček. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, Albert Goldschmidt.

Mayer, Friedrich, Cecil, der moderne Faust. Eine Tragödie in fünf Akten. Berlin, Hermann Walther.

Meerheimb, Henriette v., Zu stolz. Erzählung. Dresden, E. Piersons Verlag.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache, von Dr. Heinr. Sabersky und Prof. Gustavo Sacerdote. Brief 28. Berlin-Schöneberg, G. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandl.

— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache, von Emil Jonas, Ebbe Tuneld, C. G. Morén. Brief 28. Berlin-Schöneberg, G. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Meyers Volksbücher. Herausgegeben von Dr. Hans Zimmer. 1405—1416. Reuter, Fritz, Ut mine Stromtid. 3 Teile. — 1417 bis 1420. Zimmer, Dr. Hans, Die deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft. (Aus: „Hans Meyer, das Deutsche Volkstum.“) — 1421, Benedix, Roder., „Das bemoosteHaupt“ oder „Der lange Israel“, Schauspiel. — 1422. Benedix, Roder., „Der Prozess.“ „Die Hochzeitsreise.“ Zwei Lustspiele. Leizig, Bibliographisches Institut.

Meyers grosses Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste Auflage. Zehnter Band. (Jonier bis Kimono.) Leipzig, Bibliograph. Institut.

Michel, Gustav, Gedichte. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Mörike, Eduard, Sämtliche Werke. 6 Bände. Herausgegeben von Dr. Rudolf Krauss. Leipzig, Max Hesse.

Much, Hans, Treue Stunden. Gedichte. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

Mühlbaum, Ferd., Der Erde — ganz. Leipzig-Berlin. Curt Wigand.

Müller, Maler, Friedrich, Lyrische Gedichte. In Auswahl von Prof. O. Kohl. Kreuznach, Karl Scheffel.

Müller, Fritz, Leben und Tod. Erzählungen. Jauer, Verlag von Oskar Hellmann.

Müller, Wilhelm, Lieder eines Wankelmütigen. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.

Mutterschutz. Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik, herausgegeben von Dr. phil. Helene Stöcker. 1. Jahrgang 1905. 1. Heft. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag.

Nach Sonnenuntergang. Dresden, E. Piersons Verlag.

Natorp, Paul, Pestalozzi und die Frauenbildung. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlg.

Otto, Maria, Erika. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

Palten, Robert, Kunst, Leben und Natur. Lieder und Gedichte. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

— Lautes und Leises. Ein Liederbuch. Leipzig-Berlin, Modern. Verlagsbureau Curt Wigand.

Photographische Korrespondenz. 1905, Juni. Wien, Verlag der Photographischen Korrespondenz.

Reininghaus, Fritz, Gerechtigkeit und wirksamen Rechtsschutz schaffe das schweizerische Zivilgesetz für die aussereheliche Mutter und ihr Kind. Zürich, Kommissionsverlag Art. Institut Orell Füssli.

Röder, Hans, Dem Gedenken einer deutschen Frau. Gedichte. Berlin, Hermann Walther.

Rudeck, Dr. Wilhelm, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Mit 58 historisch. Illustrationen. Zweite verbesserte u. vermehrte Auflage. Berlin, H. Barsdorf.

Schafheitlin, Adolf, Ausgewählte Gedichte. Berlin, S. Rosenbaum.

Shaw, Bernard, Candida. Ein Mysterium in drei Akten. Deutsch von Siegfried Trebitsch. 2. Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Stavenhagen, Hauptmann a. D. W., Über Festungen und ihre Verteidigung, mit Bezugnahme auch auf Port Arthur. Sonderabdruck aus der „Schweiz. Zeitschrift für Artillerie und Genie“. Mai 1905.

Teichmann, Dr. E., Vom Leben und vom Tode. Ein Kapitel aus der Lebenskunde. Mit zwei Abbildungen. 2. Aufl. Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.

Tihanyi, Gräfin Sturza, Marie, Das Gelübde einer dreissigjährigen Frau. Roman. Leipzig, Arthur Cavael.

Törne, Walter, Über dem Alltag. Gedichte. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Verkehrsbuch, Bayerisches, Bayern rechts des Rheins. München, Kommissionsverlag von Karl Gerber.

Voigt, Theodor Carl Otto, Seelentöne. Gedichte. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Weise, Prof. Dr. Oskar, Ästhetik der deutschen Sprache. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner.

Welcker, Adair, For people who laugh. San Francisco, Adair Welcker.

Werth, Peter, Kleine Leute (Lütte Lüd). Drei Einakter. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Wilhelm, W. W., Eine Pfeife Haschisch. Reiseskizzen aus dem Orient. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Wisotzky, Kurt, Schicksalsstunden .4 Szenen. I. Nach Jahren. II. Heimwärts. III. Worte des Trostes. IV. Die erste Predigt. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Selma Lagerlöf

Nord und Süd.

Deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

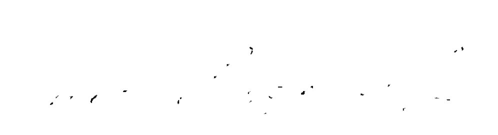
von

Paul Lindau.

[illegible]

Breslau

[illegible]



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

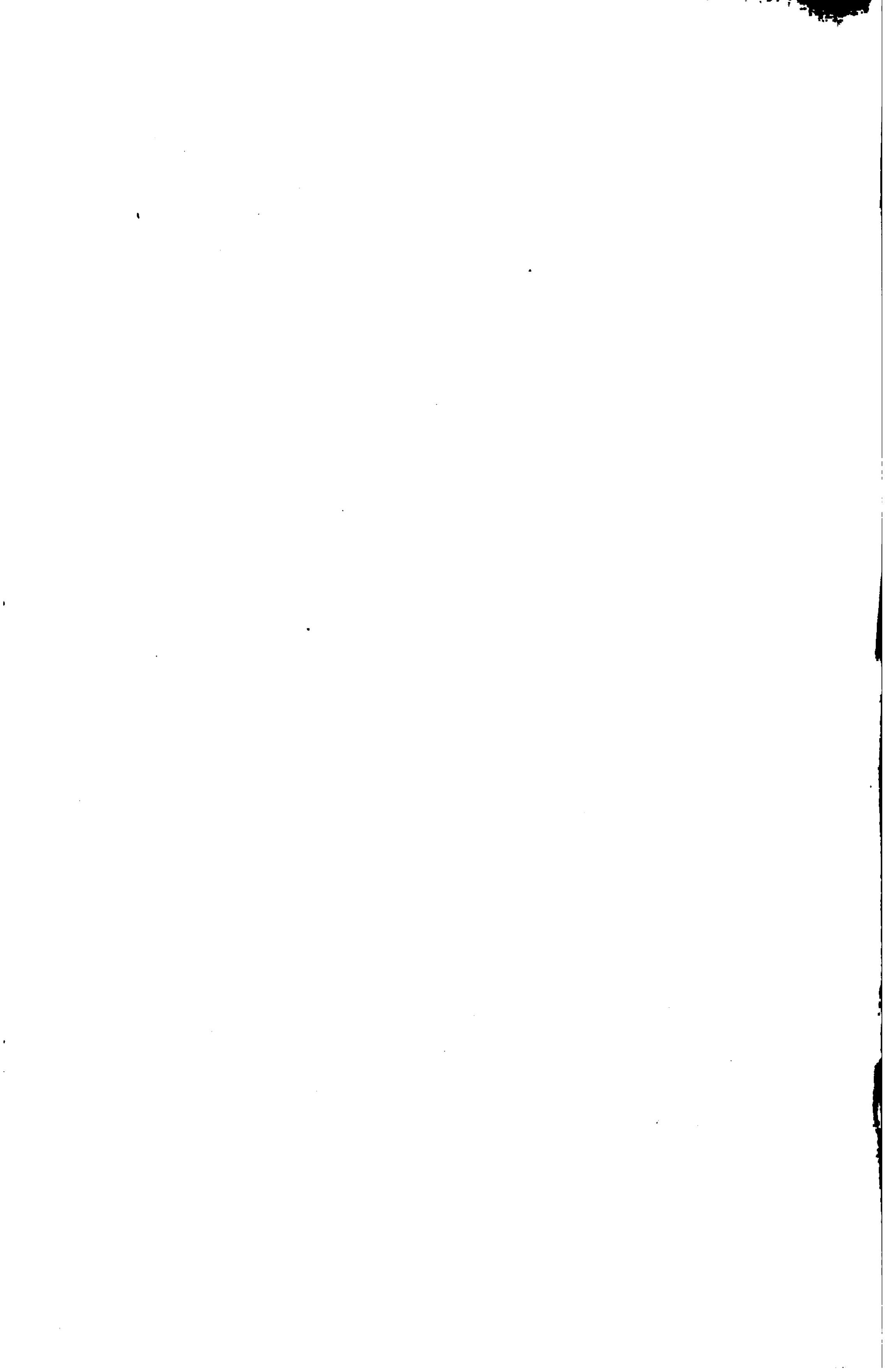
Paul Lindau.

CXIV. Band. — September 1905. — Heft 342.

(Mit einem Portrait in Radierung: Selma Lagerlöf.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Die Abenteuer des Dichters Clemens Breißmann.

Von

Auguste Hauschner.

— Berlin. —

(Schluß.)



Es donnerte und blitzte die ganze Nacht hindurch, und als die Wetter sich gegen Morgen verzogen, setzte ein gleichmäßiger Regen ein, ein Schnürlregen. Er fiel als Vorhang vor die Berge und hüllte das Hotel in einen grauen, feuchten Mantel.

Das Haus, das an schönen Tagen seine Gäste nur zur Schlafenszeit beherbergte, glich einem überfüllten Bienenkorb. Die Kinder jagten lärmend durch die Gänge, sprangen die Treppenstufen auf und ab; das Lesezimmer und der Rauchraum waren dicht besetzt, der Damensalon widerhallte von Klavierspiel und Gesang. An allen Fenstern standen Leute, die den Blick sehnsüchtig nach dem Himmel richteten und nach einem blauen Hoffnungsschimmer spähten.

Franz Nowotny gehörte zu den Ungeduldigsten. Jeder Regentropfen traf ihn wie eine persönliche Beleidigung.

Der Wetterumschlag hatte Manons Trotz verstärkt. Die steile Straße abwärts fahren, solange sie in solchem aufgeweichten Zustand war, „net um an G'schloß". Überhaupt fand sie's viel unterhaltlicher, wenn die Menschen nicht schon in aller Herrgottsfrüh auseinanderliefen. Da stand's doch noch dafür, sich etwas Hübsches anzuziehen.

Daß sie noch ein anderer Plan hier oben festhielt, das verschwieg sie.

Er wiederum wagte nicht ihr mitzuteilen, welchen Angriff er heute schon um sie erlitten hatte. Er war nach dem Frühstück durch den Oberkellner in das Bureau gebeten worden. Dort hatte sich Herr Scherbeck, nach vielen Komplimenten und Entschuldigungen, eine Auskunft ausgebeten

über Fräulein Manon Lambert, die der Herr von Nowotny doch gut zu kennen scheine. Die Dame hätte sich gestern abend in der Halle sehr auffallend benommen, es wären Klagen eingelaufen. Versicherungen, wie peinlich ihm das wäre, folgten; aber in so einem Familienhotel wäre man genötigt, so viel Rücksichten zu nehmen; der Herr von Nowotny würde das wohl einsehen und freundlichst verzeihen.

Franzens Antwort ließ an Grobheit nichts zu wünschen übrig. Doch hatte er den Wink verstanden und fürchtete einen öffentlichen Skandal. Er wandte sich mit seinem Kummer an seines neugewonnenen Bekannten reichere Erfahrung. Aber er wurde von Clemens Breißmann kühl und ablehnend empfangen und ohne Rat entlassen. Denn der Dichter trug bereits in seiner Tasche ein moschusduftendes Billett, in welchem Fräulein Lambert ihn in geschraubten und unorthographisch buchstabierten Sätzen um die Ehre bat, ihm ihre Aufwartung machen zu dürfen. Sie suchte offenbar Ersatz für ihren ungalanten Freund, daher auch das Geschoß zündender Blicke und verführerisches Lächeln. Es war doch, zum Donnerwetter, nicht sein Amt, kranke Liebesverhältnisse zu sanieren, dazu gefiel ihm das Mädchen nicht mal gut genug und überhaupt in seiner augenblicklichen Laune. . . .

Er hatte schlecht geschlafen. Beim Erwachen hatte ihn ein Reißen in der Schulter an seinen Feind, den Rheumatismus, gemahnt, der Höhenrausch war ausgeraucht, er fühlte sich erschlafft und müde. Seine Nerven, so dringend sie die Ruhe brauchten, sehnten sich nach einer neuen Reizung. Wie der Haschischraucher das Opium, so konnte er den Weihrauch der Bewunderung nicht lange missen. Er verachtete die Menschenhorde, deren lärmendes Geschwätz ihn quälte, und litt doch unter der Gleichgültigkeit, mit der sie an ihm vorbeiging, wie an einem Unbekannten. Nachträglich ärgerte es ihn, daß die kleine Peppi, in deren Zimmer er gestern „Schlaflose Nächte“ mit einer dichterischen Widmung eingeschmuggelt hatte, beim Abendbrot zu keinem Zeichen heimlichen Einverständnisses zu bewegen gewesen war, und es verstimmte ihn, daß sie ihm auch heute noch kein Wort der Schmeichelei und Dankbarkeit gesendet hatte. —

Auch Frau Anna Hawlitschecks Gemüt war ohne Freude. Auf jedem ihrer Schritte stieß sie auf Unannehmlichkeiten. Daß sich der Nowotny nicht blicken ließ, war unter den obwaltenden Umständen noch zu verschmerzen. Daß aber seiner Freundin rotes Haar unaufhörlich in Peppis Nähe leuchtete, war unerträglich. Besonders da das dumme Ding die Reize der Kokotte andauernd bewunderte. Gestern abend, als Manon in der Halle durch ihre Kleidung und ihr Wesen alle Männerblicke auf sich lenkte, hatte die Kleine der Mutter zugeflüstert: „Schau nur, Mutter, alle drehn sich auf sie um. Muß das ein Glück sein, so jedem zu g'fallen.“ Und wiederholt hatte sie den Wunsch geäußert: die wunderschöne Dame, die auch so freundlich aussähe, kennen zu lernen.

Dann war noch das Gegenüber an der Tafel, dieser Schriftsteller,

der sich unterstand, die Peppi unverschämt anzustarren und ihr sogar zuweilen zuzulächeln. Woran natürlich nur der Johann schuld war, der diesen Menschen so nah herangesetzt hatte. Es wäre Pflicht des Vaters, sich das nochmals ausdrücklich zu verbitten. Aber Herr Hawlitschek verlachte die Idee: daß jemand mit der Peppi etwas haben könne. Sie war doch noch ein Kind, kaum aus dem Schulzimmer heraus und mit den Gedanken noch bei ihren Puppen. Sonst freilich lachte auch der Vater nicht. Er war noch ganz ohne Tarokpartie, langweilte sich zum Sterben und verlangte bereits lebhaft heim, zum Stammtisch und zur Brauerei.

Für alle diese Ärgernisse entschädigte Frau Hawlitschek nur eins: die Bekanntschaft mit der Frau Baronin v. Erlacher, Exzellenz und Feldzeugmeisterswitwe, und die Aussicht, den Verkehr mit ihr, mit Hilfe des schlechten Wetters, inniger zu gestalten. Die Brauersfrau hatte eine Schwäche für den Adel, der Klang aristokratischer Namen war Musik für ihre Ohren, der Vorteile nicht zu gedenken, die sie sich für ihren Sohn, k. u. k. Leutnant Rudi Hawlitschek, von dieser Konnexion versprach.

Doch auch in diesem Wonnekelch schwamm ein großer Wermutstropfen, in Form der Frau Direktor Friedel, die ihre älteren Rechte auf die Baronin eifersüchtig wahrte.

Gestern abend war es dem ausgezeichneten Kartenspiel Frau Hawlitscheks gelungen, die Exzellenz für zwei volle Stunden zu erobern, und heute morgen wurde eine Wiederholung der Béziquepartie besprochen, um über diesen Regenvormittag hinwegzukommen. Frau Anna hatte sich, gleich nach dem Morgenkaffee, in der Halle einen Tisch gesichert, möglichst abgesondert von der gemeinen Menge; daran saß sie, die Karten und die Marken vor sich, und strickte in Erwartung der Erlauchten. Sofort gesellte sich ihr Frau Friedel zu, ohne erst lange die Erlaubnis zu erbitten.

Das Wesen der Berlinerin war der Mährin antipathisch; was sie aber Peppis wegen geradezu erschreckte, war die Tochter, das Fräulein Hertha, trotzdem sie die doch erst vom Hörensagen kannte.

Von Hertha fing die Frau Direktor auch sofort zu erzählen an: wie müde die noch sei von ihrer Bergfahrt und wie herrlich sie sich unterhalten habe. Männlein und Weiblein hätten in demselben Raum kampieren müssen, die halbe Nacht hätten sie versungen und verschwatzt; Hertha sei von ihrem Führer so entzückt gewesen, daß sie ihm zum Abschied um den Hals gefallen sei, und noch mehr solche Ungeheuerlichkeiten, bei denen sich die Haare der Hörerin zum Himmel sträubten. Gottlob, daß Peppi einen Fleißanfall bekommen hatte und in ihrem Zimmer geblieben war, um einen Riß im Reisekleid zu stopfen.

Gerade wie Frau Hawlitschek das dachte, kam ihre Kleine angehüpft, küßte Frau Friedels Hand und bestellte einen Auftrag von der Resi: sie sei fertig mit Aufräumen und ließe um eine Arbeit bitten.

Ganz verdutzt war sie, als die Mutter sie ungnädig anfuhr: „Wie

schaust denn aus? Ganz rot im G'sicht und zerrauft, als wärst grad aus'm Bett g'stiegen?"

Sollte man ihr es ansehn, daß sie, anstatt ihr Kleid zu stopfen, über Breißmanns Buch gebeugt gesessen hatte, den Kopf auf beide Hände aufgestützt, und daß sie nur aus Angst vor Überraschung, und weil sie das ungewohnte Lesen anstrengte, hinabgelaufen war?

Sie schlug die Augen nieder, beantwortete der Mutter „Die Resi soll ein frisches Beleg an mein' Schlafrock nähen, und du gehst gleich und laßt dich noch einmal kämmen," mit einem artigen „Ich geh schon, Mutter," hörte noch die Weisung: „Und wann's wiederkommst, bringst dir ane Näherei mit, hörst, weißt, ich kann das müßig Umeinandersitzen nicht leiden," und stieg die Treppe wieder hastig auf.

„Wie folgsam sie ist," bewunderte Frau Friedel.

Der Tadel, der in diesem Lob lag, entging Frau Anna nicht. „Das fehlet auch noch," antwortete sie schnippisch, „daß so an Fratz nicht parieret."

„Sie sprechen wirklich, als ob sie noch ein Kind wär."

„Ich sprech von meinem Kind; das bleibt's so lang, als's auf der Welt ist."

„Aber die Elternautorität muß doch einmal ein Ende haben."

Frau Hawlitschek klapperte kampflustig mit ihren Nadeln. „Dadrauf möcht ich Ihnen was erzählen. Wie meine Mutter selig mich das erste Mal besucht hat in meiner eignen Wirtschaft und g'seg'n hat, daß ich in mein bestes Bettzeug beim Bügeln hab Löcher brennen lass'n, hat's mir an Ohrfeig'n geben — so wahr wie ich hier sitz — und ich war schon an halbes Jahr verheirat."

Die Großstädterin kräuselte die Lippen. „Die Zeiten haben sich aber doch geändert, geehrte Frau, die moderne Erziehung erstrebt ganz neue Ziele."

Das Wort „modern" wirkte auf die Provinzlerin, wie auf den Stier die rote Fahne. Sie ließ das Strickzeug sinken, und ihre Augen blitzten auf.

„G'hört schon Ihnen, die moderne Erziehung. Nix als Unglück bringt's über die Menschen, die Männer tut's vom Heiraten abschrecken."

„Und das nennen Sie ein Unglück?" lächelte Frau Friedel überlegen.

„Und Sie vielleicht nicht? Ja, möchten's denn Ihre Tochter nicht verheiraten?"

Frau Hawlitschek sah aus, als halte sie die Sprechende für nicht ganz richtig bei Verstand.

„Ich bin im Prinzip gewiß für die Verheiratung der Mädchen," erwiderte Frau Selma Friedel, „aber nur, wenn sie in eine wahre Ehe gehen können, als gleichberechtigte Gefährtin des Mannes, nicht als sein Spielzeug oder seine Sklavin."

„Jessas, wann ich so was hör — Sklavin! Die Männer spielen sich freilich gern auf die Tyrannen auf, und wann die Frau g'scheut ist, laßt's ihnen die Freud, sagt ‚Ja' zu allem; aber nacher macht sie's doch alles, wie sie's will."

„Gewiß, wenn sie es vermag, sich zur Heuchelei und Lüge zu erniedrigen." In Frau Friedels Stimme bebte die Verachtung.

Aber ihre Gegnerin ließ sich nicht ducken. „Na ja, a bisserl a Falschheit und a bisserl a Lug muß freilich allweil derbei sein. Die Wahrheit können die Mannsleut nun amal nicht vertragen. Dadrauf kommt's aber ja auch gar nicht an in der Eh'. Wenn die Frau dem Mann nur's Haus in Ordnung hält, ihm sparsam wirtschaft und g'sunde Kinder auf die Welt bringt."

Nun konnte die Direktorin sich nicht mehr beherrschen.

„Sie sind doch ein wenig zu rückständig, Liebe. Das Selbstgefühl der Frau ist Gott sei Dank gewachsen, sie ist nicht mehr bloß des Mannes wegen auf der Welt."

„Nicht? Und wegen was ist's denn jetzt auf der Welt, wenn ich fragen darf?"

„Um ihrer selbst willen, um ihre eigene Persönlichkeit auszuleben."

„Gehn's mir weg," lachte die Mährin. „Was hat's denn dadervon, die Natur laßt sich nicht modernisieren. Ein Mädel, das kan Mann hat und kan Kind, ist nur ein halbeter Mensch."

„Und haben Sie noch nicht von der Bewegung gehört, die die Mutterschaft erstrebt ohne das Joch der Ehe?"

So alt Frau Anna war, sie wurde rot. „Die Bewegung kenn ich gut, von meine Mägde her. Aber wann ich ane derbei antriff, fliegt's gleich aus'm Haus 'naus."

„Also noch ganz patriarchalische Sitten," spöttelte Frau Friedel. „Da **denke** ich allerdings ganz anders. Ich habe das größte Mitleid mit dem Los solcher armer Mädchen, unterstütze die Bemühungen, ihnen Gerechtigkeit zu schaffen und ihre Lebenslage zu verbessern. Und meine Tochter teilt mit mir dieses Interesse."

Auch ohne diese unerhörte Mitteilung hätte Frau Hawlitschek Fräulein Hertha, die eben die Treppe langsam abstieg und sich dem Tisch näherte, abstoßend gefunden.

Reichlich alt, nicht weit von dreißig, taxierte sie, na bei der waren sicher schon die Trauben sauer. Und dann so schlampet angezogen. Im Schlafrock (es war natürlich ein Reformkleid) und ungekämmt. (Hertha trug die Haare tief über die Ohren gescheitelt und im Nacken zwanglos zum Chignon geknotet.) Und diese Unmanier, mit der das Mädchen bei der Vorstellung die Hand der älteren Dame schüttelte, sich dann in den Sessel warf, der für die Exzellenz bestimmt war, die Beine überschlug

und, während sie in eine Zeitung schaute, ab und zu ein „Ach Unsinn, Mutter," „Mutter, davon verstehst du nichts" in die Unterhaltung warf.

Jetzt ließ sie das Blatt sinken und erkundigte sich, ob während ihrer Abwesenheit etwas „Menschenähnliches" im Hotel angekommen sei.

„Aber natürlich, Hertha," berichtete die Mutter, „ich habe doch gewußt, daß ich dir etwas schrecklich Interessantes zu erzählen habe. Denk dir nur, Clemens Breißmann ist seit gestern hier und ist mein Tischnachbar. Das heißt, heute mittag kommt er neben dich."

„Behalt ihn nur, Muttel, ich schenk ihn dir. Mir ist der Kerl widerwärtig."

„Kennst du ihn denn persönlich?"

„Natürlich, bei Riemers wimmelt er immer herum. Die haben auch die Puschel für die Literatur, wie du. Das ist übrigens auch eine von deinen Inkonsequenzen, Muttel. Du kämpfst mit uns dafür, daß die Frauen sich vergeistigen und sich vom Mann befreien, und schwärmst zugleich für einen Menschen, der uns in jedem seiner Bücher beleidigt."

„Da urteilst du doch wohl zu hart, mein Kind," verteidigte sich ihre Mutter. „Er hat doch wundervolle Frauentypen geschaffen."

„Weibchentypen willst du sagen, Instinkttierchen, Mägdenaturen, „Er, der Herrlichste von allen" und Ähnliches. Ich danke für dieses Ideal der Weiblichkeit, das sich die Männer für ihre Bequemlichkeit eingerichtet haben. Geben Sie mir nicht recht, Frau Hawlitschek?"

Sie tat die Frage, weil sie den Blick ihres Gegenübers, wie sie meinte, mit Interesse auf sich gerichtet sah. Frau Anna hatte aber unterdessen nur gedacht „Ist's Möglichkeit, so was lauft rum," und war entschlossen, ihre und Frau Friedels Tochter streng auseinanderzuhalten.

Als Peppi wiederkam, eine Stickerei pflichtschuldig in ihren Händen, dachte Frau Hawlitschek sogar einen Augenblick daran, die Exzellenz und die Béziquepartie der Mutterpflicht zu opfern. Doch gönnte sie Frau Friedel den Triumph nicht, sie zu verjagen.

So ließ sie es zu, daß die beiden Mädchen sich die Hände reichten, beobachtete mit stillem Ingrimm Peppis Freude an der neuen Bekanntschaft, „natürlich, dem Fratzen schmeichelt's, daß sich wer Großer um ihn kümmert", und die Richtung, die die Unterhaltung nahm.

Hertha schwärmte von ihrem Wandern in den Bergen und fragte, da Peppis Mienen deutlich ihren Wunsch verrieten, ob sie nicht Lust hätte, ein nächstes Mal mitzukommen?

„Ich möcht schon," rief die Kleine. Aber mit einem schüchtern bittenden Blick nach rechts setzte sie hinzu: „wann's die Mutter mir erlaubt."

„Warum sollte sie es denn nicht erlauben," meinte Hertha, „dazu sind Sie doch hier. Sticken können Sie doch auch zu Hause," sie beugte sich über Peppis Arbeit und besah das Muster. „Was wird denn das, wenn's fertig ist?"

„Das werden Streifen für Kopfpölster," erklärte Peppi.

„Herrgott, was für ein Augenpulver! Für wen machen Sie denn die?"

„Sie g'hören für meine Ausstattung."

„Ach was, Sie sind schon verlobt?"

Frau Hawlitschek's Geduld war längst zu Ende. „Es ist die Mod' in unserer Familie," mischte sie sich ein, „wann eine Tochter sich verheirat', fangt die nächste mit ihrer Ausstattung zum Näh'n an."

„Wie komisch," lachte Hertha, „die bekommt man doch jeden Augenblick fix und fertig im Geschäft. Und überhaupt, wenn sich die nächste Tochter nun nicht verheiratet? Oder," fügte sie vorlaut hinzu, „ist das nicht Mode in Ihrer Familie?"

„Bis jetzt gottlob! nicht," gab ihr Frau Anna drauf, „wir wollen, daß unsere Kinder glücklich werden. Gott soll uns schützen, daß wir's als alte Jungfern im Haus b'halten."

Damit riß sie die Handarbeit aus Peppis Händen. „Recht hat übrigens das Fräulen, daß sie dich auslacht mit deiner Stickerei. Bist doch sonst nicht so fleißig. Leg's hin und lauf lieber ein bissel in die frische Luft. Kannst mein Cape nehmen und meinen Regenschirm. Mir scheint eh, 's hat zum Regnen aufg'hört."

Peppi verzog den Mund zum Schmollen. Sie war gewöhnt an Mutters schlechte Launen und daß sie häufig an ihr ausgelassen wurden. Aber heute war die Sache doch zu arg.

Erst wurde sie hinaufgehetzt, die Arbeit holen, dann angeschrien, weil sie dem Befehl gefolgt war. Und jetzt schickte man sie hinaus in Schmutz und Regen, trotzdem sie den neuen Lodenrock anhatte und gelbe Stiefel, und sie sonst ausgezankt wurde um jeden Fleck und Wassertropfen. Und was mußten sich die fremden Damen denken von der Behandlung, rein wie wenn sie noch ein Kaschkind wär. Sie versuchte auch, sich aufzulehnen. „Aber Mutter!" fing sie an.

Ein Blick in ihrer Mutter Züge ließ sie verstummen. Sie wußte, wenn die so aussah, konnte man das Unglaublichste von ihr erwarten. Da war es besser, sich zu fügen.

Sie begnügte sich, die Leinwand heftig hinzuwerfen, hing dann den Kragen, der sie ganz verhüllte, über, nahm den Schirm, ohne ein Wort zu sprechen, sie wäre sonst in Tränen ausgebrochen, und lief durch die Halle in den Garten.

Ein paar Minuten lang war sie von Selbstbedauern durchdrungen; aber bald vergaß sie ihren Groll, es war doch eigentlich wundervoll hier draußen. Die Luft war frisch und herb, sie roch zu gleicher Zeit nach Winter und nach Frühling. Die Wolken hingen nicht mehr so tief herunter, und wo der Fuß der Berge sichtbar wurde, schimmerten sie blendend weiß wie Neuschnee. Und da sie um das Haus lief, um sich die Land-

schaft von allen Seiten zu begucken, sah sie im Wirtschaftshof einen mit Fässern beladenen Wagen stehen. Er hatte den Paß soeben überschritten und trug auf seiner Leinwanddecke gleichfalls eine Schicht von Schnee.

Schnee im Sommer, war das lustig. Peppi warf den Mantel und den Schirm beiseite, erkletterte den Wagen und griff mit beiden Händen in die weiche Masse; und da sich eben ein paar Knaben aus dem Hotel ins Freie wagten, warf sie ihnen von oben ein paar Bälle in den Rücken. Sie kreischten auf, entdeckten schnell die Herkunft des sonderbaren Spielzeugs, stürzten sich auf das Gefährt, holten sich Vorrat und erwiderten den Angriff.

Eine regelrechte Balgerei entstand, die Geschosse schwirrten durch die Luft; eine große Kugel, von Peppis Hand geschleudert, traf einen Herrn, der des Wegs einherkam, mitten in den Hals. Er wendete sich um, sie erkannte den Herrn Breißmann und erschrak ein wenig. Als er sich aber bückte, die Schneereste zusammenraffte und auf sie zurückwarf, verlor sie alle Schüchternheit im Kampfeseifer.

Sie wußte nicht, daß sie Clemens, der von seinem Fenster aus dem Gang der Schlacht gefolgt war, aus seiner grauesten Stimmung zu sich herabgelockt hatte, und daß er, um mit ihr zu toben, seinen Rheumatismus und seine Gliedersteife überwinden mußte. Ganz zum Schulmädel geworden, sprang und lief sie, zielte, duckte sich und lachte hell auf vor Vergnügen.

Eine Stimme, die aus dem Erdgeschoß nach ihren Spielgefährten rief, brachte auch sie zur Besinnung. Ganz so, nur viel erzürnter, würde auch die Mutter rufen, wenn sie ihr Cape und ihren Schirm auf dem nassen Erdboden entdecken würde, die feuchten Stellen auf den gelben Stiefeln und die Schneespuren auf Rock und Bluse.

Unwillkürlich lieh sie ihrer Sorge Worte: „Ui jegerl, die Mutter!" und begann sich abzuklopfen.

Clemens war ganz warm geworden von der heftigen Bewegung. Mißmut und Schmerzen hatten ihn verlassen. Er sah Peppi an, wie sie vor ihm stand, so schlank und so gesund, mit erhitzten Wangen, hellen Augen und frohen Lippen, in den blonden Haaren verwehte weiße Flocken. Ihm war, als ginge ein Licht aus von ihrem jungen Leben.

„Sonnenscheinchen," sagte er ganz leise.

In dem Klang seiner Stimme war etwas, das ihr unbewußt eine andere, eine tiefere Röte in das Gesicht trieb. Und plötzlich fiel ihr das Buch ein, das in ihrem Schrank unter der Wäsche steckte. Ihre Unbefangenheit verschwand.

„Nun, Fräulein Peppi, warum sind Sie denn auf einmal ernst geworden. Bereuen Sie, daß Sie mich braun und blau geprügelt haben?"

Unsicher sah sie zu ihm auf. Nie wußte sie, ob er im Ernst sprach

oder scherzen wollte. Und jetzt geschah, wovor ihr bang war. Er fragte sie, ob sie sein Buch bekommen habe.

„Jawohl," erwiderte sie beklommen.

„Nun und — oder haben Sie's noch gar nicht aufgemacht?"

„Oh schon . . . aber . . ."

Er schob ihre Verlegenheit auf die Scheu, über den Roman zu sprechen, und es machte ihm Vergnügen ihre Verwirrung zu steigern.

„Aber wohl noch nicht darin gelesen?"

„Nicht viel," gestand sie harmlos, ohne zu sehen, wie sie ihn enttäuschte.

„So, warum denn?"

Sie hatte ein beschämendes Gefühl, wie wenn sie vor dem Lehrer nicht bestanden hatte. „Ich hab's doch grad erst kriegt," entschuldigte sie sich weinerlich.

„Wirklich, hat's der Portier Ihnen denn nicht gestern abend abgegeben?"

„Schrecklich spät erst, um halber zehne, grad vorm Schlafengehen. Und vormittag darf ich nicht lesen, das heißt dem lieben Gott die Zeit abstehlen, sagt die Mutter."

Sie waren vor dem wieder stärker herabströmenden Regen unter das Dach des Stallgebäudes geflüchtet und standen nebeneinander. Sie immer im Begriff, davonzulaufen, er vor ihr, um sie daran zu verhindern. Sie war zwar, wie sie bei seinem Buch bewiesen hatte, nur ein Gänschen, aber womit sollte er sich in diesem Hundewetter die Zeit vertreiben?

„Was tun Sie denn da eigentlich zu Haus den ganzen Tag. Oder gehen Sie vielleicht noch zur Schule?"

Ärgerlich warf sie den Kopf zurück. „Bitt schön, ich werd' aufs Monat siebzehn."

So jung noch, ihm war sie erwachsener erschienen.

„Ach was, für so alt hätte ich Sie nicht gehalten," neckte er sie trotzdem und erreichte damit, daß sie ganz eifrig wurde.

„In die Schul bin ich überhaupt gar nie gangen, ich hab zu Haus g'lernt."

„Ganz allein? Wo haben Sie denn da die Freundinnen hergenommen?"

Sie seufzte unwillkürlich. „Richtige Freundin hab ich keine. In fremde Häuser erlaubt mich die Mutter ungern. Und zu uns hinaus ist den Mädeln allen zu weit."

„Dann sind Sie also eigentlich recht einsam aufgewachsen?"

Der Ausdruck traf sie sonderbar, obwohl sie ihn nicht recht verstand. „Ich hab doch meine Tiere."

„Was denn für Tiere?"

„Meinen Hund und eine große Katze und Tauben und Kaninchen."

Sie war ganz zutraulich geworden und dachte nicht mehr daran, auszureißen.

„Die versorgen Sie wohl alle?“

Sie lachte. „Gern, wenn ich dürft'; aber die Mutter möcht mich schön jagen.“

„So? will sie das nicht? Warum denn? Sind Sie sonst so sehr beschäftigt? Sie wollten mir das vorhin schon erzählen.“

Warum er das nur wissen wollte? Er wird am Ende selber Kinder haben. Aber heute kam er ihr nicht mehr so alt vor, überhaupt nicht wie ein Vater, man konnte förmlich mit ihm plauschen. Und darum fragte sie ganz unbefangen: „Warum wollen Sie das denn wissen?“

„Weil,“ er suchte eine Antwort; „weil ich Sie für mein Leben gern plaudern höre,“ wagte er nicht ihr zu sagen. „Sie wissen doch, ich schreibe, da interessiert man sich für alle fremden Sitten und Gebräuche.“

Wieder wußte sie nicht, was er meinte, aber etwas Schmeichelhaftes, das fühlte sie, lag in seinem Interesse, und sie kam sich ziemlich wichtig vor. Ein Weilchen sann sie nach, wobei sie ihre glatte Stirn ein wenig runzelte.

„Oh, ich hab viel zu tun. Mein Zimmer aufräumen, im Speiszimmer Staub wischen, die Blumen begießen, die Lampen putzen, meine Strümpf und Handschuh stopfen.“ Alle diese Beschäftigungen zählte sie an ihren Fingern ab. „Diesen Winter lern ich kochen, dann hab ich Nähstund und muß üben, und zweimal in der Woche geh ich in die Stadt zum Herrn Professor ins Lesekränzchen.“

„Also lesen Sie zuweilen doch?“

„No ja,“ sagte sie gedehnt, „solche Sachen.“

„Was nennen Sie denn solche Sachen?“

„No zum Beispiel den Körner, den hab'n wir schon ganz g'habt, und auch etwas vom Lessing und dem Schiller.“

Die Art, wie sie die Namen aussprach, gab ihnen einen fremden Klang.

„Und noch nichts von Goethe?“

„Auch schon, die Iphigenie und ein Stückchen Tasso. Offen g'standen der ist schrecklich fad.“

Er unterhielt sich köstlich. „Finden Sie? Von seinem Faust haben Sie wohl noch nichts gehört?“

„Ein bekanntes Mädel von mir hat ihn gelesen. Der soll freilich wunderhübsch sein. Aber den hat mir die Mutter verboten. Mit solche Bücher, sagt's, muß ich warten, bis ich verheirat bin.“

„Darauf freuen Sie sich wohl jetzt schon?“

Da flog es wie ein Schatten über ihre Züge.

„Oh nein,“ stieß sie hervor und wurde rot. Im selben Augenblick kam es ihr zum Bewußtsein, daß diese lange Unterhaltung unschicklich sei

und daß die Mutter, wenn sie darum wüßte, zanken würde. Mit einem jähen Übergang von Vertraulichkeit zu Steifheit, ganz wie gestern, warf sie den Mantel über, sagte: „Es regnet doch noch stark," dann, „Ich empfehl mich," und ging, ohne den Schirm zu öffnen, mit raschen Schritten dem Gasthaus zu.

* * *

Ihm tat es leid, daß sie verscheucht war; er hätte gern noch länger ihrer jungen Stimme zugehört und in ihr einfaches Gemüt geblickt, das ihn an die Wasser mahnte, wie sie im Gebirge über die Kiesel rieseln; nicht tief, aber kristallrein und durchsichtig bis auf den Grund.

Als ob ihre ungetrübte Harmonie ihn selbst beruhigt hätte, wußte er auf einmal, was er beginnen sollte. Er ging auf das Telegraphenamt und bat seine Frau, die sich zur Kur in Igls aufhielt, ihn am nächsten Tag in Innsbruck zu erwarten. Dort wollte er es vom Wetter abhängig machen, ob er mit ihr im Gebirge blieb, oder allein nach der Nordsee weiter reiste.

Diese Entscheidung gab sofort seinem Empfinden eine andere Färbung. Hotel und Gegend, die ihm eben noch mißfallen hatten, wurden ihm, da er entschlossen war, sie zu verlassen, wieder lieb. Die Szene in der Schwemme kam ihm ins Gedächtnis und stieg zum Rang eines Erlebnisses. Er bereute, Gelegenheiten zu anregenden Studien versäumt zu haben, und nahm sich vor, in den kurzen Stunden, die er sich noch hier oben gönnte, möglichst viel Lokalkolorit in sich aufzunehmen.

Seinen Platz an der großen Tafel gab er auf und bestellte sein Mittagsmahl bei Crescentia in der Schwemme. Ganz volkstümlich, wie es ihre Speisekarte bot. Da das Mißgeschick ihm bestimmte, ganz allein zu bleiben, lud er die Kellnerin nach Tische ein, sich zu ihm zu setzen, ihm Bescheid zu tun und ihm ein wenig von ihrem und der Dörfler Leben zu erzählen.

Zum Trinken ließ sich Zenz nicht lange nötigen, und nach dem zweiten Glas wurde sie auch sehr gesprächig.

Sie kam aus einem anderen Tal. Um diesen Sommerposten anzutreten, hatte sie ihr Kind in Pflege geben und ihren Liebsten verlassen müssen. Hier lebte sie von einem dumpfen Arbeitstag in den anderen hinein und benutzte jede freie Stunde, um sich auszuschlafen. In all den Wochen war sie aus dem nächsten Umkreis des Hotels nicht herausgekommen, und von der Bevölkerung kannte sie nur die Kundschaft aus der Schwemme. Sie fand sie knauserig und hatte einen großen Zorn auf ihren schweren Dienst. Namentlich wenn zu Zeiten die Stube voll mit Menschen war und „a jed's si was oandres verlangt und kerrt und pumlezt als wier verdraht".

Immerhin war sie zu anständig, um die Verräterin zu spielen. Breißmanns Frage: „Warum haben denn die Männer gestern abend so gelacht, und warum sind sie so schnell davongelaufen?“ beantwortete sie ausweichend.

„Was werd's g'west sein. G'schmalch und Föppelein. San dalkete Leit alle mitsamm.“ Im übrigen aber richtete sie die Bauern tapfer aus. „Bosnickel san's, ane knutzige Band.“ Ihrer Ansicht nach taugten sie hier alle nichts, Mannsbilder wie Weibermenschen. Die Alten waren „Geizteufel, Neidkroten und scheinheil'ge Tröpf“, die Jungen hatten „nix im Grint, als Lieb'sfaxen und verbotne Kerschen klauben“.

Aus Unkenntnis, Heimweh und Stumpfsinn heraus hatte sie sich eine Vorstellung gebildet, ein Viertel Wahrheit und drei Viertel Dichtung. Sie gab sie als ein Bild des Lebens dem Stadtherrn weiter, und er freute sich, einen so tiefen Blick in eine Welt der Wirklichkeit zu tun.

Auf seine Bitten, die ein gutes Trinkgeld unterstützte, sang ihm die Zenz auch noch ein paar Liedel, mit denen sich bei ihr daheim die Liebesleute zu „tratzen“ und „hanseln“ pflegen.

Diese G'stanzeln, aus denen ein ursprüngliches Empfinden sprach, entzückten ihn. Er wünschte sie mit fortzunehmen und bat die Kellnerin, sie für ihn aufzuschreiben.

Das war für Zenzi, die des Schreibens nur unvollkommen mächtig war, eine schwierige Aufgabe. Ohne Breißmanns Hilfe wurde sie damit nicht fertig. Über das Papier gebeugt buchstabierten beide um die Wette und lachten, wenn ein besonders merkwürdiges Wort sich nicht sofort bewältigen lassen wollte.

Clemens war so vertieft, daß er überhörte, als draußen auf dem Flur jemand fragte, wo der Herr Dr. Breißmann wohl zu finden wäre.

Es war Johanns Stimme, und bald trat der Oberkellner ein mit der würdevollen Haltung eines Herrschers, der die Hütte eines Untertanen beehrt.

„Also haben's wirklich in der Schwemm gemittagmahlt, Herr v. Breißmann! Ich hab's dem Schorsch net glauben woll'n.“

Unfreundlich gab Clemens dem Eindringling die Antwort: „Ich werde wohl meine Gründe dazu haben und wünsche nicht gestört zu werden.“

Worauf Johann sich beleidigt aufrichtete. „Werd'n verzeihn, Herr Doktor, ich komm eh net gern, hab gar ka Zeit herumz'laufen. Grad nur, weil mich die Herrschaften so viel g'beten hab'n.“ Und er berichtete, daß es sich bei der Tafel herumgesprochen habe, ein berühmter Dichter sei im Hotel angekommen.

„Also haben Sie doch nicht Wort gehalten, Sie Verräter.“

„Bitt sehr, von mir ist's net auskommen, Herr Doktor, wahrscheinlich von der Frau v. Friedel, wo den Herrn Doktor doch gut kennt.“

„Der Teufel soll sie kleinweis holen," brummte Clemens, der in diesem Augenblick ganz einsiedlerisch gestimmt war.

„Und da haben halt viele von die Gäst den Wunsch geäußert," er zögerte, „ob der Herr Doktor nicht vielleicht nach'm Nachtmahl zur allgemeinen Unterhaltung etwas zum besten geben möchten!"

„Auf dem Kopf stehen etwa, Feuer schlucken und Stühle balancieren," unterbrach ihn Breißmann heftig. „Bestellen Sie den Herrschaften, ich wäre lahm und heiser, und setzen Sie hinzu, sie können mir alle miteinander —" eine drastische Bewegung vervollständigte den Satz.

Johann wurde sehr verlegen und horchte nach dem Gang, auf dessen Steinen ein Rascheln hörbar wurde.

„Werden verzeihen, Herr Doktor, mir scheint, die Damen kommen selber."

„Wahrhaftig," stöhnte Clemens, „und kein Mauseloch, um sich zu verkriechen."

Es war ihm ernst mit seinem Ärger. Trotzdem rührte sich ihm tiefinnerst im Gemüt die Genugtuung geschmeichelter Eitelkeit.

Im selben Augenblick ging die Tür auf. In ihrem Rahmen stand Frau v. Erlacher.

„Die Exzellenz bemühn sich eigenhändig," flüsterte Johann voller Ehrfurcht.

Hinter der Baronin kam Frau Friedel, ein stolzes Lächeln umspielte ihre Lippen. Sie ließ der Aristokratin zwar den Vortritt, doch fühlte sie sich als die Hauptperson in dieser Handlung. Denn als nach Tische die Langeweile der Eingeregneten sich zu allgemeinem Wehklagen vereinigt hatte, war sie es gewesen, der der Einfall gekommen war, Breißmann zu einer Vorlesung zu bewegen. Zugleich hatte sie geraten, Eintrittsgeld zu fordern und den Erlös einem guten Zwecke zu stiften.

Damit war ihr Erfolg besiegelt. Der Lockung, Wohltätigkeit mit Unterhaltung zu vereinen, konnte niemand widerstehen, selbst Fräulein Friedel nicht. Nur über die Verwendung des gelösten Geldes gingen die Meinungen auseinander.

Die Gruppe Erlacher wollte es dem Wallfahrtskirchlein Mariaschutz widmen, dem eine neue Altardecke dringend not tat. Eine andere, die Hertha Friedel führte, verlangte es zur Anschaffung von Büchern und Landkarten für die Dorfschule, deren Lehrmittel aufs dürftigste bemessen waren. Man einigte sich endlich zur Teilung des Gewinns, und ein Fräulein v. Zanten, eine talentvolle Dilettantin, erbot sich, der Vorlesung einen Gesangsvortrag folgen zu lassen, um dadurch den Besuch und Zahlungsbetrieb zu steigern.

Das Programm war so weit fertig. Nun galt es noch, den Hauptmitwirkenden zu ködern. Dazu wurde eine Abordnung gewählt. Die Exzellenz als Ehrengast, Frau Direktor Friedel als Dichtersfreundin und

Intellektuelle und die Sängerin als Zunftgenossin. Hertha bat, sich anschließen zu dürfen. Sie versäumte keine Gelegenheit, sich mit dem Feind, dem Mann, zu messen und ihm ihre Nichtachtung zu bezeugen, die allerdings einer wohlüberlegten Koketterie oft zum Verwechseln ähnlich sah.

Während die Gäste oben in der Halle, durch die Vorberatung aufs angenehmste angeregt, durcheinander schwatzten und lachten, stiegen die vier Abgeordneten hinunter, um dem Berühmten ihre Bitte vorzutragen.

Frau Friedel war zur Sprecherin erkoren. Der abweisende Ausdruck in des Dichters Zügen verschlug ihr einen Augenblick die Rede.

„Herr Doktor," fing sie endlich an, „wir kommen mit einer großen Bitte. Erlauben Sie," unterbrach sie sich, „daß ich Sie zuerst vorstelle. Herr Doktor Clemens Breißmann, mein berühmter Landsmann, Exzellenz Baronin von Erlacher, Fräulein Maria von Zanten, deren wundervolle Stimme Sie sicher schon aus den Salons Ihrer Freunde kennen, meine Tochter Hertha. Mit einer großen Bitte," wiederholte sie. „Würden Sie die große Güte haben, uns nach dem Souper etwas zu lesen?"

„Das Entree soll für einen wohltätigen Zweck verwendet werden," half ihr Hertha ein.

Und die Baronin, die, ihre langstielige Lorgnette vor Augen, Breißmann fixierte, ließ die Worte fallen: „Das wär wirklich charmant von Ihnen, lieber Doktor. Ich muß Ihnen zwar franchement gestehen, daß ich Ihre Bücher nicht kenn. Ich bin eine alte Frau und goutiere die neue Richtung nicht. Aber die liebe Friedel estimiert Sie so kolossal."

„Ich sing Ihnen auch nachher was vor," versprach die Zanten.

„Sie haben sicher etwas von Ihren eigenen Werken bei sich," bemerkte Hertha, nicht ohne unfreundliche Absicht.

„Wie schade," flötete die Mutter, „in meinem Bücherschrank fehlt kein einziges von Ihren Büchern, und sonst begleiten mich immer einige auf meinen Reisen."

Clemens hatte sich erhoben und war nach einer steifen Verbeugung schweigend stehen geblieben.

„Ich danke Ihnen, meine Damen, für den ehrenden Antrag," sagte er jetzt mit eiskalter Höflichkeit, „aber ich habe meine Abreise bereits auf morgen festgesetzt."

„Aber wir hofften ja gerade heute abend," fiel die Frau Direktor ein.

„Um bei dem schlechten Wetter ein Amusement zu arrangieren," fügte Frau v. Erlacher mit einer unbewußten Impertinenz hinzu.

Clemens biß sich auf die Lippen.

„Meine Damen, ich bin auf einer Erholungsreise."

„Das kann Ihre Erholung doch nicht beeinträchtigen, ein paar Seiten vorzulesen." Hertha fand die Arroganz des ihrer Ansicht nach ganz unverdient Geehrten unerhört.

„Darüber habe doch wohl nur ich zu entscheiden," fertigte sie Clemens

ab und fügte unartig hinzu: „Was würde Ihr Herr Vater sagen, wenn man ihn in der Sommerfrische mit einem Börsenauftrag überfallen würde."

„Mein Vater," gab Hertha ebenso unartig zurück, „hat sich noch nie geweigert, der Menschheit einen Dienst zu leisten, mein Herr."

„Halten Sie den Zeitvertreib für ein paar verregnete Sommerfrischler für einen Menschheitsdienst, mein Fräulein?"

Frau Friedel stand auf Nadeln. Sie fürchtete eine Blamage vor der Exzellenz und der ganzen Hofgesellschaft. „Aber Herr Doktor, es gilt zugleich doch einem guten Zweck."

„Darf ich fragen, welchem?"

„Wir wollen der Mariaschutzkapelle zu einer neuen Altardecke verhelfen."

„Und der Dorfschule Bücher und Lehrmittel verschaffen."

„Sie sehen, wie fest wir Ihrem Erfolg vertrauen."

„Und ich opfere nachher doch auch meine Ruhe."

Sie hatten alle gleichzeitig gesprochen und schauten nun den Dichter an, der mit sich kämpfte.

Mit sich zu kämpfen glaubte, weil er sich nicht zugestehen wollte, daß er in seinem Innern längst entschlossen war, den Bitten nachzugeben.

„Nun wohl, meine Damen, wenn bis zum Abend das Barometer nicht gestiegen ist, will ich lesen. Aber unter einer Bedingung, daß mein Anteil an dem Mammon dem Kirchlein unserer lieben Frau zugute kommt, für die mein Ketzerherz in ehrfürchtiger Liebe schlägt."

Die Baronin warf ihm durch die Lorgnette einen beifälligen Blick zu.

„Und daß auch nicht ein Kreuzer davon für Bildungszwecke ausgegeben wird."

„Sie scheinen nicht zu wissen," bemerkte Hertha, „daß es im Dorf noch Mädchen gibt, die weder lesen noch schreiben können."

„Heil dem Land, in dem die Frauen nicht schreiben können."

Hertha wurde blaß vor Zorn. „Ich weiß, Herr Doktor, Ihnen gefallen die dummen, rückständigen Frauen besser, weil . . ."

„Aber Hertha," beschwichtigte die Mutter, von der Wendung des Gesprächs erschreckt, „der Herr Doktor scherzt doch nur. — Wir dürfen also die frohe Botschaft im Hotel verbreiten," flötete sie dann in ihren süßesten Tönen.

„Das wird vom Barometer abhängen, ich kann dazu nichts tun."

„Hat er nun zugesagt oder refüsiert?" fragte die Exzellenz ganz laut. Und näselnd fügte sie hinzu: „Aber wenn Sie lesen, bitte nicht zu chokante Sachen, lieber Herr, je vous en prie, regardieren Sie uns serieuse alte Leute."

„Ich werde mich bemühen, Ihre Sentiments nicht zu froissieren," parodierte Clemens. —

... „Himmelkreuzdonnerwetter," fluchte Clemens hinter den Damen her und sah sich um, ob er nicht irgend etwas in tausend Stücke schlagen könne. Seine Wut galt den Versucherinnen und galt sich selbst. Daß er der Lockung nicht zu widerstehen vermochte, daß er, der aus dem Menschenhaufen weggelaufen war, nicht die Kraft besaß, auch nur acht Tage lang ein Einsamer zu bleiben, daß sein Geist, fast gegen seinen Willen, schon an der Arbeit war, sich für die viel zu vielen zu bemühen.

„Oh Clemens Breißmann, veränderliche Kreatur, wie viel Naturen hat dir die Natur gegeben."

Seufzend ging er daran, Unterhaltungsfutter für die Banausen auszusuchen, und verließ sein Zimmer bis zum Abend nicht. Aus Scheu, sich vorzeitig zur Schau zu stellen, und weil er sicher war, den Effekt seines Erscheinens durch diese Zurückhaltung zu erhöhen.

Im schwarzen Smoking (den Frack, den er stets bei sich führte, hatte er als zu absichtlich verworfen), im Knopfloch eine weiße Nelke, so ging er durch den Menschenschwarm, der die Halle füllte. Er trat hinter den Tisch, auf dem zwei Lichte und das traditionelle Glas Wasser standen, verbeugte sich nach allen Seiten und geißelte sich zugleich mit dem ironischen Gedanken: „Also los, Hanswurst, mach deine Künste, prostituiere dich vor dem süßen Pöbel."

Im keden Übermut, „pour épater les bourgeois," hatte er zwei der gewagtesten Stücke einer Novellensammlung entnommen und einem Bändchen Lyrik ein paar der leidenschaftlichsten Gedichte. Doch da er zu lesen anfing, vergaß er Übermut und Ironie, berauschte sich an seiner Stimme und an seinen Worten und dachte nur daran, auf sein Publikum zu wirken.

Die Exzellenz, der in der Spannung das Lorgnon entfallen war, Frau Friedel, die sich in Verzückung löste, erschienen ihm nicht mehr lächerlich, er vermißte ärgerlich den jungen Fabrikanten, und die rote Manon, die gebannt an seinen Lippen hing, stieg in seiner Achtung. Er war verletzt, daß Frau Hawlitschek die Maschen ihrer Häkelarbeit zählte und daß ihr beleibter Gatte mit dem Schlummer kämpfte, und Peppis Fehlen empfand er als eine absichtliche Kränkung. Und da er fühlte, wie er die Hörer fortriß und erwärmte, erfüllte ihn die Trunkenheit des Könnens und der Kraft.

Als er geendet hatte, ertönte stürmischer Applaus. Man umringte ihn. Auch Hertha Friedel kam heran.

„Sie haben schön gesprochen, Herr Breißmann. Sie sehen, ich bin gerecht. Obgleich ich Ihren Anschauungen über die Beziehungen von Mann und Weib in jeder Hinsicht widersprechen muß."

Die Unart ihrer Rede schnitt scharf in sein gesteigertes Selbstbewußtsein.

„Sie haben andere Erfahrungen, mein Fräulein."

„Auf alle Fälle andere Ziele.“

„Sie wollen die Natur des Weibes verzerren.“

„Oder sie verfeinern. Man nennt das auch Kultur.“

„Oder Entartung.“

Sie maßen sich mit Blicken. Sie, die stolz war, die Augen nie mit scheuer Scham vor einem Mann zu senken. Er, der dem Kampf mit dieser Scham seine süßesten Erinnerungen dankte.

Sie hatte Stil heut abend, fand er. Mit ihrem weiten, weichen Kreppgewand und den losen, tiefen Scheiteln. Das stimmte ihn versöhnlicher. Und eine freche Neugier kam ihm, den Theorien dieser Männerfeindin auf den Grund zu sehen.

„Ich würde gern über dieses Thema mehr mit Ihnen reden. Aber jetzt ist's, wie Sie sehen, unmöglich, und morgen früh verreise ich. Auf die Ehre, Sie nach dem Konzert in meinem Zimmer zu begrüßen, darf ich wohl nicht hoffen?“

„Glauben Sie, daß ich Sie fürchte! Wenn ich Lust hab, komm ich.“

Schon drängten andere nach. Eine Dame, die sich ein Autogramm auf ihren Fächer ausbat, fand Nachahmerinnen. Auf Armbänder und Medaillons mußte er seinen Namen ritzen, überschwengliche, taktlose und törichte Bemerkungen und Komplimente wurde ihm ins Gesicht geschleudert. Er kostete die Wonnen eines großstädtischen Erfolges.

Inzwischen zitterte die Sängerin danach, gleichfalls ihre Lorbeeren zu ernten. Sie lockte durch ein paar Akkorde und die ersten Töne eines Liedes, und die Menge, nach neuer Ergötzung lüstern, strömte dem Musiksaal zu. Clemens blieb allein und konnte hören, wie nach wenigen Minuten der gleiche lärmende Applaus, der ihm zuteil geworden war, die Singende belohnte. Er sah, ohne dabei zu sein, wie das Fräulein lächelte und knixte und nach allen Seiten dankte. „Wie ein Pudel, der das Stück Zucker, das man ihm zuwirft, apportiert und auf zwei Beinen um ein zweites bettelt — wie ich selber vor einer Viertelstunde.“

Er schämte sich wie einer, der aus einem Rausch erwacht ist. Nun war er wieder froh, den Gasthof morgen zeitig zu verlassen, und die Botschaft an seine Frau, die er schon ganz vergessen hatte, fiel ihm wieder ein. Noch war kein Telegramm von ihr eingetroffen. Doch der Portier, bei dem Breißmann danach fragte, meinte:

„Kann noch kommen, Euer Gnaden, bis zehn Uhr hat die Telegraphistin Dienst.“

Clemens zog die Uhr — ein Viertel nach neun. Eine halbe Stunde würde das Konzert wohl dauern, so lange konnte er ohne Störung in der Halle warten. Er entzündete eine Zigarre, warf sich in einen Stuhl und gab sich ganz dem Ehrgeiz hin, tadellose Rauchringe durch die Nase in die Luft zu blasen.

Da hörte er ganz leise „Herr v. Breißmann“ rufen. Er wendete

den Kopf und erblickte Peppi, die zögernd näher kam; sie trug in ihrer Linken etwas, das sie in den Falten ihres Kleides zu bergen suchte.

Rasch legte er die Zigarre weg, stand auf und eilte ihr entgegen.

„Fräulein Peppi, jetzt kommen Sie! Warum haben Sie meine Vorlesung nicht mit angehört?“

„Die Mutter hat's nicht haben woll'n. Sie meint, ich schlaf schon, aber ich hab g'wart, bis ich Sie allein find.“

Dabei blickte sie umher, wie in Furcht vor einer Überraschung.

Er zeigte auf eine der durch Topfpflanzen und Wandschirme gebildeten Nischen. „Kommen Sie hier herein, da sieht uns niemand.“

Als sie ihm folgte, war er geschmeichelt und betrübt zugleich. So war sie doch auch wie die anderen und er hatte sich getäuscht, da er an die Reinheit ihres Kindersinnes glaubte. Ein kühnerer Ton war in seiner Stimme, als er sagte: „Haben Sie mir denn so etwas Heimliches zu sagen?“

„Oh, nein,“ antwortete sie ganz unbefangen, „nur —“ ihre Linke tauchte aus den Kleiderfalten auf und streckte ihm ein Paket entgegen, „ich möcht Ihnen das Buch zurückgeben.“

„Mein Buch?“ er nahm es ihr nicht ab, „ungelesen?“

„Ich hab's gelesen.“

„Ach was!“ sein Blick ward wieder heller, „das ganze Buch?“

Sie nickte. „Die Mutter hat vor 'm Nachtmahl mit der Exzellenz Bézique g'spielt —“

„Und in der kurzen Zeit haben Sie den langen Roman gelesen? — Das freut mich aber herzlich, dann muß er Sie doch sehr gefesselt haben.“

Schweigend sah sie vor sich nieder. Wieder glaubte er: aus jungfräulicher Scheu sich auszusprechen.

„Oder nicht? So sprechen Sie doch dreist. Hat es Ihnen gefallen oder nicht?“

Unschlüssig drehte sie das Buch zwischen den Fingern, reichte es ihm dann nochmals hin und sagte in ihrer abgebrochenen Art: „Ich dank schön, gute Nacht.“

Ihre Gürtelenden konnte er noch eben haschen, um sie festzuhalten.

„Das heißt also, es hat Ihnen mißfallen? Warum haben Sie's dann o rasch verschlungen?“

„Ich hab so Ängsten g'habt, die Mutter könnt's finden.“

„Also nur darum,“ er nahm das Buch aus ihren Händen und warf es ärgerlich beiseite, — „verzeihen Sie nur, daß ich es Ihnen gegeben abe.“

Warum er nur so zornig wurde. War sie schuld daran? Das tat ihr leid.

„Aber gar so schlecht hat's mir ja nicht g'fallen — nur — ich kann das nicht so sagen,“ unterbrach sie sich.

„Warum denn nicht?“ er lächelte ihr Mut zu, „heraus damit. Sie haben es zu unpassend gefunden?“

„Unpassend?“ fragte sie ganz harmlos, „wieso?“

Ihre Unschuld brachte ihn beinahe in Verlegenheit.

„Also dann — langweilig — schlecht geschrieben?“

Da er so drängte, wußte sie sich nicht zu helfen.

„Sie werden bös sein —“

„Nein, nein,“ versicherte er hastig, „mein Ehrenwort.“

„Nun also,“ sie zögerte aufs neue. Auf einmal platzte sie heraus und wurde dabei glühend rot, „es ist so furchtbar unwahrscheinlich.“

„Unwahrscheinlich?“ er war ganz erstaunt. „Finden Sie? Ja, in wiefern denn?“

Schon bereute sie die Antwort. Er machte doch nur Spaß. Und sie hatte sich schon viel zu lange mit ihm aufgehalten. Gott, wenn die Mutter käme und sie hier fände.

Die Richtung ihres Blicks verriet ihm ihre Sorge.

„Sie können ruhig sein, ehe das Konzert zu Ende ist, kommt Ihre Mutter nicht heraus.“

Zugleich versuchte er, sie auf die Strohbank neben sich zu ziehen. Doch sie wehrte ihm und blieb auf ihren Füßen. So flüchtig schien sie ihm, so leicht verjagt, daß er, ohne daß sie es merkte, wieder nach einem Schleifenende haschte, um jeden Fluchtversuch rasch zu vereiteln.

„Also was ist in meinem Buch so unwahrscheinlich?“ fing er wieder an, sie auszufragen.

Wie heute vormittag, da sie ihre Beschäftigungen an den Fingern zählte, runzelte sie ihre Stirn ein wenig; sie war offenbar noch nicht gewöhnt, sich über ihre Meinung Rechenschaft zu geben.

„Daß . . .“

„Ja . . .?“

„Alles,“ stieß sie hervor. „Zum Beispiel . . .“ sie hielt inne. Plötzlich fiel ihr ein, darüber konnte sie doch nicht mit einem Herrn sprechen.

Er war ohne Mitleid mit ihrer Verlegenheit. „Das nützt Ihnen alles nichts. Ich lasse Sie nicht eher weg, als bis Sie mir Ihr Urteil begründet haben.“

Nein, war der komisch. Was konnte ihm nur daran liegen. Ach Unsinn, der wollte sie nur necken, wie der Vater und der Rudi. Na, da würde sie ihm aber zeigen, daß sie nicht so dumm war, wie er meinte. Und sie nahm den Mut in beide Hände.

„Also zum Beispiel die Margitta, die heirat und nach fünf Jahren verliebt sie sich in wen andren. Das gibt's doch nicht. Eine verheiratete Frau kann doch niemand gern hab'n wie ihren eigenen Mann. Das dürft's doch auch gar nicht.“

Er sah sie scharf an, aber er entdeckte in ihren Zügen keine Lüge. Darum schwieg er, um ihr Vertrauen nicht zu verscheuchen.

„Und ihre Freundin, die Lilly," fuhr Peppi beherzter fort, „die liegt den ganzen Tag am Kanapee oder im Gras im Garten, bloß weil's eine unglückliche Lieb hat, und tut gar nix, rennt allein herum, kommt zum Essen nicht zu Haus. Na, sowas möcht meine Mutter nie erlauben, und überhaupt . . . sehen's," da er sich eines Lächelns nicht enthalten konnte, „jetzt lachen's mich doch aus."

„Nein, nein, ich bin ganz ernsthaft, reden Sie doch weiter, bitte, bitte — überhaupt . . ."

„Überhaupt kommt so schrecklich viel von Liebe in dem Buch vor."

Dieser Tadel kam ihm wirklich überraschend.

„Zu viel, finden Sie?"

Da sie sah, wie aufmerksam er auf sie hörte, fing sie an, sich wichtig vorzukommen.

„Na ja," meinte sie ganz überlegen, „im Leben gibt's doch so was gar nicht."

„Ach was? Woher wissen Sie das so genau?"

„Von mir haben doch auch drei Schwestern schon geheirat."

„Und alle ohne Liebe?"

„Jedenfalls war alles völlig anders wie in Ihrem Buch. Ang'merkt hat man ihnen vorher gar nix. Sie haben wie immer in der Wirtschaft mitg'holfen, und auf einmal hat die Mutter mir g'sagt: Du, die Steffi oder die Miezi hat sich gestern verlobt. Dann ist alle Woch der Bräutigam auf'n Sonntag rauskommen, es hat schrecklich viel zu essen geben, und zwei Monat drauf war Hochzeit."

Ihn ärgerte, trotzdem sie ihn belustigte, diese anmutlose Schilderung.

„Wirklich, so nüchtern ist es bei Ihren Schwestern zugegangen? Und darum glauben Sie, das wäre so der Lauf der Welt, und alles, was man von Liebeslust und Liebesleid singt und sagt, das hätten sich verrückte Menschen, wie ich einer bin, nur ausgedacht. Und werden Sie sich denn selber einmal ebenso versorgen lassen, so praktisch?"

Darauf fehlte ihr die Antwort, und instinktiv erriet er den Grund ihrer sichtbaren Verwirrung.

„Also darum haben Sie heute vormittag gemeint, Sie freuten sich nicht auf Ihre Heirat?"

Während sie von ihrer häuslichen Umgebung plauderte, war sie ganz sicher geworden. Jetzt hörte sie erschreckt, wie dieser Fremde aussprach, woran ihre heimlichsten Gedanken noch kaum zu rühren wagten. Jungfräuliche Scham, die ihr Gesicht wie eine Welle überrieselte, gab ihren Kinderzügen holden Mädchenzauber.

Gerührt sah er sie an. Ihm war zumut, als beschleiche er Natur in

ihrem keuschen Werden, als überrasche er die Entfaltung einer Knospe, als erster, dem sie ihren Blütenreiz entschleiert.

In der frommen und doch unheiligen Regung seines Blutes spiegelte er sich eine Pflicht vor: dieses liebliche Geschöpf zu leiten, in die dumpfe Enge seines Lebens ein Tor zu stoßen und ihrem Sinn der Freude und der Freiheit Rosengärten zu erschließen.

Er erhob sich und trat ganz nah an sie heran.

„Sie verurteilen mein Buch, weil Sie die Welt nicht kennen. Aber glauben Sie es mir, was Sie umgibt, ist nicht das Leben. Die Liebe ist kein Märchen. Sie ist das Schmerzlichste und Schönste, das Rätselhafteste, das Wonnigste und Tiefste, das ein Menschenherz erträumen kann. Ein Mensch, der nicht geliebt hat, ist wie ein Blinder, der die Blumen und das Licht nicht kennt, wie ein Tauber, der die Musik nicht trinken kann; ihm wäre es besser, er wäre nie geboren."

Seine Stimme war zum Flüstern gesunken; sie umschmeichelte das Mädchen wie eine zärtliche Berührung. Unwillkürlich schloß sie ihre Lider, sie fühlte unklar, es war unrecht, ihm zu lauschen, doch fehlte ihr die Kraft, sich von ihm loszumachen.

Und er sprach weiter, immer inniger und zarter: „Darum bitte ich Sie, wenn man verlangt, daß Sie sich ohne Liebe einem Manne schenken, wie Ihre Schwestern, tun Sie es nicht. Lassen Sie sich Ihr höchstes Menschenrecht nicht rauben. Warten Sie, bis Sie das Wunderbare überfällt. Sie werden fühlen, wie es Sie plötzlich ganz verwandelt. Wenn Sie sich noch trotzig wehren wollen und der Mund noch lügt, werden schon die Augen „du" zu dem Geliebten sagen. Dann werden Welt und Dinge wie im Nebel schwinden, nur eines wird des Tags Ihre Gedanken füllen und des Nachts die Träume: die Sehnsucht nach dem einen, der Sie liebt und den Sie wieder lieben. Doch wenn Sie mit ihm beisammen sind, werden Sie verstummen, Ihr Herz wird still stehen, wenn Sie seine Finger streifen. Und plötzlich werden Sie einander in die Arme sinken. Ihre Lippen werden sich vereinen, noch ehe Sie das Wort gesprochen haben: ‚Ich liebe dich'.

Er legte seinen Arm um ihre Schultern. Entzündet von dem Feuer seiner Rede, liebte er in diesem Augenblick. Nicht das Kind an seiner Seite — sondern das Phantasiebild, aus dem ihm seine Rhapsodie erblüht war.

Sie aber deutete es anders.

Verwirrt und aufgewühlt von dem Hauch der Leidenschaft, der sie umwehte, hatte sie nur das eine gehört, das heiße: „Ich liebe dich."

Von Purpur übergossen stand sie zitternd, ihr Herzschlag flog bis in den Hals hinauf. Unsicher und gepeinigt wußte sie sich nicht zu raten, wäre gern davongelaufen und empfand doch etwas wie beklommene Freude. Verstohlen hob sie die Augen auf zu ihm. Ihre Blicke schwammen. Er

las in ihnen die erste Regung ihrer Weibespsyche, das erste dämmernde Ahnen der rätselhaften Macht, die die Geschlechter zueinander zwingt. Da konnte er der Verlockung nicht widerstehen, beugte sich und drückte seinen Mund auf ihre weichen Lippen.

Unwillkürlich wich sie zurück.

„Bitte nicht," sagte sie ganz kindlich. Sie fand ihn greulich, diesen Kuß, der nach Zigarren roch, und diesen Bart, der ihr Gesicht zerkratzte. Wenn das die hochgepriesene Liebe war. Dabei kam ihr die Angst. War sie jetzt verlobt?

Von den bekannten Mädchen wäre sie die allererste, schoß es durch ihr Hirn. Aber das ging doch nicht, eh es die Mutter wußte.

„Sein 'S nicht bös," stammelte sie schüchtern, „aber ich kenn Sie noch so wenig.

Im Musiksaal rückten sie die Stühle, Stimmen und Tritte wurden hörbar.

„Jessus Maria, es kommt wer."

Sie flüchtete nach rückwärts zu der Treppe.

Er folgte ihr.

„Aber Fräulein Peppi, warum so ängstlich, wir dürfen doch miteinander plaudern."

Schon waren Menschen eingetreten, unter ihnen Frau Direktor Friedel; sie ging gleich auf Breißmann zu, überhäufte ihn von neuem mit schönen Redensarten und bedauerte, daß sie sich die Wirkung seines wundervollen Vortrags durch den minderwertigen Gesang habe schmälern lassen.

Er, um der Übertriebenheit der Schmeichelei zu wehren und Fräulein Hawlitschek vor übler Nachrede zu schützen, tat, als hätte er auch soeben erst den Musiksaal verlassen (wie kann ein Mensch sich nur so verstellen, dachte Peppi), und lobte Fräulein Zantens Stimme.

Die Frau Direktor widersprach. „Nein, Herr Doktor, wer die ‚Sapphische Ode' von Ihrer Frau gehört hat, dem kann sie von keiner anderen mehr gefallen."

Peppi glaubte sich verhört zu haben. Aber Breißmanns Antwort ließ ihr keinen Zweifel.

„Meine Frau ist allerdings eine Brahmsinterpretin, wie ich keine zweite kenne, indessen . . ."

Der Schluß ging ihr verloren in dem Wirbel der Empfindungen, der ihr Denken durcheinander jagte.

Ein Aufatmen zuerst. Er hatte eine Frau. Gottlob, so brauchte sie sich nicht mit ihm verloben. Dann aber gleich, was war sie dann zu ihm? War sie jetzt wie das Mädchen im Roman seine heimliche Geliebte? Er hatte sie umarmt, geduzt, geküßt, ein verheirateter Mann, das war doch Sünde. Die Mutter würde es gewiß erfahren. Gleich wahrscheinlich, durch Frau Friedel, die sie mit ihm angetroffen hatte. Und der Vater,

der so furchtbar heftig werden konnte, er war imstande, dem Mann was anzutun. Angst vor Strafe, vor Skandal, Scham vor den Eltern verstörten ihre aufgeregten Sinne; sie verlor den Kopf, und von der Vorstellung beherrscht, etwas Außerordentliches tun zu müssen, lief sie die Treppe abwärts in die Nacht hinaus.

* * *

Als Breißmann, dem es nicht gelang, seine Verehrerin sofort abzuschütteln, sich nach Peppi umsah, war sie verschwunden. Hinaufgelaufen in ihr Zimmer, wie er glaubte.

Er war wütend auf die Weiber, die ihm das Glück des reizenden Gesprächs so plump vernichtet hatten. Bald aber kam die Überlegung. Es war gut so, wie es war. Ein Duft, ein Hauch nur, sollte ihm die Erinnerung an dieses liebe Mädchen bleiben. Abgetrennt von roheren Genüssen wollte er diesem ungenippten Trunk, dieser zart gestreiften Freude, ein dankbares Gedenken weihen. Und er war sicher, sie würde seiner nie vergessen. Nie der Worte, nie des Blicks, unter dem zum erstenmal das Weib in ihr gezittert hatte, nie des ersten Männerkusses auf ihre unberührten Lippen. So waren beide glücklich. Es war ein Abenteuer ohne Reue. —

Da nun auch noch vor der zehnten Stunde das Telegramm kam, in dem ihm seine Frau versicherte: wie herzlich sie ihm für das zugesagte Zusammentreffen danke, fühlte er sich bis ins Innerste befriedigt. Er zog sich in das kleine Restaurant zurück, ein Raum, den um diese Stunde niemand aufsuchte, um alle Sensationen dieser letzten Tage noch einmal still in sich zu durchleben. Die Verabredung mit Fräulein Friedel war ihm nicht entfallen. Aber er dachte nicht daran, sie einzuhalten. Durch die Berührung mit süßester Natur geläutert, gelüstete ihn nicht mehr, sich mit der Unnatur zu messen. Und die Schadenfreude an dem Ärger der enttäuschten Feindin gab seinem Nachgenießen eine feine Würze.

Er bestellte eine Flasche edlen Weins und überließ sich, zwischen Trinken und Rauchen, einer halbwachen, sentimentalen Schwärmerei.

Das leise Rauschen seidener Gewänder paßte so gut hinein, daß er ein paar Atemzüge lang daran glaubte: es töne ihm aus seinen Träumen. Aber es kam näher, war begleitet von dem Tritt beschuhter Füße, und nun bekam es eine Stimme: „Verzeihen Sie, mein Herr.“

„Zum Teufel, ist man in diesem Haus denn nirgends sicher vor zudringlichen Frauenzimmern?“

Er hätte später nicht mehr sagen können, ob er diesen Fluch laut ausgesprochen oder in sich hineingefressen hatte.

Das letztere vermutlich, denn das verbindliche Lächeln der rothaarigen Dame, in der er Herrn Nowotnys Freundin erkannte, blieb unverändert.

„Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Sie noch so spät belästige," sie sprach das Deutsch überdeutlich und geziert, als wäre es ihr eine ungewohnte Sprache.

„Ich hatte mir erlaubt, heute morgen an Sie zu schreiben, ohne eine Antwort zu bekommen. Während des Tages waren Sie nicht aufzufinden, und vorhin waren Sie so belagert. Ich möchte Ihnen für den wundervollen Vortrag danken, und dann habe ich noch eine große Bitte. Würden Sie so liebenswürdig sein, mir zum Andenken hier etwas aufzuschreiben."

Er hatte sich bei ihrem Kommen nicht erhoben, sah an dem Fächer, den sie ihm entgegenhielt, vorbei und sagte, ohne die Zigarre aus dem Munde zu nehmen: „Ich muß sehr bedauern, meine Gnädige, aber ich kann Ihren Wunsch nicht mehr erfüllen. Heute bin ich wirklich schon zu müde, und morgen reise ich ganz zeitig ab."

„Morgen schon?" Sie verhehlte nicht ihre Enttäuschung. „Wie schade, ich war so glücklich, als ich Sie gestern ankommen sah."

„Donnerwetter, die geht aufs Ganze," dachte Clemens. Doch unwillkürlich milderte er die abweisende Haltung.

Sie trat ihm näher, bei jeder Bewegung strömte ein starker Ylang-Ylangduft aus ihren Kleidern. „Endlich, hab ich mir gesagt, endlich in dieser Öde ein Mensch, der einem geistig etwas bieten kann."

„Ach was?" Einer alten Häßlichen hätte er seinen Wunsch, allein zu sein, nicht vorenthalten, der pikanten Manon gegenüber erwachte sein Sinn für unfreiwilligen Humor. „Sagt Ihnen denn die Gesellschaft im Hotel nicht zu?"

„Wie kann sie," klagte sie mit tragischem Aufschlag ihrer Lider, (dabei lehnte sie sich dicht neben ihn gegen den Rand des Tisches) „diese Frauen, diese Fabrikanten- und Bankiersgemahlinnen. Über Dienstboten und Kleider geht ihr Horizont (sie betonte die erste Silbe) nicht hinaus." Der Ausdruck der Unverstandenheit saß drollig auf ihren spitzbübischen Zügen.

„Und die Herren!"

Sie vergaß sich zu einem leisen Pfeifen der Verachtung. „Oh Gott, die Herren! Tarockspieler oder Bergfexe alle miteinander, und dann," mit einer geschmeidigen Bewegung sank sie vom Tisch herab in einen Stuhl ihm gegenüber, „eine Dame, die allein reist, kann nicht vorsichtig genug sein!" —

Die Komödie fing an, ihn zu unterhalten. Nach vorn gebeugt, sah er keck in ihre Augen.

„Sie reisen ganz allein?"

„Leider," seufzte sie, „eine Freundin, die mich sonst begleitete, ist schwer erkrankt," es gelang ihr, etwas wie eine Träne zu zerdrücken, „und um mir eine Gesellschafterin zu engagieren, dazu reicht die Gage nicht." Dabei blinzelte sie zu ihm hinüber.

Er zeigte keinerlei Interesse. „Sie sind . . .“

„Schauspielerin aus Wien,“ fiel sie rasch ein. „Manon Lambert ist mein Name.“

„Richtig, mich dünkt, ich habe ihn im Fremdenbuch gelesen, Hofschauspielerin aus Wien, nicht wahr? Vermutlich an der Burg.“

Es war ihr nicht anzumerken, ob sie den Spott verstand.

„Wenn es nach Recht und Gerechtigkeit ginge, müßte ich es sein, denn der Sonnenthal hat mich entdeckt, er war ganz außer sich, als er mich einmal deklamieren hörte in einer Soirée, und ruhte nicht, bis er meinen Eltern die Erlaubnis abgerungen hatte, mich zur Bühne gehen zu lassen. Leicht ist es ihm nicht geworden,“ sie lehnte sich zurück und spielte sehr elegisch mit dem Fächer. „Sie kennen ja die Vorurteile in den höheren Gesellschaftsklassen.“

„Aber schließlich ist es ihm dennoch gelungen.“

Ob sie wohl aus einem Greislerladen oder aus einer Hausmeisterwohnung stammte, überlegte er dabei.

„Nun ja, was sollten sie denn schließlich tun einem solchen Talent gegenüber? Aber geht's denn danach am Theater? Je hübscher eine ist und je begabter, desto schwerer kommt's vorwärts.“

Im Eifer rückte sie auf ihrem Sessel hin und her. Clemens sah mit Vergnügen, wie die Vornehmheitstünche der Sprache und der Haltung abbröckelte und die liebe Natur zum Vorschein kam.

„Überhaupt an der Burg — laßt einen denn da eine von die alten Weiber eine Roll'? Schwarz kann man werden, eh man sich's derwartet. — Nein, da möcht ich danken.“

„Sie sind also an einem anderen Hoftheater.“

Wieder nahm sie seine Ironie nicht auf.

„Zuerst war ich am Stadttheater in Znaim. Sie werden es wohl schwerlich kennen,“ sie fing von neuem an, würdevoll die Lippen zuzuspitzen, „aber es ist eine von den bedeutenderen Bühnen Österreichs.“

„Wirklich,“ warf er ganz leicht hin, „hat es sich so gehoben? Zu meiner Zeit . . .“

„Sie kennen's Znaimer Stadttheater?“ schrie sie und sprang wie elektrisiert in die Höhe.

„Vor sechs Jahren war ich einmal drin, ich war auf einer Fahrt nach Wien eingeschneit und habe in Znaim übernachten müssen. Ich weiß es noch wie heute, die „Räuber“ wurden aufgeführt. Es war einer meiner lustigsten Theaterabende. Da war ein ganz hervorragender Schauspieler, der hat abwechselnd den Spiegelberg und den alten Moor gespielt.“ Er lachte laut bei der Erinnerung, und sie lachte mit.

„Jessas,“ rief sie im unverfälschten Lerchenfelder Dialekt, und es war, als fiele ihr eine Maske vom Gesicht, „dös war g'wiß der Trimalski, so an klaner Hatscheter, wo immer durch d'Nasen spricht,“ dabei ahmte sie

die Haltung und die Sprache des Beschriebenen drastisch nach, „der is noch immer dort. Jetzt tragt er aber nur mehr Stühl und Tisch weg und meldt: ‚Die Pferde sind gesattelt.‘ Überhaupt,“ sie kauerte sich wieder, aber diesmal dichter und vertraulicher, auf die Tafelplatte neben Clemens, „’s hat sich verschiedenes g’ändert. ’s hat jetzt a Garnison in der Stadt, und a Massa Fabriken haben’s rund ’rum anbaut.“

„Allerdings unter so günstigen künstlerischen Bedingungen,“ spöttelte Breißmann.

„Mir hat’s aber dort doch nicht auf d’Läng g’fallen. Obgleich ’s mi auf d’ Händ tragen hab’n und i erschte Roll’n krejiert hab.“ Kokett sah sie von unten her zu ihm hinauf. Dann ließ sie ihren großen Schlager los. „Die Tilly in Ihrer ‚Dichterlieb‘ zum Beispiel.“

„Ach was — hat man die ‚Dichterliebe‘ in Znaim gegeben?“

Ganz gleichgültig nahm er die Nachricht auf. Doch ihr war das aufleuchtende Interesse in seinen Zügen nicht entgangen.

„Schwer g’nung hat’s g’halten, eh daß mir den Direktor dazu bracht hab’n. Der hat ja gar ka Ahnung net von was Höcherem, spielt immer so sein Stiebel weiter. Benedix, Birch-Pfeiffer, Anzengruber und so Zeugs. Mariandjoseph,“ unterbrach sie sich, „hab’ i an Durst.“

„Darauf war ich vorbereitet,“ dachte Clemens, stand auf und drückte auf den Knopf der Klingel.

„Ob i mir’s net denkt habt,“ dachte Manon, als Clemens nach kurzer Pause anfing:

„Wovon sprachen wir doch eben?“

„Von der ‚Dichterlieb‘, Herr Doktor.“

„Richtig, also —“

. . . „Der Herr v. Breißmann schaffen?“

Johann war zu wohlgeschult, um sich zu wundern, daß er die beiden zu so später Stunde beisammen fand.

Clemens verlangte noch eine Flasche Wein und ein zweites Glas.

„Oder ist Ihnen etwas anderes gefällig, Fräulein Lambert?“

„Ich bitt nur um an frisches Wasser.“ Manon saß wieder ganz ehrbar auf ihrem Sessel, dem Dichter gegenüber, und hielt den Kopf sittsam gesenkt. Aus dieser Stellung warf sie dem Oberkellner ein unvermitteltes: „An Champagner haben’s eh nicht kalt, gelt?“ ins Gesicht.

„Heidsiek Monopol ist immer eingekühlt, Gnädige,“ erwiderte Johann ernsthaft.

„Bande,“ murmelte Breißmaan. „Also eine Flasche Heidsiek,“ bestellte er.

„Wohin befehlen der Herr Doktor, hier — oder?“ er blinzelte dem Dichter verständnisvoll zu.

„Hierher natürlich, aber etwas plötzlich, bitte.“

Kaum hatte sich die Tür hinter Johann geschlossen, als Manon auf-

sprang, in die Hände klatschte und durch die Stube hüpfte. „Jessas, an Schampus, dös is aber g'scheit, den ganzen Tag hat mi schon so g'seckiert, wie der klane Apotheker in Znaim immer g'sagt hat, wo mit unsrer Naiven ein Mechteltechtel g'habt hat. Jetzt die Naive kennen's am End auch, sie ist eh an die fünfzehn Jahr bei der Gesellschaft."

Clemens dachte nach.

„Wenn sie etwa die Amalie gespielt hat. Eine stattliche Dame; die Geliebte vom Direktor, hat man mir gesagt, Ende der Zwanzig, schwarzhaarig."

„Jetzt ist's blond," rief Manon lustig, „und am End der Zwanzig ist's allweil noch, da kommt's fürs erste net raus. Und die Geliebte vom Direktor ist's aa noch immer. Sie is so ane Art Amulett, aner vererbt's immer dem anderen. In Ihrem Stück hat's übrigens aa mitspielt."

Schon kam Johann mit dem Sekt, öffnete, schenkte ein und zog sich nach einem „Wohl bekomm's den Herrschaften" diskret zurück.

Manon leerte das Glas auf einen Zug und gluckste dabei vor Vergnügen. „Jessas, is der gut." Wieder reichte sie den Kelch zum Füllen, stieß mit Clemens an, „Sie sollen leben, Doktorl," trank langsam und rieb sich den Magen vor Behagen, wobei sie wiederholte: „Gut is der."

Breißmann hatte auch getrunken und sich wieder eingeschenkt. Jetzt lenkte er mit einem „Wovon haben wir doch gerade gesprochen?" wieder auf sein Stück zurück. Ohne zu ahnen, wie das Mädchen triumphierte, daß er so folgsam auf ihren Köder gebissen hatte.

Sie ließ sich gar nichts merken.

„Von der Naiven, und daß sie in der ‚Dichterlieb' g'spielt hat. Das junge Mädel, die Adele, natürlich. Nein, das hätten's mitansehn soll'n. Dös war a Hetz. Sie is so auseinandergangen," mit beiden Händen zog sie einen Halbkreis um ihren Oberkörper, „sie weiß nimmer, wo's mit der Dicken hin soll. Jetzt war's so geschnürt", sie preßte ihre Mitte eng zusammen, „daß kaum hat schnaufen können. Und wie's auf'n Tisch g'hupft is und der junge Maler sagt ihr grad," sie ahmte eine Männerstimme nach, ‚Sie sind flink und schlank wie ein Eichhörnchen', san ihr alle Hafteln im Rücken g'sprungen, und man hat an graues Schnürleib g'segn, mit rot geputzt."

Sie bog sich hin und her, geschüttelt von so herzhaftem Gelächter, daß er miteinstimmte, trotzdem ihn der geschilderte Vorfall noch nachträglich verdroß.

„Und wer hat denn die Hauptperson gespielt, den Dichter Carlo?"

„Den hat der Gabor geben, unser Held. Der Liebling des Publikums, wie's in die Kritiken immer g'heißen hat. An langer Schlankel mit an klanen Zungenfehler. Die Frau vom reichen Fabrikanten Mander hat's mit ihm g'halten. Bei jeder Premièren hat's ihm an Lorbeerkranz g'stift. An halbes Dutzend Oberhemden war ihm dienlicher g'wesen, denn als wier der g'schwitzt hat."

„Und du?"

Das leichtfertige „du" von hinter den Koulissen war ihm bei ihrem Schmierenklatsch ganz unwillkürlich gekommen. Ihr war es so vertraut, daß sie es unbewußt erwiderte.

„Ich hab dir's ja schon g'sagt, die Tilly. Erst haben's mir die Roll gar net geben woll'n, weißt, wegen der Grimmann. Eine ganz gemeine Person, sag ich dir, auf du und du mit'm ganzen Regiment. Na und die Offizier hab'n natürli was z'sagen in so an Nest. Aber da hab i aufb'gehrt. Weißt, i hab aa einflußreiche B'kanntschaft g'habt, unter die Fabrikanten, und die nehmen schließlich doch die teuersten Plätz."

„Natürlich," warf er neckend ein, „das wahre Talent bricht sich immer Bahn."

Er hatte seinen Rock geöffnet und zwei Knöpfe seiner Weste, und die Seele, die aus seinen Augen blickte, schien gleichfalls im zwanglosesten Negligé zu sein.

„Na, und wie ist das Stück aufgenommen worden?"

„Großartig, viermal hat man's geben. Das ist viel in Znaim. Stell dir vor," sie legte ihre Hand auf seinen Arm, „bei der dritten Aufführung solln die bürgermeisterischen Mädel heimlich hinten in aner Losch g'sessen sein. Und beim Papierhändler is dein Bild g'hang'n. Das im Sammtrock, weißt, mit aner Locken — so — in der Stirn. Stücker sechs soll er verkauft hab'n."

Er warf sich übermütig zurück.

„Unerhört, diese Triumphe hat mir mein Agent ganz unterschlagen, mitsamt den Tantièmen."

Gut gelaunt hob er die Flasche, füllte beide Gläser.

Sie goß den Wein hastig hinunter und blickte dann melancholisch in das leere Glas hinein. „Ja, wenn ich öfter so ane Roll'n g'habt hätt, i wär vielleicht jetzt no dort."

„Aha," sagte sich Breißmann, „jetzt rückt sie mit einem Anliegen heraus," und fragte möglichst kühl: „Bist du denn nicht mehr in Znaim?"

„Gar ka Spur. Waßt, der Direktor is so aner, wenn ane an anständiges Madel is, die kann's da zu nix bring'n." Sie zögerte ein paar Sekunden. „Ich bin nach Mödling gangen ans Sommertheater. Das ist ein ganz bedeutendes Theater," setzte sie schnell hinzu, „die berühmtesten Leut hab'n schon dort g'spielt, aber mir genügt's net, — i hab Urlaub g'nommen, i möcht wo anders hin."

Sie rutschte in ihrem Stuhl so weit nach vorn, daß ihre Knie die seinen streiften, beugte den Kopf über die gekreuzten Hände und schmachtete zu ihm hinauf.

„Wann mi aner nach Berlin brächt, i wisset net, was i dem zu Lieb tät."

Das war deutlich. Aber trotz der Unruhe, die ihm des jungen Weibes Nähe brachte, spielte er den Verständnislosen. „Du mußt dich an einen Agenten wenden,“ riet er ihr.

Ärgerlich rückte sie von ihm ab.

„Jetzt die Agenten, die friß i gern. Wann man da kane Protektion hat.“ Aufs neue schmeichelte sie sich an ihn heran. „I passet so gut in die große Stadt, mit meiner Figur und meine Toiletten. In dein Stück wann's mi g'seg'n hättst in der großen Verführungsszen'. Anen Schlafrock hab i ang'habt von weicher weißer Seide, und so an Gewutzel von Spitzen um den Hals herum. Und wier i mi übr ihn g'worfen hab und g'schrieen ‚Nimm mich, nimm mich — ich bin dein‘ is 's G'wand wier an Schleier an mir hing'flossen.“ Wie von der Illusion mit fortgerissen, hatte sie ihm beide Arme um den Hals geworfen.

Ein angenehmer Schauer lief ihm den Rücken entlang.

„Du, das muß sehr gut ausgesehen haben,“ flüsterte er ihr zu. Doch da er sie halten wollte, entschlüpfte sie ihm schnell.

„Prachtvoll! 's ganze Stück hat's rausgerissen.“ Wie zerstreut faßte sie nach der weißen Nelke, die noch in seinem Knopfloch steckte, und zupfte an ihren welken Blättern. „Geh, schau, hätt'st net vielleicht in ein Stück von dir ane Roll, die für mi passet?“ Bittend faltete sie beide Hände, neigte sich zu ihm hinüber und tauchte ihre Augen in die seinen, in ihren Mienen Werbung und Verheißung.

Er musterte sie unverschämt vom Scheitel bis zur Sohle.

Das war nicht die tempelschänderische Lust, das Geheimnis eines ersten Liebeslebens zu belauschen, die scheuen Blätter einer Knospe mit zitternden Fingern zu berühren — das war ein Nervenkitzel, ein oft erlebtes Abenteuer, das war die reife Frucht, die sich verlockend anbot und doch zu gleicher Zeit um die Bezahlung feilschte.

„Ja, Schatz,“ sagte er mit einem frechen Lächeln, „den Geschmack der Znaimer Fabrikanten in allen Ehren, aber du paßt wahrhaftig nicht zur Heroine.“

„Das verlang i mir ja gar net,“ versicherte sie lebhaft. „Aber so a fesches Weaner Madel wie mi wirst doch irgendwo verwenden können.“

Den Champagnerkelch in ihrer Rechten, fing sie an im Walzerschritt vor ihm herumzutanzen.

„Mir Weaner Madeln, mir sein fesch, hab'n a viel Temperament,
Schneid hat a jed von uns wie'r a ganz's Kavallerieregiment. Sapperment. —
Mir hab'n so was eignes drin in unserm G'blüt,
Mir hab'n gar was einzig's drin in unser Wiener G'müt.“

Mit verführerischer Weichheit neigte und bog sie ihre Glieder und sang dazu mit einem angenehmen, leicht verschleierten Sopran die banale Walzerweise. Am Schluß des Liedes hob sie mit bacchantischer Bewegung

das Glas. Ihr Busen wogte, sinnliche Lebenslust sprühte ihr aus allen Poren.

Triumphierend sah sie, daß seine Blicke sie verschlangen. Doch da sie zu ihm eilen wollte, winkte er ihr ab. „Halt, bleib so stehen."

Lachend tat sie ihm den Willen.

Seine Augen schienen ihre Erscheinung in sich einzusaugen. Aber sie flimmerten nicht mehr begehrlich; versonnen träumten sie und schlossen sich auf Augenblicke, als schauten sie nach innen und suchten einen Eindruck festzuhalten.

Was sie sahen, war noch immer Manon. Aber sie war nicht die lustige Soubrette im weißen Spitzenkleid, die mit ihm allein im Restaurant des Alpenhauses kokettierte. Sie stand vor einem Menschenhaufen auf dem Podium einer Singspielhalle, halbnackt und mit aufgelösten Haaren. Und sie war eine andere, war ein Geschöpf, dessen Wesen er von Grund auf kannte. Launenhaft, verderbt, dabei in ihrem Laster fast naiv, sieghaft durch die Kraft, mit der sie aus des Lebens Urgrund schöpfte. Ihr gegenüber sah er einen Mann. Nervös, verfeinert bis zur Überreizung, der Natur entfremdet, mit allen Banden an die Kultur gebunden, die Seele ausgefüllt von einer hochgestimmten Liebe; in einem Augenblick des Müßiggangs in das Lokal getreten und plötzlich beim Anblick dieses Weibes, von der Gewalt verachteter Instinkte aufgewühlt, unrettbar dem Tier in ihm verfallen.

Das Schicksal dieser beiden, alle Wirrnisse, die sie in anderer Leben trugen, enthüllte sich ihm. Unklar noch — er konnte es noch nicht bis in die letzten Ausläufe verfolgen.

Immer war es so bei ihm, immer löste ein Ton, ein Wort, eine Bewegung etwas in ihm aus, das vielleicht, unbewußt, seit lange schon in ihm geschlummert hatte. Als Bild zuerst, als Pantomime. Dann kam der Klang dazu, das Wort. Er sah und hörte Menschen, sie lebten, litten, sprachen. Er brauchte sie nur abzumalen, abzuschreiben. Doch durfte er die Augenblicke nicht versäumen, durfte Töne, Worte nicht verblassen lassen. — —

Manon glaubte sich vergessen.

„Was schaust, was hast. Bist epper narrisch word'n?"

Ihre Stimme tat ihm weh.

„Laß mich jetzt allein," befahl er. „Aber wenn du bereit sein kannst bis morgen früh um sieben, will ich dich mit nach Innsbruck nehmen."

Sie jauchzte auf, wollte ihm in die Arme fliegen.

Eine Handbewegung scheuchte sie zurück. Er war nicht mehr derselbe wie vor wenigen Minuten. Der Schaffenstrieb unterjochte alle anderen Gefühle. In seinem Hirn brannte Arbeitsfieber, es drängte ihn, allein zu sein mit seinem Denken.

„Mir geht der Plan zu einem Stück im Kopf herum, vielleicht kann

ich dich darin brauchen. Aber du mußt vor allem meiner Frau gefallen. Ich gebe viel auf das Urteil meiner Frau."

Und ehe sie ihrer Verblüffung Meister wurde, war er davon gerannt. Sie blieb allein.

Die Zunge streckte sie weit hinter ihm heraus.

Kerl unverschämter. Nicht einmal ein Pussel hatte er ihr gestohlen. Narr. Spielt sich auf mit seiner Frau. Den seine Frau, die war auch zu beneiden. Von hinten und von vorn betrügt er sie.

Seit zwei Tagen wurde sie von einem einzigen Gedanken beschäftigt: die Gunst und Hilfe des Schriftstellers zu ködern. Nun war ihr der Sieg vergällt durch die Niederlage, die sie als Weib erlitten hatte.

Aber sie war sicher, seine Stunde würde auch noch kommen. Dann wollte sie ihm seine Nichtachtung vergelten.

Jetzt erst fiel der Franz ihr ein. Hatte der Lausbub ein Glück, sie auf so bequeme Weise los zu werden. Ordentlich leid war ihr, daß sie ihm den Gefallen tun mußte. Aber wenigstens sollte er ein ordentliches Lösegeld bezahlen.

In seinem Zimmer war er nicht zu finden. „Weg auf einer Tour seit vormittag", berichtete das Stubenmädchen. So legte Manon einen Zettel auf den Tisch: „Ich muß dich heut noch sprechen, auf alle Fäll' und wenn auch noch so spät."

Dann ging sie, sich zur Fahrt zu rüsten, und während sie den Koffer packte, baute sie turmhohe Luftschlösser, die von Applaus erdröhnten und in denen sie umdrängt, gefeiert und beschenkt, eine Schar von Anbetern an der Nase führte.

* * *

Frau Hawlitschek war von der Exzellenz, die das Konzert zu fatigant fand, einer Einladung gewürdigt worden. Sie kriegte eine Tasse Thee, die die Baronin, mit Überschreitung der Hotelgesetze, in ihrem Zimmer selbst bereitete, und durfte ihre Wirtin in die Geheimnisse der großen Königs-patience einführen. Sie kam spät nach Hause; um ihres Mannes Schlummer nicht zu stören, versagte sie sich's, die Tür zu Peppis Zimmer nochmals aufzumachen.

Vom ungewohnten Theegenuß erregt, vermochte sie nicht einzuschlafen. Und plötzlich hatte sie die Empfindung einer zu großen Stille. Sonst regte sich das Kind doch nebenan, warf sich umher und holte tiefer Atem. Sie stand auf, ging im Finstern in das Nachbarzimmer, drehte das Licht auf.

„Jessus Maria Josephe!"

Sie schrie nicht auf, selbst in diesem schrecklichen Moment war sie bedacht, den Ruf der Tochter nicht zu gefährden. Aber sie mußte die

zitternden Glieder eine Minute auf einem Sessel ruhen, ehe sie sie in's eheliche Schlafgemach zurücktrugen.

Sie rüttelte den Gatten. Es war schwierig, ihn zu ermuntern; als Wacher war er noch halb unbewußt.

„Anton, die Peppi ist fort."

Brummend drehte er sich auf die andere Seite.

„Hörst nicht, Anton, die Peppi ist nicht da."

Er war schon wieder in die Kissen eingegraben.

„Wo wird's denn sein, mit der Friedelschen wird's noch ein bissel plauschen."

Sie schüttelte ihn aus den Kissen.

„Jetzt um halber elfe? Unten ist schon alles finster. Ich hab glaubt," erklärte sie dem hilflos Dreinschauenden im Flüsterton, „sie schlaft längst, aber wie ich jetzt hereinkomm, ist's nicht da, das Bett ist leer."

Endlich hatte er verstanden. Mit beiden Füßen sprang er aus dem Bett. „Jessus Maria," stöhnte er, „leer? Wie ist das möglich, wo kann's denn sein?"

„Wenn ich das wüßt, tät ich dich nicht fragen," gab sie aufgeregt zur Antwort. „Wie ich zur Vorlesung hinunter bin, hab ich ihr ang'sagt, daß sie sich hinlegt. Sie hat mir schon den ganzen Tag nicht recht gefallen, so eigen war 's, so mäuselstot, ich hab g'meint, sie hätt sich vormittag verkühlt. Nachher hab ich hinaufwoll'n auf sie schaun, aber die Exzellenz hat mich nicht ausg'lassen. Ich hab zu ihr aufs Zimmer müssen und ihr verschiedene Patiencen lehren."

„Natürlich," knurrte er, „wenn du ane Exzellenz derwischen kannst, vergißt auf Mann und Kind und wirst rein tamisch."

Nur der außerordentlichen Notlage verdankte es Herr Hawlitschek, daß diese Respektverletzung ungerügt durchgelassen wurde, und daß seine Frau sein Jammern: „Jessas, Jessas, was mach mer nur!" mit einem heftigen „Schrei doch nicht a so, wenn man dich höret," zu dämpfen suchte.

„Wegen meiner soll's a jeder hör'n, wann ich nur die Peppi wüßt, mein Pepperl."

Der Angstschweiß brach ihm aus, er fand in der Verwirrung nicht in seine Kleider; sie half ihm, brachte ihm die Stiefel, Rock und Weste.

„Gleich weck ich den Hausknecht, daß er an Latern anzündt und mit mir suchen geht."

„Mach nur kan Lärm," bat sie, „sonst wer' mer's G'spräch vom ganzen Haus. Überhaupt wo so viel Wiener da sind, der Nowotny . . ."

„Der Teufel hol den Nowotny mitsamt die Wiener, mein Kind, mein armes Kind."

Sie suchte ihn zu trösten, obgleich sie selbst am ganzen Körper bebte.

„So verlier doch nicht gleich den Verstand, vielleicht hat's Kopfweh g'habt, hat woll'n a bissel an die Luft gehen und hat sich verlaufen. Geh

zuerst ins rechte Waldel, kannst ja sagen, du hättest grad g'merkt, daß deine Brieftaschen verloren hast."

„Was ich zu sagen hab, weiß ich alleinig," schrie er, aufgereizt durch seinen Schmerz. Er ließ sich aber doch bereden, leise aufzutreten, die Diensttreppe hinabzugehen und dem Hausknecht das Märchen von der Brieftasche zu erzählen.

Hinter ihm lief seine Frau hinunter und durchsuchte alle Gesellschaftszimmer — nach einer vergessenen Handarbeit. In der unbestimmten Hoffnung, ihr Kind in einem Winkel eingeschlafen anzutreffen. Sie fand die Räume schon alle verdunkelt, und da sie fürchtete, den Argwohn der Dienerschaft zu erregen, blieb ihr nichts übrig, als wieder in ihr Zimmer aufzusteigen und, auf ihrem Bett sitzend, angstvoll der Rückkehr ihres Mannes entgegenzuwachen.

Der hatte unterdessen längst die Verstellung fallen lassen. Von seiner Aufregung getrieben, lief er dem Laternenmann voran. „Peppi — Peppiczka," rief er, „Mausel, Mädel, wo bist, gib Antwort."

Aber nichts vernahm er, als das Brausen seines Bluts in Ohr und Schläfen.

* * *

Zur selben Stunde kam die Paßstraße herauf, die von Italien am Hotel vorbei ins Inntal führte, Franz Nowotny nach Haus.

Wütend und verärgert hatte er vormittag seinem Hund gepfiffen und war mit ihm aus dem Haus gelaufen. Doch als er draußen war, heiterte ihn Quicks maßlose Freude auf. Das Tier, beglückt der Stubenluft zu entrinnen, gebärdete sich wie verrückt, schoß rasend vorwärts, um sofort wieder zurückzukehren, schnupperte und hüpfte, drehte sich, sein Schwänzchen mit den Zähnen fassend, wie ein Kreisel um sich selbst und versicherte ihm unaufhörlich in den hellsten Tönen: es war ein ganz famoser Einfall, daß du das widerwärtige Hotel verlassen und mich mitgenommen hast.

Bald gefiel auch seinem Herrn trotz des schlechten Wetters das Marschieren. Besonders da, je mehr er sich vom Grand Hotel entfernte, der Regen, der nur strichweise gefallen war, allmählich nachließ. Er mied die aufgeweichten Wege, blieb auf der Landstraße und wanderte bis in die nächste große Ortschaft.

Dort traf er durch die Gunst des Zufalls Einquartierung. Eine Eskadron berittener Kaiserjäger, die zur Übung eingezogen waren. Die Freundschaft mit den Offizieren, die im Wirtshaus mittagmahlten, war schnell geschlossen. Sie plauderten und lachten, bewunderten Quicks außergewöhnliche Dressur, gingen in die Ställe, ritten ein paar Pferde vor und setzten sich zuletzt zu einem Königrufer, der sich so lange hinzog, daß an ein zu Fuß Heimkommen für Franz nicht mehr zu denken war. Er hätte

gern bei seinen neuen Freunden übernachtet, aber die Furcht vor dummen Streichen Manons trieb ihn weg.

So mietete er einen leichten Wagen und fuhr, von lauten „Servus, Tschau grüß dich, Aufs Wiedersehen“ begleitet in der Dämmerung davon. Quick kauerte sich zu seinen Füßen nieder.

Es regnete nicht mehr, einzelne Sterne zeigten sich am Himmel, doch sie verbreiteten kein Licht. Die Landschaft rechts und links verschwand im Dunkel, nur manchmal streifte der Laternenschein ein einsames Gehöft. Dann wieder kam der Wagen durch ein Dörfchen, in dem schon alles schlief. Nur hie und da sah man, durch ein erhelltes Fenster, Menschen bei einem Kranken wachen oder Frauen bei der Lampe nähen, stopfen. Hunde sprangen an die Räder, beschimpften Quick, der sie von oben herab verächtlich dumpf beknurrte; aus der Entfernung gaben andere Antwort, das Gekläff drang gellend durch die Nacht. Bis es wiederum verklang und nur das Klappern der Hufe durch die Stille tönte.

Die froh verlebten Stunden hatten Franz seine Sorgen ganz vergessen lassen. Nun meldeten sie sich wieder. In seinen Mantel eingehüllt, saß er ruhig da und überlegte. So konnte das nicht weiter gehen, Manon mußte das Hotel verlassen, ehe ein Skandal herauskam.

Er beschloß, sich Herrn Hawlitschek anzuvertrauen. Das würde peinlich sein, aber es ging nun mal nicht anders. Nur von ihm konnte er ohne Aufschub ein paar große Scheine borgen. Und nur durch Geld, er konnte sich es nicht verhehlen, würde des Mädchens Widerstand zu brechen sein.

Während er sich das gestand, fühlte er eine sehr schmerzliche Enttäuschung. Er spielte gern den Lebemann und war bestrebt, seine Kameraden im Gespräch an Cynismus noch zu überbieten. In Wirklichkeit jedoch war er den Frauen gegenüber weltfremd und unerfahren und hatte ein empfindsames Gemüt. Zärtlichkeit ohne Neigung war ihm unbegreiflich. So hatte er auch Manon lieb gehabt, und die Erkenntnis, daß er ihr nichts gewesen war als eine volle Börse, tat ihm weh. Ihm ekelte vor der nächsten ihresgleichen, und wieder vor der nächsten — dritten — vierten. Das Wort des Doktors fiel ihm ein: die erste Frau, die man liebt, gewinnen und das ganze Leben in Treue mit ihr verbunden bleiben.

Das müßte wohl ein rechtes Glück sein, jetzt ein junges Weib an seiner Seite zu haben, das ihm ergeben war, dem er bedingungslos vertrauen könnte. Unwillkürlich senkte er den Kopf, als könnte er ihn an ihre weiche Schulter legen, und eine große unbestimmte Sehnsucht weitete sein Herz.

Die Paßhöhe war überschritten, nun fiel die Straße wieder ab und führte in den Wald hinein. Vorsichtig und langsam gingen die Pferde durch das Dickicht. Da war es Franz, als hörte er Geräusch, etwas wie ein leises Weinen, der Hund schlug an.

„Kusch dich, Quick.“ Er richtete sich auf und formte ein Schallrohr mit den Händen. „Halloh!“

Keine Antwort. Es knackte in den Zweigen. Er ließ den Wagen halten, befahl dem Hund, zurückzubleiben und sich ruhig zu verhalten, und sprang hinaus.

„Ist da jemand?“ wiederholte er, entzündete ein Wachslicht und tastete sich nach der Gegend, aus der der Laut gedrungen war.

Dort oben im Gestrüpp schien sich etwas zu bewegen, etwas Helles. Es war, als wollte jemand flüchten.

Er kletterte die Böschung aufwärts und bog die Zweige auseinander.

„Keine Angst,“ rief er, „gut Freund.“

Ein neues Kerzchen flammte auf. Bei seinem Schein sah er ein weibliches Wesen an einer Tanne lehnen, ein junges Mädchen.

Wahrhaftig — er traute seinen Augen nicht, es war die Peppi Hawlitschek. Ohne Hut und Mantel, in einem weißen Kleid, das schmutzig und durchnäßt an ihrem Körper klebte, mit aufgelösten Zöpfen, das Gesicht vom Weinen ganz verschwollen.

Mit entsetzten Augen starrte sie ihn an.

„Erkennen's mich denn nicht? — Ich bin der Franz, der Franz Nowotny.“

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ stieß sie hervor, ließ die Tanne los und wollte auf ihn zu.

„Achtung!“ warnte er, „daß nicht fallen.“ Rasch sprang er näher, um sie aufzufangen.

„Wie kommen's denn daher? Haben's sich verirrt?“

Schweigend bejahte sie.

„Was für ein Glück, daß ich grad da vorbei bin.“

Fest zog er ihren Arm in den seinen und spürte dabei, wie sie am ganzen Körper bebte.

„Wie sind's denn nur daher gekommen?“ forschte er.

Sie schluckte ein paarmal, um ihrer Stimme Festigkeit zu geben.

„Ich hab wollen — ich hab wollen —“ weiter kam sie nicht. Das übrige verschlang ein bitterliches Schluchzen.

„Jetzt dürfen's aber nimmer weinen,“ verwies er ihr, ein wenig ärgerlich. „Jetzt sind's geborgen. Niemand tut Ihnen was.“

„Sein's nicht bös,“ bat sie wie ein gescholtenes Kind. Und indem sie sich unwillkürlich enger an ihn schmiegte, flüsterte sie zaghaft: „Ich hab' mich so g'fürcht.“

Gleich tat ihm seine Härte wieder leid. „Na ja, natürlich so alleinig draußen in der Finster. Aber wie sind's denn überhaupt hier in den Wald kommen?“

Ein Zittern faßte sie aufs neue.

„Ich bin wegg'laufen — immer vor mich hin,“ sie sprach so leise,

daß er Mühe hatte, sie zu verstehen. „Und wie ich wieder hab zurück woll'n, hab ich nimmer g'funden und hab nicht mehr g'wußt, wo das Hotel liegt. Ich bin klettert und klettert und immer schwärzer is worden — und immer stiller. Auf einmal hat sich wo was g'rührt, die Zweig haben knaxt, und langsam ist was 'krochen kommen — ich hab mich so g'fürcht, ich hab g'meint, ich müßt sterb'n — und bin g'rannt, g'rannt —" sie schluchzte laut auf bei der Erinnerung.

„Arme Maus."

Alles, was ritterlich in ihm war, strömte in sein Mitleid mit dem verängstigten Geschöpfchen. Ihre törichte Schwäche ließ ihn seine männliche Überlegenheit angenehm empfinden. Ermutigend streichelte er ihr die Finger und zog sie, zum Zeichen seiner Hilfsbereitschaft, dicht an sich. Auch drang er nicht mehr mit Fragen in sie ein.

„Jetzt hab ich's ja aber glücklich aufg'funden. Jetzt sind's schön brav und haben keine Furcht mehr, gelt?"

Sorgsam geleitete er sie auf dem feuchten, abschüssigen Boden, immer einen Schritt vor ihr, um ihr den Weg zu ebnen. Bei der Straßenmauer angekommen, ließ er sie los, sprang voraus und hob sie ganz behutsam hinunter.

Quick, dem die Gesellschaft des Kutschers äußerst unsympathisch gewesen war, vergaß bei seines Herrn Anblick die vortreffliche Erziehung und stürzte ihm laut aufheulend entgegen.

„Ein Hund!" rief Peppi. Erschreckt, wie Franz glaubte. Und er ermahnte Quick eindringlich, sofort auf seinen Platz auf dem Kutschbock zurückzukehren und sich nicht zu mucksen.

Mit ein paar Worten erklärte er dann dem Kutscher den Sachverhalt, wies ihn an, auf dem Weg, der von nun an in Serpentinen aufstieg, recht vorsichtig zu fahren, hob Peppi auf den Wagen, hüllte sie in seinen Mantel, dessen Kapuze er ihr auf die Haare zog, und bedeckte sie mit seinem Plaid, von dem er nur den linken Zipfel auf die eigenen Kniee legte. Sie ließ ihn willenlos gewähren und lehnte sich zurück, noch ganz betäubt von dem Übergang von Angst zu Sicherheit.

Er drückte sich verlegen in die andere Ecke, wußte nicht, war es schicklicher zu schweigen, oder hatte er die Pflicht, sie zu unterhalten. Aber wovon, um Jesu Christi willen!

Quick hatte, ein Ohr gesenkt, das andere aufgerichtet, interessiert dem Vorgang zugesehen. Er wagte nicht aufs neue das ergangene Gebot zu übertreten. Nur durch ein leises Winseln, durch Schweifwedeln und Kratzen versuchte er die beiden an seine Existenz zu mahnen. Da es ihm nicht gelang, kletterte er langsam abwärts und stieg bettelnd an seines Herrn Beinen auf.

„Wirst du," wehrte der. Flüsternd, um das Mädchen, das eingeschlafen schien, nicht aufzustören. Aber sie rührte sich ein wenig.

„Ist das Ihr Hund?" fragte sie.

„Jawohl, er ist gut, er tut nix."

„Wie heißt er?"

„Quick."

Nach einer Weile schüchtern: „Darf ich ihn ein bisserl haben?"

„Aber natürlich. Ich fürcht nur, er geht nicht zu Ihnen."

Quick strafte diese Prophezeiung Lügen. Mit einem Satz war er auf Peppis Schoß, beschnupperte sie und kuschte sich nieder.

„Merkwürdig, er ist sonst so scheu mit Fremden."

„Er weiß halt, wer ihn gern hat, gelt, Hundi?" Ihre Stimme hatte den weinerlichen Klang verloren, so stolz machte sie die Eroberung.

Sie war hundelieb? Famos. Da war doch was Vernünftiges mit ihr zu reden. Quick überhaupt gab reichlichen Gesprächsstoff. Er war ein arger Missetäter gewesen als Baby. Gefräßig, naschhaft. Schubladen hatte er aufgezogen, Schachteln geöffnet, Büchsen aufgedreht. Einmal hatte er ein paar Malertuben aufgebissen und sich mit den Farben dermaßen beschmiert, daß er einem Papagei geglichen hatte.

Das war zu komisch, darüber mußte sie trotz ihres Kummers lachen.

Weil ihn das freute und weil ihn das Thema auch vergnügte, schilderte er nun seine anderen Hunde. (Er besaß drei und außerdem ein Reitpferd.) Und es gelang ihm wirklich, sie ihrer Beklommenheit zu en treißen.

Sie wurde auch gesprächig, versicherte, daß reiten zu lernen und ein eigenes Pferd zu haben ihr höchster Wunsch sei, und schwärmte von ihrem Spielgefährten, dem Ferdl, einem großen Bernhardiner. Der war goldig. Alles ließ er sich von ihr gefallen, Beuteln, Raufen, Jagen. Wie sie kleiner war, hatte sie ihn angespannt und war sogar auf ihm geritten. Und das Schönste an ihm war, er hatte niemand lieb wie sie. Mit anderen redete er zwar auch, aber nur so nebenbei. Und das war doch die Hauptsache, wen man lieb hat, der muß einem ganz allein gehören.

„Das mein ich auch." Er dachte an die ungetreue Manon.

„Jessus," schrie sie plötzlich auf und fing an, an sich herumzusuchen.

„Haben's was verloren?"

Schon hatte sie's gefunden. Ein Medaillon. Die Schnur, an der es hing, war entzwei gerissen, es steckte aber noch im Gürtel. Drei Locken ihres Hundes waren darin.

„Das Hellgelbe ist von der Brust, das Dunkle vom Schweif und das Weiße hab ich ihm hinter die Ohren weg'schnitten, wo's Fell am weichsten ist." Sie führte die Kapsel an ihre Lippen.

Was für Einfälle sie hatte. Wirklich ein lieber Kerl. Und wie herzig und natürlich sie plauschen konnte. Es lag ihm viel daran, sie dabei festzuhalten.

„Dann wird ihm aber bang sein, dem Ferdl."

„Schrecklich," seufzte sie, „ich darf gar nicht dran denken. Einsperren haben's ihn müssen, wie ich weg bin, sonst wär er nachg'laufen. Mir war auch schrecklich leid um ihn, aber ich hab mich so aufs Reisen g'freut. Ich war noch nie von Haus fort. Und es war mein höchster Wunsch, auf einen hohen Berg zu klettern. Jetzt freilich —" sie brach ab.

„Jetzt freilich wär mir lieber, ich wär beim Ferdl blieben," hatte sie sagen wollen. Sie schauerte zusammen wie im Frost.

„Ihnen ist kalt, gelt?" Er faßte ihre Hand, sie war eisig. „Warten's."

Es fiel ihm ein, daß er Cognac bei sich trug und einen unbenutzten Becher. Den füllte er zur Hälfte und bot ihr ihn an. Sie kostete und verzog die Lippen.

„Trinken's," bat er, „daß sich nicht verkühlen. Zwingen's sich's hinunter, mir zu Lieb."

Da er es so wünschte, kniff sie die Augen zu und trank das Zeug, das wie Feuer brannte, auf einen Zug hinunter.

„So is schön," lobte er, „jetzt wickeln's sich noch fester in den Mantel, — so — und nehmen's den Quick unter die Decken, der wird Sie tüchtig wärmen."

Dankbar sah sie ihn an. Wie er sich um sie sorgte.

„Sie sind so gut, Herr Nowotny, ganz anders, als wie ich mir 'dacht hab."

„So? Wie haben's sich mich denn 'dacht?"

Nein, das konnte sie nicht sagen. Aber er ließ ihr keine Ruh, bat und quälte.

„Also wie?"

„Na ja, Sie waren immer so steif — so still und so —"

„Langweilig, wollen's sagen?"

„Ich hab g'meint, Sie können von nix als von Geschäften reden."

Das Lachen, mit dem er das Geständnis aufnahm, war nicht ganz aufrichtig.

„Das muß ich Ihnen aber sagen, mit Ihnen is mir's akkurat aso gangen. Sie waren immer so g'spreizt, so wohlerzogen."

War das komisch. „Ich wohlerzogen? Wenn's wüßten, wie man mich immer zankt, daß ich so schlimm bin, so unmanierlich und alles ungeniert heraussag'. Ich trau mich nimmer den Mund aufz'machen, wenn Besuch kommt," und plötzlich wieder ganz elegisch, seufzte sie tief auf. „Es kennt mich halt keiner, keiner weiß, wie ich wirklich bin."

Sein neckendes „Sind's denn so unergründlich, Fräulein Peppi?" nahm sie sehr übel auf.

Natürlich, er war wie die anderen. Weil sie noch so jung war, meinte ein jeder, sie hätte nichts im Kopf als Kindereien.

Wieder kamen ihr die Tränen, sie fand sich sehr beklagenswert.

Und plötzlich riß sie sich den Mantel von der Schulter, sie glühte. Der ungewohnte Trunk steigerte den Rausch der Erregung und Erschöpfung, der in ihr gärte. Ihr Wirklichkeitsbewußtsein wurde schwächer, sie war nicht mehr ganz Herrin ihres Denkens.

Ihn hatte ihr Vorwurf mehr verdrossen, als er sich hatte merken lassen. Um ihr zu beweisen, wie falsch sie ihn beurteilt hatte, fing er an seinen Charakter zu erklären und wurde dabei, von der Romantik dieser Stunde verführt, sehr sentimental, sprach von seinem weichen Gemüt, von Enttäuschungen — deutete an, daß er eine Wunde im Herzen trage . . .

Davon aufs äußerste bewegt, rührte auch sie an tiefe Schmerzen ihres Lebens. Ein Mädchen, das sich als ihre Freundin ausgab, hatte sie betrogen. Ihr Patenkind, die Tochter des Direktors, war vor zwei Monaten gestorben, die Mutter drohte, den Ferdl wegzugeben, wenn sie ihn immer in ihrem Zimmer schlafen ließ. Und er bettelte doch so im Winter, ihr Herz tat dann so weh.

Dabei mußte sie an sich halten, um nicht laut aufzuweinen. Aber ihre Traurigkeit war nicht verzweifelt, wie vorhin im Walde, sie war im Gegenteil fast süß. Eine sehnsüchtige Traurigkeit, der Wunsch, sich jemandem anzuschmiegen, von jemandem Zärtlichkeiten zu erfahren. Fester preßte sie den Hund an sich, küßte ihn leise auf sein glattes Köpfchen.

Franz neidete dem Tier die Liebkosungen, aber was im Ballsaal als galanter Scherz gegolten hätte, verschwieg er aus Achtung vor der schutzlosen Verlassenheit des Mädchens, die sich ihm anvertraute. Nur ein wenig näher rückte er, unter dem Vorwand, mehr von der Decke zu erhaschen, und ihm war, als ob auch sie sich zu ihm neigte.

Verstummend fuhren beide in die Nacht hinein. Und die Natur spann um sie ihre Zauberfäden, übte verstohlen ihre unsagbare Macht. —

„Da siecht mer's Hotel scho."

Der Kutscher wies auf die Lichter, die durch die Bäume blinkten.

Peppi fuhr auf: „Sind wir bald da?"

„Bei Tag machet's mer in an poar Minutl, bei der Finster tuat si's scho a wengel schwearer."

Gottlob, noch eine Galgenfrist, eine zu kurze leider. Was würde sie den Eltern sagen. Lüge war ihr fremd. Aber die Wahrheit? Die Furcht, die sie beinahe vergessen hatte, erwachte mit erneuter Stärke.

Er erriet, was sie bewegte.

„Haben's Ängsten?"

Sie nickte.

„Gehen's, haben's Kurasch. Wer weiß, am End hab'n die Eltern nix merkt. Sie können unbemerkt ins Zimmer kommen. Und wenn's in der Früh arg schimpfen woll'n, dann rufen's mich, ich hilf Ihnen."

Wenn das doch möglich wäre. Aber da müßte er von allem selber

wissen. Sie kämpfte mit der Versuchung, ihn um Rat zu fragen. Er war gewiß so klug wie gut. Wenn sie sich nur getraute.

Fünf Minuten waren sicher schon vergangen. Die Lichter wurden deutlicher. Da nahm sie ihren Mut in beide Hände.

„Herr Nowotny," begann sie zaghaft „Herr Nowotny, ich möcht Sie gern was fragen."

„Was denn, Fräulein Peppi?"

Zögernd suchte sie die Worte.

„Wenn wer — ich mein — wenn einer — ein Fremder — Ihre Schwester heimlich umarmt und geküßt hätt."

„Es sollt sich einer unterstehn," brauste Franz auf.

„Sie meinen also auch, das wär sehr was Schlimmes?" fragte sie beunruhigt.

„Etwas Abscheuliches," war er im Begriff zu sagen. Denn bei dem Gedanken, daß diese Frage wohl mit ihrer Flucht zusammenhänge, konnte er sich eines starken Unbehagens nicht erwehren. Aber er besann sich, daß es seine Pflicht sei, ihre Erregung zu beschwichtigen, darum zwang er sich zu einer abgeklärten Ruhe.

„Das käm drauf an. Ich will Ihnen aufrichtig gestehn, Fräulein Peppi, so was passiert häufig, bei einer andren schienet's mir auch gar nicht schlimm, aber bei meiner Schwester, oder sonst jemandem, von dem ich viel halten tät —"

„Sie würden sie verachten?"

„Dem Kerl würd ich eine runter haun," rief er ganz undiplomatisch.

„Wenn er sie aber sehr, sehr lieb hätt," suchte sie ihn zu bereden.

„Dann könnt er's ja offen zur Frau verlangen."

„Wenn er aber — schon verheirat wär?"

Alle Wetter! — Das war ja offenbar eine ganz komplizierte Sache.

„Dann wär er ein gemeiner Lump," entschied er in aufwallendem Ärger.

„Und könnt ihm was geschehn — ich mein — — wenn ein Verwandter —"

„Wenn ich der Bruder wär, ich würd ihn selbstverständlich fordern."

„Jessus Maria!" sie verfärbte sich. Sicher würde der Vater grad so denken.

Franz verhandelte indessen schon wieder mit seiner angeborenen Gerechtigkeit. Er gestand sich, daß er schon ein paarmal arg versucht gewesen war, diese tränenfeuchten Augen mit einem Kuß zu trocknen.

„Halten's mich für keinen Heuchler, Fräulein Peppi, weil ich so streng urteil'. Wir Männer taugen alle nix. Ich will mich auch nicht besser machen, als ich bin. Aber schaun's, es gibt so viel Schmutziges und Häßliches in der Welt. Darum muß an jeder was haben, was ihm rein

und heilig ist, und woran ihm keiner rühren darf . . . Aber von solchen Sachen dürfen's ja noch gar nix wissen."

Was für eine hohe Meinung er von ihr hatte. Er ahnte nicht, was sie vor kurzem Häßliches erfahren hatte. Wenn sie es ihm gestand, würde er dann nichts mehr von ihr wissen wollen?

Schon bog der Wagen um die letzte Krümmung und fuhr auf ebenem Weg schneller dem Gasthof zu.

„Halt!" rief plötzlich Franz.

Ihm war eingefallen: das Räderrollen wird Menschen aus dem Hause locken, und was wird's dann für ein Gerede geben, wenn er um diese Stunde mit dem Mädchen ankommt. Rasch teilte er Peppi sein Bedenken mit, und sie war so eilig, aus dem Gefährt zu springen, daß sie beinahe hinfiel. Als sie aber auf der Erde stand, war sie kaum imstande, sich auf den Füßen zu erhalten.

Er lohnte den Kutscher, der im Dorf zu übernachten gedachte, ab, wies Peppi an, sich fest auf ihn zu stützen, und zog sie mit sich.

Am Fuße der Hoteltreppe ließ er sie los.

„Warten's hier, ich will schaun, ob offen ist. Quick bleibt bei Ihnen," fügte er beruhigend hinzu.

In zwei Sätzen war er auf- und abwärts.

„Niemand ist heroben. Der Nachtportier hat mir aufg'macht. Er sitzt schon wieder in sein Kammerl, und der kennt die Gäst auch nicht."

Die Halle war bis auf eine Seitenlampe unerleuchtet, sie kamen unbehelligt bis zu der Doppelstiege. Weiter wagte er nicht sie zu begleiten. Er löste sie aus seinem Mantel. Donnerwetter — wüst sah sie aus. Wenn sie die Eltern so erblickten.

„Sie hätten sich soll'n an bisserl z'sammrichten."

„Ja, ja."

Jeder Aufschub war ihr eine Erleichterung.

Hier war's nicht möglich, es konnte jemand kommen. Aber links in dem kleinen Warteraum.

„So," schon hatte er eine Flamme aufgeschraubt, „da haben's auch einen Spiegel."

Die Zöpfe löste sie, flocht die aufgegangenen Enden und steckte sie von neuem auf. (Er reichte ihr die Nadeln zu. Was für wundervolles reiches Haar sie hatte, was für kleine Hände.) Dann rückte sie die Bluse und den Rock zurecht, schnallte den Gürtel fester (noch nie war ihm ihr schlanker Wuchs so aufgefallen) und rieb die Stiefel auf der Matte hin und her.

Ganz mechanisch tat sie alles, und kein Wort sprach sie dabei. Ihre Aufregung war einer zwingenden Müdigkeit gewichen, kaum daß sie noch die Augen offen halten konnte. Als sie fertig war, sank sie in einen Fauteuil und gähnte laut und herzhaft auf.

Es war die höchste Zeit, daß sie ins Bett kam. Nur nachsehen wollte Franz rasch, ob der Durchgang durch die Halle frei sei.

Ein Glück, daß er es tat. Denn an der Tür, die zum Garten führte, wurde eben angepocht. So bescheiden, daß der Laut bis zu dem Verschlag des Nachtportiers nicht drang.

Franz ging, um aufzuschließen, und erkannte in dem späten Gast den Vater Peppis. Der dicke Mann keuchte wie nach einem schnellen Gang und wischte sich mit einem roten Taschentuch den Schweiß von seinem kahlen Schädel.

Sofort erriet der junge Nowotny. „Herr Hawlitschek, Sie waren sicher das Fräulein Peppi suchen? sie ist hier."

„Hier?" Der Alte sah ganz blöde drein.

„Daneben sitzt's. Aber Herr Hawlitschek," unterbrach er sich, da er sah, wie der Brauer sich verfärbte und mit der Hand in die Luft tappte, als suche er dort einen Halt. Eilig schob er ihm einen Sessel unter die schwankenden Beine. (Es war heute nun einmal sein Schicksal, die Familie Hawlitschek zu stützen.)

„Also, Herr Hawlitschek — also," er klopfte ihm begütigend den Rücken, „kommen's zu sich, 's is ja nix passiert."

Mit ein paar Worten berichtete er, wie er Peppi im Wald gefunden und heimgebracht hatte.

„Gelobt sei Gott! gelobt sei Gott," stammelte der Alte. „Ja, aber warum ist's denn weggelaufen?"

„Sie hat halt woll'n nach'm Nachtmahl noch spazieren gehn und hat sich verlaufen," log Franz, ohne zu erröten. „Heut fragen Sie's aber besser nimmer aus, sie is so müd. Und gelt, Herr Hawlitschek, sie hat so Ängsten, Sie strafen's nicht dafür?"

„Strafen?" die Augen standen ihm voll Wasser. „Das vergeß ich Ihnen mein Lebtag net, Herr Nowotny, was Sie mir an mein Kind tan haben." Er drückte des jungen Mannes Finger, daß sie schmerzten.

„Na, alsdann warten's an Momentel, ich will's nur vorbereiten, sie is eh so g'schreckt."

Er öffnete die Tür des kleinen Zimmers, und Herr Hawlitschek, der durch die Spalte lugte, sah seine Tochter auf einem Lehnstuhl sitzen. Ihr Kopf lag auf dem Rückenpolster, ihre Hände hielten einen weißen Hund umschlungen. Und Hund und Tochter schliefen so fest und tief, daß die Schritte der Eintretenden sie nicht erweckten.

Franz, der sich in seine Beschützerrolle ganz eingelebt hatte, winkte dem Vater zu.

„Weck mer's nicht auf," flüsterte er, „bring mer's rauf zur Mutter."

Und ohne erst zu fragen, setzte er den verblüfften Quick an die Erde und nahm das junge Mädchen in seine Arme. Sie öffnete die Augen

nicht, gab einen Laut von sich, als ob ein Vögelchen im Schlummer zwitschert, nestelte den Kopf an seine Schulter und schlief weiter. —

Frau Hawlitschek, entnervt von der Qual ruheloser Wartens, kämpfte mit einem Weinkrampf beim Anblick ihrer Tochter. Doch als sie sich beruhigt hatte, war ihr erstes Wort: „Hat euch nur niemand auf der Stieg'n ang'troff'n?"

* * *

Der Hausknecht mußte lange an der Tür des Zimmers Nr. 35 pochen, ehe sein Bewohner sich mit einem schlaftrunkenen „Ja, ja, schon gut," betätigte. Dann dauerte es noch eine geraume Zeit, bevor Clemens Breißmann sich zurechtfand. Ihm war, als hätte er in den letzten Stunden viel Ungewöhnliches erlebt. Ein Blick auf die beschriebenen Blätter, die seinen Tisch bedeckten, belehrte ihn: nur seine Phantasie war durch schwere Schicksale gewandert und in ihnen so versunken, daß sie ihm die eigenen dünkten.

Er lief zum Fenster, schob die Gardine weg und öffnete die Flügel. Die Sonne hatte die Bergrücken noch nicht überklettert, aber die Helligkeit des Lichts kündete bereits einen sieghaft klaren Tag. Noch lag Dämmerungsdunst auf den scharfgezähnten Dolomitenwänden, die rötlich gegen den mattblauen Himmel standen und mit ihrem Spitzenwerk von Nadeln und von Zacken, unter dem feinen Schleier neuen Schnees, der ihre Farbe blaßte und ihre Masse löste, räumlich abgerückt erschienen, unwirklich, eine Fata Morgana.

In vollen Zügen genoß der Dichter die Morgenkälte, die seine übernächtigten Augen köstlich kühlte. Er nahm das wundervolle Wetter als eine gute Vorbedeutung für das Gelingen seiner Pläne. Ein Machtgefühl durchströmte ihn. Neben ihm lag der Entwurf zu einem Werk, dessen erfolgreiche Vollendung er nicht bezweifelte, und das Geschöpf, das er zum Werkzeug seines Ruhms zu modeln hoffte, harrte seines Rufs und seiner Weisung. Er schwelgte schon im Geist in künftigen Triumphen und freute sich darauf, sie in der Mitteilung an seine Frau voraus zu kosten.

Hastig kleidete er sich an, klingelte, um seine letzten Anordnungen zu treffen, und dachte, als seinem Läuten sofort ein Klopfen folgte „Wirklich, eine pünktliche Bedienung in diesem Hause."

Doch nicht der Kellner mit der Rechnung, Franz Nowotny trat in die Stube. Seine Stirn war wolkenlos wie der Himmel draußen, und seine Augen strahlten, als sei in ihm bereits die Sonne aufgegangen.

„Verzeihen bitte, daß ich so zeitig stör'. Aber ich hab g'hört, daß um sieben Uhr reisen, und hab Sie vorher sprechen woll'n, um mich zu bedanken."

Breißmann, der noch ganz mit sich beschäftigt war, blickte den Sprechenden befremdet an.

„Ich wüßte nicht wofür.“

„Sie nehmen ja die Manon mit hinunter. Ich hab's erst spät bei Nacht erfahren, wie ich z'Haus kommen bin. Wie soll ich Ihnen das vergelten?“

Diesen Freudenausbruch fand Clemens unverschämt.

„Der Kerl tut wahrhaftig, als tät ich's ihm zuliebe.“ Aber unwillkürlich sank das Mädchen, dessen Entdeckung ihn eben noch mit stolzen Hoffnungen erfüllt hatte, in seiner Achtung.

„Fräulein Lambert hat mir etwas vorgespielt, ich halte sie für ein großes dramatisches Talent.“

„Was Sie sagen? Sie hat mir's ja immer vorgeredt, ich hab's ihr aber nimmer 'glaubt. Na von mir aus, ich vergönn ihr's, sie is im Grund doch ein armer Hascher.“

Der andere zog seine Uhr. „Wo nur der Kellner mit der Rechnung bleibt, ich bin so eilig.“

„Werd ihn gleich heraufschicken, Herr Doktor,“ sagte Franz.

Dabei blieb er stehen. Man sah, er hatte noch etwas auf seinem Herzen.

„Sie ahnen gar nicht, was Sie mir da für einen Riesendienst erweisen.“

„Geht denn der Mensch noch immer nicht,“ dachte Clemens. Er fiel ihm furchtbar auf die Nerven.

„Ich weiß — ich weiß, die Rücksicht auf die Familie Hawlitschek.“

„Und auf das Fräulein Peppi ganz besonders.“

Der Ton fiel Clemens auf.

„Nanu, das Gänschen?“

Franz wurde feuerrot. „Ich hab meine Meinung über sie geändert.“

„Ach was — über Nacht?“

Da lachte Franz, daß man seine weißen Zähne hätte zählen können.

„Ja wirklich über Nacht.“

Und nun kam, was ihm auf den Lippen brannte, — er mußte jemanden haben, dem er von der gestrigen Begegnung erzählte.

„Wissen's, ich denk mir halt, irgend ein ordinärer Mensch hat sich einen Spaß mit ihr erlaubt, und der Kindskopf hat g'meint, sie hätt wer weiß was Unrechts begangen. Ängsten vor die Eltern hat's auch schreckliche, da ist's halt wie an Narr hinausg'rannt und hat sich in der Finster verlaufen. Zuerst war's ganz verstört, aber dann hat's sich beruhigt und is beim Plauschen ganz aus sich herausgangen. Man kennt ja so an Mädel gar nicht, wenn man's immer nur mit andren sieht.“

Breißmann beugte sich über seine Decken, die er zusammenrollte, aber seine Finger waren ungeschickt. Er sah die Szene vor sich, er durchlebte die Empfindungen der beiden jungen Leute, die miteinander durch die stille

Landschaft fuhren. Er fühlte, wie Einsamkeit und Nacht zum Kuppler zwischen ihnen wurden.

„Dummer Junge," dachte er, „der nicht weiß, wofür er mir zu danken hätte. Ich habe sie ihm zugejagt, an meinem Feuer hat sie sich entzündet. Not und Angst haben das Weib in ihr geweckt." Und er verhielt sich kaum, ihm zuzuschreien: „Den ersten Kuß haben ihre Lippen doch von mir empfangen."

Franz ahnte nichts von dem Sturm, den seine Worte in des anderen Brust erregten.

„Ich weiß nicht," schloß er, „in einem fort ist mir der Satz im Kopf herumgangen — wissen's aus dem Roman — ‚Die erste Frau, die man lieben lernt, heiraten, und sein ganzes Leben in Treue mit ihr verbringen'."

„Nun," fuhr Breißmann spitzig heraus, „die erste wäre es jedenfalls nicht und wird auch wohl nicht die letzte bleiben."

Diese Bosheit fiel wie ein kalter Wasserstrahl auf des Jünglings Enthusiasmus. Er kam ganz aus der Fassung und fand keine abwehrende Entgegnung.

„Jetzt hab ich Sie aber lang g'nug aufg'halten," sagte er nach einer Weile. „Verzeihen, wenn ich Ihnen hier glückliche Reise wünsch. Zum Wagen kann ich nicht gut kommen — wegen der Manon — es wär doch genant."

Sie schüttelten sich die Hände.

„Es war mir eine Ehr."

„Bitte, ganz meinerseits."

* * *

Clemens schloß den Koffer, prüfte die Schlösser. Auf einmal warf er wütend die Schlüssel auf den Boden.

Auf seiner frohen Laune lag ein dicker Nebel.

Sein Wert, sein Ruhm — wertloser Plunder alles.

Jung sein, Liebesglück genießen, die Illusion der Ewigkeit der Liebe haben — das hieß Leben — alles andere war — Kaff.

Wenn er an den jungen Wiener dachte, stieg ihm der Neid gallbitter in die Kehle. —

„Der Wagen steht schon unten, Gnaden," meldete der Hausknecht und belud sich mit dem Koffer. Dabei fegte er das Manuskript vom Tische, die Blätter flogen an die Erde, der Zugwind wehte sie dem Fenster zu. Erschreckt stürzte Clemens vor und schloß die Flügel.

„Nehmen Sie sich doch in acht," schrie er, „das ist mein kostbarstes Besitztum."

Er bückte sich, die Seiten aufzuheben, beim Einsammeln fesselte ihn

der Inhalt hie und da. Darüber vergaß er Franz und Peppi, den Wunsch nach Jugend und der Illusion der Liebe. Das Getriebe seines Hirns war wieder in Bewegung, die Unruhe des Schaffens faßte ihn, aufs neue war er dem Fluch seines Talents verfallen.

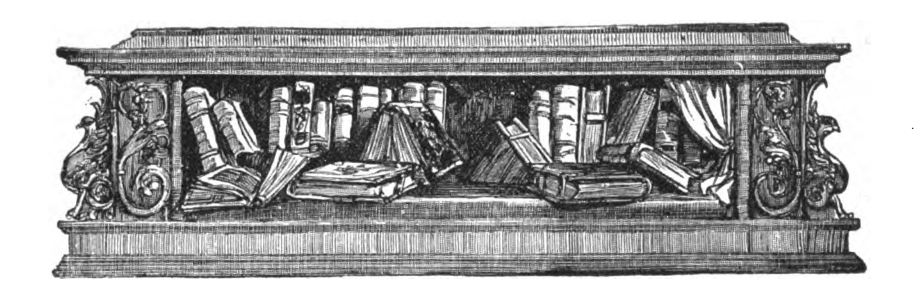
Als ihm Manon in der Halle in einem kleidsam kecken Reisekleid entgegenkam, schien sie ihm auch heute die Verkörperung seines dichterischen Einfalls. Er nahm es als ein Zeichen, daß sie den gleichen Eindruck auf das Publikum machen würde, und begrüßte sie verbindlich.

Die Pferde zogen an, ihre Schellen klangen, lustig knallte der Kutscher mit der Peitsche.

Noch einmal wendete Clemens Breißmann seinen Kopf dem Fenster zu, hinter dem er die kleine Peppi schlafend wußte. Dann drückte er sich fester auf den Sitz an Manons Seite, seine Hand griff tastend nach dem Manuskript in seiner Manteltasche.

Aus der Einsamkeit der Berge, aus dem blauen Firnenäther, in den er sich aus dem Dunst der Niederung geflüchtet hatte, brachte er Großstadtstickluft mit nach Haus, das Spiegelbild eines Sumpfes, auf dem die Irrlichter des Lasters zuckend tanzten.





Selma Lagerlöf.

Von

Kurt Walter Goldschmidt.

— Berlin. —



Einer in ihrer beinahe unmodernen Einfachheit so bedeutenden Erscheinung wie der Lagerlöf gegenüber fühlt man wieder einmal die ganze Schwere der Kritik, die von einem durch Romantik oder Tantièmen größenwahnsinnig gewordenen Belletristenvölkchen unserer Tage so gern ins Reich der quantités négligeables verwiesen wird oder lieber noch klanglos zum Orkus hinabgeschickt würde. Wir haben ja gerade in den letzten Jahren Proben dieses Fanatismus erlebt, der selbst bilderstürmerischer Kunstbarbarei an Borniertheit den Rang abläuft. Wieviel Köpfen ist auch wirklich schon die Erkenntnis aufgedämmert, daß Kritik, soweit sie nicht zu unfruchtbarem Alexandrinismus erstarrt, gar nichts anderes ist, als eine mehr ästhetische und intellektuelle Art der künstlerischen Produktion; daß es sogar große Dichter gibt, in denen die ästhetische Reflexion primär, anstoßgebend und schöpferisch-befruchtend wirkt, — Schiller, der selbst dazu gehörte, hat sie bekanntlich die „Sentimentalischen“ genannt. . . .

Schon Friedrich Schlegel, aus dessen Fragmenten unsere flink absprechenden Herrchen noch manches lernen könnten, hat einmal gesagt, daß man ein Kunstwerk nur d u r ch ein Kunstwerk richten könne — d. i. durch den persönlich gestalteten Ausdruck eines Ichs, in dem ein anderes Ich sich spiegelt. Freilich, wie jene sentimentalisch-reflexiven Dichter, die nicht etwa mit dem schlechthin logisch-analytischen Lessing-Typus zu verwechseln sind, erst auf einer sehr hohen Stufe der Verinnerlichung und des sinnlich-geistigen Dualismus möglich werden — so sind auch jene „potenzierten Kunstwerke“, die man vulgo Kritiken

nennt, in ihrer feinsten Duft-Ausstrahlung und ihrem persönlichsten Inhalt immer an Perioden hoher Geisteskultur und Kunstblüte geknüpft.

Wenn man Rang und Wert der Kritik richtig einschätzen will, sollte man doch nie vergessen, wie eigentümlich sie zugleich Dienerin und Herrin der Kunst ist. Sie will gewiß vermitteln, will uns das Intimste, Wesenhafteste eines Menschen, eines Werkes, einer Anschauungs- und Schaffenswelt mitschwingend nahebringen, formelhaft verdichten — doch es gehört nur ein ganz klein wenig Erkenntnistheorie dazu, um einzusehen, daß wir die Kunst nur so weitergeben können, wie wir sie selbst empfangen, wie sie sich in unserem Kopfe malt. Glaubt es den glatt in jede fremde Haut schlüpfenden kritischen Verwandlungskünstlern nicht, daß wir jemals gleichsam das „An sich" eines Kunstwerkes zu packen vermöchten; Subjektivität ist ja noch in diesem leider nur allzu zeitgemäßen Variétéstil der Kritik, aber nur eine schwache, verblasene Subjektivität, die vor lauter Knochenlosigkeit sich selbst nicht mehr fühlt oder sich doch selbst nicht ernst zu nehmen vermag. Hier waltet, wie mir scheint, auf anderer Stufe derselbe Unterschied wie zwischen dem Naturalismus und aller Kunst großen Stils. Auch der Naturalist will ja nur „vermitteln", bleibt aber freilich, wie sein kritischer Gesinnungsgenosse, noch im Vorhof des Allerheiligsten; auch der Kritiker wie der Künstler großen Stils will das Vermittelte vorerst im Tiegel der eigenen Individualität umschmelzen. —

Seien wir doch ehrlich! Die Dogmen der alten Ästhetik sind überwunden, und das graziöse, oft aber auch widerlich-süße Feuilletongeschwätz verdient nicht den Ehrennamen der Kritik; unsere Aufgabe ist heikler, schwerer, zarter, umfassender und verantwortungsvoller geworden — eben weil wir statt Maßstäben und Gesetzen im wesentlichen nur noch die quellende Unbestimmtheit des Lebens kennen, in das wir unser Bild drücken sollen; das Ineinanderspiel der Individualitäten, in dem wir nach den Bedingungen unseres eigenen Seins Partei nehmen müssen. Der Kritiker der Gegenwart kann und will nichts anderes geben, als Eindrücke, seine Eindrücke, und die intellektuelle Redlichkeit hat wenigstens soweit Fortschritte gemacht, daß der dummfrech-bescheidene Pluralis maiestatis dem ehrlich-bewußten Ich allmählich das Feld räumt. Was tut's, daß hier und da sich ein paar blöde, kokette und dürftige Ichs spreizen? Das ist unangenehme Begleiterscheinung und immer noch besser als die in erhabenem Stumpfsinn thronende Unpersönlichkeit . . . .

Man wende nicht ein, daß dadurch eine Verengung und Verarmung der kritischen Möglichkeiten notwendig würde, weil Einseitigkeit und Intoleranz die Folge wäre. Erstens nämlich schreibt man am besten wirklich nur über Tief-Verwandtes, das man in sich selbst wiederzeugend zu erleben vermag, und gerade hier wäre eine bessere Arbeitsteilung

als heut dringend erwünscht, wo alles von allen gelesen, besprochen, zerfetzt und entwertet wird; zweitens kann der Kritiker-Künstler sehr wohl auch durch Entgegengesetztes sich selbst ausdrücken, in Fremdes seine eigenen Möglichkeiten, Sehnsüchte, Wesenskeime und Ergänzungsbedürfnisse senken; es ist immer noch der Ton, der die Musik macht, und Auffassung, Darstellung, Auswahl, vor allem aber jene nur dem Psychologenohr vernehmlichen schwebenden Halb- und Untertöne des Gefühls werden das Tiefmenschliche im Kritiker verraten — das aber ist das Künstlerische, aus dem alle Gestaltungskräfte quellen.

Es ist keineswegs bloßer Zufall noch doktrinäre Vorwort-Geschwätzigkeit, was mir gerade angesichts der schwedischen Dichterin diese allgemeinen Gesichtspunkte und Wendungen eingibt. Gerade vor dieser schmucklos reinen und bewegenden Kunst fühlt man alle Hoheit und Unzulänglichkeit der Kritik. Man müßte über Prosperos Zauberstab gebieten, um die weißleuchtende Magie dieser Kunst, die oft so unfaßbar zart ist wie das im Äther segelnde Frühlingswölkchen oder der Hauch zwischen den Lippen der Liebenden, in fremde Seelen einzustrahlen. Gewiß gibt es Menschen und Künstler von viel größerer seelischer Verfeinerung und Nuancenfülle als die Lagerlöf; aber sie sind um so viel leichter zu vermitteln, als sie bewußter sind, wie etwa Jens Peter Jacobsen in all seiner süßen und klingenden Morbidezza; nirgends aber ist in der modernen Literatur eine stärkere, an jungfräulichen Zaubern reichere Stimmung mit so völliger Abwesenheit jedes Raffinements verbunden gewesen. Die erstaunliche Simplizität — die übrigens, wie sich zeigen wird, eine ungemein kunstvolle Technik nicht ausschließt — und die schlicht-suggestive Gewalt dieser Kunst, die bald quellenmurmelnd, bald orgeltönig, immer aber aus Naturtiefen klingt und andächtige Herzen bannt — das ist eins der großen Leitmotive in der Musik dieser Persönlichkeit. Und ein anderes, nicht minder bedeutsames: die üppige Lust und Kraft zum Fabulieren, das verschwenderische Erzählertalent, das Füllhorn-Quellen, das uns mit einem Reichtum von Geschichten, Pointen, Abenteuern förmlich überschüttet — und von dem in Kürze einen Begriff, im knappgespannten Rahmen ein gedrängtes Bild zu geben, die zweite große Schwierigkeit der Lagerlöf-Kritik ist. . . . Selma Lagerlöf gehört tatsächlich zu den ganz starken epischen Talenten der neueren Literatur; nur die Könige der Epik streuen in solch fröhlich-sorgloser Verschwendung ihre blinkenden Schätze aus.

Ich kenne nur ein modernes Werk, das sich an unmittelbarer, vom Herzen kommender, zu Herzen gehender Gefühlskraft mit den besten Schöpfungen der Lagerlöf messen kann: den ersten Teil von Björnsons „Über unsere Kraft“. In anderer Hinsicht könnte man noch an Arne Garborgs „Frieden“ denken. Ja, wenn man's auf eine notwendigerweise schematische Formel bringen wollte, könnte man vielleicht sagen:

Die Lagerlöf ist Björnsonsche Herzkraft, ins Seelische des Arne Garborg vertieft. . . . Der feinfühlige, der Dichterin befreundete Stockholmer Ästhetiker Oskar Levertin hat in einem summarischen, aber das Wesentliche treffenden kleinen Essay, den uns die von Georg Brandes herausgegebene Monographieen-Sammlung „Die Literatur" in deutscher Übersetzung gebracht hat, einen unmittelbaren Einfluß Björnsons auf die Dichterin angenommen. Damit mag es seine Richtigkeit haben, da man sich ja vorzugsweise vom Verwandten beeinflussen läßt, und insbesondere mögen die „Bauernnovellen" auf die Lagerlöf gewirkt haben; indessen genügt schon die Tatsache der Geistesverwandtschaft. . . . Nun ist's heute, bei den Pikfeinen und Ganzmodernen, ein bißchen Mode geworden, auf die Persönlichkeiten vom Björnsonschnitt herabzusehen. Freilich: wir haben die unermeßlichen Wilde, d'Annunzio, Dehmel, Wedekind, deren unbestreitbare, aber mittelwüchsige Talente und Verdienste täglich ins Überlebensgroße gestreckt werden. Wir konnten's eben jetzt wieder erleben, wie allerlei Journalisten geringschätzig auf den „überwundenen" Schiller herabsahen, dessen bei aller schwäbisch-volkstümlichen Sentimentalität, bei aller Gestaltungsblässe gewaltige Persönlichkeit an Kultur-Problematik und -Programmatik die epochale Erscheinung Goethes jedenfalls erreicht. — Und wenn man auch in Ibsen die ungleich überlegene Persönlichkeit, ja den Formelfinder des modernen Dramas mit Recht verehren mag — sollte man nicht gerecht und umfassend genug sein können, um auch Björnson zu würdigen? Warum versagen denn gerade hier die allzu „Vielsaitigen", um Nietzsches geistreich-treffende Orthographie zu gebrauchen? Weil die in allen Finessen und Raffinements der sogenannten modernen Psyche beschlagenen Herren e i n e s nicht empfinden und begreifen: das Imponierende einer großen Persönlichkeit. Größe aber ist sozusagen in abstracto vorstellbar, als etwas über individuelle Bestimmtheiten Erhabenes; und wir identifizieren uns keineswegs mit einer Persönlichkeit, wenn wir auch, von den Schauern der großen Natur angeweht, uns huldigend vor ihr neigen.

Auch die Dichtungen der Lagerlöf sind wie diejenigen Björnsons nichts weniger als artistisch paprizierte und getrüffelte Kost; es fehlt ihnen am Hautgoût, und die verwöhnten Gaumen sind von vornherein davor zu warnen. Sie gehört zu jenen Künstlern, die in ihrer quellfrisch-erquickenden Un- und Antimodernität zur K o r r e k t u r und M e d i z i n der Moderne werden können. Ist's eine Botschaft, die nach der pausbäckigen Borniertheit des Heimatkunst-Evangeliums schmeckt? Aber nicht doch! Schon die Alten lehrten, daß nur Gleiches auf Gleiches wirken kann — und die urwüchsige Kunst der Lagerlöf reicht in ihren feinsten und zartesten Ausläufern wie in ihren untersten Seelenschichten weit hinein in Höhen und Tiefen der „Moderne". . . .

Man könnte, wie mir scheint, eine moderne Ästhetik auf eine eigen-

tümliche Doppelung des Künstler-Typus gründen. Der Künstler hängt nämlich entweder noch mit der Masse zusammen, ist gleichsam nur gesteigerte und potenzierte Masse, teilt alle ihre Vorzüge und Begrenzungen und ist ihr nur an Fülle der Vitalität überlegen, die sich aber immer gesund-normal nach außen entlädt — oder aber er tritt der Masse als losgelöstes und antagonistisches Glied gegenüber, als ein bewußter Sucher seines Ichs und seines Stils, dessen ganz verinnerlichte Vitalität sich in selbständigen und neuartigen Formen kristallisiert. Der eine Typus wird die Urwüchsigkeit der Empfindung, die glückliche Kraft der naiven und unmittelbaren Improvisation voraushaben; der andere die Originalität, die artistische Bewußtheit, die Abweichung von der Banalität und Normalität des Durchschnitts. Die Gefahr des einen wird in der Tendenz zum Melodrama liegen, zum Volksmäßig-Krassen oder -Simplen; die Gefahr des anderen in der Neigung zur Gesuchtheit; zum Preziösen; zum Unbanalen um jeden Preis; in der nervösen Berührungsscheu vor allem Einfach-Gesunden, Natürlich-Naheliegenden, vor Münzen, die schon durch viele Hände gegangen, Wegen, die schon von vielen Füßen beschritten sind. . . . Den ersten Typus repräsentieren die kraftvollen und mitunter auch ein bißchen wüsten volkstümlichen Rhapsoden, die Günther, Bürger, Liliencron; ja, Nietzsches hochkultivierter und leidenschaftlicher Artistengeist nimmt sich einmal „mit Ingrimm" sogar der französischen Klassizisten gegen das „wüste Naturgenie" Shakespeare an; den anderen Typus vertreten alle jene im Vollbesitze der künstlerischen Ausdrucksmittel mehr oder minder leicht kränkelnden Geister, die wir literarhistorisch als „Romantiker" oder „Ästheten" abzustempeln gewöhnt sind. — Es ist ein Gegensatz, der sich im großen und ganzen mit demjenigen von „klassisch" und „romantisch", „klassisch" und „modern" deckt. Nur daß die Wirklichkeit niemals restlos in dergleichen Abstraktionen aufgeht: denn erstens fehlen auch in den robustesten Zeiten niemals ganz jene schwermütig-isolierten Sonderlinge des Geistes, von dem jungen Griechen, den die Lektüre der platonischen Dialoge zum Selbstmord trieb, bis zu Hamlet und dem aus der Art geschlagenen Medici, dem Pensieroso des Michelangelo; zweitens wäre es vollkommen verfehlt, sich jene noch tief im Massenempfinden wurzelnden Geister als glücklich-dumpfe Naturkinder vorzustellen, denen die großen Eingebungen vom Himmel fallen. Noch hat tatsächlich keine große Begabung ohne Not und Mühe produziert; ja, je größer ein Ingenium ist, d. i. je reicher, chaotischer, tragischer, mit reicheren Möglichkeiten schwanger, mit Widerständen beschwerter, um so ungeheurer wird die Energie sein müssen, mit der es das Chaos zum Kosmos zwingt. Wir müssen das seltsame Paradoxon verstehen lernen, daß gerade die urwüchsigsten Künstler oft zugleich Artisten ersten Ranges sind — vielleicht eben weil das derbkräftige Material eine doppelt gewaltige ordnende Potenz fordert. So elementar

Shakespeare ist — wer käme ihm in Abtönung seiner Gemälde, in Knüpfung und Steigerung seiner Wirkungen gleich? Ist nicht etwa der „Sommernachtstraum“ mit beispiellosem Raffinement gemacht?! Den verehrten Monopolisten der Intuition mag die Tatsache immer wieder vorgehalten werden, daß es die göttliche Unbewußtheit allein nicht tut, wenn nicht ein klein wenig Verstand mit im Spiel ist. —

Unsere Dichterin kommt nicht nur aus den gestaltungskräftigen Tiefen jenes „Volks“, das nicht mit dem unproduktiven, entwurzelten und zusammengewürfelten großstädtischen Proletariat, dieser auch schon durch den Kapitalismus und die Modernität verdorbenen Masse, zu verwechseln ist — sie besitzt auch im reichsten Maß jenen liebevollen Fleiß und jenen beherrschenden Kunstverstand, dem doch das letzte Wort bleibt. Sie erhebt sich in ihren besten Schöpfungen selbst zu jener großen Kunst, in der, wie die ästhetischen Kategorieen des Realismus und Idealismus, so auch die Unterschiede von Masse und Individuum gegenstandslos werden.

Das beste Erbteil aber, das ihr das „Volk“ mit auf den Weg gegeben hat, ist etwas, was mir, wenigstens in dieser Stärke, geradezu einzigartig erscheint, wofür ich daher keinen anderen und geringeren Namen habe, als den der mythenbildenden Kraft. Vom „Volk“ hat sie die gesunde Ungebrochenheit des Gefühls, den scharfen Wirklichkeitssinn, die Tüchtigkeit und Spannkraft der Seele, die beherzt auch auf die Dunkelheiten und Schrecknisse des Lebens losgeht, jene Vorneigung für das Schauerliche, Schroffe, Harte, die Nietzsche preist und fordert; freilich mitunter eben auch jenen leichten Zug zum Melodramatisch-Krassen und Grausigen — vom Volke aber hat sie vor allem jenes Größte, die naive Inbrunst der noch nicht vom unfruchtbaren Verstande zersetzten Glaubenskraft, die urzeitliche Macht der Phantasie, die wirklich an die selbstgeschaffenen Gebilde glaubt. Diese Urfähigkeit macht sie zu einem in gewissem Sinne zeitlosen Phänomen und zur echtesten Balladen- und Legenden-Dichterin, die wir heut besitzen. Ballade und Legende: das sind die beiden Pole ihres Schaffens — auch ihre Romane sind im Grunde kunstvolle Balladen- und Legenden-Mosaiken — und religiösen wie profanen Stoff weiß sie mythisch zu beseelen. Die Religiosität der Lagerlöf gibt schon hier zu denken. Sie bevorzugt ja doch religiöse Motive und ist schon durch die Tiefe ihrer Humanität und ihres sozialen Mitgefühls dem Geiste des Christentums nahverwandt. Aber die Ganzmodernen, die ihre Philosophie aus Büchner und Häckel beziehen, mögen sich beruhigen: Selma Lagerlöf ist mindestens so aufgeklärt wie sie; sie gibt den Wunder- oder Gespenstergeschichten, die sie als echte Tochter des Volkes besonders liebt, fast immer einen „natürlichen“, rationalistischen Sinn und Abschluß oder rückt sie doch in das Dämmerlicht jener geheimnisvollen Dinge zwischen Himmel und Erde,

die sich unsere Schulweisheit erst noch erobern soll; aber solange sie erzählt, glaubt sie selbst, glauben wir mit ihr das Erzählte, und gerade hier scheint sich der tieferen Betrachtung der Zusammenhang des religiösen mit dem poetischen Instinkt in wunderbarer Klarheit zu entschleiern. Die Lagerlöf hat eben jene Fähigkeit primitiver Kulturen, fromme Wunsch- und Traumgebilde zu verlebendigen, — der gegenüber alle kritische Besserwisserei einfach zur Dummheit wird. Es ist ein erstaunlicher und preiswürdiger Atavismus, dem wir hier begegnen, und unsere lendenlahme und zeugungsunfähige Analyse sollte beschämt vor dieser bildkräftigen Synthese stehen. —

In zwei Werken scheint sich mir, mag auch das eine künstlerisch nicht in erster Reihe stehen, diese mythologische Kraft der Lagerlöf am reinsten zu offenbaren, und ich möchte sie daher voranstellen. Ich meine die: „Gösta Berlings Saga" und die „Christus-Legenden". Sie bezeichnen wohl am besten die national-balladeske und die religiöse Gruppe in den Werken der Lagerlöf, die noch durch andere, künstlerisch vielleicht bedeutendere, aber nicht so rein geprägte Schöpfungen vertreten sind. — Hier dürfte es am Platze sein, über den Lebensgang der Lagerlöf einige Aufschlüsse einzufügen, da vielleicht kein anderes ihrer Werke so organisch aus ihm herausgewachsen ist, wie gerade „Gösta Berlings Saga". Ich entnehme die Angaben der schon zitierten kleinen Schrift von Levertin. „Selma Lagerlöf ist 1858 in Värmland geboren. Von 1882 bis 1885 besuchte sie das Lehrerinnen-Seminar in Stockholm und war dann viele Jahre Lehrerin in der kleinen südschoonischen Stadt Landskrona. Bis 1890 war sie vollkommen unbekannt. Eine Frauenzeitung in Stockholm, Idun, veranstaltete im Frühling jenes Jahres eine Preisausschreibung für Novellen ‚von ungefähr 100 Seiten'. Dorthin sandte Selma Lagerlöf die ersten Fragmente des Buches, das so geliebt und berühmt werden sollte — Gösta Berlings Saga. — Seit dem Erscheinen dieses Werkes hat sie die engen Kreise der Kleinstadtlehrerin verlassen. Bevor sie sich wieder in einer schwedischen Provinzstadt niederließ, in Falun, dem alten Kupferbergwerk, der Hauptstadt des urschwedischen Dalekarlien, war sie lange im Süden und im Orient gereist." — Auch die Notizen über die „Gösta Berlings Saga" mögen hier noch eine Stätte finden; sie beweisen, wie die Lagerlöf nicht nur in seelisch-unbewußtem, sondern auch in höchst stofflich-realem Zusammenhange mit der volkstümlichen Tradition steht. Hier wiederholt sich jenes so vielen bedeutenden Künstlern gemeinsame Phänomen: das Charakteristische des Erstlingswerkes, in dem sich, wenn auch noch vielfach tastend, verworren und gleichsam unterirdisch, aber doch in selten wieder erreichter, unabgeschwächter Drastik und Plastik die Eigenart des Schaffenden ankündigt. In Motiven und Milieu handelt es sich hier nicht um gestaltlos-nebelhafte Phantastik, sondern um höchst greifbare,

von Mund zu Mund gehende Überlieferungen, die auf die Jugend der Dichterin ihren Fabelschimmer warfen und wohl lange Helldunkel in ihr nachgezittert haben, bis sie ihnen in eigenen Formen neues künstlerisches Leben gab. . . . „Gösta Berlings Saga war in ihrem eigenen Haus daheim . . . aber erst viel später, auf einer Wanderung über die Malmskillnadsgasse in Stockholm, zwischen dem Hafengassenhügel und der Feuerwehrstation, kam ihr die Idee, die Saga ihrer Heimat, der vaterländischen Landschaft, zu schreiben. . . . Das Land ist der Sprengel Frykdal, der lange Löfven-See ist der Fryken, Värmlands Lago di Como, usw. Lilliecronas Heim, über dem der taufrische Morgenfriede einer neutestamentarischen Idylle ruht, hieß in Wirklichkeit Mörbacka und war Selma Lagerlöfs eigenes Elternhaus und Kindheitsheim.“ Lilliecrona: das ist einer aus der Tafelrunde der Kavaliere von Ekeby, die im Mittelpunkte der Saga stehen; einer der zartesten unter den wilden Gesellen, die abseits von aller zahmen Bürgerlichkeit ein Leben in Freiheit, Schönheit und Abenteuerlust leben; ein Musiker und eine freiheitsdürstende Künstlerseele, die zwischen der engen Idyllik häuslichen Friedens und der lebentrunkenen Atmosphäre von Ekeby schwankt. . . . Eine wunderlich gemischte Gesellschaft ist es, die sich hier zusammengefunden hat: Ausgestoßene der Gesellschaft; alte Sturm- und Raubvögel, denen die Schwinge gelähmt ist; Tollköpfe und Kraftnaturen; Dichter, Musiker und Philosophen. Eine zeitlose Insel gleichsam, auf die sich alles gerettet hat, was ungewöhnlich, kraftvoll, märchenlüstern, geschwellt von traumhaften Dingen und Möglichkeiten ist. Das Werk spielt in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts — die Lagerlöf liebt diese Zeitbestimmung, die auch für die „Herrenhofsage“ gilt; aber es ist bezeichnend und bewundernswert, wie sie diese doch nicht sehr abliegende Periode mit den diskretesten Mitteln künstlerisch zu distanzieren, im Silbergrau der Sage verdämmern zu lassen weiß. Ihre Kunst ist hier und in ähnlichen Werken so stark, daß sie sich selbst realistische und groteske Gewagtheiten ohne Gefahr für die Gesamtwirkung gestatten darf, daß sie, wie in den „Wundern des Antichrist“, selbst die realste Gegenwart zu romantisieren vermag. Jedenfalls regt sich hier in der Realistin schon die große Romantikerin mit der zartweiblichen und modernen Sehnsucht nach der Vergangenheit, die reicher an Farben, Wundern und großen Seelen war; mit jener Sehnsucht des unrobusten verfeinerten und verinnerlichten Nervenmenschentums. . . . Man kann eine Dichtung großen Stils niemals schnellfertig nach Augenblickseindrücken bewerten, wie es unser hastiges, grobschlächtiges und pöbelhaftes Jahrhundert liebt; es gibt dann eben wirklich nicht viel mehr als Premièrenkritiken und Bücher-Waschzettel; sondern die weitausholenden Nachschwingungen eines künstlerischen Erlebnisses müssen mit immer tiefer sich in die Seele grabenden Spuren für den eingebornen Wert des



Kunstwerks zeugen. Da ist denn hier zu sagen, daß sich selten dichterische Gestalten so rein und stark in die Seele prägen, wie die Menschen der Tafelrunde von Ekeby. . . . Ich bewundere die volkstümlich-mythische Typik dieser Figuren, die wie aus Urbrunnen der Volksdichtung geschöpft erscheint und ihnen einen Hauch urzeitlicher Fabelwelten und zeitloser Symbolik zugleich mitteilt. Ihre Selbstschilderung aus Gösta Berlings Mund klingt durchaus nicht nach Übertreibung: „Seht, wir sind nämlich mehr, als wir scheinen, wir sind die Zwölfmännerschar der Sage, die sich durch alle Zeiten hinzieht. Zwölf waren wir, als wir von dem wolkenverhüllten Gipfel des Olymps aus die Welt regierten, und zwölf auch, als wir Vögeln gleich in der grünen Krone des Ygdrasils wohnten. Wohin die Sage zog, folgten wir ihr nach. Saßen wir nicht als zwölf Ritter an König Artus' Tafelrunde, waren nicht zwölf Paladine in dem Heere Karls des Großen? Einer von uns war Thor, ein anderer Jupiter, das muß uns jedermann heute noch ansehen können. Man erkennt den Götterglanz unter den Lumpen, die Löwenmähne unter der Eselshaut. Die Zeit hat uns übel mitgespielt, aber wo immer wir auch sind, die Schmiede wird zum Olymp, der Kavalierflügel zur Walhalla!"

Vorzug ist Mangel, Mangel Vorzug. In dieser Welt der Individuation, in der gerade Begrenztheit und Relativität allein wahrhaft schöpferisch macht, heißt jemandes Kraft zugleich seine Grenzen bestimmen. Selma Lagerlöf wäre nicht die große Epikerin, die sie ist; ihre Dichtung hätte nicht die Macht und den Reiz der großen und unverzweigten Linie, wenn sie zugleich über die Gabe der seelischen Komplikation und der raffiniert auseinanderlegenden Analyse geböte. Hier rühren wir an die Schranken ihrer Persönlichkeit und Kunst, die sich in „Gösta Berlings Saga" um so mehr fühlbar machen, als wir es ja hier mit einem mehr verheißungsvoll brausenden als abgeklärten Jugendwerke zu tun haben. Die lockere Komposition zeigt noch nicht jene Vollendung der reifen Werke, die gerade dem überquellenden epischen Reichtum Maß und Damm zu setzen weiß; der Vergleich lehrt hier aber auch, wie große Fortschritte Selma Lagerlöf gemacht und in wie ernster künstlerischer Selbstzucht sie an sich gearbeitet haben muß, um namentlich jene über alles Lob erhabene Meisterschaft der Technik zu erreichen. Die Charakteristik zeigt den ähnlichen Vorgang: wie gleichfalls Levertin schon richtig hervorgehoben hat, fehlt es im „Gösta Berling" nicht an Familienroman-Reminiscenzen, an Rückschlägen ins sensationelle oder sentimentale Melodrama; der Held und abgesetzte Pfarrer Gösta Berling, den man „als Modell für den Schönsten der Athener hätte gebrauchen können", erinnert ein ganz klein wenig an den mit allen edlen Qualitäten geschmückten Tenor, für den die jungen Mädchen schwärmen, und es verdient wiederum höchste Anerkennung, daß die Dichterin sich aus diesen halbkünstlerischen Sphären mit geläutertem Instinkt in die Höhen reiner

Kunst hinaufgearbeitet hat; immerhin ist sie notwendigerweise über eine gewisse Einfachheit der Charakterformung nicht hinausgekommen — der wir aber auch im Rahmen der Gösta Berlings Saga selbst eine ihrer großartigsten Schöpfungen verdanken, die Gestalt der Majorin von Ekeby, der Patronin der Kavaliere, die in der Saftfülle ihres Wesens, im heroischen Vollmaß ihrer Leidenschaften, in der grandiosen Verflechtung von Unglück, Schuld, Machtgenuß und Sturz, an alle großen Gestalten der Sage erinnert und in all ihrer nordischen Bodenwüchsigkeit selbst den Vergleich mit der Antike nicht zu scheuen braucht. . . .

Und neben dem jugendlichen Geniewurf der „Gösta Berlings Saga" die mildköstliche, zartreife Spätschöpfung der „Christus-Legenden". Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Und doch lebt in beiden jene gemeinsame Potenz, die ich die mythenbildende Kraft der Dichterin genannt habe. Die Lagerlöf wäre, paradox gesprochen, imstande, die Edda und das Neue Testament zugleich zu schreiben. Hier gibt sie so etwas wie einen apokryphen Kommentar und Nachtrag zu den Evangelien — in Gestalt von unendlich zarten, innigen, gütigen, feingeschliffenen Phantasiestücken. Es ist zur hohen Kunst gewordene Kindlichkeit — könnte man Besseres davon sagen? Die Ursprünglichkeit und Sicherheit des religiösen Instinkts, die in diesen kleinen Gebilden waltet, wirkt wie ein fabelhafter Anachronismus; hier hat sich, wenn man so will, ein Stück Urchristentum oder doch etwas vom besten Mittelalter durch das Medium einer heidnisch-farbigen Phantasie in Dichtung umgesetzt. Das Ganze mutet, wie ich schon angedeutet habe, wie ein Schulbeispiel für die tiefe Verwandtschaft des religiösen mit dem poetischen Instinkte an. Und wenn irgendwo, so empfindet man eben hier den bloßen A n - n ä h e r u n g s w e r t der Kritik. Man kann das Rezept nicht nennen, nach dem diese Geschichten gemacht sind; sie scheinen aus Regionen zu stammen, die, wie alles Beste, über den Verstand erhaben sind und nur Sonntagskindern einmal zur günstigen Stunde ihre keusche Herrlichkeit entschleiern; sie sind von einer rührenden und zwingenden Einfachheit, einer duftigen Beflügelung, daß alle Kritik fast zum Sakrileg oder doch zum täppischen Griffe wird, der von Falterschwingen den schillernden Schmelz stäubt. . . . Es sind zum Teil freie Erfindungen, zum Teil selbständig-phantasievolle Ausgestaltungen überkommener Motive, die den Inhalt der „Christus-Legenden" bilden; das Ganze ist ein kleines, locker gefügtes, legendäres Epos geworden, das die Lagerlöf um die Gestalt Christi herumgedichtet hat; alle Schauer und Süßigkeiten der Erlösung gehen davon aus, und mit messianischer Leuchtkraft tritt uns das Bild des göttlichsten Menschen entgegen, den Selma Lagerlöf mit der ganzen Inbrunst ihrer mitleidigen und verehrenden Seele liebt. Wie hätte sie auch ohne diese Liebe das überirdische Glänzen und die himmlische Musik auffangen können, die über diesen Dichtungen liegt? Es

ist zumeist der werdende, kindliche und jugendliche Christus, an dessen Erlebnisse sie anknüpft. Hier hat ja die Überlieferung der idyllisch-pathetischen Phantasie einen weiten Spielraum gelassen, und die präraffaelitische Primitivität, die knospenhafte Keuschheit und Formenschlankheit dieser lagerlöfischen Kunst malt mit höchstem Reiz gerade den jungen Jesus, der doch schon von den Morgenstrahlen seiner welterlösenden Sendung umleuchtet ist. Sie erzählt uns von der „heiligen Nacht", in der alle schlimmen mörderischen Wesen und Dinge ihre Bosheit ablegen und eine große Friedensharmonie die Welt beseligt; sie umgibt die drei Könige aus dem Morgenlande mit einem neuen farbigen und sinnigen Mythos; sie zeigt uns in entzückender Idyllik das spielende Kindlein von Bethlehem, das den Lilien und Bienchen auf dem Felde Liebes tut und zum Dank von ihnen vor den Nachstellungen des römischen Kriegsknechts gerettet wird; sie erträumt die Wüstenpalme, die, in grauen Tagen von der Königin von Saba gepflanzt, dem verschmachteten Paar auf der „Flucht nach Ägypten" ihre Datteln hinunterreicht und dann welkend vergeht, weil, nach der Prophezeiung, ein größerer König als Salomo in Juda erstanden ist. Und endlich, in dem vielleicht herrlichsten und tiefsten Stücke der Sammlung, „Im Tempel", läßt sie in gewaltig hinreißender Steigerung den Knaben Jesus sich durch die dreifache Erfüllung alter Wunderverheißungen als den berufenen Heiland der Schwachen, Kranken, Entrechteten, als den Vernichter des Buchstabens und den Prediger allumfassender Menschenliebe voraus verkündigen. . . . Vom Schönen ist es nur das Schönste, was ich genannt habe. Und ich möchte zusammenfassend auf das Werk die schönen Worte Levertins anwenden, die sich allerdings wohl mehr auf die „Wunder des Antichrist" beziehen, aber ebenso von den „Christus-Legenden" gelten: „Die Kinderphantasie der Verfasserin leiht ihr fast immer die rechten Farben: Purpur, Gold und Azur. Sie hat den Zauber eines primitiven Malers über ihren Heiligengeschichten; sie hat ihn wie von selbst ohne die geringste Anstrengung. Weiß Gott, wie es zugeht. Ich glaube, es ist die Madonna, die nachts an ihren Federn Wunder tut, wie einst in alten Tagen an den Schreibkielen und Pinseln der frommen Nonnen." Und an anderer Stelle spricht er von „Bildern, die in der rührenden Klarheit der Stimmung und ihrem kindlich-schönen Phantasiespiel zeigen, daß die, welche sie gedichtet und gemalt, in ihrer Brust einen Strahl des Lichtes aus der Geschwisterzeit des Himmels und der Erde hatte, das über Fra Angelicos Engel leuchtete und Franz von Assisi seinen Sang an die Schwester Sonne und die Brüder Mond und Sterne dichten ließ". —

Ballade und Legende, davon gingen wir aus, waren die beiden Pole des Schaffens unserer Dichterin. Hat ihre Legendendichtung in den „Christus-Legenden" einen Höhepunkt erreicht, so ist im balladen-

haften Genre wohl die Erzählung „Herrn Arnes Schatz“ ihre stärkste Leistung. Doch darauf möchte ich noch in anderem Zusammenhange zurückkommen. . . . Zwischen den Polen ihres Schaffens und Empfindens — denn, wie sich zeigen wird, gehen Ballade und Legende auf herrschende und ringende Mächte ihres Innern zurück — liegt aber eine reiche Skala der seelischen und künstlerischen Zwischentöne; ja, ihre größten Kompositionen, die Romandichtungen, liegen in dieser früchtereichen Mittelsphäre. Schon in einem Buche wie dem Novellenband „Die Königinnen von Kungahälla“ fließen Ballade und Legende eigentümlich ineinander, und eben darum erscheint es mir als Übergangs- und Bindeglied charakteristisch. An Intensität der Farbe kann es sich mit den größten Schöpfungen der Lagerlöf nicht messen, aber es ist doch auch prachtvoll fabuliert und schlägt balladeske wie legendäre Töne mit gleicher Virtuosität an.

Es ist kein Zweifel, daß moderne Ästhetik nur künstlerpsychologisch zu treiben ist. Ich wies nun bereits darauf hin, daß die von der Lagerlöf bevorzugten Kunstformen der Ballade und der Legende eigentümlich seelisch bedingt und begründet sind. Da ist in unserem Novellenbande eine mit großer visionärer Kraft gestaltete Erzählung „Sigrid Storråda“, halb Ballade, halb Legende — wie fluten in ihr die beiden großen Ströme des lagerlöfischen Wesens ineinander! Hier die lebenstrotzende Kraft des heidnischen Wikingtums, dort die verklärte Demut und Selbstentäußerung christlichen Geistes! Beide sind hier berückend in den Gestalten der blondherrlichen, brutal-gewaltigen Seekönigin Sigrid und des heiligen Königs Olaf ausgedrückt, der die erst begehrte heldische Maid von sich stößt und durch die Gunst der Madonna höheren, himmlischeren Preis gewinnt. . . . Hinter dem persönlichen Problem der Lagerlöf steigt hier das weitere weltgeschichtliche Problem des christlichen Nordländertums auf und bringt eine Fülle dichterischer Anklänge und Erinnerungen mit. An Ibsens Helden vor allem werden wir gemahnt, an den Seekönig Sigurd, der sich längst zu dem weißen Gotte bekennt und der wilden Walküre Hjördis nicht mehr in Walhall begegnen wird; an den Apostaten mit der zwiespältigen Christenseele, der die Schönheit der Antike aus dem Grabe beschwören wollte und mit dem Schicksalsrufe an den Galiläer, ein von der Sonne Betrogener, zusammenbricht; endlich an die dämmerhafte Rebekka West, deren rücksichtslose Lebens- und Glücksinstinkte Rosmersholm gebrochen und geadelt hat. . . . Es ist gewiß nicht nur nordische, sondern allgemeinmoderne Problematik, die in diesen und ähnlichen Werken lebt; aber nirgends haben sich diese Konflikte tiefer in die Seelen gewühlt, nirgends eine schärfere und einprägsamere Nuance empfangen als gerade im hohen Norden. Selbstverständlich spielt, wie in der zeitlichen Parallelerscheinung, Nietzsches lyrischer Verherrlichung der „prachtvollen blonden

Bestie", ein gut Stück romantischer Kraftschwärmerei mit; man singt der urkräftigen Vorzeit Dithyramben, gerade weil man sich selbst gebrochen und zwiespältig fühlt; aber immerhin ist den nordischen Menschen vom Wikingserbe doch noch eine sprödgeschlossene und wetterleuchtende Kraft geblieben, und das Christentum hat sich in ihnen in eine herbe Innerlichkeit und grüblerische Gewissenstiefe umgesetzt. Das gibt dann eine seltsam neue und fluktuierende Mischung, die mit aller Strenge und Erhabenheit der Fjordnatur und der Mitternachtsonnenstimmung verwandt erscheint. Im ganzen Umfange gilt das wenigstens von der norwegischen Dichtung, während die schwedische Literatur wohl zum Teil gefälliger, weniger extrem und konsequent, aber eben darum auch maß- und formvoller ist. Aber die Probleme sind doch hier wie dort die nämlichen.

Auch die Lagerlöf steht an der Wende der Weltanschauungen; sie würde nicht so oft und mit so sichtlicher Vorliebe sündige Heidenherrlichkeit darstellen, wenn nicht in ihrem Blute noch ein Rest wikinghafter Tatenlust und Abenteuerdrangs rumorte; andererseits aber fühlt sie darin doch nur Versuchungen und Widerstände, an denen sich um so leuchtender die milde Gewalt ihres Christentums bewährt. . . .

Nicht immer ist es nur die nationale Vergangenheit, oft auch der Süden und der Orient, in denen sie, wie so viele große Geister, die Korrektur und Ergänzung ihrer nordischen Art sucht, deren Wunder sie mit dem üppigen Gerank ihrer fabelfrohen Phantasie festlich umgibt und erhöht — aber alles das ist ihr doch günstigsten Falles nur Mittel zum Zweck und verblaßt neben den beiden großen Motiven, die Selma Lagerlöf im Innersten bewegen und selbst wieder in unlöslichem Zusammenhange stehen: dem religiösen und dem sozialen Motiv. Ihnen sind die großen Romandichtungen gewidmet, die an Breite und Stoffbewältigung im Mittelpunkte ihres Schaffens stehen, vor allem das künstlerisch Größte, was sie geschaffen hat, der erste Band von „Jerusalem". — Man kann über dieses Meisterwerk nicht sprechen, ohne gleich ein Wort über die Technik der Lagerlöf zu sagen, die mir im besten Sinne modern und selbst bahnbrechend erscheint. Ich darf wohl im wesentlichen die Bekanntschaft mit diesem mit Recht berühmt gewordenen Buche voraussetzen; es handelt sich um die religiöse Gärung und Sektenbildung innerhalb einer kleinen schwedischen Dorfgemeinde, die um des Seelenheils willen ihr Hab und Gut veräußert und von der geliebten heimischen Scholle ins ferne Jerusalem, zur Stätte der Erlösung, zieht. In doppelter Hinsicht erscheint mir die Komposition bewundernswert und geradezu als geniale Lösung eines ästhetischen Problems. Zunächst einmal ist hier das Verhältnis von Masse und Individuum mit erstaunlicher Feinheit abgewogen; weder sind die Personen die bloßen Exponenten der Masse, noch ist die Masse nur die

bedeutungslose Folie der Personen; vielmehr kommen beide zu ihrem Recht; einerseits ist mit großer Kenntnis der Massenseele, mit der feinsten Kunst des Andeutens und Steigerns, das zuerst heimliche und stockende, dann elementare Wachsen und Werden einer Massenbewegung festgehalten, und andererseits bleibt doch Licht und Luft für die liebevolle Entfaltung persönlichen Innenlebens. Sind doch auf diesen Hintergrund noch die lieblichen und tragischen Zauber der Liebesgeschichte zwischen dem jungen Ingmar und der Schulmeisterstochter Gertrud aufgesetzt, deren keusche, nordgermanische Blondheit, herbe Innerlichkeit, verhaltene Gefühlskraft und ekstatische Erhebung über das Unglück sich dem Besten aller Literaturen zur Seite stellt! — Und noch ein zweiter Wesenszug der Komposition scheint mir bemerkenswert: die verblüffende Lebens- und Wandlungskraft, mit der sich die auch hier unverkennbaren Urzellen der Ballade und der Legende zum epischen Organismus ausgestaltet haben. Der Lagerlöf ist hier gelungen, was heut von so vielen mehr oder minder vergeblich erstrebt wird: den Teilen ihre Selbständigkeit zu wahren und sie doch in gesetzmäßigem und natürlich-unmerklichem Zusammenhange zum Ganzen zu verweben. Gerade hierin aber ist ihre Technik modern; denn es ist im Grunde gar nichts anderes als das auf die Epik angewandte Prinzip des Impressionismus: den starren Einheitszwang zu lockern und den großen Gesamteindruck in seine feinsten und kleinsten Teilmomente bereichernd zu zerlegen. Gerade hierdurch erreicht auch die Lagerlöf ihre größten Wirkungen. Alles ist hier notwendig, ohne doch je zum kahlen Nutzglied herabzusinken. Selbst was als überflüssige oder nur schmückende Zutat erscheint, hat irgendwie seine Stelle und seinen Sinn im Zusammenhange des Ganzen. So zum Beispiel die Schilderung der „wilden Jagd", die den Ereignissen einen Hintergrund von prachtvoller Dämonie gibt, uralte volkstümliche Spukvorstellungen belebt und die religiösen Ekstasen der folgenden Kapitel als stimmender Auftakt vorbereitet; oder die Erzählung vom Untergang des Dampfers Univers, die, scheinbar ohne Beziehung zur Handlung, auf die Gründung der vorbildlichen amerikanischen Sekte hinausläuft und tiefsinnig gerade den Raum und Zeit überbrückenden Kausalzusammenhang der Ereignisse ahnen läßt. — Und was für Balladenbilder, Balladenstimmungen im einzelnen! Schon die Einleitung, deren gewagte Größe sich nur eine Dichterin vom Range der Lagerlöf gestatten durfte, bringt eine der größten Szenen des Buches. Auch sie ist zunächst nicht „überflüssig", obwohl sie mit dem Hauptmotiv nur in losem Zusammenhange steht: denn sie zeichnet in markigen Zügen den Menschenschlag, der dann zum Träger der Handlungen und Geschicke wird, im Kampf und in der Tiefe seines aufgerüttelten Gewissens. Wie hier in einem extremen Fall der ältere Ingmar seine Frau Brita, die Mörderin ihres Kindes, an deren Tat

er sich einen Teil der Schuld zuschreiben muß, aus dem Gefängnis in sein Haus zurückholt, so gefällt sich das ganze Geschlecht im moralisch Ungewöhnlichen und will lieber auf Gottes Wegen wandeln, als um den Beifall der Menschen buhlen. Etwas Hellseherisches ist in diesem religiösen Adel: der pflügende Bauer sieht plötzlich den Himmel offen und seine Ahnen zur Beratung über ihn und sein Geschick versammelt; ein Alltagsereignis wird ihm zum Omen und zur Botschaft des väterlichen Willens. — Und andere große Balladenstimmungen reihen sich an, die man, wenn man sie einmal liebevoll in sich aufgenommen, so bald nicht wieder vergißt. Skeptische und realistische Einwände können diesen Zauber nicht zerstören; denn alle Kunst ist ja nur ein Mittel sich selbst auszudrücken, und was liegt daran, ob die schwedischen Bauern wirklich so sind oder nicht, wenn nur die grundgütige und tiefreligiöse Natur der Dichterin sich in ihnen ausspricht?! Auch wird man das nordische Bauerntum wohl mit besonderen Maßen messen müssen; die dänischen Bauern lesen, wie man sagt, Ibsen, und die reichsten und zartesten Blüten der nordischen Décadence, die Garborg, Hamsun, sind aus bäuerlichem Grund emporgewachsen. Dieses Buch ist jedenfalls in der sieghaften Glorie und der tiefinnerlichen Schönheit der religiösen Sehnsucht eine unvergängliche Schöpfung, die wohl nur in Garborgs noch individuellerem und tiefer schürfendem „Frieden" ihresgleichen hat. — Hoch über die gebrechliche und verachtete Realität hinaus in übersinnliche Ewigkeit- und Heilswelten greift, wie dieses Buch lehrt, der religiöse Trieb der Lagerlöf; doch diese romantische Inbrunst, deren nur starke und tiefe Seelen fähig sind, findet ihre Schranke an der gesunden Erden- und Heimatliebe und dem praktisch-sozialen Sinn der Dichterin. So ist auch ihrer Weisheit letzter Schluß die wehe und gütige Resignation des vergebens an verschlossene Himmel pochenden Träumers und Idealisten, die sich ans Mögliche, Menschliche, Irdisch-Begrenzte hält. — Der zweite Band von „Jerusalem" und der früher entstandene Roman „Die Wunder des Antichrist" klingen in solch resignierende Botschaft aus. Diese beiden Werke spielen auf orientalischem oder doch südlichem Boden, und die liebenswürdige und unerschöpfliche Fabulierkunst der Lagerlöf scheint hier in den Farben- und Märchenreichtum von Tausendundeine Nacht oder die heiße Glut der italienischen Sonne getaucht. Die Fortsetzung von „Jerusalem" steht an künstlerischer Vollendung allerdings weit hinter dem ersten Bande zurück, und den weltgeschichtlichen Gehalt des Milieus, dieses Schoßes zweier Weltreligionen und ungeheurer Völkergeschicke, hat sie nicht entfernt erschöpft; dieser Stoff, den kaum ein Weltdichter vom Range des Aeschylus oder Dante zu bewältigen vermöchte, mußte natürlich auch ihre in ihren persönlichen Grenzen so starke Kraft übersteigen; die kleine Allegorie des ersten Kapitels, die sich schüchtern an die übergewaltige

Aufgabe wagt, scheint mir wenig geglückt. Aber an bunten Geschichten und gemütvollen Gestalten und Szenen ist auch hier kein Mangel, und die im ersten Bande geknüpften Einzelgeschicke finden hier ihre Schürzung und Lösung. — Die „Wunder des Antichrist“ sind als ein weiter zurückliegendes Werk in der Motivführung und Komposition noch unbeholfener und unübersichtlicher, aber trotzdem liebenswert und reizvoll in ihrer dichterischen Verklärung des Südens; bezeichnend und fesselnd in der Gestaltung des religiösen und sozialen Motivs. Das Werk greift, ohne darüber den unkörperlichen Schmelz der Dichtung zu verlieren, derb hinein in die Kämpfe der Gegenwart und hat die sozialistischen Unruhen auf Sizilien zum Vorwurf. Südliches Volksleben und südliche Volkssage streuen ihre bunten Lichter hinein, und rührende poetische Schönheit atmen wieder die Liebesszenen zwischen Donna Micaela und dem jungen Revolutionär Gaetano Alagona. Der Antichrist aber: das ist kein anderer als der Sozialismus, der die Armen und Enterbten nicht mehr tröstend aufs Jenseits verweist, sondern ihnen schon die Erde zum Himmel machen will. Hier bedient sich die Dichterin der geistreichen, aber etwas ungeschickten Symbolik eines täuschend ähnlich nachgemachten Christusbildes, das sich zu dem heiligen Original verhält wie der politische Sozialismus zum Christentum. Wer indessen hieraus eine Feindschaft der Dichterin gegen den Sozialismus ablesen wollte, würde sich täuschen. Als ebenso tiefseelische wie tiefpessimistische Natur, die da wohl weiß, daß das Urübel der Menschheit nicht mit kurpfuscherischen Rezepten wegkuriert werden kann, daß das Heil der Seele nicht im materiellen Wohlergehen liegt — muß sie allerdings der utopischen Botschaft vom größtmöglichen Glücke aller skeptisch gegenüberstehen. Aber weit entfernt, deswegen den Sozialismus schlechthin zu verwerfen, betrachtet sie ihn vielmehr als etwas relativ Gutes, als eine Abfindung und ein Linderungsmittel; nicht zum wenigsten auch als eine Solidaritätskundgebung und Notwehr der Unterdrückten und Leidenden, für die ihr ganzes Herz schlägt. So könnte man sie immerhin mit einem gewissen Rechte eine religiöse Sozialistin nennen. — Charakteristisch für diesen Standpunkt ist das Schlußkapitel „Eine Freske von Signorelli“, das gewissermaßen die Ideen und Tendenzen des Buches zusammenfaßt, und das Wort des weisen, alten Papstes, in das der Roman ausklingt: „Niemand kann die Menschen von ihren Leiden befreien; aber dem wird viel vergeben werden, der ihnen wieder neuen Mut macht, ihre Leiden zu tragen.“ —

Welch ein Weg von der Frische der „Gösta Berling“-Balladen bis zur mystischen Verinnerlichung dieser Werke, die dann in zwei größeren Kompositionen mehr novellistischen Gepräges „Herrn Arnes Schatz“ und „Eine Herrenhofsage“ ihren Höhepunkt erreicht. Lyrik ist die Urzelle aller Dichtung; kein großer Dichter ohne Lyrik,

wenn auch ausgesprochene epische oder dramatische Begabungen ihre Lyrik selten in tönenden Wogen ausströmen lassen, sondern sie meist binden, wandeln, modifizieren. Auch die Lyrik der Lagerlöf ist ursprünglich mehr latent als elementar, ein Geisterreigen über ihren epischen Gesichten; in ihren letzten Werken aber ist eine freiere, tiefere, sinnfälligere Musik, die mit unmittelbarer Gewalt an die Herzen rührt. Ihre Ballade vor allem hat durch die religiöse Vertiefung der Dichterin an suggestiver Eindringlichkeit gewonnen, und da die Lyrik in der Ballade zur Stimmung wird, so dichtet die Lagerlöf jetzt stimmungsvollere, das aber ist: echtere Balladen als je. Darin steht sie hinter keinem „Modernen" zurück, wenn auch die Stimmung bei ihr nicht, wie heut leider üblich, alle anderen dichterischen Potenzen aufsaugt und entnervt. Die Verfeinerung des Stimmungsausdrucks war zweifellos Fortschritt und Differenzierung; aber der mißbräuchliche Absolutismus der Stimmung bedeutete zugleich den Bankerott aller wichtigsten poetischen Faktoren, der Idee, der Erfindung und Gestaltung. Der gar nicht einmal immer talentlose Literatursnobismus würde schließlich die ganze Literatur auf die Spezialität der „stimmungsvollen Skizze" reduzieren, die am Ende jeder dichtende Reporter oder Kommis fertig bringt. Glücklicherweise scheint die Überschwemmung doch allmählich abzufluten, und es ist dafür gesorgt, daß unsere Dichtung wieder nach würdigeren Zielen graviert. — Für die reiche Begabung und den sicheren Instinkt der Lagerlöf ist die „Stimmung" nur das, was sie sein soll: Hintergrund, Resonanz, wirkungfördernde Mittel. „Herrn Arnes Schatz" aber ist gerade in dieser Beziehung der Gipfel ihrer Balladendichtung. Blutiges Grausen, Urväterspuk, Gewitterschauer und die Riesenschatten der Vorzeit, all das umwittert die echte Ballade und webt um sie den atembeklemmenden Mythendunst. All das lebt auch in „Herrn Arnes Schatz" in unvergeßlichen Visionen, wie Eddabilder, durch ein modernes Temperament gesehen. Es ist atavistische Mystik, die uns hier, wie in Maeterlincks raffinierten Stimmungstücken, das Mark erschüttert: Gespenster- und Vergeltungsglaube, die Dämonie des warnenden Vorzeichens, ein blutiger Refrain wie in der alten Volksballade: „Was schleifen sie Messer auf Brandhög?" Diese Stimmung ist so stark, daß wir selbst eine Bizarrerie, wie das sich in die Küche verdingende Gespenst, und die teilweise etwas künstliche Komposition mit in Kauf nehmen. In der Sammlung „Legenden und Erzählungen" findet sich eine kleine Geschichte „Die Rache bleibt nicht aus", die im Keime bereits die ganze Ballade von der Ermordung und Beraubung des Pfarrers Arne enthält — aber sie verhält sich zu der vollendeten Schöpfung wie ein dürftiges Skelett zum beseelten Organismus; eine flüchtige Umrißzeichnung zu Bildern, die nicht wieder verlöschen können. . . .

Ich habe den Namen Maeterlinck genannt, und es könnte zunächst paradox erscheinen, eine Beziehung zwischen diesem höchst raffinierten, eben darum vielleicht auch höchst atavistischen Geiste und der Lagerlöf zu konstruieren. Doch ich habe schon wiederholt angedeutet, daß in gewissem Sinne auch die Lagerlöf „modern" ist, und gerade hier berührt sie sich mit den Grundtendenzen unserer Zeit. Nach der Hochflut des naturwissenschaftlichen Materialismus dämmert eine neue Aera der Religiosität herauf; nach den unberauschten Orgien der Verstandesnüchternheit und des Positivismus kommt ein mystischer Kultus des Gefühls und der Unbewußtheit empor. Unsere Organe sind persönlicher, unsere Nerven sensibler, unsere Phantasie ahnungsreicher, dunkelquellender Triebkräfte voller als die der noch unmittelbar vorhergehenden Generationen; alles geht auf eine große Wurzel zurück, alles treibt in eine große Wunderblüte hinein: in eine bisher unerhörte „Inbrunst der Töne", eine seelentiefe Verinnerlichung des künstlerischen Ausdrucks. Ich möchte es einen Transzendentalismus des Gefühls nennen, dem die sonnenlosen, lebenschaffenden Reiche des Unbewußtseins wertvoller sind als die grellen Taggefilde des Intellekts. Daher ist der Blinde ein bevorzugtes Symbol dieser Kunst; wem die Sinne für den bunten Trug der Oberfläche verschlossen sind, wie dem „Gottesnarren" des Maarten Maartens oder den Aveugles des Maeterlinck, dem sind dafür scheu gemiedene, selten empfundene Tiefen aufgetan. — In den „Legenden und Erzählungen" der Lagerlöf habe ich eine kleine Novelle gefunden, die ganz von diesem Gedanken erfüllt ist: es ist die feingetönte, „Vineta" benannte Geschichte von der Steuermannsliebsten, die als dumm verschrieen ist, aber die tiefe und wissende Seele besitzt.... Auch die „Herrenhofsage", das, nächst den Christus-Legenden, lyrisch Zarteste und Süßeste, das die Lagerlöf gedichtet hat, gehört hierher. Die Erzählung spielt wieder in dem bekannten fabelhaften „Anfang des vorigen Jahrhunderts". Literarhistorische Mignon-Erinnerungen steigen auf; ja, die Dichterin beschwört sie kühnlich selbst empor; wieder ist ihre Kunst so stark, daß die Anklänge im Zauber der Suggestion verwehen. Diese Dichtung ist aus leichtem Grausen, Süßigkeit, Inbrunst, Sehnsucht und Verklärung gemischt: mit zitternden Traumgeigentönen spielt sich die Liebe die scheintote Geliebte aus dem Grabe, und die geliebte Hand scheucht den Wahnsinn von der verstörten Stirn. . . . .

Hat man diese Werke gut und tief gelesen, so kennt man Selma Lagerlöf. Wirklich? Auch ihr Persönlichstes, Intimstes, das sich in den Dichtungen doch nur unter der Hülle künstlerischer Stilisierung äußert? Sie ist in der Tat viel zu sehr Künstlerin, Epikerin, Naturkind, um ihre Subjektivität vorzudrängen und nicht vielmehr in ihrem Werke aufzugehen, hinter ihrem Werke zu verschwinden. Etwas Persönliches haben immerhin Gestalten wie Marianne Sinclaire, die moderne Kontrastfigur im „Gösta

Berling", die sich durch Selbstkritik die Gefühle und das Leben verdirbt. Aber man muß schon zu ihren kleinen Skizzen, die in den beiden Bänden „Legenden und Erzählungen" und „Unsichtbare Bande" gesammelt sind, seine Zuflucht nehmen, um allerlei kleine Kommentare und Aufschlüsse für ihr Lebenswerk zu gewinnen. Man sieht hier in ihre Werkstatt hinein, findet Nachträge zum „Gösta Berling" („Ein Weihnachtsgast" und „Eine Geschichte aus Halstanäs"), zu den „Christus-Legenden" und den „Wundern des Antichrist" („Der Fischerring", „Santa Caterina di Siena", „Römerblut" und dergleichen), lernt auch hier ihre Herzenskennerschaft, ihren schalkhaften pädagogischen Humor, ihr inniges Naturgefühl kennen und lieben („Frau Fasta und Peter Nord", „Ein entthronter König", „Onkel Ruben", „In den Kletterrosen"), begegnet den alten Konflikten von Heiden- und Christentum („Das Steinmal", „Die Vogelfreien") und bewundert die Feinheit der Pointierung („Die sieben Todsünden" und „Das Schatzkästlein der Kaiserin"). —

Persönliche Bekenntnisse enthalten aber auch zwei ihrer größten Werke, „Gösta Berlings Saga" und die „Christus-Legenden". Dort symbolisiert die schöne Geschichte von dem Hexenmeister Khevenhüller, dem es die Waldfrau gegeben hat, Wunderwerke zu erfinden, aber niemals mehr als eins von jeder Art — die intime Tragik des Genies, das sich in seinem Besten nicht zu wiederholen noch mitzuteilen weiß. Hier, in der letzten und nicht geringsten der Christus-Legenden „Die Lichtflamme", trägt der rauhe und wilde Kreuzfahrer Raniero di Ranieri in tiefer Wesenswandlung das an Christi Grab entzündete heilige Feuer büßend in seine Heimat Florenz. Unterwegs begegnet er dem Ritter und Troubadour Taillefer und schildert ihm auf seine Frage alle Mühsal, Entsagung und Hingebung, allen Gram und Verzicht auf das Liebste, den das vermeintlich unscheinbare Beginnen fordert. „Aber Robert Taillefer warf den Kopf stolz zurück und sagte: ‚Was du für deine Lichtflamme getan, das werde ich auch für die meinige zu tun wissen.'" — Selma Lagerlöf hat es auch für die ihrige getan. In ihrer schöpferischen Seele ist der Kampf der feindlichen Welten, der derbstofflichen Wirklichkeit und der erborgten, aber traumverklärten Sinnenschönheit der Phantasie, geschlichtet. Sie hat weder die Größe des Intellekts noch die Wucht und Schärfe der Instinkte, die den Ganzgroßen, den weltumfassenden, weltbewegenden Geistern, gegeben ist; sie führt uns nicht durch alle weitesten Reiche des Lebens und der Seele; aber ich wüßte heute keinen Zweiten, der so die Einfachheit mit der Fülle, die Natürlichkeit mit dem Adel, die Kraft mit der Süßigkeit verbände, wie Schwedens große Dichterin, Selma Lagerlöf.



Eine antike Ansicht von der Entstehung des Staates.

Von

C. Schindler.

— Hirschberg i. Schl. —

I.

Auf die Frage: „Was versteht man unter Staat?" wird selbst der Ungebildete eine, wenn auch unzulängliche und unbeholfene, so doch in der Hauptsache richtige Antwort zu geben imstande sein. An seinem eigenen Leibe fühlt jeder das Bestehen und die Bedeutung des Staates, seine Macht und Wirksamkeit, seine Forderungen und Gaben, seine Vorzüge und seine Mängel. Als Niederschlag täglicher Beobachtungen und Erfahrungen bildet sich im Geiste eines jeden unbewußt oder bewußt eine Vorstellung oder, wenn man es so nennen will, ein Gesamtbegriff von allen oder wenigstens den wichtigsten Merkmalen, die das Wesen eines Staates bestimmen. Die weitere und doch so nahe liegende Frage aber, wie denn ein solches Gemeinwesen entstanden sein möchte oder noch entstehen könnte, liegt sicherlich weitab von den Gedankenkreisen nicht nur der ungebildeten Menge, sondern auch des größten Teiles der Gebildeten. Von den großen Denkern freilich, die ihrer Mit- und ihrer Nachwelt Richtung und Bahn ihrer geistigen Entwickelung vorgeschrieben haben, hat mehr als einer diesem bedeutsamen Probleme seine Aufmerksamkeit zugewendet, wenngleich nur ein verhältnismäßig geringer Teil von ihnen Anlaß genommen hat, es zum Gegenstande einer zusammenhängenden Darstellung zu machen. Wenn wir dem Leser im nachstehenden einen alten, sehr alten Essay dieser Art vorlegen, so wird der Name seines

Verfassers, der kein Geringerer ist als Plato, unsern Anachronismus entschuldigen. Ja vielleicht findet der freundliche Leser schließlich, daß wir uns eines solchen gar nicht so sehr schuldig gemacht haben.

„Der Staat," so etwa lauten Platos Worte in freier Wiedergabe*), „der Staat hat seinen Entstehungsgrund in der menschlichen Hilflosigkeit und Schwäche, derzufolge niemand imstande ist, aus eigener Kraft für die Befriedigung aller seiner zahlreichen Bedürfnisse zu sorgen. Not und Bedrängnis treiben den einzelnen Menschen dazu, sich mit anderen zum Zwecke gegenseitiger Unterstützung an einem Orte niederzulassen und so der Menge der Bedürfnisse eine Menge helfender Genossen gegenüberzustellen. Da nun die ersten und dringendsten Bedürfnisse die der Nahrung, Wohnung und Kleidung sind, auf ihre Befriedigung aber die Arbeiten des Landmanns, des Häuserbauers, des Webers und des Schuhmachers abzielen, so muß man sich den kleinsten, auch nur die allernotwendigsten Elemente enthaltenden staatlichen Verband aus je einem Vertreter dieser Berufsarten, also aus etwa vier bis fünf Menschen bestehend vorstellen. Aus dem Zwecke einer solchen Vereinigung, der in einem gegenseitigen Nehmen und Geben zu suchen ist, folgt für jedes ihrer Mitglieder von selbst die Notwendigkeit, das Maß seiner Arbeit den Bedürfnissen der gesamten Genossenschaft anzupassen, so daß beispielsweise der Landmann für vier, bezw. fünf Menschen zu ackern und zu säen, der Weber für ebenso viele Personen Gewänder anzufertigen hat, dafür aber jeder anderen Art von Arbeit überhoben ist. Ein solches Verfahren, fügt der Philosoph hinzu, ist nicht bloß der Verschiedenheit der individuellen Anlagen der Menschen angemessen, sondern empfiehlt sich auch im Hinblick auf die bekannte Erfahrung, daß nur einseitige und ausschließliche, dafür aber anhaltende und ungestörte Beschäftigung mit einem Berufszweige nennenswerte Erfolge der Arbeit erhoffen lasse.

Jene an Zahl so geringe Gemeinde aber, fährt Plato fort, trägt in sich selbst den Keim ihres Wachstums und nimmt rasch zu, indem sie neue Berufsarten nötig macht und hervorruft. Denn wie der Landmann bald aufhören wird, sich Pflug und Hacke selbst zu verfertigen, so werden auch der Häuserbauer, Weber und Schuster in kurzem darauf Bedacht nehmen müssen, sich das nötige Handwerkszeug und Gerät von anderer Seite her zu beschaffen. So erstehen in rascher Folge allerlei Holz- und Eisenarbeiter, deren Aufgabe die Herstellung der mannigfachsten Werkzeuge bildet, daneben Rinder- und Schafzüchter, welche Zugvieh für den Ackerbesteller und den Häuserbauer, Wolle für den Weber, Leder für den Schuhmacher zu liefern haben. Ein weiterer Anstoß zur Vermehrung der bisherigen Arbeitszweige und zugleich zur Vergrößerung der noch immer

*) Plato, Staat II, p. 369. B. flg.

nicht sehr umfangreichen Genossenschaft liegt in dem Umstande, daß es wohl niemals gelingen dürfte, für ein zu gründendes Gemeinwesen einen Platz zu finden, der infolge seines eigenes Reichtums an Naturprodukten die Einfuhr fremder Erzeugnisse ein für allemal unnötig machte. Zu den bisherigen Gewerben tritt daher der Großhandel, dessen Vertreter, Boten gleichend, die Nachbarstaaten aufsuchen, um von dorther das Mangelnde herbeizuholen. Einfuhr ist jedoch ohne gleichzeitige Ausfuhr undenkbar, und die letztere wiederum nur da möglich, wo die Menge des auf einem oder mehreren Arbeitsgebieten erzielten Ertrages die Höhe des eigenen Verbrauchs übersteigt. Aus der Notwendigkeit fremder Einfuhr ergibt sich somit die einer stärkeren Betreibung der eigenen Arbeit, das heißt einer Vermehrung der Arbeiter, davon noch abgesehen, daß der Handel selbst, zumal wenn er durch Schiffahrt vermittelt wird, noch die Entstehung neuer Berufszweige naturgemäß im Gefolge hat.

Die gegenseitige Mitteilung aller auf den eben geschilderten Wegen gewonnenen Güter geschieht durch den Tausch, der seinerseits wieder einen gemeinsamen Tausch- oder Marktplatz und im Fortgange der Zeit auch ein allgemeines Tauschmittel, das Geld, verlangt und ins Leben ruft. Da aber die Produzenten keine Zeit haben, ihre Erzeugnisse selber auf dem Markte feil zu halten, so übernehmen das Geschäft des Verschleißens die Krämer und Kleinhändler (Zwischenhändler), deren Beruf es ist, ‚auf dem Marktplatze zu bleiben und für Geld zu verkaufen und wieder für Geld einzukaufen‘.

Endlich werden die im Verkehrsleben etwa noch vorhandenen Lücken durch die Dienstleistungen von Leuten ausgefüllt, welche mit geringen Geistes-, aber ausreichenden Körperkräften ausgerüstet, sich für Lohn an andere verdingen und als Tagelöhner, Boten und dergleichen die Reihe der zum Bestehen einer staatlichen Gemeinschaft notwendigen Berufsarten in gewissem Sinne zum Abschluß bringen.

Im Besitze aller dieser Güter und Einrichtungen — so unterbricht Plato, nicht ohne leise Ironie, seine Schilderung — im Besitze aller dieser Mittel führen die Menschen jenes Urstaates ein sorgenloses, zufriedenes Dasein. Mit der Bereitung von Brot und Wein, der Verfertigung von Kleidern und Schuhen, dem Bau von Wohnhäusern beschäftigt, kennen sie nur maßvollen Genuß und ungekünstelte Genußmittel; in ungestörter, blühender Gesundheit dahinlebend, ruhen sie bei ihren einfachen Mahlzeiten auf Streu von Taxus und Myrte, pflegen miteinander friedlichen, liebevollen Verkehr und verabsäumen in gerechter Dankbarkeit nicht, die Geber solch ungetrübten Glücks, die unsterblichen Götter, gebührend zu preisen.

Diese beneidenswerten Zustände aber, in denen wir das Bild des gesunden und rechten Staates zu erkennen haben, führt der Philosoph

fort, werden durch erwachende Genußsucht und zunehmende Üppigkeit allmählich untergraben. Die Menschen hören mehr und mehr auf, sich auf das Unentbehrliche zu beschränken; sie vermehren die Zahl der Speisen und verfeinern sie durch alle Mittel der Kochkunst, sie lassen an die Stelle der Streulager kostbare Polster treten und verzieren ihre Wohnungen mit Gold, Elfenbein und prunkenden Farben. Bald gewähren sie auch der Kunst und deren Pflegern Zutritt, den Musikern, Malern und Dichtern samt dem ganzen Troß ihrer Gehilfen, den Sängern, Schauspielern, Tänzern und Verfertigern von allerlei kostbarem Gerät, während sie die Pflege und Erziehung der Kinder mehr und mehr Ammen, Wärterinnen, Pädagogen und anderen Bediensteten dieser Art überlassen. War den Menschen der Fleischgenuß bisher fremd, so wenden sie sich demselben nunmehr im Übermaß zu, eine Veränderung der Lebensweise, infolge deren nicht bloß die Viehzucht eine ungebührliche Ausdehnung erhält, sondern auch ein Heer vorher unbekannter Krankheiten und mit ihnen zugleich der Arzt erscheint. Kein Wunder, wenn das Land, das den natürlichen, bescheidenen Bedürfnissen seiner Bewohner so lange genügte, ihren unnatürlich gesteigerten Ansprüchen gegenüber sich mit jedem Tage unzulänglicher erweist, wenn Not und Armut ihren Einzug in den Staat halten, dem es so lange an nichts gebrochen. Immer begehrlicher werfen die Bürger jetzt ihre Blicke auf den Nachbarstaat, bis sie endlich einen Einfall in sein Gebiet wagen, um mit Waffengewalt von dort zu holen, was das eigene Land ihnen nicht mehr zu bieten vermag. So entsteht der Krieg. Der Krieg aber gestaltet sich im Laufe der Zeiten zu einer schwierigen Kunst, die, wie jede andere, von Jugend auf geübt und als besonderer Beruf betrieben sein will. Soll das Volk also wehrfähig, waffenkundig erhalten bleiben, so bedarf es eines stehenden Heeres, oder was dasselbe ist, eines von den übrigen Ständen gesonderten Kriegerstandes." So weit Plato, dessen Darstellung in zwei folgenden Kapiteln eine kurze Würdigung finden soll.

II.

Was bei der Platonischen Darstellung vor allem in die Augen fällt, sich als roter Faden durch sie hindurchzieht, ist die große Idee der Arbeitsteilung. So selbstverständlich sie uns heute erscheinen mag, so zahlreich die Schriftwerke sind, die sich seit zwei Jahrhunderten mit ihr beschäftigt haben und noch beschäftigen, Plato bleibt darum nicht minder der erste, der dies Gesetz als Gesetz erkannt oder der es wenigstens zuerst ausgesprochen hat. Verdient der Entdecker eines Naturgesetzes unsern Dank, so hat auf solchen auch derjenige gegründeten Anspruch, der in die dunkle Urgeschichte der menschlichen Kultur einen Lichtstrahl geworfen und

sozusagen die Formel gefunden hat, nach der sich das historisch nicht mehr Nachweisbare entwickelt haben muß. Und das hat Plato, wenn auch in schlichter, so doch greifbar klarer Weise getan, und sein Verdienst wird dadurch eher erhöht als geschmälert, daß er sich für seinen Zweck eine winzige Welt konstruiert, oder wenn man so will, rekonstruiert hat. Denn gerade die Aufstellung eines solchen Mikrokosmos ermöglichte es dem Philosophen, seine Aufmerksamkeit auf das Grundwesentliche zu beschränken, alles auszuschalten, was unsern Blick verwirren und von der Hauptsache ablenken könnte. Indem er uns statt eines großen, figurenreichen Gemäldes ein kleines, müheloſ zu übersehendes Gruppenbildchen vor Augen stellte, konnte er die Grundidee, um die es ihm zu tun war, um so deutlicher herausarbeiten, das Allgemeine individualisieren, das Abstrakte verdichten und verkörpern. Diese Grundidee aber besteht darin, nachzuweisen, daß es nicht sowohl einer Vermehrung, als eines zielbewußten, auf *einen* Punkt gerichteten Zusammenschlusses der vorhandenen Menschenkräfte bedarf, um eine für alle ausreichende Menge von Gütern und Mitteln zu schaffen. Wo die Einzelkräfte, um sich vor Zersplitterung zu wahren, mit einander ein Bündnis schließen, wo die sonst weit auseinandergehenden Bestrebungen der einzelnen Individuen eine einheitliche Richtung bekommen, dort, aber auch nur dort entsteht ein Kraftquantum, das höher ist als die Summe aller Einzelkräfte, weil es nicht sowohl eine Addition, als eine Multiplikation derselben darstellt. Die Arbeitsteilung aber bedeutet nicht nur eine Erhöhung der *Quantität*, sondern auch eine erhöhte *Qualität* der Arbeitserzeugnisse. Wie sie die unerläßliche Vorbedingung ist für die Entstehung geordneter Berufsarten, so gewährt sie auch allein eine, je nach den besonderen Verhältnissen größere oder geringere, Freiheit der Berufswahl. Wer unter vielen Berufen zu wählen hat, wird sich, unter sonst gleichen Bedingungen, für denjenigen entscheiden, auf den ihn seine Neigungen und Fähigkeiten hinweisen, und er wird dem erwählten eine Arbeitslust und einen Lerneifer entgegenbringen, der zu dem Erlernten allmählich Selbstgefundenes und Selbsterfundenes hinzufügt und auf lernbegierige Nachfolger vererbt. Mit vollem Recht sieht daher Plato in der Arbeitsteilung nicht nur den ersten Grund für die Entstehung geordneter Berufsarten, sondern auch die stetig fortwirkende Ursache zu immer weiterer Spaltung und Abzweigung, Verfeinerung und Vervollkommnung aller Gewerbe.

Ebenso richtig hat der Philosoph aus dem Gesetze der Arbeitsteilung den Ursprung des Geldes abgeleitet. Denn so kurz er auch über diesen — für den Zweck seiner Schrift unwichtigen — Punkt hinweggeht, so liegt in den wenigen Worten, die er ihm widmet, doch die ganze Entstehungsgeschichte jenes Verkehrsmittels klar angedeutet. Der gegenseitige Austausch von Gütern, der, wie wir sahen, den Zweck und die Voraussetzung der Arbeitsteilung bildet, würde mit der zunehmenden

Ausbreitung der gesellschaftlichen Vereinigung und der unablässig wachsenden Zahl ihrer Bedürfnisse auf immer größere Unbequemlichkeiten und Hindernisse stoßen, wenn er in seiner ursprünglichen Gestalt fortbestünde, das heißt auf Dinge beschränkt bliebe, welche für die jedesmal Beteiligten unmittelbar verwendbar sein sollten. Offenbar müßte der Tauschakt in allen den Fällen unausführbar sein, wo eine der tauschenden Parteien das von der andern begehrte Gut nicht vorrätig oder nicht zur Stelle hätte. Soll das Tauschgeschäft von solchen Zufälligkeiten unabhängig sein, so muß eine Güterart gefunden werden, die in dem Grade allgemein beliebt ist, daß sie jedem ihrer Besitzer die Sicherheit gewährt, für sie jederzeit beliebige andere Güter erlangen zu können; es muß ein Gut vorhanden sein, welches nur um seines Tauschwertes und seiner Tauschfähigkeit willen angenommen und weitergegeben wird. Mit dem Eintritt eines solchen Zwischengutes, dessen Rolle aus naheliegenden Gründen geprägtes Metall, das ist G e l d, übernommen hat, wird der Tausch zum K a u f. Geld wird nun das allgemeine Entgelt (Äquivalent) für Güter und Arbeitsleistungen jeder Art; in Geld wird der Wert eines jeden Naturproduktes oder Arbeitserzeugnisses ausgedrückt; auf den Erwerb von Geld, nicht auf den unmittelbar verwendbarer Güter ist der Sinn eines jeden gerichtet. Da aber die Münze ihren Charakter als bloßes T a u s c h m i t t e l nie verliert, so haben wir das Geld, wie Plato sich treffend ausdrückt, nur als T a u s c h m a r k e, oder, um mit einem Neueren (Adam Smith) zu reden, gewissermaßen als eine „Anweisung auf die Güter anderer" anzusehen.

Endlich enthält die Platonische Auseinandersetzung auch noch beachtenswerte Bemerkungen über die Entstehung und das Alter der K u n s t. Schon daß der Philosoph ihrer erst dann Erwähnung tut, nachdem er das Individuum seiner Einsamkeit entrissen und in regen Verkehr mit anderen seiner Gattung gebracht hat, beweist, wie richtig er das Wesen des Menschen beurteilt, wie klar er erkannt hat, daß nur unter dem belebenden Einflusse der Gesellschaft die still auf dem Grunde der menschlichen Seele ruhenden künstlerischen Keime erwachen und zur Entfaltung gelangen können. Noch näher aber tritt Plato der Frage nach dem Ursprung der Kunst, wenn er ihr Erscheinen von einem gewissen Grade materiellen Überflusses abhängig macht. Die tierischen Bedürfnisse müssen gestillt sein, wenn Menschentum sich regen soll; erst hinter dem Notwendigen und Nützlichen zieht das Angenehme und Schöne in das Haus der Menschen ein; ehe sich eine der Musen dem Erdensohne naht, muß er die bitterste Not von sich gescheucht haben, die ihm Auge und Ohr für die Erscheinung und die Sprache der Himmlischen verschlossen hält. Wie die bildenden Künste, so verdanken auch die Musik, die Poesie, und wie wir hier hinzufügen wollen, auch die Wissenschaft ihren Ursprung jener seelischen Erhebung, die leibliches Behagen und eine hieraus folgende

Abkehr von den Nöten, Sorgen und Fragen der gemeinen Alltäglichkeit zur Voraussetzung hat.*)

III.

Hat Plato nun in allen diesen Punkten unzweifelhaft das Richtige getroffen, und hat er hierin auch von keiner Seite jemals Widerspruch erfahren, so werden wir dagegen mit der äußersten Vorsicht an den Ausgangspunkt seines historischen Aufbaus herangehen müssen. Indem der Philosoph mit mehreren vereinzelt lebenden Menschen beginnt, die in der Erkenntnis ihrer Schwäche sich nach Beistand umsehen, diesen in nachbarlichem Beieinanderwohnen und in gemeinsamer Arbeit finden zu können glauben und daher ihren bisherigen Zustand der Einsamkeit aufgeben, verlegt er den Anstoß zur ersten, ursprünglichen Vereinigung in das Nachdenken und einen hieraus entspringenden Akt selbständigen Beschließens; er stellt die Gesellschaft als willkürliche und künstliche Einrichtung, als Ergebnis eines *Vertrages* oder *Kontraktes* hin. Demgegenüber ist geltend zu machen und von jeher geltend gemacht worden, daß der Mensch schon vom ersten Augenblick seines Daseins einem Verbande angehört, den die Natur selbst schafft, dem er nicht durch einen Akt des Wollens und Wählens beitritt, weil er eben hineingeboren wird, der *Familie*. Der menschlichen Familie aber war von Anfang an ein längerer Bestand durch einen Umstand gesichert, den wir sonst oft genug beklagen hören, durch die Langsamkeit der körperlichen und geistigen Entwickelung der menschlichen Sprößlinge; auch in den allerältesten Zeiten muß die Hilflosigkeit ihrer Nachkommenschaft Mann und Weib weitaus länger aneinander gefesselt haben, als dies bei irgend einer Tiergattung der Fall ist. So mußte der dem Menschen angeborene Geselligkeitstrieb erstarken und erwies sich sicherlich auch dann noch wirksam, wenn die zur Selbständigkeit gelangten Kinder eines Elternpaares eigene Hauswesen begründeten: aus der Familie erwuchs die Sippe, die Sippe wurde zum Stamm, der Stamm erweiterte sich zum Volke und zur Nation.

Berechtigt uns somit die bloße Betrachtung der Menschennatur zu der Annahme, daß die Menschen, so weit man sich auch in die Vergangenheit zurückdenken mag, nie anders als in größeren oder kleineren Verbänden bei einander und mit einander gelebt haben, so ergibt sich leicht der Schluß, daß Plato mit Unrecht nach einem besonderen, äußeren Anstoß zur Bildung menschlicher Verbände geforscht, und daß er fehlgegriffen hat,

---

*) Daß Plato im übrigen an dieser Stelle die schönen Künste mit den Äußerungen gemeiner Üppigkeit zusammenwirft und in ersteren nichts weiter als Zeichen der Ausartung sehen zu wollen scheint, liegt an der skizzenhaften Kürze seiner Darstellung und kommt für unseren Zweck hier um so weniger in Betracht, als dies befremdende Urteil in den folgenden Teilen seiner Schrift die gebührende Einschränkung erhält.

wenn er ihn in der Erkenntnis der Individuen von der Nützlichkeit der Arbeitsteilung zu finden glaubte. Wäre die Idee der Arbeitsteilung wirklich die gesellschaftbildende Kraft, so dürften keine Völker existieren, deren Bestand sich nicht wesentlich auf dieses Prinzip gründete, während es doch bis auf den heutigen Tag, wenn auch unkultivierte Völkerschaften, so doch Völkerschaften genug gibt, bei denen die Arbeitsteilung bisher so gut wie gar nicht entwickelt und dementsprechend ein regel- und berufsmäßiger Güteraustausch nicht anzutreffen ist. Beschränkt sich bei den Angehörigen eines wilden Volkes der Güteraustausch noch heute auf gelegentliche, vorübergehende nachbarliche Unterstützung, so dürfen wir auch für die Urzeit der Kulturvölker einen ähnlichen Zustand voraussetzen, der in allmählicher, langsamer Entwickelung zu dem führte, was wir heute unter Handel und seiner Vorbedingung, der Vielheit von Berufsarten, verstehen. Wir werden daher die Arbeitsteilung zwar als ein Band ansehen dürfen, das von jeher in hohem Grade zur Befestigung menschlicher Verbände beigetragen hat, uns aber davor hüten müssen, sie als Entstehungsursache für diese Verbände anzuerkennen: was dem alten Philosophen als Erstes, Ursprüngliches erschien, das erkennen wir als Späteres, Abgeleitetes, als die Folge und das Ergebnis des innerhalb einer größeren Vereinigung bereits vorhandenen Verkehrslebens.

Ein weiteres Bedenken gegen die Platonische Darstellung erhebt sich in der Frage, woher denn der Besitz berufsmäßiger Fertigkeiten und Kenntnisse stamme, mit denen die Teilnehmer der zu gründenden Genossenschaft auf dem Plane erscheinen. Welche Umstände, so müssen wir fragen, sollten ein einsam für sich lebendes Individuum veranlassen, eine Art der Beschäftigung zu bevorzugen, auf ihre Erlernung Zeit und Mühe zu verwenden und darüber andere, für seine Erhaltung ebenso wichtige Arbeiten zu vernachlässigen? Wie soll der Gedanke, die Anfertigung bestimmter Gegenstände gewerbsmäßig zu betreiben, in einem Menschen früher erwachen, als bis sich ihm wiederholt Gelegenheit geboten hat, für die Hingabe einer und derselben, von ihm selbst erzeugten Güterart die mannigfachsten Dinge zu erhalten, deren Erlangung ihm sonst unmöglich wäre? Dergleichen belehrende Erfahrungen können doch eben nur da gemacht werden, wo bereits Zusammenhang und Verkehr zwischen den Individuen besteht, oder mit anderen Worten: nur innerhalb einer, unter irgend einer Form sich vorfindenden, Gesellschaft. — Wie aber, wenn Auswanderer oder Flüchtlinge, aus einem oder mehreren Staaten kommend, an einem weltentlegenen Orte zusammenträfen, sich zu gegenseitiger Unterstützung vereinigten und ihre beruflichen Kenntnisse in der von Plato geschilderten Weise, in einheitlicher Richtung verwerteten? Ein solcher Fall, der oft genug dagewesen ist und sich täglich wiederholen kann, ein solcher Fall, entgegnen wir, wäre nicht dazu an-

getan, das hier in Rede stehende Bedenken zu widerlegen. Denn eine Ansiedelung dieser Art wäre nichts weiter als eine Kolonie, welche die Existenz eines oder mehrerer Gemeinwesen schon zur Voraussetzung hätte, so daß die Frage nach der Entstehung des (primären) Staates damit in keiner Weise beantwortet wäre.

Beruht somit die Platonische Darstellung, soweit sie ein historischer Aufbau sein will, auf unannehmbaren Voraussetzungen, so kann es auch nicht wundernehmen, wenn der Philosoph zu ebenso unrichtigen Folgerungen bezüglich der historischen Entwickelung seines Staates gekommen ist. So hat er, um das Wichtigste herauszunehmen, den Krieg erst an das Ende einer langen Periode des Wachsens und Gedeihens gesetzt; erst mit dem Aufhören des rohen Naturlebens, erst mit den Anfängen höherer Kultur kommt seinen bisher so friedlichen Bürgern der Gedanke an unrechtmäßigen, gewaltsamen Erwerb, an Raub und Mord. Welcher Widerspruch mit den tausendfachen Zeugnissen der Geschichte und der fortdauernden Erfahrung! Sind es doch gerade die wilden Völker, die sich der Segnungen des Friedens am wenigsten zu erfreuen haben. — Dahingegen wird die Berechtigung eines zweiten Vorwurfs, den man dem Philosophen gemacht hat, es sei eine „unhistorische Ansicht, daß der Mensch im Naturzustande von Vegetabilien gelebt und erst, als er sich dem einfachen Naturleben zu entfremden anfing, zur Fleischnahrung übergegangen sei, womit zusammenhänge, daß Plato den Hirtenstand für älter und ursprünglicher ansehe als den Jägerstand" — die Richtigkeit dieser Ausstellung wird hier dahingestellt bleiben dürfen, und das um so mehr, als sie nur einen unwesentlichen, durchaus nebensächlichen Zug des Platonischen Gemäldes berührt.

Sehen wir aber auch von allen solchen und ähnlichen Bedenken ab und geben wir die Möglichkeit zu, daß auf dem von Plato vorgezeichneten Wege ein menschlicher Verband entstehen oder vielmehr wie durch ein Wunder fertig ins Dasein springen könnte, so bleibt immer noch die Frage übrig, ob eine solche Vereinigung denn schon ein Staat zu nennen sei, ob der Philosoph wirklich die Entstehung einer politischen Einheit geschildert habe. Diese Frage aber ist schlechterdings zu verneinen. Oder ist eine Vereinigung, in der gearbeitet, gekauft und verkauft wird, ist ein Ort mit Arbeitsstätten und Marktplätzen schon ein Staat? Wo bleibt der höhere Wille, der dort, wo jeder nur an seinen Vorteil denkt, das gemeinsame Interesse aller im Auge behält? Wo die Macht, welche Schädigungen des Gesamtwohls verbietet und verhindert? Wo die Erzeugung dieser Machtfülle, die doch nur dadurch entstehen kann, daß alle sich einer Autorität unterordnen und sie mit der Summe aller vorhandenen Einzelkräfte belehnen? Nein, ein Staat ist nur da, wo jedem einzelnen die Verpflichtung und der Zwang aufliegt, der Gesamtheit einen Teil seiner Freiheit und seiner materiellen Güter

zu opfern, nur da, wo — um mit Schleiermacher zu reden — „ein irgendwie heraustretender Gegensatz von Obrigkeit und Untertanen" besteht, kurz, wo Gesetz und Recht ist. Erst Gesetz und Recht ordnen die Beziehungen und das Verhalten wie des einzelnen zum einzelnen, so der Individuen zum Ganzen und machen aus der bloßen Menschenmenge einen in sich geschlossenen Organismus. Wer also den Vorgang der Staatenbildung schildern will, hat das Werden von Obrigkeit, Gesetz und Recht nachzuweisen, eine Aufgabe, deren Lösung freilich nur auf dem Wege unsicherer Rückschlüsse oder vielmehr Vermutungen versucht werden kann. Denn von den durch Kolonisation entstandenen Gemeinwesen abgesehen, die hier nicht in Frage kommen können, wie bereits oben bemerkt worden, fallen die Anfänge aller uns bekannten Staaten weit vor den Beginn aller geschichtlichen Überlieferung; über die Aufstellung allgemeiner Normen und Gesichtspunkte wird daher der in das Dunkel der Vergangenheit gerichtete Geist nicht hinausgehen dürfen.

Die aus solchen Leitgedanken gewonnenen Umrisse aber ergeben etwa folgendes Bild der geschichtlichen Entwickelung. Aus der Lage und Natur eines Landes, aus den Rasseneigentümlichkeiten eines Stammes, aus den inneren und äußeren Schicksalen eines Volkes und vielen anderen Bedingungen und Umständen keimt jene allgemeine Übereinstimmung und Gleichförmigkeit des Fühlens, Denkens und Glaubens wie des Redens und Handelns empor, die wir als Sitte oder Herkommen zu bezeichnen pflegen. Anstöße mancherlei Art führen früher oder später dazu, aus altgeübten Gepflogenheiten bindende Vorschriften zu machen und solchergestalt das, was das Leben einer innerlich verwachsenen Vielheit schon lange Zeit durchdrungen hat, dieser Vielheit als Zwang, das heißt als Gesetz, aufzuerlegen. Derartige Übergänge von freiwilligem zu unfreiwilligem Befolgen können sich ebensowohl in unbewußter Entwickelung allmählich vollziehen, als durch übermächtige Anlässe, wie durch Gewaltakte hervorragender Persönlichkeiten, plötzlich in Erscheinung treten. Je weitere Kreise das Sollen und Müssen zieht, je tiefer es in das ganze Leben der vielköpfigen Masse ordnend eindringt, je einheitlicher die einzelnen Gesetze ineinandergreifen und einer Spitze, der Zusammenschließung aller materiellen und geistigen Kräfte zu einer Kräftesumme, zustreben, um so mehr wird aus der Volksmenge ein staatlich gegliedertes Ganze, beseelt von dem Gedanken der Zusammengehörigkeit und dem Bewußtsein gemeinsamer Aufgaben.

Diese ganze Frage nach den grundwesentlichen Merkmalen eines staatlichen Organismus hat Plato nicht einmal berührt; er hat ebensowenig die Wirksamkeit gesetz- oder staatsschaffender Momente in den Kreis seiner Erwägungen gezogen, als einen Versuch unternommen, ihre Entstehung und Entwickelung historisch begreiflich zu machen.

Was Plato unterlassen, hat sein größter Schüler, Aristoteles, nach-

geholt. Wie der Botaniker den Ursprung der Pflanze in der Zelle, so findet er denjenigen des Staates in der Familie, und seinen Standpunkt teilt die heutige Wissenschaft, der obige Auseinandersetzungen Rechnung tragen. In richtigem Verfolg seiner Grundvoraussetzung sucht Aristoteles die Anfänge von Obrigkeit und Gesetz in der natürlichen Stellung des Familienoberhauptes zu den Gliedern der Familie und kommt zu dem — wenn auch vielleicht nicht für alle, so doch sicher für die meisten Fälle zutreffenden — Schlusse, daß die erste und ursprünglichste Staats- und Regierungsform der Völker das Königtum sei; „denn jedes Haus werde von dem Ältesten wie ein Königreich regiert!“

Hiernach müssen wir das Urteil, das Aristoteles über seines Lehrers Darstellung von der Entstehung des Staates fällt, sie sei wohl anmutig, aber unzulänglich, unbeschadet unserer Bewunderung für den genialsten Denker des Altertums gutheißen.

Nahe genug liegt die Frage, auf welchem Wege denn Plato zu einer so offenkundig falschen historischen Rekonstruktion habe gelangen können. Aber so interessant sie für den Fachgelehrten sein mag, so ist sie doch mit dem Inhalte, dem Gedankengange und der Form des ganzen Platonischen Werkes zu tief und innig verwoben, als daß an dieser Stelle auch nur einer der Versuche besprochen werden könnte, die unsere namhaftesten Platoforscher der Lösung dieses halben Rätsels gewidmet haben.





Lebenserinnerungen

von

Hans Blum.

— Rheinfelden. —

(Schluß.)

Zweiter Abschnitt.

Meine Schweizer Jugend und Erziehung (1849 bis 1860).

Den ersten längeren Aufenthalt auf unserer Reise nach der Schweiz machten wir in Frankfurt, wo das Parlament noch beisammen war. Ich sah eine sehr große Zahl der Abgeordneten, von denen ich das vorige Jahr hindurch soviel hatte sprechen hören, darunter natürlich alle Freunde und Mitkämpfer des Vaters — Ludwig Uhland steht mir noch deutlich vor Augen — aber auch viele Mitglieder der „Erbkaiserpartei", wie den ehrwürdigen Vater Arndt und Jahn. Selbst der Anblick des Erzherzogs Reichsverwesers — den mein Vater immer den „Reichsvermoderer" genannt hatte — war mir beschieden. Mit tränenvollem Auge stand ich an des Vaters verwaistem Sitz im Parlament (der Paulskirche).

Dann fuhren wir von Mainz mit dem Dampfschiff rheinabwärts, um in Köln die Mutter, Schwestern und Verwandten des Vaters zu besuchen und dabei erst persönlich kennen zu lernen. In Koblenz wurde aber schon wieder Halt gemacht, da uns dort die Freunde des Vaters ein festliches Essen bereit hielten. Natürlich waren die Mutter und wir Kinder an besonders sichtbarer und ehrenvoller Stelle der Tafel untergebracht, und man kann sich daher die entsetzte Heiterkeit der ganzen Versammlung vorstellen, als ich plötzlich bei tiefer Stille zu dem kahlköpfigen Vorsitzenden an meiner Rechten laut sagte: „Du, weißt du, wem du ähnlich siehst?" — „Nun, wem denn, mein Kleiner?" — „Dem Erzherzog Reichsverweser. Der hat da oben" — dabei deutete ich auf seine Stirn — „auch nischt!"

In Köln sah ich dann mit tiefer Rührung die kleine, graue, leidende Mutter meines Vaters, ihre rüstigen Töchter, meine Tanten, und die übrigen Verwandten. Dann ging unsere Reise wieder südwärts, über Mainz hinaus, der Schweiz zu. In Karlsruhe trat ein schöner, aber finsterer Mann an unseren Wagenschlag. Es war der Abgeordnete Adolf von Trützschler, der seine Beteiligung an der badischen Revolution von 1849 im August mit dem Leben bezahlte.

In Bern trafen wir nach Mitte Mai ein. Bis zu unserer Aufnahme im Gladbachschen Institut im Dorfe Wabern bei Bern wohnten wir in dem nur wenige Minuten von der Anstalt entfernten „Café Schöneck", das von einem vielbesuchten schattigen Garten umgeben war. Hier hatte ich eine unvergeßliche Begegnung. Unter den Bäumen dieses Gartens nahm nämlich eines Tages ein feiner Herr in bürgerlicher Kleidung Platz, den die Hausbewohner General Dufour nannten. Nicht bloß in der Schweiz war damals der militärische Lehrmeister Napoleons III., der siegreiche Heerführer der Schweiz im Sonderbundsfeldzuge von 1847, einer der volkstümlichsten Helden; auch in Deutschland wurde sein Name hochgefeiert, und auch an meine Knabenohren war schon in Leipzig die Kunde seines Ruhmes gedrungen. Mit strahlenden Augen ging ich auf ihn zu, schaute beglückt zu ihm auf und fragte ihn kindlich: „Bist du wirklich der General Dufour?" — „Ja, der bin ich," erwiderte er lächelnd und mir die Hand reichend, „und wer bist du denn?" — „Ich bin der Hans Blum," sagte ich, als genüge das. Und es genügte dem großen Manne auch. Denn er hatte von der Anwesenheit der Witwe und Kinder Robert Blums in diesem Hause schon vernommen. Er nickte mir freundlich zu und streichelte mit innigem Ausdruck meinen blonden Scheitel. Dann küßte er mich, und eine Träne rann über sein edles Antlitz. Mit der warmen Teilnahme seines großen Herzens gedachte er des tragischen Schicksals meines Vaters und seiner Hinterlassenen. Mir erschien es später immer als eine gnädige symbolische Fügung der Vorsehung, daß der edle siegreiche Feldherr der Eidgenossenschaft mich so herzlich in seine Arme geschlossen hatte, ehe die liebe Schweiz meine Jugendheimat wurde.

Zunächst sollte das Gladbachsche Institut in Wabern während mehr als sieben wichtigster Lebensjahre (vom 23. Mai 1849 bis zum Herbst 1856) mein reizvolles Heim werden. Das Hauptgebäude, in dem wir Zöglinge unterrichtet wurden, aßen und schliefen, lag mitten in den Bäumen, Gärten und Matten des großen Gutes und war sehr malerisch durch das vorspringende gewölbte Berner Dach und die zahlreichen grünen Fensterläden der nördlichen Vorderfront, auch durch den riesigen Maulbeerbaum, der sich am Spalier der südlichen Hinterfront über die ganze Hauswand bis nahe zum Dachfirst hinaufzog. Westlich

vor dem Hauptgebäude sprudelte ein steinerner Brunnen seinen kräftigen Strahl, — von dem wir sommers und winters beim Waschen am Frühmorgen unsere nackten Rücken überschütten ließen, — in ein schönes ovales Granitbecken, und hinter dem Brunnen lag ein viereckiger, eingedämmter, untiefer Teich, durch schöne Baumgruppen eingerahmt und abgeschlossen. Eine herrliche Allee von schattigen Kastanienbäumen erstreckte sich vom Haupteingang zum Gute, von der Berner Landstraße her, bis zu dem großen, halbkreisrunden, mit Kies bestreuten Vorplatz vor der nördlichen Hauptfront des Hauses. Mitten auf diesem Platze stand nur ein einziger Baum, ein Haselnuß baum, der so kräftig und hoch war, daß oft ein halbes Dutzend Jungens in seinen Zweigen sich gleichzeitig schaukelten. Nordwestlich vom Hauptgebäude lag unsere sehr große, ebene Spielwiese, auf der zugleich der breite Sprunggraben und die köstlichen Turngeräte sich befanden: Klettermast mit drei Kletterstangen, Recke und Barren und das Sprungpferd. In der großen Scheuer am Südostrande des Gutes standen eben solche Turngerüste für das Turnen im Winter. Sie hieß daher die „Gymnastik". Dieser Scheuer gegenüber befand sich in der Südostecke des Gutes, und nebst der gesamten Ostfront des Grundstückes (an der noch zwei kleinere einstöckige Häuser, „Stöckli", standen) von der Dorfstraße geschieden, das Hühner- und Schweinestallgebäude, dessen Insassen uns Knaben nicht weniger interessierten, als die Salamander, Kröten, Frösche und Wasserkäfer, die sich im Ausfluß unseres Weihers, im ganzen Laufe dieses Bächleins bis zur Gutsgrenze hin tummelten.

Der Lehrplan und die Unterrichtsmethode im Gladbachschen Institut verhieß nach dem uns schon in Leipzig bekannten Prospekt: gediegene und klare, aber von schulmeisterlicher Pedanterie freie Belehrung in allen Zweigen allgemeiner Schulbildung; Begründung und Vermehrung gründlicher Kenntnisse in alten und neuen Sprachen, in Geschichte und Geographie, Mathematik und Geometrie, Botanik, Physik und Tierkunde, Zeichnen, Singen und Musik, Erweckung und Vertiefung des religiösen Sinnes; aber neben dem reichen Stoff und der Formenfülle des Wissens und Könnens auch deren Vergeistigung, Belebung des eigenen Denkens der Schüler, Erziehung derselben zur Erkenntnis und zur Nacheiferung alles Reinen, Schönen, Hohen und Gewaltigen in den Sprachen alter und neuer Völker, in den Helden der Menschengeschichte, in den Harmonien der Töne, in der bildenden Kunst, in den ewigen Gesetzen und Wundern der Natur.

Dieses wahrhaft ideale Lehrziel wurde in edlem Wetteifer der Lehrer, unter Gladbachs fester und sicherer, gegen Lehrer und Schüler immer gleich liebenswürdig-freundlicher Leitung, auch unablässig angestrebt. So wurden mir die sieben Jahre des Lernens in Wabern süß und leicht. Mit noch nicht acht Jahren begann ich

Latein und Französisch, mit noch nicht elf Jahren Griechisch. Die lebenden Sprachen erlernte ich zudem halb spielend im Verkehr mit den Kameraden aus Frankreich und der französischen Schweiz, aus England und Italien. Schon mit fünfzehn Jahren sprach und schrieb ich fließend Französisch, Englisch, und verstand und sprach Italienisch, ohne es grammatikalisch gelernt zu haben. In demselben Alter übersetzte ich in meinen englischen Privatstunden bei Gladbach Shakespeares Richard II., Coriolan, Julius Cäsar, Heinrich IV., 1. Teil, und Lord Byrons Marino Faliero im Versmaß der Urschrift ins Deutsche. Daneben waren achtbare Kenntnisse in der deutschen Muttersprache und Literatur, in den alten Sprachen, in Mathematik, Naturwissenschaften und namentlich auch im Zeichnen erworben, das wir, unter Leitung unseres trefflichen Zeichenlehrers J. Dill aus Bern, nach Erlernung der Anfangsgründe, des Sommers immer nach der Natur übten, im Winter nach ausgezeichneten Vorlagen; ich, als Landschafter, vornehmlich nach denen von A. Calame, Hubert, Ferogio usw., auf getöntem Papier, mit zwei Bleistiften und weißer Kreide.

Jeder Schüler wurde bei seiner Aufnahme in den verschiedenen Fächern seines Wissens und Könnens geprüft und danach in allen Einzelfächern der Klasse zugeteilt, der sein Wissen in diesem Fache entsprach. So saßen in jeder Klasse Knaben verschiedensten Alters und verschiedenster Nationalitäten, was den Lern- und Wetteifer jedes einzelnen sehr hob und belebte. Nur die Musik-, Fecht- und Tanzstunden, — die auch ich alle fleißig mitnahm, — wurden besonders bezahlt.

Nun ist aber der Lehrer des Instituts zu gedenken. Da ist natürlich zuerst zu nennen der Leiter Georg Gladbach selbst, 38 Jahre alt, als ich dort eintrat, eine hohe schlanke Gestalt, mit hellblondem, fast rötlichem Haar und Schnurrbart, gerader Nase, lebhaft in allen Bewegungen und Handlungen, gerade und offen in allem Denken und Empfinden, von fröhlich-kindlicher Heiterkeit, wie Fritz Reuter, trotz der furchtbar langen Kerkerhaft. In der Kerkerqual hatte Gladbach aber nicht, wie der unglückliche Fritz Reuter, zur Flasche gegriffen, um sich zu betäuben, sondern zu den damaligen besten Werken über Geschichte und Geographie, und hatte deren Inhalt so fest sich eingeprägt, daß er zu seinen Vorträgen niemals einer Vorbereitung oder vollends eines Buches bedurfte. Nicht minder eifrig lag er in seinem Kerker dem Studium der englischen Sprache und Literatur ob. Nie brauchte er ein Wörterbuch. Zu seinem Nachteil haftete ihm, der zudem immer unvermählt blieb, freilich auch die Erbsünde idealer deutscher Gelehrter an: auf den eigenen Vorteil wenig bedacht zu sein. So sah er denn immer nach geschäftskundigen, redlich gesinnten Gesellschaftern seines Unternehmens sich um, die er glücklicherweise in dem Hessen Soldan und in dem Badener J. J. Glaser auch fand. Aber als diese Männer von ihm

gingen, um der eigenen Familie ein ruhigeres und bequemeres Heim zu gründen, war er klug genug, das bedenkliche Rechnungswerk nicht mehr lange allein fortzusetzen. Wenige Jahre nach meinem im Herbst 1856 erfolgten Austritt verkaufte er sein Gut und nahm die ehrenvolle Stellung als Professor der Geschichte und Geographie an der Aarauer Kantonsschule an, wo er 1883 starb.

Die Gesellschafter Gladbachs, anfangs der Hesse Soldan, von 1850 an J. J. Glaser, der infolge der badischen Revolution von 1849 Heimat, Grundbesitz und Lehramt in Schopfheim (im Wiesental in Baden) hatte verlassen müssen, kamen zunächst als Hausväter in Betracht und erwiesen sich, ebenso wie ihre Gattinnen, als tüchtige, für die Zöglinge wahrhaft elterlich sorgende Haushalter. Mit der sehr zahlreichen Familie Glaser verwuchsen wir zwei Brüder und später auch unsere jüngeren Geschwister, als seien wir selbst Kinder und Geschwister derselben. Mein Bruder Richard heiratete 1867 die älteste Tochter Marie zu glücklichster Ehe. Aber auch der Unterricht J. J. Glasers in Botanik, Physik, den Anfangsgründen der Chemie und Tierkunde, steht mir in dankbarster Erinnerung. Liebevoll und kundig lehrte er uns auf unseren Spaziergängen und Ausflügen die herrliche Pflanzen- und Insektenwelt der Berner Hochebene betrachten und schätzen und die großartige landschaftliche Umgebung und Fernsicht gebührend bewundern und heimatlich liebgewinnen. Nachdem er später Leiter der landwirtschaftlichen Anstalt in Muri (Kanton Aargau) gewesen, lebte der ehrwürdige Greis bis 1902 mit Gattin in Münsingen (zwischen Bern und Thun).

Ausgezeichnet, wenn auch zu streng, war als Lehrer des Latein, der Mathematik, des Gesanges und Klavierspiels der Schwabe Horrer, der bis vor etwa zehn Jahren noch als pensionierter Lehrer in Thun lebte. Desgleichen war als Lateinlehrer zu streng der Badener Schellenberg, der etwa 1893 als Stadtpfarrer in Heidelberg starb.

Als ein geradezu mustergültiger Lehrer der alten Sprachen und des Deutschen führte sich dagegen, etwa vom Frühjahr 1852 an, der jugendliche Badener Friedrich Edinger in Wabern ein. Er hatte als flotter Senior des Korps der Schwaben in Heidelberg im Duell die Nase verloren und sich dadurch den Lehrer- und Predigerberuf in der Heimat verscherzt. Er trug eine mit Ölfleischfarbe angestrichene silberne Nase, die an einer Brille von Fensterglas befestigt war. In ihm hatte Baden eines der glänzendsten und erfolgreichsten erzieherischen und lehrerischen Talente an die Schweiz abgegeben. Als eine hohe, schlanke, sehnige Gestalt trat Edinger in Wabern vor uns, mit blitzenden, blauen Augen, lebhafter und bewegender Rede und mit einer seltenen Fähigkeit, Freude, ja Begeisterung für das zu erwecken, was er lehrte, auch wenn es anfänglich bloß Formen toter Sprachen waren. Sein Unterricht in diesen Sprachen war ganz hervorragend, namentlich aber auch im

Deutschen. Mit größter Sorgfalt achtete er auf die Richtigkeit und Reinheit unserer Muttersprache im mündlichen und schriftlichen Ausdruck und förderte unablässig die Freude an der schönen Form des Stils. Wehe aber dem, der dabei Phrasen machte! Denn die haßte er in den Tod. Alle diese vorzüglichen Eigenschaften lernte dann auch der Kanton Bern an ihm schätzen, als Edinger 1856 als Lehrer an der Berner Kantonsschule (Gymnasium) angestellt wurde und hier dann bis zu seinem im Jahre 1894 erfolgten Tode unermüdlich wirkte. Trefflich zeichnet er sich selbst in den Worten, die er mir in das Stammbuch schrieb, als ich um Ostern 1860 vom Berner Gymnasium an die Hochschule nach Leipzig abging: „Jeder Mensch sollte einen unsterblichen Studenten im Leibe haben." In ihm lebte der freie frohe Bursch bis zuletzt, und das machte ihn ewig jung mit der Jugend. Er heiratete bei seinem Abgang von Wabern die jüngere Schwester unserer Pensionsmutter, Frau Glaser, Katharina Tscheulin.

Von den übrigen Lehrern nenne ich nur noch den des Französischen, den jugendlichen, kleinen und beweglichen Waadtländer Chappuis, der später in Lausanne eine treffliche Erziehungsanstalt gründete, und den des Italienischen, den badischen Major a. D. Kapfferer, der außer dem General Franz Sigel der tüchtigste Offizier des badischen Aufstandes von 1849 gewesen war. Er war eine edle, vornehme Persönlichkeit, auch wohlhabend, und gab in Wabern nur Unterricht, um die unfreiwillige Muße seines Flüchtlingslebens auszufüllen.

Für unser religiöses Leben und unsern Religionsunterricht war in Wabern auch reichlich und ernstlich gesorgt. Edinger hatte Theologie studiert, Schellenberg war geprüfter Theologe. Jeder Schultag wurde in Wabern mit Gebet begonnen und beendet. Jeden Sonntag mußten wir gut eine halbe Stunde weit zu Fuß in die Kirche marschieren, die Katholiken zur Messe, wir Protestanten in die Heiliggeistkirche zu Bern, im Winter oft durch ungebahnten, halbmeterhohen Schnee. Wenn uns nun der Sonntagsprediger nicht paßte, so suchten wir Ausflüchte. Einen trefflichen Vorwand, daheim zu bleiben, glaubte ich einmal in meinen hinten arg „verplätzten" (mit mißfarbenem Einsatz verunzierten) Hosen gefunden zu haben und wies Herrn Gladbach mit inniger Heidenfreude den unpassenden „Plätz". Er aber fuhr mich an: „Du dummer Junge, meinst du denn, der liebe Gott gucke vom Himmelsfenster nach deinen verplätzten Hosen aus? Gleich gehst du mit in die Kirche!"

Das Gladbachsche Institut war indes bei den konservativen Altbernern schon als deutsches Gewächs verdächtig und mißliebig, und als Gladbach 1850 mit gutem Grunde die Reaktion auch in Bern heraufziehen sah, verschrieb er uns zum Religionslehrer den „schwarzen" Franz Fetscherin von Bern, der aber mit dem „Teufelsgeist" in Wabern auch nicht vollständig fertig wurde. Denn als Fetscherin bei dem

nächsten Osterexamen in Wabern eine hochansehnliche Schar seiner Gesinnungsgenossen von Bern eingeladen hatte, damit sie Zeugen des herrlichen Erntefestes wären, das Fetscherin nunmehr allhier mit seiner Aussaat des Glaubens im Weinberge des Herrn zu halten gedachte, und als er an ein unnützes Weltkind unter uns die erbauliche Frage richtete: „Wie mueß der Mönsch läbe?“ (Wie muß der Mensch leben?), — da kam die entsetzliche Antwort: „He, der Mönsch cha läbe, wie-n-er wott.“ (He, der Mensch kann leben, wie er will.) Tableau!

Sehr sorgfältig und gründlich wurde im Gladbachschen Erziehungsinstitut auch für die körperliche Pflege und Ausbildung der Zöglinge gesorgt. Hierzu diente zunächst die einfach-kräftige Kost und die spartanische Lebensführung, die uns Zöglingen in Wabern beschieden war. Des Sommers früh fünf Uhr, des Winters um sechs Uhr wurde aufgestanden. Eine halbe Stunde später mußte alles zum Gebet im großen Schulsaale des hohen Parterre versammelt sein. Dann wurde im großen Speisesaal des ersten Stockwerkes — in dem zu anderer Zeit auch Gesang- und Musikunterricht erteilt wurde — das Frühstück eingenommen, das aus Milch, oder Milchkaffee ohne Zucker, und Brot bestand. Dann begann im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr der Unterricht. Meinem von jeher sehr starken und ausgiebigen Schlafbedürfnis fiel das Frühaufstehen der Waberner Tagesordnung so schwer, daß ich einmal in einem gediegenen Aufsatz „über die Freuden des Winters“ als allererste und namhafteste dieser „Freuden“ anführte, daß man da eine Stunde länger schlafen könne. Um 9 Uhr vormittags trat eine kurze Schulpause ein, in der uns ein Stück Brot, im Winter wohl auch ein Apfel gereicht wurde. Das Mittagessen um 12 Uhr bestand aus Suppe und aus wenig Fleisch mit viel Gemüse und Kartoffeln. Sonntags gab es meist Speck und Sauerkraut zu Mittag. Nachmittags begann der Unterricht um 2 Uhr. Um 4 Uhr gab es wieder ein tüchtiges Stück Schwarzbrot, und nun begann unsere herrliche zweistündige Spielzeit. Um 6 Uhr wurde zu Abend gegessen: Brot mit Milch, oder Kaffee ohne Zucker, und dazu eine kleine Beilage von Butter, oder Mehlspeise, oder Dürrobst, oder frisches Obst, je nach der Jahreszeit. Nach dem Abendessen wurde meist noch eine gute halbe Stunde gespielt, bis um 7 Uhr die gebietende Glocke alle zur zweistündigen „Studierstunde“ in den großen Schulsaal rief, in dem jeder Schüler sein eigenes Klapppult hatte, das seine Hefte und Bücher barg. Hier wurden nun, unter Aufsicht eines Lehrers, der jede Woche wechselte, die Aufgaben für den folgenden Tag ausgearbeitet. Um 9 Uhr wurde stets zu Bett gegangen.

Das Turnen wurde winters und sommers eifrig gelehrt und betrieben. Ich war bald Vorturner meiner Turnklassengenossen. Im Sommer brachen wir zum Baden und Schwimmen täglich um

4 Uhr nach unserem etwa zwanzig Minuten von der Anstalt entfernten Badeplatz in der Aare auf. Dieser Badeplatz war samt dem einzigen Zugang durch eine Wiese von Gladbach gepachtet und bestand aus einer langgestreckten niedrigen Erhöhung von Aarekieseln über dem Strombett, ohne jedes Bauwerk, selbst ohne eine einzige Bank zum Niedersitzen beim Entkleiden. Der Stromlauf der Aare wurde in seinem Querschnitt von unserer Steininsel an gegen das rechte Ufer, das hoch und steil anstieg, nur allmählich tiefer; auch gab es zwischen dem linken Ufer und unserer Kieselbank einige breite untiefe Wasserlachen, in denen auch die kleinsten Nichtschwimmer sich gefahrlos tummeln und ergötzen konnten. Das ungemein reißende Wasser der Aare trug den Körper fast von selbst, und so lernte man rasch fast ohne Anleitung schwimmen. War dies genügend erprobt, so ging es, unter Führung zweier Lehrer, an die erste Durchquerung des wilden Stromes, der namentlich am jenseitigen steilen Ufer ganz ungestüm vorbeijagte und daher das Anlanden schwierig machte. War aber auch diese Leistung vertraut geworden und die Fertigkeit kräftigen, anhaltenden Schwimmens zweifellos festgestellt, so wurden wir eingeübt, mit dieser Kunst Menschenleben zu retten, indem wir in den Kleidern und Stiefeln ins Wasser springen, weiter und weiter in den Strom hinausschwimmen und schließlich die Aare durchqueren mußten. Natürlich lag dann an unserem Ufer für jeden dieser Lebensretter in spe noch ein trockener Anzug und ein trockenes Paar Schuhe für den Heimweg bereit. Auch für die Behandlung Ertrinkender bei unserem künftigen Rettungswerke waren uns alle Vorschriften gegeben.

Ganz wonnevoll waren unsere gemeinsamen Spaziergänge, die wöchentlich zweimal — im Frühjahr, Sommer und Herbst Mittwoch und Sonnabend nachmittags — stattfanden. Da wurde dann entweder der hinter dem Dorfe Wabern aufsteigende, 861 Meter hohe Gurten erklommen, — auf den heute eine Bergbahn führt, — und oben die prachtvolle Aussicht über Bern, den Jura, Teile des Neuenburger Sees, die Berner und Freiburger Alpen, die Unterwaldener Berge bis zum Pilatus genossen. Oder man wanderte im Tal nach irgend einer Richtung, nicht selten in das „Belpermoos" (Moos bedeutet Sumpfland) — einer Aareniederung mit schöner alpiner Flora, deren Samen durch den undichten Aardamm in das tiefer liegende Land gespült werden. Immer hatten wir Botanisiertrommel, Wurzelmesser und Schmetterlingsnetz bei uns, so daß auch der Sammler freudig etwas heimbrachte.

Zu diesen wöchentlichen Spaziergängen gesellten sich aber zweimal im Jahr, im Spätfrühjahr und im Frühherbst, auch zwei Tagesausflüge von unvergänglichem Glanze. Der Frühjahrsausflug ward gewöhnlich auf den Belpberg unternommen, der etwa drei Stunden südöstlich von Bern aus dem vorgeschichtlichen, jetzt von der Gürbe durchströmten Seebecken des schon genannten Belpermooses 895 Meter ü. M.

aufragt, und zwar nach Westen zu fast senkrecht. Das war unser Aufstieg. In den Felsrippen, die wir unterwegs mit dem Pickel anhieben, fanden sich häufig Abdrücke von Muscheln oder Fischen, und oben unter dem Gipfel des Berghauptes war in den Fels ein großer eiserner Ring geschmiedet, an den vor Tausenden von Jahren die Schiffe angebunden wurden, als dieser Berg noch eine Insel war. Diese Wahrnehmungen regten natürlich unsere Einbildungskraft und Wißbegierde mächtig an. Und dabei gewannen wir Jungen den Eindruck, es würde sich hier oben, wenn der alte Berg nur gefälligst noch eine Insel sein wollte, mit Fischfang und allenfalls noch mit ein bißchen Seeraub fast ebenso hübsch leben lassen, wie im Institut in Wabern. Waren wir auf dem Bergrücken vollends an unser Ziel angelangt, so entfaltete sich die ganze Herrlichkeit der Berner Alpenkette und ihres Vorlandes um den Thuner See, und im glücklichsten Frohsinn wurde das einfache Mahl in der einzigen Wirtschaft des zerstreuten Bergweilers eingenommen.

Im Herbst ging unser Tagesausflug regelmäßig über Bern in nordöstlicher Richtung nach dem etwa 1000 Meter hohen Bantiger, den wir gleichfalls von der steilsten Seite nehmen mußten. Der Bantiger ist der letzte Ausläufer der Vierwaldstätter Alpen, wie der Gurten über Wabern der letzte Ausläufer der Berner Alpen. Man überblickt daher vom Bantiger besonders gut die großartige Landschaft nach Norden und Südosten: das Emmental gegen Burgdorf wie gegen Langnau zu, den Jura viel näher, die Berner Alpenkette etwas ferner als vom Belpberg, aber ausgedehnter, und außerdem die Alpen von Unterwalden. Auf dem Bantiger gab es keine Schutzhütte oder Wirtschaft. Aber stets wurde uns dort eine nach unserer Ansicht herrliche Wurst mit Brot gereicht. Dann ging es auf der anderen Seite des Berges jäh abwärts nach der heutigen Eisenbahnstation (der Linie Bern-Olten) Zollikofen, und von da über Münchenbuchsen nach Hofwyl, wo in Andacht das ehrwürdige, damals brach liegende berühmte Institut v. Fellenberg besucht, der kleine Hofwyler See bewundert und dann in dem alten kreisrunden, stufenweise in die Tiefe abwärts führenden, durch seine Abgeschiedenheit, Ummauerung und dunkle Baumbeschattung für uns ganz geheimnisvollen Bade des einstigen Fellenbergschen Institutes gebadet wurde, ehe wir das Mittagessen im Dorf nahmen.

Einen besonderen Reiz für uns, Lehrer wie Schüler, bot aber in Hofwyl jedesmal die Anwesenheit des „Veteranen von Hofwyl", Theodor Müller, eines aus Mecklenburg stammenden Lehrers, der seine besten Jahre dem Fellenbergschen Institut gewidmet hatte und nun sein Greisenalter in wonniger jugendlicher Fröhlichkeit am Schauplatze seines einstigen Wirkens genoß. Dann und wann trieb es ihn aber doch, wieder zu lehren. So war er in einem heißen Sommer kurze Zeit auch mein Lehrer in Wabern gewesen. Ich las ganz allein bei ihm nach-

mittags Cäsars Gallischen Krieg, ersehnte bei der furchtbaren Hitze jedesmal die Schwimmstunde herbei und kämpfte dann und wann einmal wohl gar mit dem Schlaf. Theodor Müller aber verstand den Schlaf zu verscheuchen. Er übersetzte mir in solchen Fällen nämlich den Julius Cäsar etwa wie ein höherer Unkel Bräsig. „Und die Avarren fingen an zu quarren," sagte er ganz ernsthaft, das Buch dicht vor die Augen rückend; mit solchen Schnurren ging es eine Weile fort, bis man wieder sehr munter war, und man lernte auch sein Teil bei ihm. Sein Heimweh und sein Behagen zogen ihn aber immer wieder nach Hofwyl zurück.

Theodor Müller war schon 1812 und 1813 Student in Jena gewesen und bestritt dort seinen Unterhalt hauptsächlich aus Stipendien hochsinniger Stiftungen des Großherzogs von Weimar. Diese allerhöchsten Zuwendungen blieben aber infolge der kriegerischen Drangsale jener Jahre aus, und der Studiosus Müller wollte auch leben! Da aber niemand in Jena ihm hierfür einen Rat wußte, so wanderte er nach Weimar und verlangte eine Audienz bei Serenissimus. Goethes hoher Freund, Ernst August, lachte herzlich, als ihm gemeldet wurde, der Studiosus Theodor Müller sei extra per pedes aus der Musenstadt nach Weimar gekommen, um den Großherzog submissest aber kräftig um die fälligen Stipendien zu treten. Aber er ließ den Wanderer leutselig vor, schloß vor dessen Augen die allerhöchste Geldkassette auf und sagte ihm: „Diese fünf Friedrichsdors, lieber Müller, sind das einzige, was der Napoleon mir gelassen hat, und davon sollen Sie vorläufig drei haben, das übrige aber, wenn ich einmal besser bei Gelde bin!" Müller steckte die Goldfüchse ein, empfahl sich bestens und beschloß sofort, sich am Befreiungskriege bei den Lützowern zu beteiligen. Aber den schwächlichen Menschen wollte niemand nehmen. So mußte er denn widerwillig daheim bleiben. Nach dem Kriege und nach „hochverräterischer" Beteiligung an der Burschenschaft enteilte er nach der Schweiz. Hier belehrte, erzog und begeisterte er jahrzehntelang die Zöglinge Fellenbergs.

Ich war schon in den höchsten Klassen des Berner Gymnasiums, als die Trauerkunde eintraf, unser guter Theodor Müller sei an gangrena senilis gestorben. Er war zeitlebens Junggeselle geblieben, und sein Testament hatte daher für Hinterlassene nicht zu sorgen. Er verordnete: nach seinem Leichenbegängnis solle aus seinem Barnachlaß in seinem Stammwirtshaus zu Hofwyl ein edles Symposion aller seiner Freunde in seinem Lieblingswein, echtem 1834 er, gefeiert werden. Unter diesen „Freunden" war auch ich mit manchem anderen seiner älteren Schüler. Zu diesen zählte auch der schweizerische Bundesrat und spätere Bundespräsident Schenk*). Am Grabe Müllers hatte er die

*) Gestorben 1894 durch Überfahren in Bern, während er einem Bettler ein Almosen reichte.

unvergeßlichen Worte gesprochen: „Unser Freund ist zuweilen wohl auch in Schlamm untergetaucht, aber immer hat er aus der Tiefe Perlen heraufgebracht.“ Und bei dem Symposion schilderte der tapfere, edle Führer der aargauischen Liberalen, Augustin Keller, das auch Theodor Müllers Wirken mit zu verdankende Fortschreiten des schweizer Erziehungswesens, verglich es mit sorglich gekochtem Wasser, das dem Sieden nahe sei, und sagte: „Und käme jetzt der Pfaff' und wollte noch einmal den Deckel auf den Hafen drücken, so würde es den Pfaffen verlupfen und versprengen.“

Dieses herzliche Gedenken an den ehrwürdigen Nestor von Hofwyl drängte sich von selbst auf, da von unseren Herbstausflügen dorthin gesprochen wurde. Ganz selten wurden diese Ausflüge auf zwei bis drei Tage verlängert. Doch geschah das gleich in den ersten Wochen unseres Wabener Aufenthaltes 1849, wohl zu Ehren von Mutters Anwesenheit. Da machte das Institut einen dreitägigen Ausflug (Fußmarsch, die Mutter, Schwester und Richard zu Wagen) nach der Petersinsel im Bieler See, auf der einst Jean Jacques Rousseau als Flüchtling sich geborgen hatte. Ein andermal ging ein zweitägiger Ausflug nach Burgdorf an der Emme, wo das malerische Schloß und das frische Grab Max Schneckenburgers besucht wurde, des Dichters der „Wacht am Rhein“, deren gewaltige künftige Wirkung damals niemand ahnte. Er war am 3. Mai 1849 in Burgdorf gestorben, und Gladbach hatte ihn gekannt und geschätzt.

Alle diese Fußtouren wurden aber überstrahlt durch die „große Reise“, die das Institut jedesmal in den ersten zwei Wochen der großen Sommerferien mit den in Wabern noch weilenden Zöglingen machte. Ich durfte zum ersten Male im Sommer 1853 daran teilnehmen, denn es waren dabei weite Märsche, oftmals im höheren Gebirge, zu leisten und jeder Schüler hatte sein Gepäck zu tragen. Zu meiner großen Freude machte auch mein Herzensfreund die Reise mit, Oskar Fischer von Rheinfelden, und leitete unser Lieblingslehrer Edinger diese große Sommerreise der Waberner.

Der erste Tag führte uns von Bern bis zur Petersinsel im Bieler See. Schon auf diesem Wege ereignete sich ein für Edingers Art uns zu behandeln höchst kennzeichnender Vorfall. Wir Jüngeren — ich war damals 12, Oskar 14 Jahre alt — durften nicht rauchen. Bei den „großen Italienern“, die 3 bis 5 Jahre älter waren, als wir, wurde es geduldet, wenigstens übersehen. Oskar hatte aber unterwegs in einem Dörfchen einige strohgelbe Zigarren — „echteste Pfälzer“, wie er als einziger Sohn eines Tabakfabrikanten unfehlbar verkündete — erschwungen und mir eine davon hochsinnig geschenkt. Wir blieben also zurück und dampften heimlich los. Auf einer Höhe angelangt, hielt Edinger Rückschau nach seinen Nachzüglern; sofort ließen wir die verehrten Glimm-

stengel ausgehen und schoben sie unter das Sacktuch in der Kitteltasche, als Edinger uns zurief, rascher nachzukommen. „Euch ist es wohl ein bißchen heiß geworden?“ fragte er lächelnd, als wir bei ihm anlangten, und Oskar bejahte ein wenig verschmitzt. Edinger und wir ließen uns weiter nichts merken. Aber wer beschreibt unser Erstaunen, als Edinger dann, sowie sich unser Boot von Gerolfingen auf dem ziemlich hochgehenden See nach der Petersinsel in Bewegung gesetzt hatte, plötzlich, mit einem Blick auf uns beide, sagte: „Die Herren, die ich vorhin rauchen sah, können nun ihre Kunst auf dem Wasser fortsetzen.“ Die großen Italiener und französischen Schweizer zogen sofort ihre „Brissagos“ und „Grandsons“ vom Leder und riefen uns spöttisch zu: „Allumez donc, Messieurs! Avanti, signori, con fuoco!“ Oskar ließ sich das nicht zweimal sagen und dampfte wie ein alter Kapitän. Ich aber traute meiner „Kunst“ bei dem hohen Wellengange doch zu wenig und schlug vor, lieber zu singen: „Das Schiff streicht durch die Wellen.“ Das geschah denn auch — mit Dampf.

Noch köstlicher bewältigte Edinger — als wir in den folgenden Tagen über den Chasseral, den Doubsfall, das Travers- und das Orbetal und die Seen von Brenet und Joux unser Hauptreiseziel, den Genfer See, bei Rolle erreicht hatten — eine „Revolution“ der „großen Italiener“. Während wir auf der Insel La Harpe vor dem Hafen des Städtchens verweilten und badeten, hatten sich die „Großen“ wegen irgend eines Vorhaltes mit Edinger verzürnt und ruderten plötzlich mit dem einen unserer Boote dem Städtchen zu, „um ihre Rache an Edinger zu nehmen“, wie sie leise drohten, d. h. nach Mailand u. s. w., in ihre Heimat, zu verduften. Edinger ließ uns Getreue nun in dem zweiten Boote den See hinaufrudern, bis die Stadt, Bäume und Hügel den Bootslauf völlig verbargen, dann hieß er uns plötzlich am oberen Ende des Städtchens landen und bot hier Polizeimannschaft auf, um seiner südlichen Zöglinge Meister zu werden. Jeder von ihnen wurde einzeln aus seinem verschlossenen Hotelzimmer geholt, aller Geldmittel und waffenähnlichen Gegenstände gegen Quittung entledigt, und dann mit einem Postbillett nach Bern versehen und in die nächste Post dorthin abgeschoben. Unterwegs sorgte die Polizei für die richtige Verladung der Aufrührer, und Wabern war telegraphisch von ihrer Ankunft benachrichtigt. Ganz geknickt langten sie hier an und in derselben Stimmung kehrten sie am Ende der Ferien aus Italien wieder nach Wabern zurück.

Von Rolle bis Genf und von da rückwärts bis Lausanne fuhren wir mit dem Dampfschiff. Von Lausanne liefen wir über Vevey und Schloß Chillon bis Aigle. Am folgenden Tag machten wir von hier den sehr großen Marsch über den Pillon bis Gsteig im hintersten Saanental, und tags darauf durchmaßen wir das ganze Saanen- und Simmental bis zum Brodhüsi am Fuße des Stockhorn. Hier mietete Edinger, ver-

mutlich weil sich manche auf den letzten beiden großen Tagmärschen wunde Füße gelaufen hatten, einen der vielen von Bad Weißenburg leer zurückkehrenden sitzreichen offenen Zweispänner für sehr billiges Geld über Thun nach Bern, was uns nach den letzten Strapazen äußerst angenehm war. Sehr beglückt und gesund langten wir alle wieder in Wabern an.

Während der Schulzeit machten wir in der guten Jahreszeit, wie bereits bemerkt, die wundervollsten Spiele auf der großen Spielwiese und im ganzen Gut. Auf der Wiese Barlauf und ein dem Barlauf ähnliches Ballspiel, ferner „Stöcklis" — die eine Partei mußte einen von der andern aus freier Hand kunstvoll in die weiche Lehmerde tief hineingetriebenen spitzen, halbmeterlangen Pflock aus hartem Holze durch das Einschlagen ebensolcher Spitzpflöcke zu entwurzeln und zu Fall zu bringen suchen. Im ganzen Gut aber wurde „Tschub" — ein förmliches Kriegsspiel ohne Waffen — gespielt, wobei eine Partei sich am nämlichen Ort verstecken und von hier aus das verlassene Lager der anderen suchenden Partei unbemerkt zu gewinnen und einzunehmen trachten mußte. Während der feuchten Frühjahrs- und Herbstmonate war das Stelzenlaufen sehr beliebt; je höher die Stelzen, um so angesehener der Läufer. Auch Tänze, selbst Quadrille, wurden auf Stelzen getanzt und die reifen Maulbeeren am Baum der Südwand mit dem Munde gepflückt.

Auf unserem Teiche vor dem Hauptgebäude schwamm eine von uns selbst erbaute und betakelte kleine Kriegsflotte mit Messingkanönchen. Auch hatte jeder Zögling sein Gärtchen von etwa zwei Meter Länge und einem Meter Breite, in dem meist nur Eßbares gepflanzt wurde, namentlich Kartoffeln, die man mit Wonne in einem von uns selbst in die Erde gegrabenen Herd gemeinsam röstete und verzehrte. In der Winterturnhalle („Gymnastik") durften wir uns unter Aufsicht eines Lehrers im Pistolenschießen auf Scheiben üben, die an dem massiven, über Mannshöhe aufragenden Sandsteingrundbau angeheftet wurden. Vom Herbst an war diese „Gymnastik" unser Theateratelier. Hier malten wir — namentlich unser genialer, leider sehr früh verstorbener italienischer Kamerad Pietro Vanotti — die Kulissen und Hintergründe für die von uns im Winter im großen Schulsaal aufgeführten Theaterstücke. Hier machten wir auch selbst die Bretter der erhöhten Bühne und des Prospekts, die Rollhölzer, welche die Hintergründe, Kulissen, den Vorhang u. s. w. hielten, zurecht. Unsere Theatervorstellungen boten meist glänzende Ritterstücke, in denen die schönsten Rüstungen und Waffen zu sehen waren, und außer den Angehörigen und Freunden der Zöglinge und Anstalt durfte auch die ganze Dorfgemeinde umsonst zuschauen.

Unsere Hauptfreude im Winter aber war das Schlitteln — das Hinabsausen auf kleinen, nur halbmeterlangen und viertelsmeter-

hohen Handschlitten, von denen fast jeder Zögling einen besaß, — auf den beiden steilen „Sandrainen" der Landstraße zwischen Wabern und Bern, oder den jähen Stutz der südöstlichen Gurtensenkung gegen Wabern hinab. Schlittschuhlaufen trieben wir auf unserem Teich, auf dem Dorfteich, und an freien Schulnachmittagen auf dem seeartigen Egli-Mösli jenseits Berns, gegen den Bantiger zu. Jeden Winter bauten, belagerten und stürmten wir auch prachtvolle Schneefestungen auf der großen Spielwiese; sie wurden, unter Benützung der Turngerüste als Stützpunkte, aufgetürmt. Der Schnee blieb monatelang liegen. Denn die mittlere Wintertemperatur Berns ist von Ende Oktober bis Anfang Februar minus 4 Grad Réaumur. Wer von uns sich die Füße erfror, mußte barfuß in den Schnee laufen, und etwa erfrorene Hände mit Schnee waschen, solange er's nur aushielt. Endlich wurden im Winter auch die Tanz- und Fleuretfechtstunden eifrigst von uns besucht. Im Tanzen hatten wir am Ende des Winterkursus jeweilig auf einem höheren Kinderball im „Falken" in Bern eine immer beifällig begutachtete Probe unserer Kunst vor den Töchtern des Landes, namentlich denen der alten Berner Adelsgeschlechter abzulegen, die unser Tanzlehrer Francke auch unterrichtete.

Das Gladbachsche Institut stand in der ganzen Schweiz in so hohem Ansehen, daß jeder der Schweizer Bundeskanzler, Kern und Schieß, seinen einzigen Sohn der Anstalt zuführte.

Über meine persönlichen Erlebnisse dieser Jahre habe ich noch folgendes zu berichten. Unsere Mutter kehrte im Sommer 1849 mit unserem Schwesterchen zur Verwaltung unseres Hauses und Versorgung unseres jüngsten Bruders nach Leipzig zurück. Am ersten Jahrestag von Vaters Tod, dem 9. November 1849, war ich so erschüttert, daß Gladbach mich auf sein Sofa legte, wo ich den ganzen Tag weinte, ohne zu essen. Doch Arbeit und Jugendfrische nahmen diesen Trübsinn bald von mir, auch Gladbachs trostreiches Wort: er wolle mir den Vater nach Kräften ersetzen, und die herzliche Liebe, die mir so viele Kampf- und Gesinnungsgenossen des Vaters damals in Wabern und Bern zuwandten. In Wabern selbst wohnten die Frankfurter Parlaments- und Fraktionsgenossen des Vaters, von Rappard und Reinstein. v. Rappard namentlich, der später das Gießbachhotel am Brienzer See und die Dampfschiffahrt auf diesem See schuf, fesselte mich ungemein durch seine naturwissenschaftlichen Sammlungen und mikroskopischen Präparate. Sein Schwager Dr. Löwe-Calbe, später mein Reichstagskollege, hielt sich eine Zeitlang hier auf, ehe er als Arzt nach Amerika ging. In v. Rappards gastfreiem Hause lag auch Ludwig Simon (von Trier), der stürmische Redner der Frankfurter Linken, längere Zeit schwer krank darnieder. Ludwig Bamberger, mein späterer Zollparlamentskollege und Freund, besuchte uns auf seiner kurzen schweizer Flüchtlings-

fahrt. Vor allen aber wandten uns Karl Vogt und dessen Eltern in Bern wahrhaft väterliche Liebe zu. Wir waren bei ihnen immer wie daheim. Auch die edlen italienischen Flüchtlinge in Bern, General Allemandi und Chialiva, deren Söhne in Wabern unsere Kameraden waren, bezeugten uns viel Herzlichkeit, nicht minder die schweizer Bundeskanzler Kern und Schieß.

Im Frühjahr 1851 kehrte unsere Mutter zu unserer Wonne mit unseren beiden jüngsten Geschwistern dauernd nach der Schweiz zurück und wohnte immer in unserer Nähe, seit dem Herbst 1853 in dem reizenden hochgelegenen Landsitz des Dr. Joncquières in Bern, dem „Hubelgut", am westlichen Abhange des Gurten, etwa in Viertelshöhe des Berges. Unsere jüngsten Geschwister gingen von da zur Schule ins Gladbachsche Institut. Ihr Begleiter dabei war immer ein kleiner weißer Hund, „Bianco", den ich im Sommer 1853 für drei Franken angekauft hatte. Dieses Kapital hatte mir mein Herzensfreund Oskar Fischer aus Rheinfelden vorgeschossen, der zu Ostern 1853 in das Gladbachsche Institut eingetreten war. Ich zahlte es ihm aus meinem Taschengeld von 15 Centimes (12 Pf.) wöchentlich pünktlich zurück. Der treue Hund Bianco rettete meinen jüngsten Geschwistern das Leben, indem er sie todesmutig auf ihrem Schulweg einst vor dem Angriff eines großen tollen, unmittelbar nachher erschossenen, Hundes schützte, der unsern Bianco dabei aber schrecklich biß, so daß das liebe Tierchen auch getötet werden mußte. Oskar Fischer besuchte uns oft und gern auf dem Hubelgut. Nachdem wir von unserer „großen Reise" im Sommer 1853 zurück waren, zeichnete ich ihm auf einem großen Blatt die schöne Aussicht auf ganz Bern, die Aare, den Bantiger und Jura, die man vom Hubelgut genoß, und sandte ihm das Blatt nach Rheinfelden, wo er den Rest der Ferien verlebte. Es ist heute noch vorhanden und für einen zwölfjährigen Jungen unstreitig eine achtbare Leistung. In seiner dankenden Antwort lud mich Oskar, zugleich im Namen seiner deutschen Eltern — der Vater war ein Altenburger, die Mutter aus der Rheinpfalz — ein, die nächsten Osterferien mit ihm bei den Seinen in Rheinfelden zuzubringen.

Das tat ich denn zu Ostern 1854 und 1855 mit Freuden, und diese Rheinfeldener Osterferien wurden für mein ganzes Lebensschicksal und Lebensglück entscheidend, denn im lieben Hause Fischer lernte ich Oskars einzige Schwester Anna kennen, die ich nach langer stiller Liebe 1865 heiratete, zu beglückendster Ehe. Und jetzt verleben wir unser Alter auf der reizvollen Besitzung, wo wir uns vor länger als einem halben Jahrhundert zuerst kennen lernten.

Im Herbst 1856 schied ich aus Gladbachs Institut in Wabern aus, um in das Berner Gymnasium („Kantonsschule") einzutreten. Ich wurde in Quarta (nach deutschen Begriffen Unter-

sekunda) aufgenommen und trat bis Ostern in diese Klasse, im Herbst 1857 aber bis Ostern 1858 in Tertia (Obersekunda) ein. Die Berner Kantonsschule hatte 1856 eine tiefgreifende Umänderung erfahren. Die sogenannten „Tübinger Stiftler“ (Schwaben), die bis dahin an der Anstalt die alten Sprachen, Deutsch, Geschichte, Religion u. s. w. rein formalistisch-philiströs gelehrt hatten, waren verdrängt worden und hatten einem neuen Geiste weichen müssen. Als Vorkämpfer des neuen Geistes wurden ausgezeichnete deutsche Kräfte an die neugeordnete Anstalt berufen: der geniale preußische Philologe Professor Dr. Otto Ribbeck, der Schlesier Dr. Karl Pabst für Deutsch, Professor Rettich für Griechisch, Professor Hagen (der Mitglied des Frankfurter Parlaments und Freund meines Vaters gewesen) für Geschichte. Ferner die schweizer Professoren Immer für Religion, Sidler für Mathematik und Astronomie, die Professoren Fischer, Moritz Schiff und Wild für Botanik, Zoologie und Physik, Frederic Kurz für Zeichnen und Friedrich Edinger, mein treuer Waberner Lehrer, für Deutsch bis in Tertia (Obersekunda) und für die alten Sprachen vorläufig in den unteren Klassen. Gesangunterricht hatten wir bei Mendel, der sich scherzweise den „Vater Mendelssohns“ nannte.

In Tertia (Obersekunda) fesselten mich am meisten die deutschen Stunden Edingers, Hagens Geschichtsstunden, Fischers Botanik mit Exkursionen, und die Zeichenstunden von Kurz. Im Zeichnen war ich nebst meinem Klassengenossen Theodor Kocher — dem berühmten jetzigen Professor der Chirurgie in Bern — der übrigen Klasse so weit voraus, daß Kurz mir immer mal in die Ohren flüsterte, ich solle Maler werden. Ich versprach ihm wenigstens, malen zu lernen, und habe das Versprechen im Sommer 1861 bei ihm selbst eingelöst, da ich in diesem Semester, als Rekonvaleszent von einem schweren Typhus, an der Universität Bern nur Psychologie bei Moritz Lazarus hören durfte. Da malte ich täglich vier Stunden auf dem Atelier von Kurz, dann anfänglich unter seiner Leitung nach der Natur, und wurde von ihm so weit gebracht, daß ich mir auch als Landschaftsmaler mein Brot hätte verdienen können, zumal da ich seit 1861, sooft ich nur irgend Zeit fand, nach der Natur malte und im Berner Museum „Die verstiegene Kuh“ von Koller, im Leipziger Museum A. Calames „Sonnenaufgang am Monte Rosa“, Gudins „Seestück“, Hummels „Brienzer See“ usw. kopierte. — Am gewaltigsten aber ergriffen mich in der Berner Tertia (Obersekunda) die Religionsstunden des edlen, fein- und freisinnigen Professor Immer, der durch seine Vorträge über die Propheten und Psalmen unser Nachdenken und Versenken in die heiligsten Dinge mächtig förderte. Das kam auch den „Unterweisungs“- (Konfirmations-) Stunden sehr zu statten, die

mir gerade in diesem Winter der viel orthodoxere Schwabe Fiesinger gab. Er war mit meinen Leistungen so zufrieden, daß er mir zu meiner Konfirmation zu Ostern 1858 den Bibelvers schrieb: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern."

In Tertia und in den Konfirmationsstunden war mir der liebste Freund Kurt Demme, der mich alsbald in das traute Heim seiner trefflichen Eltern einführte, — der Vater war der berühmte Professor der Medizin und Chirurgie Professor Dr. Hermann Askan Demme, ein geborener Altenburger, — wo ich wie ein Sohn gehalten wurde. Ebenso willkommen war Kurt in unserem stillen Heim auf dem „Hubelgut". Leider verließ er schon Ostern 1858 das Gymnasium, aber unsere Freundschaft bestand unerschütterlich fort. Heute ist Kurt Demme Chef der großen Spirituosenfabrik Demme und Krebs in Bern, Berner Großrat und die Seele der meisten gemeinnützigen Bestrebungen und Vereine der Stadt und des Kantons Bern.

Bei meinem Eintritt in die Berner Tertia (Obersekunda) sah ich mich in eine mindestens halbstudentische Welt versetzt. Denn ich wurde sofort als Mitglied in den schon seit Jahrzehnten in den obersten drei Klassen*) des Berner Gymnasiums bestehenden und anerkannten Gymnasialverein aufgenommen, der öffentlich auf der Straße und in die Schule weiße Sammetmützen als Abzeichen, bei seinen Zusammenkünften (im größten Klassenzimmer der Schule, unserer Tertia) auch blau-weiß-blaue Bänder trug und die hervorragendsten Männer und Staatsbeamten des Kantons Bern, ja viele der ganzen Schweiz, einst zu seinen Mitgliedern, nun zu seinen Ehrenmitgliedern zählte. Der Verein war zwar ein streng wissenschaftlicher Bildungsverein, der die Mitglieder nur in freien Vorträgen, Deklamationen und Gesang übte. Mensurspielereien und Kneipgelage gab es nicht. Aber dieses frühzeitige Studentenspielen paßte doch schlecht zu den Schulpflichten eines Tertianers, der zugleich Konfirmationsstunden besuchte, und vielleicht noch weniger zu einer anderen Pflicht, die den Schülern der Tertia und Sekunda der Berner Kantonsschule seit deren Neuordnung im Jahre 1856 oblag, dem streng militärischen Kadettendienst. Denn diese Klassen, die früher vom Kadettendienst befreit waren, bildeten jetzt eine besondere „Kompagnie" des Kadettenkorps der Berner Kantonsschule. Die Anstrengungen und die Zucht, die dieser Dienst uns auferlegte, waren uns auch sicherlich wohltätiger, als die edelste Vereinsmeierei. Die militärischen Übungen, die wir unter der Leitung von „Instruktoren" (besonders tüchtiger Unteroffiziere) der wenigen in Bern lagernden Truppen durchzumachen hatten, nahmen wöchentlich einen

*) Tertia, Sekunda und Prima, jede der drei Klassen nur mit einjährigem Schulkursus, daher unserer Obersekunda bis Oberprima entsprechend.

ganzen Nachmittag in Anspruch und brachten uns dazu, alle damals bei der schweizerischen Infanterie (Schützen) üblichen Front- und Marschbewegungen und alle Griffe am Gewehr, einschließlich des Feuerns und Bajonettfechtens, uns tadellos anzueignen. Zum Dienst hatten wir in Uniform anzutreten. Mehrmals im Semester rückten wir öffentlich aus und manövrierten auf dem Exerzierplatz vor dem Aarberger Tor der Stadt, unter großem Zulauf des Volkes. Einmal im Jahr fand ein Tagesmanöver des ganzen Korps in der Nähe der Stadt — meist auf einem geschichtlichen Schlachtfelde — statt. Unser „Oberst" war nach unserem Vorschlag von der Regierung und Schulleitung ernannt, der Sekundaner (Unterprimaner) Alexander Wyfard von Biel, mit dem ich eng befreundet wurde und blieb, ein bildhübscher, lebhafter Mensch, später länger als 25 Jahre Pfarrer der protestantischen deutschen Gemeinde in London.

Ich bin heute den Archonten der Berner Kantonsschule nur aufrichtig dankbar dafür, daß sie uns nötigten, diese stramme militärische Zucht und anstrengenden körperlichen Übungen über uns ergehen zu lassen. Aber im Herbst 1857 dachten wir anders. Denn zuvor war unser lieber Gymnasialverein aufgelöst worden, jedenfalls nur, um uns nicht vom Kadettendienst abzuziehen. Über den Leichnam unseres Vereins ging der Weg zu unserem Drillplatz auf dem „Flöhboden" der Kaserne und auf unseren Exerzierplatz. Jenen Tag der Auflösung unseres Vereins betrachteten wir damals als den schwärzesten der ganzen Schweizergeschichte von vorn und hinten besehen. Mit Trauer und Schmerz ließ ein jeder von uns noch seine Silhouette, mit dem blau-weiß-blauen Bande verziert, stechen und überreichte sie den Vereinsbrüdern zum ewigen Gedächtnis mit der großartig-düsteren Unterschrift: „Fuimus Troes!" (Einst waren wir Trojaner!).

Zu Ostern 1858 kam ich mit Leichtigkeit nach Sekunda (Unterprima), zu Ende des Sommersemesters war ich sogar zum Klassenzweiten aufgerückt. Den ersten, Theodor Kocher, vermochte niemand auszustechen! In Sekunda ging nun mir und den Kameraden, unter Otto Ribbecks Leitung des lateinischen und griechischen Unterrichts, die reine Schönheit der altklassischen Literatur erst ganz auf. Wir lasen bei ihm zuerst die Rede Ciceros für Roscius Amerinus und Homers Ilias, von letzterer in jeder Stunde 100 bis 150 präparierte Verse. Überall suchte der begeisterte und begeisternde Lehrer uns in die Geheimnisse des künstlerischen Aufbaues und der künstlerischen Vollendung der klassischen Meisterwerke einzuführen. So lasen wir später bis zum Ende unserer Gymnasialzeit auch Horaz, Terenz und Tacitus, Demosthenes, Euripides und Sophokles bei ihm.

Als sehr bedeutend und Ribbecks pädagogisch-ästhetischen Endzielen innig verwandt ist auch der deutsche Unterricht zu bezeichnen, den der

Rektor der Schule, Professor Dr. Karl Pabst, von Sekunda an erteilte. Er suchte uns die ganze Schönheit und Hoheit der deutschen Literatur und Sprache zu offenbaren und uns dabei mit dem Leben, Schaffen und Wirken unserer Geisteshelden vertraut zu machen.

Eine höchst förderliche, von Ribbeck und Pabst eingeführte Neuerung bildeten die sogenannten „Studientage". Da wurde ein Schultag ganz frei gegeben, damit wir eine uns aus der alten oder der deutschen Literatur gestellte Aufgabe in freiem Nachdenken und einem kurzen Aufsatz lösten, zum Beispiel die Charaktere der einzelnen Gestalten in Goethes „Hermann und Dorothea" zeichneten — natürlich erst, nachdem die Dichtung sehr eingehend in der Schule durchgenommen war. So dienten diese Studientage gewissermaßen als Prüfungen für die Auffassung, Aufmerksamkeit, Befähigung und selbständige Fortentwickelung jedes einzelnen. Und es war ganz im Sinne unserer Lehrer, daß wir, in treuer Kameradschaft und heiterer Jugendwanderlust, die Studientage meist dazu benützten, die uns gestellte Aufgabe bei einer gemeinsamen Tageswanderung und gemeinsamem Mittagsmahl durchzusprechen, und daß dann nach der Heimkehr jeder die Lösung in seiner Weise zu Papier brachte. So erhielt der Aufsatz auch die wünschenswerte Kürze und Kernhaftigkeit.

Als besondere Eigentümlichkeit in Sekunda war auch der ausgezeichnete mathematische und astronomische Unterricht von Professor Sidler (mit Übungen auf der Sternwarte) und der zoologische des berühmten Naturforschers Moritz Schiff (mit Exkursionen) zu bezeichnen.

Im Frühjahr 1858 hatten wir uns beim Rektor Pabst und bei der Regierung um Wiederzulassung unseres Gymnasialvereins beworben und erwünschte Zusage erhalten, da wir den Kadettendienst sehr eifrig leisteten. Das nun wieder beginnende Vereinsleben war ungemein anregend, tadellos, den Schulzwecken nur förderlich. Mit freudigem Behagen wohnten unsere Lieblingslehrer Pabst, Ribbeck, Edinger u. s. w. unseren kleinen Festlichkeiten bei, und ich höre noch heute die Lachsalven der verehrten Gäste, als ich bei der ersten dieser Festlichkeiten Schillers „Bürgschaft" in der Weise vortrug, daß ich aus freier Erfindung zwischen jede Verszeile eine andere aus Schillers Werken einschob, also zum Beispiel:

> Da stürzet die raubende Rotte,
> Die Zierden der Religion,
> Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort, —
> Es darf der Jugendfreund sich was erlauben, —
> Den Pfad ihm sperrend und schnaubet Mord,
> Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt; u. s. w.

Meine Hauptleistungen für den Verein lagen auf rednerischem und schriftstellerischem Gebiet. Ich lieferte namentlich die meisten „Freimütigen" (Bierzeitungen, aber ohne Bier); zeichnete, dichtete und schrieb viel Heiteres für das „Gärtli" (Vereinsalbum) und war der amtliche Korrespondent des Vereins mit dem Kartellverein in Basel, wobei ich den bisher trocken-gelehrten Ton zur Freude der Absender und Empfänger durch eine stark humoristische Färbung ersetzte. Auch mit Zürich waren wir kartelliert und trafen uns mit den Kartellbrüdern im Sommer 1859 in Zofingen.

Im Sommer 1858 machten wir aus der Vereinskasse einen zweitägigen Ausflug nach der Bieler Insel, dann brachte ich köstliche zwei Wochen im väterlichen Pfarrhause meines Klassengenossen Fritz Trechsel (jetzt Pfarrer in Spiez am Thuner See, Biograph Professor Immers) im Dörfchen Vechigen zu, und einen noch köstlicheren Tag im lieben Hause Fischer zu Rheinfelden. In Vechingen erzählte uns Vater Trechsel eine köstliche Geschichte. Die Dorfkirche, in der er predigen mußte, war sehr baufällig, aber vergeblich mühte er sich ab, seine Bauern zur Aufbringung der Geldmittel auch nur für die dringendsten Reparaturen zu bewegen. Endlich las er zufällig einmal im Jeremias Gotthelf, wie ein Dorfpfarrer — jedenfalls Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf), als Pfarrer des Dörfchens Lützelflüh im Emmental, selbst — so etwas bei seinen Bauern durchgesetzt habe, und flugs setzte Vater Trechsel die Kirchenreparatur auch wieder auf die Tagesordnung seiner nächsten Vechiger Kirchengemeinderatssitzung und begann siegesgewiß, nach Jeremiä Gotthelfs untrüglichem Rezept: „Ja, ich weiß, ihr würdet alle gern unser Kirchlein recht schön und fest machen, aber ihr vermöget's halt nit" (habt nicht das Geld dazu). „Die Lüt" (Leute) „in Worb, in Gümlingen, in Ostermundigen und so weiter" (alles Nachbardörfer und -Gemeinden von Vechigen) „die vermögen's alle, aber ihr halt nit." — Da unterbrach ihn der Kirchengemeindeälteste mit den furchtbaren Worten: „Aber, Herr Pfarrer, meinit Ihr, mir heige" (wir hätten) „den Jeremias Gotthelf nit g'lese?" Alles lachte — und die Vechiger Kirche baufälligte weiter.

Zu Anfang des Wintersemesters 1858 lernte ich mit wenigen Berner Klassengenossen in Privatstunden bei Dr. Nauck aus Berlin die Stolzesche Stenographie, die ich fortan mit größtem Fleiß und Erfolg — im Unterricht, in allen Kollegien der Hochschule, im Anwaltsberuf, im Parlament, im Pferdesattel während des deutsch-französischen Krieges u. s. w. — übte, so daß ich den schnellsten Rednern (wie zum Beispiel Schulze-Delitzsch bei einem Vortrage, an dessen genauer Wiedergabe ihm viel lag) wortgetreu folgen und auch meine Berner Mitschüler in der edlen Kunst unterrichten konnte, natürlich unentgeltlich.

Zu Ostern 1859 wurde ich glatt und als einer der ersten nach Prima (Oberprima) versetzt, bekleidete von da an das erste Amt im Gymnasialverein und hatte immer wachsende Freude und Erfolge an meinen Studien. Die Wohnung im schönen „Hubelgut" hatte die Mutter schon im Herbst 1857 räumen müssen, da der Besitzer dort einzog. Unsere neue Wohnung wurde im Frühjahr 1859 durch Umbau unhaltbar, und so zogen wir denn zu Ostern in das leider sehr ungesunde, namentlich feuchte und schwammbesetzte Parterre des Landhauses Beaumont, das westlich an das Café Schöneck grenzte, in dem ich 1849 den General Dufour kennen lernte. Dem Sohne des im ersten Stock wohnenden Besitzers gab ich billige Privatstunden in den alten Sprachen und erübrigte daraus die ungeheure Summe von 30 Franken (24 Mark), die ich in den Sommerferien 1859 zu einer unvergeßlichen reichlich 14tägigen Fußwanderung mit A. Wysard verwendete. Da er auch nur über dasselbe fürstliche Reisegeld verfügte, so zogen wir die „Vetternstraße". Am ersten Tage aßen und schliefen wir bei Wysards Eltern in Biel, am zweiten bei den steinreichen Eltern meines Waberner Kameraden C. Blanc in Couvet im Traverstal, am dritten bei Wysards Onkel, einem Metzgermeister in Fleurier in demselben Tale. Das erste Wirtshaus, das wir am vierten Tage in Vallorbes betraten, fand Wysard „zu dreckig" zum Übernachten und eroberte uns ein Gastbett — allerdings nur ein recht schmales für uns beide! — im Junggesellenheim des calvinistischen Ortspfarrers, der uns sein Abendbrot und Frühstück sogar allein überließ, da der strenge Calvinist am Samstagabend, wo wir anlangten, und vor der Kirche am Sonntagmorgen fasten mußte. Wir machten nicht den geringsten Versuch, ihn in seinen religiösen Grundsätzen und Fastenpflichten zu erschüttern.

Der abstürzende französische Dachdecker sagt bekanntlich: „Cela va bien, pourvu que ça dure!" (Das geht gut, wenn's nur von Dauer ist.) Wir hatten aber auf unserer „Vetternstraße" ein noch unverschämteres Glück, als der abstürzende Dachdecker es sich nur irgend wünschen kann. Denn als wir am fünften Tage nach langem Marsch am letzten Orte des Sees von Joux, Le Brassus, anlangten, dachten wir, einmal auf eigene Kosten Atzung, Trank und Nachtlager zu nehmen und bestellten uns alles das ganz großartig, nämlich Schafbraten und eine Flasche Wein. Während des Wartens auf das Essen sangen wir aber mit unseren geschulten Stimmen — Wysard Tenor, ich Bariton — einige deutsche Volkslieder. Sofort lud eine Tafelrunde junger Franzosen und französischer Schweizer am Nebentische uns „Etudiants" — wir trugen unsere Farben — ein, an ihrem Tische Platz zu nehmen, begehrte immer mehr Lieder von uns zu hören, belohnte sie stets mit südlich-lebhaftem Beifall und befeuchtete sie mit reichlichen Weinspenden aus den Flaschen der Tafelrunde. Als aber die Polizeistunde schlug, eröffnete uns der

Vorsitzende, daß die lieben Etudiants, auf die er ein Hoch ausbrachte, selbstverständlich sich als Gäste der einheimischen Jugend zu betrachten hätten, die unseren deutschen Liedern einen so schönen Abend verdanke. Mit vollen Taschen mußten wir also am nächsten Frühmorgen auch aus Le Brassus abziehen, über französisches Gebiet, der Dôle zu.

Auf der Dôle, dem höchsten Gipfel des schweizer Jura (1680 Meter), erging es uns nun auch sehr merkwürdig. Nachdem wir uns an der wundervollen Aussicht auf den ganzen Genfer See, die Walliser und Savoyer Alpen und weite Gebiete des schönen Frankreich gelabt hatten, entdeckten wir nämlich, daß die Sennen da oben Berner seien, sprachen berndeutsch, sangen ihnen unsere Schweizerlieder vor und wurden nun von ihnen wie eigene Brüder oder Söhne versorgt und verpflegt. Verwundert fragten sie, wie es komme, daß ich, der „Dütsche", berndeutsch rede, und als ich ihnen dann, auf Wysards und ihr eigenes Andringen, das tragische Geschick meines Vaters erzählte, da rann über die harten Züge und braunen Wangen der Alpensöhne manche Träne. Sie sangen uns ihrerseits manche reizenden, uns unbekannten Sennenlieder, die ich stenographierte — das schien den Sennen vollends Hexerei — und die wir in Text und Melodie nach Bern brachten. Die Nacht schliefen wir im Heu, wachten mit den Sennen auf und zahlten für all die genossenen Guttaten eine Kleinigkeit, die noch „viel z'viel" genannt wurde.

Mit einem der ersten Frühschiffe fuhren wir an diesem Morgen von Nyon nach Genf. Auch hier war unsere „Vetternstraße" noch ganz gut gepflastert. Denn ich wohnte bei Karl Vogt, der mich im Herbst 1858 zum Besuch nach seiner neuen reizvollen Besitzung im Genfer Vorort Plainpalais an der schäumenden Arve eingeladen hatte, und wurde dort wie ein Sohn aufgenommen. Wysard aber nahm — seinem höheren Range als ehemaliger „Oberst" des Berner Kadettenkorps entsprechend — bei seinem Freunde Napoleon Petitpierre von Bern, einem natürlichen Sohne Napoleons III., Quartier. Auch ich kannte diesen jungen Mann genau seit langem. Er hatte den Neid unserer Knabenjahre erregt durch die Tausende von Bleisoldaten, die ihm sein Vater, der französische Empereur, zu jedem Neujahr schenkte. Auch meinen Herzensfreund Oskar Fischer fand ich in Genf, wo er gerade den praktischen Kaufmannsdienst durchmachte, nachdem er am Karlsruher Polytechnikum Chemie u. s. w. studiert hatte. Mit ihm und Wysard traf ich mich jeden Abend bei einem Glase Wein.

Nach einer knappen Woche verließen Wysard und ich Genf, fuhren zu Schiff nach Lausanne, wanderten von da nach Yverdon, nahmen hier das Dampfboot nach Neuenburg und Biel und trennten uns hier. Gehobenen Herzens wanderte ich von da allein zu Fuß die guten sechs Stunden nach Bern. Ich hatte auf der ganzen gemeinsamen Fußreise

viel gezeichnet. Auf dem Dampfboot des Neuenburger und Bieler Sees hatten wir einen ergreifenden geschichtlichen Anblick gehabt: zahlreiche, aus dem Dienste des Papstes und des Königs „Bomba" von Neapel heimkehrende Schweizer Soldaten, die der Bundesrat damals, bei Verlust ihrer Staatsangehörigkeit, zurückberufen hatte, um zu hindern, daß fernerhin noch Schweizerblut vergossen würde in Verteidigung des päpstlichen Stuhles und des Thrones von Neapel, während Italien der Vollendung seiner Einheit zustrebte.

Wir vermochten die Bedeutung dieses Ereignisses vollkommen zu würdigen, denn uns Waberner hatten schon Gladbach, Edinger, Vogt, von Rappard, Reinstein u. a. über die politischen Begebenheiten der Zeit genau unterrichtet. Natürlich kamen dabei die reaktionären Regierungen und Fürsten, namentlich Österreich, übel weg. Besonders über den lombardischen Krieg Piemonts und Frankreichs gegen Österreich (vom Frühjahr 1859) hatte ich soeben in Genf aus Karl Vogts Munde viel Treffliches gehört, da er bekanntlich zwei seiner besten Broschüren über jene Ereignisse und Fragen geschrieben hat.

Aber auch an den inneren politischen Fragen und Kämpfen der Schweiz nahm ich regsten Anteil. Sooft ich konnte, besuchte ich die Sitzungen der schweizer Bundesversammlung von 1856 an und kannte alle Bundesräte und namhaften Glieder des National- und Ständerates nach Aussehen und Person. So war ich im Herbst 1856 Zeuge der ergreifenden Szene, wie mein alter Gönner, General Dufour, in dem Neuenburger Konflikt der Schweiz mit Preußen vor der Bundesversammlung feierlich den Eid als Bundesoberfeldherr leistete. Um dieselbe Zeit war ich auch Zeuge, wie die Bundesversammlung unsern Liebling, den Führer des bernischen Liberalismus, Jakob Stämpfli zum Bundesrat wählte. Das sonst so bedächtige Bern brachte dem verehrten Führer noch am nämlichen Abend einen glänzenden Fackelzug. Ich mußte natürlich auch dabei sein, im Geleite des ganzen Gymnasialvereins auch meine Fackel schwingen. Da hakte plötzlich ein älterer Student, der gleichfalls mit fackelte, seinen Arm in den meinen und schritt an meiner Seite weiter. Sein tiefes blaues Auge versenkte sich in das meinige, er lächelte über den höchst jugendlichen Enthusiasten zu seiner Linken und fragte schließlich: „Säg, wer bischt du?" — „Hans Blum aus Leipzig, in der Quarta der Kantonsschule," antwortete ich, auch auf Berndeutsch. — „So, bist du der Hans Blum, ich habe schon viel von dir gehört, freut mich, daß wir uns kennen lernen. Ich bin der Albert Bitzius." — So schloß ich Bekanntschaft und Lebensfreundschaft mit Jeremias Gotthelfs edlem einzigen Sohne, der leider schon 1882 als eidgenössischer Ständerat und Leiter des Berner Erziehungsdepartements starb.

Zum hundertjährigen Geburtstage Friedrich Schillers am 10. November 1859 veranstaltete die Berner Kantonsschule eine große öffentliche Feier. Die Festrede hielt Pabst, ich gab den Wallenstein in der Abschiedsszene mit Max, ohne Kostüm, Bart und Schminke. Die Szene sprach aber doch so an, daß wir von der Bürgerschaft, auch von der unserer Schule vorgesetzten Regierungsbehörde, aufgefordert wurden, eine größere Aufführung in Kostümen zu veranstalten. Wir wählten dazu „Wallensteins Lager" von Schiller und spielten mit größtem Beifall. Ich gab die Hauptrolle, den Wachtmeister, mit vorwiegend humoristischem Gepräge.

Wenige Wochen später, gegen Ostern 1860, verfiel ich infolge der gesundheitsschädlichen Feuchtigkeit unserer Wohnung im Landhause Beaumont, in schwere Krankheit. Eine Unterleibsentzündung brachte mich an den Rand des Grabes. Während ich krank lag, bestanden alle meine Klassengenossen die Reifeprüfung. Sobald ich einigermaßen genesen war — aber doch noch recht schwach, mager und elend — wurde ich zur Nachprüfung zugelassen, die ich auch bestand. Doch wurde mir, zu Ehren der Berner Kantonsschule vor dem Ausland, ins Reifezeugnis geschrieben, daß meine Leistungen in Latein und Griechisch bei der Prüfung die schwächsten der Klasse gewesen seien.

Mit dem Makel dieser bösen Note behaftet, suchte ich wenige Wochen später in meiner Vaterstadt Leipzig die Inskription als Student der Rechte nach, erhielt aber den erschreckenden Bescheid, daß man in Leipzig mein Berner Reifezeugnis überhaupt nicht anerkenne, da ich Sachse geblieben, nicht Schweizer geworden sei, man mich also vorläufig nur als Studenten zweiter Klasse (nur als stud. cameralium, der Staatswissenschaften [!] eintragen könne, und ich im Herbst in Leipzig das Reifeexamen nachmachen müsse. Dafür war nun die Berner Zensur besonders ärgerlich! Gleichwohl aber studierte ich im Sommersemester 1860 in Leipzig munter die Rechte, trat der burschenschaftsähnlichsten Verbindung bei, — die Burschenschaften waren in dem „hellen Sachsen" damals noch verboten, — ich kümmerte mich auch um die altklassischen „Schmöker" den Sommer über gar nicht und stieg im Herbst in das mir als „furchtbar schwer und streng" bezeichnete Reifeexamen der Leipziger „Thomasschule". Hier erlangte ich dann aber, dank der Vortrefflichkeit der Berner Kantonsschule, eine Zensur, wie sie ein der Thomasschule fremder Prüfling seit zehn Jahren nicht mehr errungen hatte. — Mein deutscher Aufsatz — „Über die Gefahren und Vorzüge der Selbstschätzung" — wurde ins Archiv gelegt. — Als wir im französischen Examen französisch reden mußten, hörte mir der Professor — wahrscheinlich aus dem Departement

sächsische Schweiz ganz erstaunt zu und rief dann: „Nee, heeren Se, Sie schbrechen ja, weeß der Herre, besser Franzeesch wie iche!" — Die schriftliche mathematische Aufgabe, zu der wir zwei Stunden Zeit hatten, legte ich nach 20 Minuten in zwei verschiedenen Lösungen dem Professor aufs Katheder. „Sie sind ä Fremder, Sie ham's wohl nich verschdanden?" fragte er mich mitleidig. — „Nein, Herr Professor, ich bringe Ihnen zwei verschiedene Lösungen der uns gestellten Aufgabe." — Der Professor griff an sein bedeutendes Haupt, um sich zunächst von dessen fortdauernder Anwesenheit zu überzeugen. Dann zog er die Uhr und rief: „Was, Sie woll'n von dieser Aufgabe zwee Leesungen gemachd hamm, in weniger als ener halwen Schdunde?!" Dann erst blickte er in die von mir überreichten Blätter und rief in höchster Verwunderung: „Nee, so was! Un beede Leesungen sin, weeß Knebbchen, ooch richd'g! Nu, sagen Sie emal, was hamm Sie denn eegendlich in Bern alles in der Mademaddigg gedrie'm (getrieben)?!" — Ich ließ nun einige Glanzpunkte des vielseitigen mathematischen und astronomischen Unterrichts unseres lieben Berner Professors Sidler aufleuchten, wie das Rotationshyperboloid, das Azimut usw. Da schlug aber der Mathematiker der Leipziger Thomas- und Hochschule die Hände über dem Kopf zusammen und seufzte kleinlaut: „Nee — so weid bringe ich ja meine Schdudenden uf der Universchidäd fast nich!"

Das alles danke ich meiner Waberner und Berner, meiner Schweizer Erziehung und Jugend. Aber noch viel mehr als ein umfassendes gründliches Wissen; auch eine ungewöhnliche Beherrschung der freien Rede und die durch trefflichen Geschichtsunterricht tüchtig vorbereitete und vertiefte lebhafteste Anteilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, namentlich an dem nationalen Ringen der Völker — zumal unseres deutschen Volkes — nach Einheit und Freiheit, so daß ich schon mit 26 Jahren (Herbst 1867) in den norddeutschen Reichstag gewählt wurde. Aber viel, viel mehr noch dankte ich meiner Schweizer Jugend und Erziehung: die schöne Harmonie vielseitiger körperlicher und geistiger Ausbildung; eine in kräftig-herber Luft und Abhärtung erworbene feste Gesundheit; unschätzbare Freundschaften für das ganze Leben mit einer Reihe lieber und bedeutender Menschen; ein sonnigheiteres Gemüt und herzliche Freude an ernster Arbeit, die beide — Frohsinn und Arbeit — wie mit Engelsflügeln mich emporhoben über alles Leid an meinem Wege; einen unausrottbaren Idealismus der Lebens- und Weltanschauung; endlich und hauptsächlich aber den Himmelsglanz erster und einziger Jugendliebe, die mich schon mit vierundzwanzig Jahren zur glücklichsten Ehe führte.



Aus Alt-Irlands Sagenliteratur.

Von

Beda Prilipp.

— Schöneberg-Berlin. —

Alles, was aus Irlands und Schottlands vorchristlicher Sage und Dichtung in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, verknüpft sich mit dem Namen Ossian. Seit um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Macpherson seine vorgeblich echten Übertragungen ossianischer Gesänge herausgab, wandte sich das Interesse der gebildeten Welt dem gälischen Barden zu. In Deutschland wurde Ossian Mode, nachdem Goethe in seinem „Werther" einige der schönsten Verse ins Deutsche übersetzt hatte. Die süßliche Sentimentalität, die der schottische Dichter als echtes Kind seiner Zeit um die hehren Namen der keltischen Helden geschlungen, paßte ja so trefflich zu der tränenseligen Stimmung jener Epoche, die wir mit dem Worte „Wertherzeit" zu bezeichnen pflegen. Von Macphersons Zusätzen und Stimmungsschwelgereien ganz abgesehen, kennzeichnen sich die Dichtungen des ossianischen Sagenkreises auch in ihrer echten, uns überkommenen Fassung als Poesie des Verfalls. Daher ist es doppelt bedauernswert, daß sie gerade am meisten in Europa bekannt geworden sind, und nicht der ihnen an poetischem Wert ungleich überlegene, sogenannte heroische oder Red Branch-Sagenkreis, der sich um König Conachar von Ulster und seine Helden schließt.

Die Sagen dieser Periode repräsentieren in bezug auf Klarheit des Aufbaus, plastische Darstellung und als Gemälde der Sitten und Lebensweise jener vorchristlichen Bewohner Irlands eines der interessantesten Denkmäler keltischer Volkspoesie. Hier findet sich fast nichts von den grotesken Übertreibungen, die die Finnsage für den modernen Geschmack so schwer verdaulich machen; im Red Branch-Zyklus haben sich die riesigen

schattenhaften Gebilde des uralten mythologischen Sagenkreises, der von Irlands frühesten Bewohnern erzählt, verdichtet zu menschlichen Gestalten, von kolossalen Dimensionen zwar, doch in ihrer Lebensfülle unserem Verständnis in gleicher Weise zugänglich, wie die Helden des Nibelungenliedes. Besonders einige Abschnitte, vermutlich diejenigen, die von fremden Bestandteilen am meisten verschont blieben, wirken noch jetzt so überzeugend lebenswahr, daß man kaum glauben mag, Geschehnisse aus so ferner Vergangenheit vor sich zu haben. Überraschend ist die seltsame Mischung von gewissen, jener Epoche eigenen barbarischen Bräuchen mit einer verhältnismäßig hohen Kultur, die sich in der Beschaffenheit von Schmuck und Geräten, sowie in der Pracht der Gewänder äußert. Gleich den Helden der Ilias ziehen die vornehmen Iren zu Wagen in den Kampf, und neben den eben erwähnten grausamen Sitten macht sich eine Feinfühligkeit für Ehre und Pflicht bemerkbar, wie man sie in späteren Jahrhunderten vergeblich sucht.

Vielfache Beziehungen greifen hinüber zu den handelnden Personen des mythologischen Zyklus, den Tuatha dé Danann, dem Göttergeschlecht der heidnischen Iren, und an einzelnen Stellen tragen diese überirdischen Elemente etwas von dem sie umgebenden Nebel der Urzeit in das festgegründet logische Handeln und Denken der Ulter Helden hinein. Doch ist die scheinbare Unklarheit in der Konzeption allein auf die Gewissenhaftigkeit der mönchischen Schreiber zurückzuführen, die offenkundig heidnische Stellen ausschieden, weil sie ihnen für die Christenheit nicht zuträglich dünkten. Wir dürfen den frommen Brüdern ob solcher Ausschaltungen, sowie auch wegen vielfacher eigenmächtiger Zusätze nicht allzu sehr zürnen; denn wir danken ihrem hingebenden Fleiß die Erhaltung all dieser großartigen Zeugnisse keltischer Kultur, die sonst in einem Zeitraum von fast zwei Jahrtausenden unrettbar verloren gegangen wären. Zudem waren die Mönche nicht so scharfsinnig, daß ihnen nicht in kleineren Erzählungen manche Hindeutung auf die alten Götter entgangen wäre, und jetzt, wo dank den Mühen einer großen Anzahl geistvoller Forscher die Schätze der Klosterbibliotheken erschlossen werden, gelingt es durch Vergleich derartiger Stellen den verlorenen Zusammenhang wiederherzustellen. Leider dringt aus dem traulichen Halbdunkel dieser Studierzimmer nur selten ein Lebenszeichen in die Öffentlichkeit, besonders bei uns in Deutschland. In England scheint man in jüngster Zeit der alten Literatur der grünen Insel endlich die verdiente Beachtung zu schenken. Im Verlaufe der letzten sechs Jahre haben zwei Damen auf Grund der wörtlichen Übersetzung der Gelehrten eine Auswahl der Sagen des Red Branch-Zyklus in vorzüglicher freier Übertragung herausgegeben: Miß Eleanor Hull: „the Cuchullin Saga“ und Lady Gregory: „Cuchulain of Muirthemne“.

Beide Sammlungen tragen als Titel den Namen des berühmtesten

unter den Helden König Conachars und gruppieren sich um das größte uns erhaltene Epos, den Táin bó Cuailgne, das man nicht mit Unrecht die irische Ilias genannt hat. Die Geschichte vom Rinderraub von Cuailgne, der den erbitterten Kampf zwischen Ulster und den anderen vier Reichen Irlands zur Folge hatte, spielt ungefähr zu Beginn unserer Zeitrechnung. Obwohl eine Feststellung dieser Ereignisse als historische Tatsachen nicht mehr möglich ist, hegt die Mehrzahl der keltischen Forscher die Überzeugung, daß jene Persönlichkeiten so gut wie Arminius, Etzel und andere als der Geschichte angehörig betrachtet werden müssen. Wahrscheinlich lebte Cuchullin in einer Zeit, da Ulster hart bedrängt, dem Unterliegen nahe war; in der tiefsten Not führte der Jüngling seinen Stamm zum Siege und fiel bald darauf im Kampf, ehe sich die Bahn seines Ruhmes abwärts geneigt. Zum Dank schlangen um die Stirn des früh Verblichenen Fili*) und Barden die Gewinde ihrer Poesien, und der tapfere Streiter für seines Landes Ehre wurde zum Inbegriff aller Heldentugend. Und da sich so Dichtung und Tradition der Persönlichkeit des Gefeierten bemächtigten, wuchs sein Bild im Lauf der Jahrhunderte zu schier übermenschlicher Hoheit. Sie zu erklären, wurden Beziehungen mit den Überirdischen angenommen, Cuchullin, der Sohn des Sualtach, wurde zum Sprossen des Gottes Lugh, eines der mächtigsten unter den Tuatha dé Danann. Infolge der oben erwähnten Ausschaltungen der mönchischen Schreiber finden sich in der Geburtsgeschichte Cuchullins nur leise Andeutungen seiner übermenschlichen Abkunft, doch in anderen Erzählungen sind deutliche Spuren erhalten. So naht ihm im Augenblick der höchsten Gefahr, als Cuchullin den übermächtig heranstürmenden Feinden zu erliegen droht, der Vater und versenkt ihn in einen tiefen, drei Tage währenden Schlaf, aus dem der Held genesen erwacht. Anderswo wird erzählt, wie die Tuatha dé Danann, „seine übermenschlichen Verwandten“ — wie er sie selbst nennt — die Dämonen der Luft senden, die mit wildem Geschrei seinen Streitwagen umgeben, auf daß sein Nahen Schrecken und Verwirrung unter seinen Feinden verbreite. Und daß der wunde Leib des Tapferen genese, werfen die Tuatha dé Danann heilkräftige Kräuter in die Ströme von Muirthemne**). Sein Streitroß Liath Macha holte er aus einem Bergsee in Sliabh Fuad; es ist unsterblich und gehört dem Meergott Manannan zu. — Überall liegen hier die Parallelen mit der hellenischen, wie auch mit der germanischen Mythologie nahe. So interessant ein solcher Vergleich auch wäre, würde er doch über den Rahmen dieses Artikels hinausgehen.

Cuchullin ist der Sohn von König Conachars Schwester Dechtire. Gleich nach seiner Geburt streiten sich sämtliche Helden von Ulster um

---

*) Die Bezeichnung für die gälischen Dichter höherer Ordnung.

**) Cuchullins väterliches Erbe, entspricht der jetzigen Grafschaft Louth.

seine Erziehung, bis sie schließlich einig werden, das große Werk unter sich zu teilen. Nach den durch die verschiedenen Dichtungen verstreuten Berichten war die Ausbildung der vornehmen irischen Krieger fast so vielseitig wie bei den Rittern des Mittelalters. Jene wurden gleichfalls neben mannigfachen körperlichen Übungen in der Dichtkunst unterrichtet, was gewöhnlich Sache der Druiden war. Diese Männer stellten mit Hilfe ihrer geheimen Wissenschaft auch die „gessa" fest, gewisse mystische Verbote und Einschränkungen, die der Krieger innehalten mußte, und deren Außerachtlassen unheilvolle Folgen hatte. Trotzdem der Knabe dank diesen Unterweisungen schon im zarten Alter mancherlei kühne Taten vollbringt, wird er doch erst Meister im Werk der Waffen am Hofe der kriegerischen Königin Scathach. Im Einzelkampfe besiegt er deren Feindin Aife und zwingt sie zur Unterwerfung. Sie wird die Mutter seines Sohnes Conlaech, der später unerkannt von des Vaters eigener Hand fällt. Doch Cuchullins Herz zieht ihn zurück zu der, der er sich zuvor verlobte, zu Emer, der Tochter Forgalls des Listigen, und so nimmt er Abschied von den beiden Königinnen. Scathachs Schmerz über das Scheiden ihres Lieblings hat eine moderne Dichterin, die Schottin Fiona Macleod, zum Mittelpunkt einer kurzen Erzählung gemacht, die neben vielen anderen beweist, in welch hohem Grade die Bardenzeit in den Dichtungen der sogenannten „gälischen Renaissance" lebendig geworden ist. Die Schilderung der hoheitsvollen Gestalt Scathachs möge als Beispiel dienen: „Sie war groß und kraftvoll gebaut. Langes schwarzes Haar fiel auf ihre Schultern, die gleich Brust und Hüften mit matter Bronze bedeckt waren. Über ihrer rechten Schulter hing ein rot und grüner Mantel, von einer großen goldenen Spange gehalten. Ein gelber Goldreif schloß sich um den Hals, ein zweiter mit drei Spitzen lag auf ihrem Haupt. Ihre Beine waren mit Streifen von Wildleder umwickelt, und die Füße staken in Hüllen aus rotgefleckter Rindshaut. Ihr Antlitz war wachsbleich und von fremdartig furchtbarer Schönheit. Sie konnten ihr nicht lange in die nachtdunklen Augen sehen, in denen eine rote Flamme flackerte. Ihre Lippen waren schmal und schön geschwungen und glichen zwei feinen Linien von Blut."

Es ist ein feiner Zug der gälischen Sage, daß die düstere Schönheit und unbezwingliche Kraft dieser kriegerischen Frauen Cuchullin auf die Dauer nicht zu fesseln vermag. Ebenso wie in der germanischen Sage Siegfried die ihm ebenbürtige Brunhild meidet und sich als Ergänzung das weiblichste Weib wählt, so kehrt auch Cuchullin zurück zu Emer und holt sich die Braut ziemlich gewalttätig aus ihres Vaters Haus. Bald wird ihm Gelegenheit, die in Schottland gelernte Waffenkunst zu brauchen, denn zum Kampf um den Donn, den braunen Stier von Cuailgne, vereinigen sich sämtliche irischen Stämme, um gegen Ulster zu streiten.

Wie häufig ist's eine geringfügige Ursache, die das wilde Ringen entfesselt. Königin Meave von Connacht streitet mit ihrem Gatten Aillel, wer dem andern an Reichtum überlegen sei. Es stellt sich heraus, daß der König einen weißhornigen Stier, den sogenannten Finnbennach besitzt, dem Meave ein gleiches Prachtstück nicht zur Seite stellen kann. Zwar gehörte der Finnbennach als Kalb zu den Herden der Königin, fand es aber nicht mit seiner Würde vereinbar, unter dem Befehl einer Frau zu stehen, und zog daher auf die Weiden Aillels. Meave erfährt nun, daß der Ulter Häuptling Daire einen braunen Stier besitzt, der ebenso schön ist, wie der Finnbennach. Sogleich sendet sie Boten nach Ulster, die das Tier für sie leihen sollen. Der Besitzer ist ganz geneigt, der Königin gefällig zu sein, und bewirtet die Gesandtschaft reichlich, so reichlich, daß sie dem berauschenden Trunk zu oft zusprechen und übermütig prahlen: wenn der Stier ihnen nicht gutwillig gegeben würde, hätten sie ihn eben mit Gewalt genommen. Als dies Daire hinterbracht wird, schwört er zornig, daß Meave unter keiner Bedingung den Braunen haben solle, und sendet die Boten mit Schimpf und Schande nach Connacht zurück.

Die Königin sammelt in höchster Erbitterung ihre Streitkräfte, weiß durch allerlei List und Versprechungen die übrigen Staaten für ihre Sache zu gewinnen und zieht mit gewaltigem Heer gegen Ulster. Fergus mac Róich, der einst in Groll über Conachars Ungerechtigkeit und Gewalttat aus Emania, Ulsters Hauptstadt, geschieden und an Meaves Hofe lebt, soll den Weg zeigen. Schlau hat die Königin eine Zeit gewählt, während der die Ulter infolge des Fluches einer Göttin kampfunfähig sind. Nur ein einziger wird von diesem periodisch auftretenden Siechtum nicht betroffen, Cuchullin. Er stellt sich allein dem Heere entgegen und hält es auf. Da er allnächtlich eine große Anzahl Krieger mit Wurfgeschossen tötet, fängt Meave an, mit ihm zu unterhandeln. Er fordert, daß sich ihm jeden Tag ein Krieger zum Zweikampfe stellen müsse, dann wolle er den Streit in der Nacht ruhen lassen. Es folgen nun eine lange Reihe Einzelkämpfe, in denen Cuchullin stets Sieger bleibt. Auch der zauberkundige Druide Calatin mit seinen siebenundzwanzig Söhnen fällt durch Cuchullins Hand.

Endlich gelingt es Meave, Ferdia, Cuchullins besten Freund, zum Kampf anzustacheln, durch das Versprechen, ihm nach siegreicher Heimkehr ihre Tochter Finnabair zur Frau zu geben. Groß ist Cuchullins Schmerz, als er den Waffenbruder zum Streit nahen sieht, und vier Tage währt der Kampf zwischen den beiden, die an Kraft und Geschicklichkeit einander ebenbürtig sind. Allabendlich sendet Cuchullin dem Freunde von den Kräutern, die man auf seine Wunden gelegt, und Ferdia hingegen schickt köstliche Speisen und Getränke. Doch am Abend des vierten Tages unterliegt Ferdia, und Cuchullin sinkt erschöpft an der Leiche des Freundes zusammen. Er ist infolge der zahllosen Wunden unfähig, weiter zu

kämpfen, und wird von seinen Freunden nach Muirthemne gebracht, wo er dank der Fürsorge der **Tuatha dé Danann** langsam geheilt wird.

Inzwischen wird seine Stelle von verschiedenen Ulter Helden eingenommen. König Conachar, der mit seinen Kriegern vom Siechtum genesen ist, führt sein Heer zum Kampfe; das Kriegsglück neigt sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Die Führer der mit Connacht verbündeten Stämme, deren jedem von der schlauen Königin die Hand ihrer Tochter versprochen ist, kommen dieser List auf die Spur und wenden sich wütend gegen Meaves Scharen; nur mit großer Mühe werden die Kämpfenden von Fergus getrennt. Die liebliche Finnabair aber stirbt vor Herzeleid und Scham.

Gedeckt vom nachfolgenden Heere hat die Königin ihre Beute, den Donn von Cuailgne, wegtreiben lassen. Auf dem Wege nach Connacht begegnet er dem weißhornigen, und die beiden Rivalen stürzen grimmig aufeinander los. Selbstverständlich sind die Stiere mit menschlicher Intelligenz begabt; ja, sie sind Reinkarnationen von kriegerischen Hirten, die sich bekämpft haben, wo immer sie sich begegneten. Die Erzählung von der Wanderung dieser beiden Seelen durch verschiedene Tierkörper ist in einem alten, im britischen Museum aufbewahrten Manuskript aufgezeichnet und bildet ein interessantes Beispiel des keltischen Reinkarnationsglaubens, das dem frommen Eifer der Mönche entging. Im Zweikampf der beiden Stiere kommt der durch Jahrhunderte genährte Haß zum Austrag. Den ganzen Tag währt ihr Toben und Wüten, sie stürmen durch das Land, alles niederreißend, was ihnen in den Weg kommt. Doch am andern Morgen trägt der Donn von Cuailgne auf seinen Hörnern die blutigen Reste des Finnbennach. Seinen Sieg verkündet er in einem Triumphgebrüll, das durch ganz Erin schallt. Und im Brüllen birst ihm das Herz.

Noch manch schöne Sage des heroischen Zyklus kündet Cuchullins fernere Taten und Schicksale. Es möge nur eine, die schönste, hier ausführlichere Erwähnung finden, die Erzählung von Cuchullins Tod.

Dem Druiden Calatin sind in sieben nachgeborenen Kindern Rächer erwachsen, und Königin Meave, die die erlittene Niederlage nicht vergessen kann, hat diese mißgestalteten Geschöpfe durch die ganze Welt gesandt, damit sie aller geheimen Wissenschaft kundig würden. Ihre Zauberkunst soll den Helden bezwingen, der im ehrlichen Kampfe unbesiegbar ist. Ihnen gesellen sich zwei Krieger aus königlichem Stamm, Lugaid von Leinster und Erc mac Cairpré, die ebenfalls alte Blutschuld zu rächen haben. Das nun folgende Ringen dieser finsteren Verbündeten gegen Cuchullins sonnige Heldenkraft gehört zu dem Großartigsten, was uns die Sagendichtung der alten Völker überliefert hat.

Der weise Druide Cathbad sieht das Schicksal seines Zöglings kommen und bietet alles auf, ihn zu retten. Auf seinen Rat schließt sich

Cuchullin in einen grianan (Sommerhaus) in Emania ein, und Ulsters Frauen und Mädchen gehen mit ihm, um die düstere Stimmung zu zerstreuen, die sich des Helden bemächtigt hat. Doch vergebens suchen sie mit Gesang und Scherzen den Schlachtlärm zu übertönen, der, von der Zauberkunst der Kinder Calatins entfacht, den Boden rings um den grianan schüttern macht. Die wilden Laute dringen bis zum Ohr des wachsamen Cuchullin, und seine Freunde können ihn nur mit Mühe zurückhalten. Während der Nacht bringen sie ihn in eine entlegenere Behausung, doch auch hier wissen seine Feinde, die „auf einem Wirbel verzauberten Windes hoch über der Erde schweben", ihn zu finden. Das höllische Gaukelspiel wiederholt sich, ja, eine der Hexen dringt in Gestalt der Geliebten Cuchullins, der lieblichen Niamh, ins Haus und fordert ihn auf, die Verwüstung Muirthemnes zu rächen. Da greift er nach seinen Waffen und verläßt das schützende Dach. Vergebens erklärt ihm die nach kurzer Zeit zurückkehrende, wirkliche Niamh, daß eine Truggestalt zu ihm gesprochen, vergebens werfen sich die Frauen von Ulster ihm flehend in den Weg — trotz aller bösen Omina befiehlt er, den Streitwagen zu rüsten. Doch Liath Macha gehorcht nicht wie sonst der Hand des Wagenlenkers; erst auf Cuchullins ernstes Gebot läßt sich der edle Grauschimmel fangen, und da er auf seinen Herrn blickt, fallen große Tränen aus seinen Augen.

Von Cathbad geleitet, fährt Cuchullin hinaus gen Emania. Und allüberall erblickt er die Phantome der Heere, die Calatins Stamm aus der Erde gezaubert, sieht aus den Wohnstätten Rauch und Flammen wirbeln und hört das Geschrei der Plündernden. Die Königshalle von Emania ist eine rotglühende Masse, und über den Wall wird der Leichnam seines Weibes Emer geschleudert. Bitter beklagt der Held zu Cathbad sein Säumen. „Mein Sohn," entgegnet der greise Druide, „dies alles ist Täuschung. Versuchungen nur sind die schemenhaften Krieger; kraftlos wie Windeshauch, nur aus Zaubergewalt entsprossen diese nebelhaften Heerscharen! Denn nichts ist hier als Gras und dürres Laub." Doch Cuchullin achtet nicht der weisen Mahnung — unaufhaltsam stürmt er vorwärts, gen Muirthemne, um Ulster zu rächen, obwohl in seiner Seele der nahe Tod zur Gewißheit geworden: „Ich weiß so gut als du, daß ich in diesem Kampfe fallen werde; so hindere mir denn nicht fürder Weg und Ziel. Denn wo ich auch bleibe, gehöre ich dem Tode zu, und wohin ich auch gehe, meines Lebens Frist ist dahin." Mit der Bitte, König Conachar und ganz Ulster seine letzten Grüße zu überbringen, sendet er den Alten heim.

Auf dem Boden seiner Väter, in der Ebene Muirthemne haben sich die Feinde in Schlachtordnung aufgestellt. Noch einmal sendet Cuchullins gewaltige Hand hundertfältigen Tod. Erc und Lugaid wissen durch eine Prophezeiung der Kinder Calatins, daß des Helden Speer einen König

töten würde. Um sich selbst zu schützen und die Weissagung gegen Cuchullin zu kehren, muß auf ihr Geheiß ein Barde die Waffe als Geschenk fordern, eine Bitte, die kein Krieger den in hohem Ansehen stehenden Dichtern und Barden verweigern durfte. Zwar sinkt der Barde, von Cuchullins Wurf getroffen, entseelt zu Boden, doch die todbringende Waffe ist jetzt in Feindeshand. „Wen wird dieser Speer fällen?" fragt Lugaid die Kinder Calatins. „Einen König!" antworten sie. Lugaid zielt auf Cuchullin, doch er durchbohrt nur Laeg, des Helden Wagenlenker. Zum andern Male gelingt es den Feinden, durch die Schmähungen eines Barden Cuchullin den Speer abzulocken. Diesmal fragt Erc: „Wer wird durch diese Waffe fallen, ihr Söhne Calatins?" „Ein König!" antworten sie wieder. „Das sagtet ihr schon, als Lugaid den Speer geschleudert," bemerkt Erc. „Wir sprachen wahr, denn er fällte den König aller Wagenlenker, Laeg den Sohn des Riangabra." Danach durchbohrt die Waffe den Liath Macha, den „König aller Rosse", der mit dem Joch auf dem Nacken davonstürmt nach Sliabh Fuad, wo er hergekommen. Die gleiche Episode wiederholt sich, doch dann trifft Lugaid Cuchullin selbst. Da bittet der Todwunde, ihm einen Trunk am Loch zu gewähren. Er schleppt sich zu einem Steinpfeiler und bindet sich mit seinem Gürtel aufrecht fest, denn er will stehend sterben. Noch einmal kehrt Manannans Roß zu ihm zurück und wehrt mit Zähnen und Hufen die Feinde von seinem sterbenden Herrn ab. Doch nach einem Weilchen läßt sich ein schwarzer Vogel auf seiner Schulter nieder. „Nie war jene Säule dort ein Ruheplatz für Vögel," spricht Erc. Sie wissen nun, der Held von Ulster ist tot, und eilen herbei, sein Haupt als Siegestrophäe von ihm zu nehmen. Doch der Jubel über seinen Fall währt nur kurze Zeit, denn Conall der Siegreiche, Cuchullins Pflegebruder, erscheint auf dem Schlachtfelde, zu spät zwar, den Freund zu retten, doch ihn zu rächen, noch ehe die Sonne gesunken. Traurig kehren die Ulter mit dem wiedererlangten Haupte des Toten heim nach Emania. Emer singt dem Gemahl die Totenklage, die jahrhundertelang zu den berühmtesten lyrischen Gesängen in Irland gehörte.

„Doch Cuchullins Schatten erschien den dreimal fünfzig Königinnen, die ihn geliebt hatten, und sie sahen ihn in seinem Geisterwagen über Emania schweben. . . ." Mit diesen Worten schließt sich der Vorhang über einem der gewaltigsten Bilder aus Irlands vorchristlicher Zeit.

In gedrängteste Kürze gefaßt soll der obige Umriß der Persönlichkeit des irischen Lieblingshelden einen Begriff geben vom Wesen und Inhalt der heroischen Poesie in Alt-Irland. Trotz mannigfacher Analogien mit den großen Kämpfen der homerischen Helden ist es wohl hauptsächlich ein unterscheidendes Merkmal, das bei eingehenderem Studium hervortritt; es ist das Hineinragen der unsichtbaren Welt, die ständig den handelnden Personen der irischen Sage so gegenwärtig

ist, daß sie fast alle ihre Entschlüsse bestimmt. Es ist ein anderes um das Eingreifen der olympischen Götter, wo Sieg oder Fall der Helden durch im Grunde recht kleinliche Meinungsverschiedenheiten der obersten Gottheiten veranlaßt und entschieden wird. Die **Tuatha dé Danann** sind nicht so menschlich wie jene. Ihr Wesen bleibt in geheimnisvollen Schatten gehüllt, und in dem eben besprochenen Zyklus wenigstens geschieht nichts, was ihre unantastbare Hoheit beeinträchtigt.

Hand in Hand mit dieser Auffassung des Wesens der irischen Gottheiten geht die Konzeption des Reiches der Abgeschiedenen, mit der sich der weltabgewandte Geist der Gälen, eine charakteristische Eigentümlichkeit der keltischen Stämme, von uralter Zeit her eingehend beschäftigt hat. Wenn man das griechische Elysium dem „Magh Mell" (das ist glückliche Ebene) der Iren gegenüberstellt, so fällt der Vergleich für die hochgebildeten Hellenen nicht eben günstig aus. Bekanntlich war nach der Überzeugung der Griechen auch das Reich der seligen Toten ein so wenig wünschenswerter Aufenthalt, daß seine Bewohner mit bitterem Bedauern ständig ihr irdisches Dasein zurücksehnten, wie der Schatten des Achilles es zu Odysseus ausspricht:

„Lieber wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämtliche Schar der geschwundenen Toten beherrschen."

Man möchte glauben, den Griechen dünkte das Leben auf der schönen, von der Natur so verschwenderisch begünstigten Halbinsel, veredelt durch ihre hochentwickelte Kultur, so ideal, daß sie sich von einem zweiten Dasein keine gesteigerte Seligkeit versprechen konnten.

Anders der Kelte. Selbst in einer Epoche, die als der Höhepunkt seiner geistigen Entwicklung bezeichnet werden muß, findet sich jenes Sehnen und Streben, die Fesseln der Körperlichkeit abzustreifen und von einer unaussprechlichen Glückseligkeit im Reiche der Schatten zu träumen. Vielleicht ebnete diese Neigung des Gälen den christlichen Aposteln den Boden und schuf später die asketisch-mystische Tendenz unter den edelsten der Nation, die der Kirche so viele Heilige gab und Irland als Staat so tiefem Verfall entgegenführte.

Das Land der heidnischen Gottheiten, das der Ire sich unter dem Wasser oder im fernsten Westen liegend dachte, und dessen Bewohner kein Siechtum, kein Altern und keine Schuld kannten, wurde verschmolzen mit dem christlichen Paradiese. Auch nach dem Einzuge des heiligen Patrick und seiner Apostel, ja, bis auf den heutigen Tag bilden die Gefilde der Seligen die beliebtesten Sujets der irischen Poesie, ganz wie damals, vor Christi Geburt, als nach den Gesängen der Fili alles, was hehr und heilig war, in Tir-n'an-Og, dem Lande mit den vielfältigen Namen, seine Erfüllung fand. Einige Verse, die die „glückliche Ebene", — hier gedacht als Land jenseits des Wassers — schildern und

der Erzählung von der Liebe einer Göttin zu Cuchullin entnommen sind, mögen zum Schluß hier ihre Stelle finden:

„Drüben am westlichen Tore,
Wo abends die Sonne sich neigt,
Weidet ein Trupp edler Rosse,
Goldig braun und grau ihre Mähne.

Und am östlichen Tore rauschen
Drei Bäume mit purpurnem Laub;
Aus kristallen funkelnden Zweigen
Tönt lockender Vögel Gesang.

Und ein Baum vor dem mittleren Tore
Regt mit zaubrischem Wohllaut die Äste,
Seine silbernen Blätter schimmern
Im Strahl der Sonne wie Gold.

— — — — — — — —

Wenn mein ganz Erin wäre,
Seine blonden Söhne mir dienten —
Ohne Zaudern entsagt' ich der höchsten Macht
Um das herrliche Land, das ich geschaut."





Treibende Zweige.*)

Von

Fiona Macleod.

Deutsch von Beda Prilipp.

In dem Jahre, das dem Tode Manus Mac Codrums folgte, sah Sheumais Achanna nichts von seinem Bruder Mulad**). Und wenn nicht ein Brief aus dem Westen zu ihm gekommen wäre, hätte er glauben können, daß er von all seiner Familie allein übrig geblieben sei. Zwar hatte er niemals die allgemeine Ansicht geteilt, wonach seine beiden Brüder ertrunken sein sollten in jener Nacht, als Anna Gillespie Eilanmore mit Manus verlassen hatte. Zunächst fehlte ihm mit Rücksicht auf Mulads Schicksal jene innere Überzeugung, die ihm an Marcus' Tod keinen Zweifel mehr ließ; ferner hatte er den Klang des Feadan***) vernommen, den keiner von seinen Bekannten

---

*) „Treibende Zweige“ gehört zu einer Serie gälischer Erzählungen folkloristischen Charakters, die auf den Hebriden spielen und in deren Mittelpunkt die auf der Insel Eilanmore ansässige Familie Achanna steht. Bei Beginn der obigen Erzählung sind nur noch zwei von Robert Achannas Söhnen am Leben, die übrigen sind teils ertrunken, teils verschollen. Der älteste Bruder Marcus ist im Handgemenge von Manus Mac Codrum, der gegen den Willen der Achannas ihre Base Anna Gillespie heiraten wollte, erstochen worden. Das Mädchen ist sodann ihrem Erwählten nach Nord Uist gefolgt und nach Jahresfrist gestorben. An Manus Mac Codrum aber, der nach seines Weibes Tod in tiefe Schwermut verfallen, hat Mulad Achanna den Bruder gerächt und hat Manus in einer stürmischen Nacht durch das Spiel seiner Rohrflöte in den Tod getrieben. Der Name jener Melodie ist der Dàn-nan-Ròn, der Sang der Robben. Nach dem Glauben der Fischer vermögen bestimmte, aus alter Zeit überlieferte Volksweisen eine Zauberwirkung auf den Hörer auszuüben. In Manus Mac Codrum weckte jener Sang die Erinnerung an seine Abstammung — einer seiner Vorfahren soll der Sage nach ein Seehund gewesen sein — und er stürzte sich, von Mulads Flötenmelodie bis zum Wahnsinn erregt, zu den Robben ins Meer.

**) Der Name Mulad ist als Taufname wenig gebräuchlich; er bedeutet etwa: Schatten des Schmerzes, Trauer.

***) Eine Art Hirtenflöte.

spielte, außer Mulad; und endlich, war es nicht die Melodie gewesen, die er haßte — „der Reigen der Toten" — und wer anders als Mulad würde diese Weise spielen, die er so verabscheute, spät in der Nacht, wenn niemand sonst auf Eilanmore war? Es war nicht gewiß, daß der Tote nicht zurückgekehrt sein sollte; aber je mehr Achanna darüber nachdachte, um so sicherer glaubte er, daß sein sechster Bruder noch am Leben wäre. Doch sprach er zu keinem darüber.

Endlich, nach langem Harren und geduldig getragenen Mühen, hatte er über alles, was vom Achanna-Erbe geblieben war, verfügt und konnte als freier Mann die Insel verlassen. Sie war für ihn voll trüber Erinnerungen. Ihr ödes Moorland, der Mehltau, der so lange und so oft die Ernte zerstört, der schwere Regen, der die Insel durch endlos graue Tage, Wochen und Monate überströmt, am Tage das Schluchzen des Meeres und bei Nacht sein dumpfes Stöhnen, sein mattes, ersterbendes Seufzen in der Windstille trostloser Ebbe, sein hohles, höhnendes Brüllen, wenn der Schatten des Sturmes aus der Tiefe emportauchte, — das alles bedrückte Sheumais, sogar noch in der Erinnerung. Nie hatte er das Eiland geliebt, selbst dann nicht, wenn es grün und duftig, unter strahlend blauem Himmel inmitten der weißen und grünen Wogen lag, so frisch und süß, wie ein Eden des Meeres. Er war immer einsam und traurig gewesen, bedrückt von dem düsteren Schatten, der auf seiner Familie lastete; er machte sich wenig aus seinen Brüdern, ausgenommen den ältesten, der vor langer Zeit auf so geheimnisvolle Weise aus dem Kreise der Menschen geschieden; und Mulad haßte er beinahe; — Mulad, der ihm immer ob seiner Schönheit gegrollt und ihm seine Ähnlichkeit mit dem verschollenen Alastair und seine ehrerbietige Liebe für ihn nie verziehen hatte. Dazu hatte Sheumais, seit er Katreen Macarthur liebte, die Tochter Donald Macarthurs am Sleat von Skye, stets danach gestrebt, in ihrer Nähe zu leben, um so mehr, da er wußte, daß auch Mulad das Mädchen liebte, und daß er nicht nur um seiner selbst willen sie zu gewinnen trachtete, sondern auch, um seinen jüngeren Bruder zu kränken.

Darum segelte er frohen Mutes südwärts, als er endlich die Insel verließ. Eilanmore lag hinter ihm; er steuerte nach einer neuen Heimat, nach Skye, und ging vielleicht seinem lang hinausgeschobenen, langerträumten Glück entgegen. Zwar war Katreen ihm nicht verlobt; er wußte nicht einmal gewiß, ob sie ihn liebte. Er wähnte, hoffte, träumte es nur und war schließlich überzeugt davon; doch dann war da ihr Vetter Ian, der sich lange um sie beworben und dem der alte Donald Macarthur seinen Segen gegeben hatte. Trotzdem wäre ihm das Herz leichter gewesen als seit langem, wenn ihn nicht zweierlei bedrückt hätte.

Erstens der Brief; vor einigen Wochen hatte er ihn erhalten; die Schrift war ihm fremd, weil er überhaupt nur wenige Briefe zu sehen

bekam und weil die Handschrift verstellt war. Mit Mühe hatte er das Manuskript entziffert, obwohl die Buchstaben deutlich genug waren. Es lautete so:

„Sheumais, mein Bruder, Du wirst grübeln, ob ich tot bin. Es kann sein und kann auch nicht sein. Aber ich sende Dir dies Schreiben, damit Du siehst, daß ich alles weiß, was Du denkst und tust. So willst Du Eilanmore verlassen, ohne einen Achanna darin? Und willst nach dem Sleat von Skye ziehen? Wohl, so laß Dir dies sagen: Geh' nicht. Ich sehe Blut dort. Und ferner dies: Weder Du noch ein anderer Mann soll Katreen von mir nehmen. Du weißt das; und Ian Macarthur weiß es; und Katreen weiß es: und das gilt, gleichviel, ob ich nun tot oder lebendig bin. Ich sage Dir: geh' nicht. Es wird besser sein für Dich und für alle. Ian Macarthur ist fort, fern in den Meeren des Nordens mit dem Walfischfänger, der zu uns nach Eilanmore kam, und wird vor Ablauf von drei Monaten nicht heimkehren. Besser für ihn, wenn er überhaupt nicht zurückkommt. Doch wenn er kommt, wird er mit dem Mann zu rechnen haben, der da sagt, daß Katreen Macarthur sein ist. Ich möchte nicht mit zwei Männern zu tun haben, von denen der eine mein Bruder ist. Es tut nichts zur Sache für Dich, wo ich bin. Ich brauche jetzt kein Geld. Leg' meinen Teil beiseite. Halte ihn mir bereit für den Tag, an dem ich ihn fordern werde. An dem Tage werde ich nicht geduldig sein: deshalb halte mir's bereit. Ich bin zufrieden mit dem Ort, wo ich jetzt bin. Du wirst fragen: wie geht es zu, daß mein Bruder fort ist, an einem entlegenen Ort (Du sollst wissen, es ist nicht weiter nördlich als St. Kilda und nicht südlicher als der Mull von Kantyre!), und aus welchem Grunde? Der ist zwischen mir und dem Schweigen. Doch vielleicht denkst Du noch manchmal an Anna. Weißt Du, daß sie unter dem grünen Rasen liegt? Und an Manus Mac Codrum? Sie sagen, er schwamm hinaus ins Meer und ertrank; und sie tuscheln vom Robbenblut, obwohl der Pfarrer sie darob schilt. Er nennt es Wahnwitz. Wohl, ich sah jenen Wahnwitz mit an und spielte dazu auf mit meinem Feadan. Und nun, Sheumais, kannst Du Dir wohl denken, welche Melodie ich spielte?

Dein Bruder, der seine Zeit abwartet,

Mulad."

„Eines vergiß nicht: Ich möchte lieber nicht den ‚Damhsà-na-Mairbh' spielen. Es war eine dunkle Stunde für Manus, da er den Dàn-nan-Ròn hörte: das Lied seines Verhängnisses war's; das Deine ist der Dafsà-na-Mairbh."

Dieser Brief lag Sheumais immer im Sinn. Und noch etwas geschah, als er in der Heringsschmacke zweier Männer von Armadale im Sleat in der Dämmerung nach Skye segelte. Als das Boot langsam

aus dem Hafen glitt, fragte ihn einer der Leute, ob er gewiß wäre, daß niemand auf der Insel zurückgeblieben sei; denn er glaubte auf den Felsen eine Gestalt gesehen zu haben, die mit einer schwarzen Schärpe winkte. Achanna schüttelte den Kopf, doch der andere Fischer rief, daß er eben jetzt dasselbe gesehen hätte. So drehte die Schmacke und fuhr langsam wieder in den Hafen; Achanna ruderte in dem kleinen wackligen Boot an Land. Vergebens suchte er überall und rief laut wieder und wieder. Beide Männer konnten sich doch nicht geirrt haben, dachte er. Wenn kein menschliches Wesen auf der Insel war und ihre Augen sie nicht getäuscht hatten, wer konnte es dann sein? Marcus' Schemen vielleicht; oder war der alte Mann selbst (sein Vater) aufgestanden, seinem jüngsten Sohn Lebewohl zu sagen, oder ihn zu warnen?

Es hatte keinen Zweck, noch länger zu warten; er ging daher, oft zurückschauend, wieder zum Boot und ruderte langsam auf die Schmacke zu.

Zirk-jirk-jirk, kam es über das Wasser, leise, doch für ihn nur zu deutlich, die Anfangstakte des Damhsà-na-Mairbh. Von Grauen gepackt, trieb er das Boot durch die Flut, so daß die Wellen über den Bug sprühten. Sobald er auf Deck war, rief er mit heiserer Stimme dem ihm Zunächststehenden zu, das Steuer zu richten und die Schmacke nach dem Winde zu drehen.

„Es ist niemand dort, Callum Campbell," flüsterte er.

„Aber wer kann das sein, der diese seltsame Musik macht?"

„Was für Musik?"

„Jetzt hat sie aufgehört, aber ich habe es ganz deutlich gehört und Anndra Mac Ewan auch. Es klang wie der Ton einer Rohrflöte und die Melodie war unheimlich."

„Es war der Reigen der Toten."

„Und wer spielt den?" fragte der Mann mit furchtsamem Blick.

„Kein Lebendiger."

„Kein Lebendiger?"

„Nein. Ich denke, es wird einer von meinen Brüdern sein, der hier ertrank; wahrscheinlich Mulad, denn der spielte den Feadan; aber wenn nicht, dann . . . dann . . ."

Die zwei Männer warteten in atemlosem Schweigen, bebend vor abergläubischer Furcht; endlich machte der ältere Achanna ein Zeichen, seinen Satz zu vollenden.

„Dann . . . muß es die Kelpie sein."

„Aber . . . ist denn eine . . . eine von den Höhlenfrauen hier?"

„Man sagt so; und ihr wißt aus alter Zeit, daß die Kelpie eine seltsame Weise singt oder spielt, um Seeleute in den Tod zu locken."

In diesem Augenblick kam die sonderbare, hüpfende Musik laut und klar über die Bai. Eine grauenhafte Phantasie war in den Tönen, wie wenn tote Leiber in langen Sprüngen auf dem Grunde hüpften und

wild dabei lachten und schrieen; Campbell und Mac Ewan würden jetzt nicht länger hier geblieben sein, wenn ihnen Achanna auch alles geboten hätte, was er auf der Welt besaß. Und alle drei wurden nicht eher von ihrem panischen Schrecken befreit, als bis die Schmacke auf hoher See segelte und kein Ton mehr von Eilanmore zu hören war.

Sie standen wachsam, schweigend.

Aus der dunklen Masse, die dem Meer zugewandt im Norden der Insel lag, kam ein rötlicher Schein. Es war wie ein Auge, das mit blutrotem Blick ihnen nachstarrte.

„Was ist das, Achanna?“ fragte einer der Männer endlich.

„Es sieht aus, als wenn in dem Hause oben auf der Insel Feuer angezündet wäre. Tür und Fenster müssen offen sein. Das Feuer scheint mit Holz genährt zu werden, denn Torf gibt nicht solche Flamme; und es brannte kein Feuer, als ich fortging. Soviel ich weiß, war auch kein Holz im Hause, außer dem Bett und den Bänken.“

„Wer aber kann das tun?“

„Das weiß ich ebenso wenig wie du, Callum Campbell.“

Es wurde nicht weiter davon gesprochen, und allen war's eine Beruhigung, als der letzte Lichtschimmer im Dunkel verschwunden war.

Als die Reise zu Ende ging, waren Campbell und Mac Ewan froh, ihren Gefährten los zu werden; nicht weil er trübsinnig und verstört war, sondern weil sie fürchteten, daß ein Bann auf ihm lag — ein Verhängnis, in dessen Maschen sie mit verstrickt werden könnten. Es bedurfte bei beiden keines Gelübdes, daß sie nie wieder auf Eilanmore landen wollten oder, wenn die Not sie doch dazu zwingen sollte, nur bei hellem Tageslicht und keinesfalls allein.

Sheumais Achannas Tage gingen friedlich dahin, als er sich in Ranza-beag sein Heim bereitete, am Ranzawasser im Sleat von Skye. Die Farm war klein, aber gut, und er hoffte sie durch Sorgfalt und Fleiß zu einer der besten auf ganz Skye zu machen.

Donald Macarthur sorgte dafür, daß er Katreen nicht oft zu sehen bekam, doch der alte Mann war nicht mehr gegen ihn. Sheumais mußte warten, bis Jan Macarthur heimkam, und das konnte jeden Tag geschehen. Wahrlich, Sheumais Achanna von Ranza-beag war ein anderer als der jüngste der Achanna-Familie, die auf dem einsamen Eilanmore gehaust; dazu konnte der alte Mann nicht anders als mit Vergnügen daran denken, wie hübsch es sein würde, wenn Katreen über das ganze Ranzaland, vom Steinhügel nördlich auf seinem eigenen Ranza-Mòr bis zum Moor im Süden Ranza-beags schreiten und all das ihr eigen nennen könnte.

Achanna war bereit, zu warten. Noch ehe er im geheimen ihr Jawort

erhalten, las er in ihren schönen dunklen Augen, daß sie ihn liebte. Im Laufe der Wochen richteten sie es ein, daß sie sich oft trafen, und endlich sagte ihm Katreen, daß sie ihn auch liebte und keinen andern als ihn haben wollte; daß sie aber Jans Rückkehr abwarten müßten, weil ihm ihr Vater sein Versprechen gegeben. Das waren Tage der Freude für Sheumais. Durch manch' heiße Mittagsstunde, durch manche Dämmerung wanderte er wie ein Träumender. Wenn er eine Birke im Winde schwingen sah, oder eine Welle auf dem Loch Liath, der nahe an seinem Hause war, hüpfte, wenn er an einem blühenden Gebüsch wilder Rosen vorüberging oder die Mondstrahlen weiß auf den Stämmen der Föhren liegen sah, dann dachte er an Katreen: sein anmutiges Reh, so biegsam und schlank, mit dem sonnengebräunten Gesichtchen, von dunkler Lockenfülle umrahmt, mit den schattenbraunen Augen und Lippen so rot wie die Moosbeeren. Man sagt, es gäbe einen Gott, der in Schatten gehüllt unter den Menschen hin und her wandelt, dessen ausgestreckte Hand die Liebenden schweigen heißt und aus dessen kaltem Odem ein eisiger Hauch weht, wie wenn ein Strom tiefen Wassers zwischen den beiden Menschen flutete, wenn er vorübergeht. Dieser Schatten kreuzte niemals ihren Pfad. Ihre Liebe wuchs wie eine Blume, die der Regen nährt und das Sonnenlicht erwärmt.

Als der Mittsommer kam und keine Nachricht von Jan Macarthur eintraf, da war's schon zu spät. Katreen war gewonnen.

Während der Sommermonate pflegte Katreen mit zwei von den Farmmägden nach Maol Ranza hinaufzuziehen und in der Schutzhütte auf dem Cnoc-an-Fhraoch zu wohnen, weil dort die Schafe zur Weide auf die Hügel getrieben wurden. Cnoc-an-Fhraoch ist ein runder, mit Geröll besäter Hügel, von Heidekraut bewachsen, der an zwei Seiten steil abfällt und sich vorn in sanftem Abhang nach dem Lochan Fraoch senkt, einem Bergsee, den dunkle Waldungen umkränzen. Hinter dem Hügel — es war eher ein kleiner Berg — lag die Schutzhütte. Am Schluß jeder Woche ging Katreen nach Ranza-Mòr hinab, und am Montag drauf kehrte sie bei Sonnenaufgang in ihren heidekrautbewachsenen luftigen Wohnsitz zurück. Bei einem dieser Besuche wartete ihrer eine grausame Überraschung. Ihr Vater kündigte ihr an, daß sie einen andern als Sheumais Achanna heiraten müßte. Er hätte etwas von ihm gehört, das eine Verbindung unmöglich mache, und er hoffte, daß der Mann Ranza-beag verlassen würde. Schließlich ließ er sich herbei, Katreen mitzuteilen, daß er gehört hätte, Achanna stünde unter einem Verhängnis; er wäre in Blutrache verwickelt und wäre außerdem fey. Der alte Mann wollte nicht sagen, wer ihn von all dem unterrichtet hatte, deutete aber an, daß es ein Fremder von Rang gewesen sein müßte, wahrscheinlich ein Lord von den Inseln. Außerdem traf Nachricht von Jan Macarthur ein. Er befand sich in Thurso, im fernen Norden, und würde in kurzer Zeit nach Skye

kommen, und er — ihr Vater — hätte ihm geschrieben, daß er Katreen tunlichst bald heiraten möchte.

„Siehst du den Hänfling dort, Vater?“ fragte sie darauf.

„Ja, Mädchen; was soll's mit dem kleinen Vogel?“

„Wenn der sich mit dem Habicht paart, dann werde ich Jan Macarthur freien; eher nicht.“

Damit drehte sie sich um, verließ das Haus und kehrte nach dem Cnoc-an-Fhraoch zurück. Auf dem Wege begegnete sie Achanna.

Und in jener Nacht schwamm er zum ersten Male über den Lochan Fraoch zu Katreen.

Der kürzeste Weg, um nach der Hütte zu gelangen, war über den See zu rudern und dann den Hüteweg hinaufzusteigen, der sich durch die Haselbüsche am Fuße des Berges windet. Man sparte so eine volle halbe Stunde, denn die Schluchten rechts und links waren sehr steil. Ein Boot war zu diesem Zweck im Gebrauch, doch war es mittels einer eisernen Kette an einen Felsstein am Ufer angeschlossen und den Schlüssel verwahrte Donald Macarthur. In der letzten Zeit hatte er sich geweigert, ihn aus der Hand zu geben. Zweifellos glaubte er auf diese Weise Achanna zu verhindern, seine Tochter zu besuchen. Der junge Mann konnte sich von keiner Seite der Hütte nähern, ohne gesehen zu werden.

Doch in jener Nacht, bald nachdem der Mond weißleuchtend durch das Dunkel emporstieg, schlüpfte Katreen hinunter zum Haselgebüsch, ihren Liebsten zu erwarten. Der See war fast von jeder Stelle des Cnoc-an-Fhraoch zu übersehen, ebenso auch von Süden her. Ihn ungesehen mit dem Boot zu kreuzen, wenn ein Beobachter da war, würde unmöglich gewesen sein; selbst ein Schwimmer konnte nicht unbemerkt bleiben, außer im Dunkel der Nacht oder in trüber Dämmerung. Als sie jedoch, in der Mitte der Wasserfläche, ein Bündel grüner Zweige langsam hintreiben sah, da wußte sie, daß Sheumais Wort hielt. Wenn zufällig noch ein Lauscher zugegen war, würde er doch nimmer raten, daß jene spitzbübischen Ebereschenzweige Sheumais Achanna bargen.

Nicht eher, bis das Bündel dicht am Ufer war, wo Katreen im Haseldickicht unter dem Farnkraut versteckt seiner harrte, konnte sie das Antlitz ihres Liebsten sehen, da er mit einer Hand die grünen Äste auseinander bog und sehnsüchtig und liebevoll auf die Gestalt blickte, die er in der duftigen, unbestimmten Dunkelheit kaum unterscheiden konnte.

Und wie in dieser Nacht, so ging es noch oft. Katreen verlebte die Tage wie im Traum. Selbst die Nachricht von der Rückkehr ihres Vetters Jan machte ihr nicht viel Sorge.

Eines Tages kam die unvermeidliche Begegnung. Katreen war in Ranza-Mòr; ein Schatten fiel in die Milchkammer, wo sie stand. Sie schaute auf und sah Jan vor sich. Er erschien ihr größer und stärker denn je, obschon er nicht so groß wie Sheumais war, der neben dem

herkulisch gebauten Skye Schiffer hager ausgesehen haben würde. Doch als sie sein schwarzes, dichtgekräuseltes Haar, seinen breiten Stiernacken und die trüben Augen in seinem dunklen, vom Winde geröteten Gesicht betrachtete, wunderte sie sich über sich selbst, daß sie ihn jemals in ihrer Nähe hatte dulden können.

Er brach sogleich das Eis.

„Sage mir, Katreen, freust du dich, mich wiederzusehen?"

„Ich freue mich, daß du heil und ganz wieder daheim bist."

„Und willst du mir mein Daheim geben und mit mir leben, wie ich dich wieder und wieder gefragt habe?"

„Ich hab' dir's wieder und wieder gesagt: Nein!"

Einige Augenblicke sah er sie zornig an, dann begann er wieder:

„Ich frage dich dies eine, Katreen, Tochter meines Vaterbruders: liebst du den Achanna, der auf Ranza-beag wohnt?"

„Du kannst ja auch den Wind fragen, warum er aus Ost oder West weht, nur wird er dir nicht antworten. Denn du bist nicht des Windes Meister."

„Wenn du denkst, ich werde es zugeben, daß dieser Mensch dich mir nimmt, dann denkst du etwas Törichtes."

„Und was du sagst, ist noch törichter."

„Wie?"

„Nun, das ist doch klar. Was kannst du denn tun, Jan-mhic-Jan? Schlimmstenfalls kannst du nicht mehr, als James Achanna töten. Was dann? Ich würde auch sterben. Du kannst uns nicht trennen. Ich würde dich jetzt nicht heiraten, wenn du auch der einzige Mann auf der Welt wärst und ich die einzige Frau."

„Du bist eine Närrin, Katreen Macarthur. Dein Vater hat dich mir versprochen, und ich sage dir dies: wenn du Achanna liebst, kannst du nur sein Leben retten, indem du ihn von hier wegschickst. Ich gebe dir mein Wort, er wird nicht lange hier sein."

„Ja, das sagst du *mir*; aber du wirst dich schon hüten, es James Achanna ins Gesicht zu sagen. Denn du bist ein Feigling."

Mit einem erstickten Fluch drehte sich der Mann um.

„Er soll sich in acht nehmen vor mir, und du auch, Katreen-monigheann-donn. Ich schwör's beim Grabe meiner Mutter und bei St. Martins Kreuz, daß du mein sein sollst um jeden Preis."

Das Mädchen lachte zornig auf. Langsam hob sie einen Milcheimer.

„Schade wär's, die gute Milch zu verschwenden, Jan-górach*), aber wenn du jetzt nicht gehst, gieß' ich dir den Eimer über den Kopf, und dann wirst du von außen ebenso weiß aussehen, wie dein Herz von innen."

---

*) Närrisch, dumm.

„Dumm nennst du mich, du? Jan-górach! Schön, wir werden ja sehen! Und was die Milch betrifft, da wird noch was anderes als Milch vergossen werden, um d i ch, Katreen-donn!“

Von diesem Tage an wurde Achanna aufgelauert, obwohl weder er noch Katreen darum wußten.

Ihr Geheimnis konnte nicht lange unentdeckt bleiben; und mit wilder Freude, die seine geheime Wut meisterte, begrüßte Jan Macarthur seine Entdeckung und plante seine doppelte Rache. Er grübelte gierig über den beiden finstern Plänen, die wie raublüsterne Bestien durch die Einsamkeit seines Herzens jagten. Doch er ahnte nicht, daß ein anderer noch sich in Haß ob Katreens Liebhaber verzehrte — ein anderer geschworen hatte, sie sein zu nennen. Das war der, der verkleidet in Armadale unter dem Namen Donald Mc Lean hauste und der in den nördlichen Inseln Mulad Achanna hieß.

Drei Tage lang hatte es ununterbrochen geregnet, bei kaltem, rauhem Wind. Am vierten schien die Sonne, und sie ging friedlich unter. Ein Abend voll ruhiger Schönheit wurde es, warm, dufterfüllt und trübe, denn Mond und Sterne waren verhüllt, obgleich es schien, als ob die feinen Nebelschleier sich in den späteren Nachtstunden zerstreuen würden.

Zwei Männer kauerten an jenem Abend im Unterholz auf der Südseite des Sees. Sheumais war früher als sonst aufgebrochen. In ungeduldigem Harren auf die Dunkelheit konnte er kaum das Erlöschen der Abendröte erwarten. Jetzt, meinte er, könnte er sich wohl hinauswagen. Plötzlich drang das Geräusch vorsichtiger Tritte an sein Ohr. Sollte das vielleicht der alte Donald sein, der auf den Gedanken gekommen, daß seine Tochter ihren Liebsten trotz allem traf? Oder konnte Jan Macarthur dort schleichen, auf seiner Fährte wie der Jäger hinter dem Hirsch an den Wasserlachen? Er duckte sich und wartete. Nach wenigen Minuten sah er, wie Jan sich behutsam seinen Weg bahnte. Der Mann bückte sich, als er die grünen Zweige sah; er lächelte, als er sie mit leisem Rascheln vom Boden aufhob.

Unterdessen lauerte und wartete noch ein anderer, doch auf dem jenseitigen Ufer des Sees, wo die Haselbüsche standen. Mulad Achanna sah zwischen Furcht und Hoffnung dem Nahen Katreens entgegen. Süß würde es sein, sie wiederzusehen, süß, ihren Liebsten vor ihren Augen zu erschlagen, wenn's auch sein Bruder war. Doch der Zufall konnte es fügen, daß sie ihn erspähen, und ob sie ihn nun erkannte oder nicht, den Schwimmer warnen würde. Deshalb war er gekommen, ehe die Sonne untergegangen, und lag nun halb zusammengekauert zwischen dem Heidekraut unter einer vorspringenden, moosigen Klippe dicht über dem Wasser, wo er von keiner Seite zu sehen war.

Mit tiefer einbrechender Dunkelheit wurde es ganz still. Kein Windhauch regte sich. Ein kaum hörbares Seufzen flog über die

Stengel des Heidekrautes, das Zirpen einer Nachtschwalbe zitterte durch die Finsternis. Zuweilen ließ eine Saatkrähe ihr monotones Krah, Krah vernehmen, und der dunkle, heisere Ton verstärkte noch den Eindruck der tiefen Stille. Das Summen der Mücken, die über dem Ried schwirrten, bewegte unaufhörlich die warme, trübe Luft.

Da scholl ein Plätschern, wie wenn ein Fisch aufspringt; dann war alles still. Darauf ein leiseres, doch länger anhaltendes Plätschern oder vielmehr Rauschen im Wasser. Ein langsames Rascheln in der Finsternis.

Mulad Achanna hob langsam den Kopf aus dem Farnkraut, wo er versteckt lag, starrte in den Schatten und horchte angestrengt. Falls Katreen wartete, war sie doch nicht in der Nähe.

Geräuschlos glitt er ins Wasser. Unter einem Bündel grüner Zweige tauchte er auf. Die hatte er vor drei Stunden geschnitten und zusammengeschnürt. Mit der linken Hand hielt er sich langsam schwimmend im Gleichgewicht; mit der Rechten lenkte er den schweren Ebereschenbusch. Zwei Gegenstände hatte er im Munde, der eine war lang, dünn und dunkel, der andere glänzte manchmal wie ein toter Fisch.

Seine Bewegungen waren kaum wahrnehmbar. Trotzdem näherte er sich der Mitte des Sees fast ebenso schnell, wie das andere Bündel grüner Zweige. Zweifellos glaubte sich der darunter versteckte Schwimmer jetzt vor Beobachtung sicher.

Die beiden grünen Büsche trieben näher zueinander. Der kleinere schien ganz ziellos — ein Ast, den jüngst der Sturm abgebrochen. Doch plötzlich schwankte der größere unbeholfen und stand still. Zugleich kam eine sonderbare, leise Melodie aus dem anderen hervor.

Die Musik schwieg. Die beiden Zweigbündel verharrten regungslos. Endlich trieb das größere langsam vorwärts. Es war zu dunkel, als daß der Schwimmer hätte unterscheiden können, ob jemand hinter dem kleineren Busch verborgen lag. Als er ihn erreicht hatte, bog er die Zweige auseinander.

Da war's, als wenn ein großer Lachs hochspränge. Ein Plätschern — ein schlanker, dunkler Körper schnellte durch die Finsternis. An einem Ende blitzte etwas auf. Dann plötzlich ein wildes Ringen. Die leblosen grünen Zweige wurden hier- und dorthin gerissen, sie kreisten und wirbelten. Röchelndes Geschrei kam aus den Blättern. Wieder und wieder schnellte das blitzende Ding, und beim dritten Sprung schrillte ein furchtbarer Schrei durch die Stille. Dreimal, mit entsetzlicher Deutlichkeit gab ihn der Widerhall in der Schlucht des Cnoc-an-Fhraoch zurück. Dann wieder ein schwaches Plätschern und darauf tiefe Stille. Ein Bündel grüner Äste trieb ziellos auf dem See. Das andere schwamm geradeswegs wieder auf die Stelle zu, wo es vor einem Weilchen hergekommen war.

Nur ein Gedanke bewegte Mulad Achannas Herz — die Freude über seinen Triumph. Er hatte seinen Bruder Sheumais getötet. Immer hatte er ihn gehaßt, weil er so schön war; in letzter Zeit hatte er ihn gehaßt, weil er zwischen ihm, Mulad, und Katreen Macarthur stand und ihr Liebster geworden war. Alle waren nun tot, außer ihm — alle Achannas. Er war „Achanna“. Wenn es Tag geworden, wollte er nach Galloway zurückkehren, und auf der ersten Birke würde eine Elster sitzen, ein kreischender Häher auf der ersten Eberesche und ein krächzender Rabe auf der ersten Tanne. Ha, die sollten zappeln, wenn sie auch nicht wußten, wo ihr Feind war. Er würde wieder Achanna von Achanna sein. Die ihm im Wege standen, mochten sich hüten. Und Katreen: die würde er vielleicht dahin mitnehmen, vielleicht auch nicht. Er lächelte.

Diese Gedanken schossen wie Flammen durch sein Hirn, als er langsam unter den treibenden Zweigen ans Land schwamm und sich dann frei machte und durch das Heidekraut in die Höhe kroch. In diesem Augenblick tauchte auf dem jenseitigen Ufer ein dritter Mann in die Flut.

Obwohl Mulad vorbereitet war, plötzlich mit Katreen zusammenzutreffen, erschrak er doch, als sich im tiefen Schatten eine Hand auf seine Schulter legte und ihre Stimme „Sheumais! Sheumais!“ flüsterte.

Im nächsten Augenblick hielt er sie in den Armen. Er fühlte ihren Herzschlag an seiner Seite.

„Was war das, Sheumais? Was war das für ein entsetzlicher Schrei?“ flüsterte sie.

Als Antwort preßte er seine Lippen auf die ihren und küßte sie wieder und wieder.

Das Mädchen trat zurück. Ein unklarer Instinkt warnte sie.

„Was heißt das, Sheumais? Warum sprichst du nicht zu mir?“

Wieder zog er sie an sich.

„Pulsschlag meines Herzens, ich bin's ja, der dich liebt — weit mehr als alle andern. Ich, Mulad Achanna!“

Mit einem Aufschrei schlug sie ihm ins Gesicht. Er strauchelte, und im nächsten Augenblick hatte sie sich freigemacht.

„Du Feigling!“

„Katreen, ich . . . .“

„Komm mir nicht zu nahe. Du bist des Todes, wenn du mich anrührst!“

„Des Todes! Kleine Närrin, willst du mich etwa in den Tod schicken?“

„Gewiß, Mulad Achanna, denn ich brauche nur zu schreien, und Sheumais wird hier sein; er würde dich totschlagen wie einen Hund, wenn er wüßte, daß du mir etwas zuleide tun wolltest.“

„Ja, wenn nun aber kein Sheumais mehr da wäre oder sonst einer, der zwischen mich und meinen Willen treten könnte!“

„Dann wäre eben ein Weib da! Ja, wenn du auch stärker wärst als ich, dann würde ich dich mit meinem Haar erdrosseln und meine Zähne in deine falsche Gurgel schlagen!“

„Das hab' ich noch gar nicht gewußt, daß du solch' wilde Katze bist! Aber ich will dich schon zähmen, mein Mädchen! Haha, du Wildkatze!“ lachte er leise.

„Du hast ganz recht, Mulad mit dem schwarzen Herzen. Ich bin eine Wildkatze und bin nicht zu packen von einem Fuchs, das wirst du schon zu deinem Schaden spüren, bei der heiligen Brigitte, das wirst du! Doch nun, fort mit dir, du Bruder meines Mannes!“

„Deines Mannes . . . haha!“

„Was lachst du?“

„Nun ich lache, daß so ein heißblütiges Mädchen, wie du eins bist, einen toten Mann zum Liebsten hat!“

„Einen . . . toten . . . Mann?“

Keine Antwort. Das Mädchen zitterte vor einem neuen Schrecken. Langsam bog sie sich näher, bis ihr Atem warm das Gesicht des anderen streifte. Endlich sprach er.

„Wohl, ein toter Mann.“

„Das ist eine Lüge.“

„Wo warst du denn, daß du sein Lebewohl nicht gehört hast? Mir scheint, es war laut genug. Er liegt tief unter dem Schilf. Ja, das ist gewiß; da unten im See.“

„Was . . . du, du Teufel! Deinen Bruder hast du gemordet!“

„Ich hab' keinen gemordet. Er starb auf seine Weise. Vielleicht hat er den Krampf bekommen. Oder . . . oder eine Kelpie hat ihn gepackt. Ich sah es. Er war unter den grünen Zweigen. Er war totenblaß, noch ehe er starb. Ich sah sein weißes Gesicht. Dann sank er unter. Er ist tot — James ist tot. Sieh mal, Mädchen, ich hab' dich immer geliebt. Ich hab's geschworen — du bist mein. Gewiß, jetzt bist du mein, Katreen! Ich liebe dich! Von diesem Tage an weht dir ein günstiger Wind, muirnean mochree! Sieh, ich will dir zeigen, wie ich . . .“

„Zurück . . . zurück . . . Mörder!“

„Laß jetzt deine Narrheit, Katreen Macarthur! Beim heiligen Buch, ich habe es satt! Ich liebe dich und du mußt mir gehören! Und wenn du nicht zu mir kommen willst, wie die Taube zu ihrem Gespielen, dann komm' ich zu dir, wie der Habicht zur Taube.“

Mit einem Sprung hatte er sie gepackt. Vergebens suchte sie ihn zurückzustoßen. Seine Arme hielten sie umklammert wie das Wiesel ein Kaninchen.

Er bog ihren Kopf nach hinten und küßte ihren Hals, bis der stockende Atem an sein Ohr zitterte. Mit der letzten Kraft der Verzweiflung schrie

sie den Namen des Toten — „Sheumais! Sheumais! Sheumais!“ Der Mann, der mit ihr rang, lachte.

„Ha, rufe du nur! Ebenso schnell kommt der Hering durchs Heidekraut, als Sheumais Achanna auf deinen Ruf! Jetzt bist du mein, Katreen! Er ist tot und kalt; . . . und du fährst besser mit einem lebenden Mann . . . und . . .“

Sie fiel hintenüber, das Gleichgewicht verlierend, als er sie plötzlich losließ. Was bedeutete das? Mulad stand noch da, aber er war wie zu Eis erstarrt. Dann sah sie, daß eine Hand aus der Dunkelheit her seine Schulter umklammerte — und hinter ihm eine schwarze Gestalt undeutlich sichtbar wurde.

Einige Minuten lang herrschte tiefes Schweigen. Dann kam eine heisere Stimme aus der Finsternis.

„Jetzt wirst du wohl wissen, wer es ist, Mulad Achanna!“

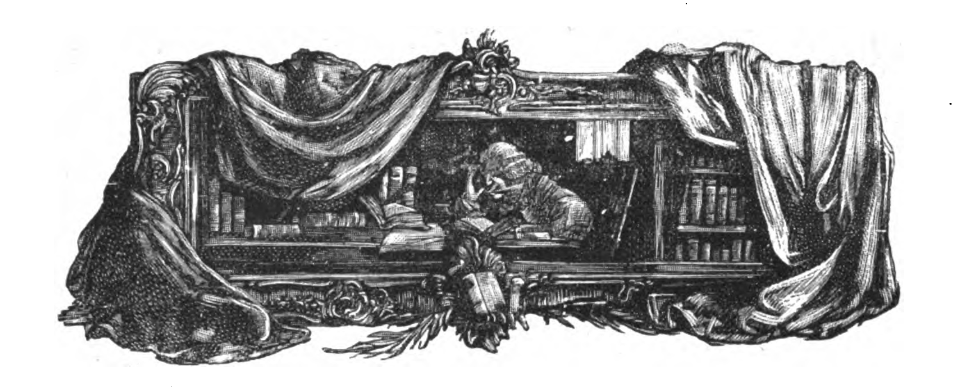
Es war die Stimme seines Bruders Sheumais, der tot im See lag. Der Mörder zuckte wie vom Schlage getroffen. Mit äußerster Willenskraft wandte er langsam den Kopf. Er sah einen weißen Fleck — das Antlitz des Leichnams. In der Mitte flammten zwei brennende Augen, die Augen der Seele des Bruders, den er getötet.

Er taumelte, strauchelte wie ein Blinder, und von dem furchtbaren Griff befreit, schwankte er hin und her wie ein Trunkener.

Langsam hob Sheumais den Arm und zeigte nach den Wäldern hinunter, nach dem See zu. Mit ausgestrecktem Arm bewegte er sich schnell nach vorn. Aufschreiend wie ein Tier, warf sich Mulad Achanna seitwärts, fiel, stand auf und sprang in die Finsternis.

Eine Zeitlang standen Sheumais und Katreen schweigend, dem Krachen seiner fliehenden Tritte lauschend, — der Flucht des Mörders vor dem verfolgenden Schatten des Grabes.





Albert von Keller.

Von

Erich Felder.

— München. —



Jüngst feierte der Münchener Kunstverein den 60. Geburtstag Meisters Albert von Keller durch eine Kollektivausstellung seiner Werke. Wir hatten es mit keiner Lebensbeichte zu tun, wohl aber mit einem künstlerischen Glaubensbekenntnis dieses Magisters der Farbenmagie.

„Wenn die Könige baun — “ das unumwundene Sprichwort will uns nicht aus dem Sinn, lauschen wir dem Echo, das diese rauschende Farbensymphonie in den Blättern weckte. Da erwies sich wieder einmal die moderne Kunstschriftstellerei als ebenso vielspältig wie die Malerei selber. Bald wirkte sie impressionistisch, bald didaktisch, bald plastisch, bald dekorativ.

Mit graphologischem Spürsinn wurde der Charakter des Autors aus der Handschrift seines Werkes gelesen, dessen Überschrift lautet: Die Frau.

Das seiner Schönheit halb bewußte junge Blut und die ihre Reize dreifach unterstreichende Kokette, die in lechzender Sehnsucht hingestreckte Mondäne und die lebensprühende andalusische Tänzerin mit den elastischen, rassigen Katzenbewegungen, die von wilden Krämpfen geschüttelte Seherin, die starre Verblichene, die durch ein Wunder des Glaubens zugleich mit dem Frühling zu neuem Dasein aufblüht — sie alle hat Keller gemalt, und man hat ihn darob einen Troubadour, einen Nekromanten, einen Philosophen genannt und vielfach vergessen, daß er in erster Linie Maler ist und es schon war, als uns in Deutschland unter der Devise „Heimats-

kunst" Histörchen und Anekdoten mit den Ausdrucksmitteln der Malerei erzählt wurden.

Gewiß, es ist lockend in Kellers Wunderwelt zu streifen, wo graziöse Nixen mit vollendetem Anstand durch bläuliche Fluten chassieren, wo die Auferweckung der Toten bei allem Realismus stets mit salonfähigen Manieren vor sich geht, — aber der Wortkünstler, der sich vor dieses Oeuvre interpretierend hinstellt, wie der Maler vor die Natur, er bringt uns das Werk und seinen Schöpfer kaum näher.

Um einer markanten Erscheinung wie Keller gerecht zu werden, dazu bedarf es, wenn schon keiner Kritik, die sich mit Ahnenproben befaßt, so doch wenigstens eines Hinweises auf künstlerische Wahlverwandtschaften.

Die unerhört rasche Entwickelung des Ramberg-Schülers Keller zum Koloristen lenkt den Blick nach Frankreich, dem sonnigen Heimatlande der modernen Malerei.

Muther verweist auf Watteau, Isabey, Décamp und — mit größtem Rechte wohl — auf Stevens, den feinfühligen Schilderer der Pariserin. Sein scharfgeprägtes Wort vom „Peintre des fêtes galantes" tritt uns immer wieder ins Gedächtnis vor Kellers eleganten, manchmal etwas preziösen Damen; es gibt eben, auch in der Malerei, Dinge, die sich in unsere kantige Sprache nicht übersetzen lassen, ohne an Feinheit unendlich zu verlieren.

Man hat Keller aus naheliegenden Gründen mit dem zweiten Münchener Maler-Spiritisten, mit Gabriel Max verglichen. Die Gemeinsamkeit des Stoffkreises ist sicherlich keine zufällige, sind doch die geistigen Berührungspunkte zwischen Weltmann und Einsiedler weit nähere, als man angesichts des bleichsüchtigen Mädchenschlages denken würde, zu dessen Vaterschaft sich der alternde Schöpfer des zauberischen „Adagio" bekennt.

Gleich Max hat Keller schon zu einer Zeit, als die Deutschen das aus Frankreich überkommene Hohelied von der Farbe mit den pompösen Posaunenklängen der Marseillaise hinausschmetterten, seinem Instrumente jene an zitternde Geigentöne mahnenden Rattenfängerweisen entlockt, die uns heute noch bannen.

Gerade das tiefe Studium der psychologischen Probleme mußte Keller — wie Max — reizen, die suggestive Macht der Farbe als Ausdrucksmittel der subtilsten Seelenempfindungen zu erproben.

Naturgemäß wählte auch Keller hiezu als sein Grundthema jene Erscheinung in der Sinnenwelt, die der Suggestion am mächtigsten und fähigsten ist, — die Frau, und am leidenschaftlichsten wird sein künstlerisches Interesse in jenen Momenten rege, da sie der Körperwelt halb entrückt ist, im Zustande der Ekstase, des Außersichseins. So deckt sich Form und Inhalt in restloser Weise bei Kellers Wiedergabe jener viel-

umstrittenen Schlaftänzerin „Magdeleine G.". Daß die Empfindung ohne Technik Kunst hervorbringen könne, dieses verhängnisvolle Mißverständnis hätte im Falle Magdeleine energische Klarstellung gerade seitens der Künstler erheischt, unbeschadet der offenkundigen Tatsache, daß die Funktion der entwickelten Fähigkeiten durch physiologische Vorgänge geregelt, konzentriert und gesteigert werden kann.

Gerade Keller, der malerische Deuter okkulter Phänomene, ist ein lebender Beweis, daß der künstlerische Ausdruck des Übersinnlichen das Ergebnis reiffster Technik ist. Die in rätselvollem Blau erglühende Atmosphäre, in der er uns die Ekstatische zu Füßen des gekreuzigten Erlösers vorführt, birgt einen bestrickenden Zauber in sich, der sich in Worte nicht fassen läßt.

So gelangte Keller auf seinem Wege nach dem Bereich des Immateriellen zu jenem Feinkolorismus, der ja auch in Frankreich, in Großbritannien die Signatur der Epoche bildet, zu jener geistigen Beherrschung der malerischen Ausdrucksmittel, die manchem Deutschen so verhaßt ist, weil sie fürchten, durch sie ihrer Nationalität verlustig zu gehen.

Die meisten deutschen Künstler, die sich dieser Ausgestaltung des Impressionismus nicht verschlossen, haben eine Häutung durchzumachen gehabt. Dies bedeutet keinen Tadel, erfordert doch ein Wechsel der Überzeugung, auch in der Kunst, oft mehr Charakterstärke, als das eigensinnige Festhalten am Überkommenen.

Kellers spezifische Begabung erlaubte ihm, sich treu zu bleiben; die wundervoll weichen Akkorde, die seinem vor mehr als dreißig Jahren gemalten „Chopin" entströmen, als ob die klavierspielende Dame des Bildes sie aus den Tasten wecke, sie erinnern an die erlesensten Tonwirkungen der heutigen Koloristen.

Aus dem malerischen Gedanken ist alles herausgewachsen, was Keller uns gibt, mag er auch anfangs in Rhythmus und Tongebung wie in den Motiven an die deutschen Altmeister anklingen.

Aller Zauber der Frau gipfelt bei ihm in koloristischen Reizen, ob sie ihre Schönheit durch Schmuck oder durch Unverhülltheit erhöhe.

Wie rötlicher Marmor schimmert der Leib der „Schlangentänzerin", violette Schatten zucken auf der gleißenden Haut seiner Salome, hier wieder ist das silbrige Weiß, das matte Blau einer Balltoilette mit dem Braun des Hintergrundes, dem zarten Flaum des Blondhaares auf einen leisen Mollakkord gestimmt, da läßt der Künstler blendende Feuergarben im wirbelnden Taumel des Fandango sprühen. Seine Frauen baden im Schloßteich, um im aufschäumenden Gischt einen Gegenwert zu dem weißen Gemäuer des Hintergrundes zu schaffen, sie legen sich an den Strand, weil die warmen Töne ihres Leibes gut zu dem tiefen Blau

der Wasserfläche stehen — Farbenfreude ist die Ursache jedes Geschehnisses in dieser Welt der holden Illusionen.

Die malerischen Tonverhältnisse gewinnen durch kleinere Dimensionen an Innigkeit der Wechselbeziehungen; Keller läßt denn auch die Hauptaktionen im Reiche des Übersinnlichen auf engbegrenzter Fläche vor sich gehen.

Hier tritt allerdings zuweilen ein gewisses Mißverhältnis zwischen Raum und Vorgang ein — es ist, als würden auf einer kleinen Bühne Wagner-Opern aufgeführt.

Während Graphik und Zeichnung schon durch die Farblosigkeit den Vergleich mit der Natur ferner rücken, versetzt uns Keller mit so verblüffendem, packendem Realismus in die dargestellten Vorgänge, daß uns die Kleinheit des Maßstabes eben dadurch empfindlich fühlbar wird. So läßt es sich schon begreifen, wenn eine resolute Dame kürzlich im Kunstverein meinte: „Herrlich, — aber vor so kleinen Figürchen laß ich mir nicht grauen."

Gerade wo das malerische Moment vorwiegt, weiß uns Keller das Unsagbare am beredtesten zu künden, weil sein Können sich nicht auf plastische Naturwiedergabe beschränkt, weil er als künstlerischer Kavalier jene geistige Erziehung besitzt, deren Fehlen Fromentin — (auch ein „Peintre des fêtes galantes") angesichts der alten Niederländer in — Frankreich beklagt. Keller hat seine Ausdrucksmittel so weit vervollkommnet, daß sie die geheimsten Empfindungen wiederzugeben vermögen. In diesem Sinne ist die souveräne Beherrschung von Farbe und Form doch wohl eine etwas präzisere Bezeichnung für das, was der Laie (also vielfach auch der Kunstkritiker) die „Seele" im Bilde nennt, als wäre es ein Privileg des Genius, besagte Seele wie ein „Schlafmaler" sans façon auf die Leinwand zu transponieren. Die Ausdrucksfähigkeit, nicht die Intensität und Eigenart der Empfindung ist es, die den Künstler vom geistvollen Dilettanten scheidet!

Kellers malerische Bestrebungen sind, wenn man will, der edelsteinfunkelnden Wortkunst eines Wilde verwandt, der sich über das Verhältnis zwischen Technik und Persönlichkeit folgendermaßen ausgesprochen hat:

„Wenn auch die Grundgesetze der Kunst feststehend und sicher sein mögen, müssen sie doch, um ihre wahre Verwendung zu finden, von der Phantasie in solche Schönheit getaucht sein, daß jedes von ihnen als Ausnahme erscheint. Technik ist in Wahrheit Persönlichkeit."*)

Weil Keller diese seelische Durchbildung seiner Ausdrucksmittel in persönlicher Weise anstrebt, darum zählt er in einer Zeit, die noch immer tief im wahllosen Impressionismus steckt, zu den berufenen Führern.

*) Oscar Wilde: Intentions. Übersetzt von J. und A. Rößler.

Wenn wir kundige Regisseure haben, wird sich eine immer reichere Auswahl von eigenwüchsigen Werken im modernen Sinne inszenieren lassen.

Mag die Moderne in der plastischen Wiedergabe der Erscheinungswelt, im Studium der Licht- und Luftwirkungen noch so große Errungenschaften aufweisen, erst die souveräne geistige Beherrschung der Mittel ermöglicht es dem Künstler, seine Eingebungen in der mannigfachsten Weise auszulösen, dekorative und dramatische, sinnliche und seelische Wirkungen treffsicher zu erzielen.

Gewiß: keine Kunst ohne Empfindung. Aber unvergängliche Werke reifen — auch in der Welt des Scheines — nur, wenn der Kopf das Herz beherrscht.





Jarl Sigurds Tod.

Meinem Freunde Detlef Frh. v. Liliencron.

Von

Ottokar Stauf v. d. March.

— Wien. —

Und wieder brüllte und brauste die Schlacht
In Nordlands trotzigen Felsengehegen.
Und wieder zerstäubte des Bischofs Macht
Vor Sigurds sausenden Hammerschlägen;
Es zahlte gar reichliches Fersengeld
Den Heiden der christliche Heeresbann,
Siegjauchzend durchsprengte das rauchende Feld
Des Harald tapferer Tochtermann.

Da wandte sich um in des Flüchtens Eil'
Ein Söldner — o feige, knechtische Seele! —
Und ließ auf gut Glück hinschwirren den Pfeil
Und traf auch den Herzog just in die Kehle.
Und gierig bohrte das falsche Geschoß
Bis tief ans Rabengefieder sich ein,
Und klirrend stürzte vom steigenden Roß
Rücküber Halogalands treu'ster Wardein.

Flugs war da vergessen das feindliche Heer,
Von hinnen hastend in Angst und Schrecken,
Und alles scharte sich klagend umher,
Im weiten Kreis um den todwunden Recken,
Und König Harald in wildem Schmerz.
Er riß vom Helmkamm die Krone herab
Und trat mit den Füßen das blinkende Erz:
„O Sigurd, mein Stolz! O Sigurd, mein Stab!“

Der aber, dumpfröchelnd und totenfahl,
Sein Haupt gebettet auf Gunnlödhs Schoße,
Er blickte nur an sein weinend' Gemahl,
Die herrlich prangende Nordlandrose,
Und drückte die Hand ihr innig und warm
Und sprach mit zuckenden Lippen zu ihr:
„Mein Herz vergiftet ein einziger Harm —
(O neidisch Geschick!) zu scheiden von dir!"

Und Harald winkte der Skaldenschar,
Den Trüben zu trösten mit mildem Munde,
Vom herrlichen Heere der Einheriar,
Von Walhalls Wonnen zu künden die Kunde;
Doch Sigurd wies mit der Hand sie fort,
Ein müdes Lächeln im Angesicht:
„Ich kenne die Kunde, ich weiß das Wort —
Gewißheit aber beut es mir nicht!"

Und Harald winkte betrübt herbei
Gefangene Mönche, Tröstung zu bringen,
Wie um Jesu Hochsitz im ewigen Mai
Die Harfen und Lieder der Heiligen klingen;
Doch Sigurd wies mit der Hand sie fort,
Ein zorniges Leuchten im Angesicht:
„Ich kenne die Kunde, ich weiß das Wort —
Gewißheit aber beut es mir nicht!"

Da fuhr der König entsetzt zurück:
„Du glaubst nicht an Christum, du glaubst nicht die Asen?
Vermess'ner! Wer ist dann dein Gott?" — „Mein Glück!"
Rief Sigurd und hob sich vom blutigen Rasen,
„Ich glaube an mich, an Halfreds Sohn!!"
Voll Staunen wieder der König frug:
„Was aber, was ist deines Lebens Lohn,
Der du so trotzig und überklug?"

„Geworden, o König, Sein und Vergeh'n! —
Ohn' Wissen erschlug ich den eigenen Vater,
Und Wodan ließ es wie Christus gescheh'n,
D'rum ward ich mein eigener Gott und Berater;
Der Hammerwurf und der Harfenschlag,
Des Weibes Kuß und der firme Wein,
An Freundes Seite der Sonnentag,
Sie lohnen des leidigen Lebens allein!

Leb' wohl, o Harald, mit dir verbracht',
Dem treuen Freunde, den Tag ich voll Sonne,
Mein Hammer blinkt vom Blute der Schlacht,

So fehlt mir denn wenig zu völliger Wonne:
O Gunnlödh, du Traute, o gönne den Trank
Vom raunenden Rhein, wo Siegfried stritt,
Laß hallen die Harfe zum heiligen Sang
Von Siegruns Hochsinn und Helges Ritt!"

Und Gunnlödh schlug mit bebender Hand
Und Tränen im Auge der Harfe Saiten,
Und sang, zum lauschenden Gatten gewandt,
Von stolzem Minnen und männlichem Streiten,
Und als verklungen das lockende Lied,
Da nahm sie der Sterbende um den Leib
Und zog sie nieder zu sich auf den Ried
Und sprach: „Komm', küsse mich, wonniglich' Weib!

So lang, so innig, so lechzend und heiß,
Wie dermaleinst in der bräutlichen Kammer —
O fürchte dich nicht vor dem Totenschweiß,
Und würge hinunter den wütenden Jammer;
Im Sieg und im Kuß zu sterben, ist schön!"
Und als sie wieder die Lippen ihm bot,
Da hob sich sein Geist zu den ewigen Höh'n,
Umleuchtet vom sterbenden Abendrot . . .





Strafgesetzbuch und Sozialpolitik.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

Seit längerer Zeit schon haben die Vorarbeiten für die Umgestaltung des Strafgesetzbuchs für das deutsche Reich begonnen, und die Ersetzung dieses durch ein neues, den Anforderungen der Wissenschaft nicht minder wie den Bedürfnissen des sozialen Lebens entsprechendes Gesetz wird die gesetzgeberische Kraft und Fähigkeit der Nation auf lange Zeit in Anspruch nehmen. Die möglichst befriedigende Durchführung des Plans, den die Gesetzgebung Deutschlands auf diesem Gebiete als den maßgeblichen betrachtet, ist schwer, außerordentlich schwer, und fast möchte es scheinen, als ob die Schwierigkeiten vielfach unterschätzt werden, auch seitens derjenigen, welche sich nicht darüber täuschen, daß strafgesetzliche Vorschläge die Parteileidenschaften in ihrer ganzen elementaren Gewalt aufrütteln, daß sie die unversöhnlichen Gegensätze der Weltanschauungen in ihrer ganzen Bedeutung an den Tag treten lassen. War die Kodifikation des bürgerlichen Rechts in Deutschland eine unendlich schwierige Arbeit — gegenüber der Neugestaltung des Strafrechts ist sie kinderleicht zu nennen. Zu welchen mit Aufgebot aller Kraft geführten leidenschaftlichen Kämpfen hat nicht vor wenigen Jahren die Ergänzung des Strafgesetzbuchs durch ein Gesetz Anlaß gegeben, das sich auf die strengere Bestrafung gewisser Verletzungen der öffentlichen Sittlichkeit bezog! Und doch handelte es sich damals nur um einen ganz kleinen Ausschnitt aus dem großen Gebiete, freilich um einen Ausschnitt, dessen grundsätzliche Bedeutung eine weitreichende ist. Welchen Ausbrüchen der Leidenschaft muß man aber entgegensehen, wenn es sich darum handelt, zu der Frage Stellung zu nehmen, ob das neue Strafgesetzbuch noch die Gotteslästerung bestrafen soll, ob es die Freiheit der Wissenschaft und der Forschung durch Bedrohung der

Angriffe auf die Einrichtungen der Kirchen und Religionsgemeinschaften beschränken muß, ob es den Boykott und die Aussperrung, ob es die Verbrechensverherrlichung mit Gefängnisstrafe bedrohen und das Vergehen der Majestätsbeleidigung beibehalten soll? Ob es überhaupt möglich sein wird, in einem durch politische, religiöse und soziale Gegensätze so beherrschten Parlament, wie dem deutschen Reichstag, ein auf moderner Grundlage beruhendes Strafgesetzbuch zu Stande zu bringen, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls wird es eine der Hauptaufgaben der Gesetzgebung hierbei sein, dafür zu sorgen, daß in dem neuen Gesetze die sozialpolitischen Forderungen voll und ganz zu ihrem Recht kommen.

Daß das geltende Strafgesetzbuch für den Zusammenhang zwischen Strafrecht und Sozialpolitik wenig Verständnis zeigt, unterliegt keinem Zweifel; man kann ihm aus dieser Unterlassungssünde genau genommen einen Vorwurf nicht machen, da es ja in der Hauptsache die zur Zeit der Errichtung des Norddeutschen Bundes geltenden strafrechtlichen Vorschriften Preußens auf jenen übertragen hat, für letztere aber die Berücksichtigung sozialpolitischer Gedanken so gut wie nicht existierte. Das neue Strafgesetzbuch wird vor allem der Anschauung Rechnung zu tragen haben, daß das Verbrechen — in weitestem Sinne des Wortes gesprochen — ein Ergebnis der sozialen Verhältnisse ist; will es modern im besten Sinne sein, so wird es von dem Gedanken erfüllt sein müssen, daß die Besserung der sozialen Verhältnisse und die ziel- und zweckbewußte Fortsetzung der sozialen Reformarbeit für die Bekämpfung der Kriminalität eine weit größere Bedeutung hat als die Vermehrung der bestehenden Strafvorschriften. Der Indeterminismus, welcher in dem Verbrechen lediglich das Produkt des individuellen verbrecherischen Willens erblickt, hat in der modernen Wissenschaft keinen Platz mehr; diese hat festgestellt, daß es in erster Linie die sozialen Verhältnisse sind, welche den Entstehungs- und auch den Nährboden für die verbrecherische Antastung der gesellschaftlichen Rechtsgüter bilden, und von der Grundlage dieser Auffassung aus gelangt sie dann zu Folgerungen, die allerdings wesentlich von denjenigen Ergebnissen verschieden sind, die in dem geltenden Strafgesetzbuch die gesetzliche Sanktion gefunden haben. Mit den Forderungen der Sozialpolitik ist es nicht verträglich, die Bestrafung oder Nichtbestrafung jugendlicher Personen von der sogenannten Erkenntnisfähigkeit des strafbaren Charakters der betreffenden, von ihnen verübten Handlungen abhängig zu machen; die sozialpolitische Anschauung verlangt, daß unerzogene Personen erzogen, nicht bestraft werden; sie wird daher dahin führen, daß dem Richter die Befugnis gegeben wird, an Stelle der Verweisung in eine Strafanstalt die Verweisung in eine Erziehungsanstalt auszusprechen, sofern er der Ansicht ist, daß der unreife Angeklagte der Erziehung bedürfe. Die Sozialpolitik verwirft die absoluten Strafen, sie fordert einmal die bedingte Verurteilung, die wir leider in Deutschland immer noch vermissen müssen, anderseits aber die Einführung der unbestimmten Urteile (indeterminate sentences); es ist

ein Unding, wenn bei der Aburteilung eines Verbrechers die Dauer der Strafe bestimmt wird, und es widerstreitet diese nur durch eine vielhundertjährige Tradition geheiligte Übung durchaus dem Gedanken, daß die Strafe einen Schutz gewähren soll gegen Personen, deren antisoziale Veranlagung sie als Gefährdung der Gesellschaft und ihrer Rechtsgüter erscheinen läßt. Solange diese antisoziale Veranlagung dauert, so lange muß auch die Strafe währen; daraus folgt, daß sich erst aus dem Strafvollzug und durch ihn entnehmen läßt, wie lange die Strafe zu dauern habe; daraus folgt weiter, daß es Personen gibt, bei denen sich die Strafe auf die Dauer des ganzen Lebens erstrecken muß, weil eben ihre antisoziale Veranlagung überhaupt nicht zu beseitigen ist; die Anerkennung der Existenz des unverbesserlichen Verbrechers und der Notwendigkeit, denselben dauernd unschädlich zu machen, ergibt sich hieraus von selbst. Die Sozialpolitik verlangt ferner den ausgiebigen Schutz derjenigen Rechtsgüter, an deren unangetasteter Erhaltung gerade die unbemittelten Schichten der Bevölkerung interessiert sind, sie kann sich nicht damit einverstanden erklären, daß der Staat vor allem auf den nachdrücklichen Schutz des Vermögens Wert legt, während er die nicht in Geld schätzbaren Rechtsgüter, Ehre und Gesundheit, im Verhältnis vernachlässigt; sie wird darum auch zu einer Vermehrung der Strafbestimmungen Anlaß geben, die dazu bestimmt sind, die Gefährdung dieser Rechtsgüter in vorbeugender Weise zu verhüten. Die Schädigung der Gesundheit des Arbeiters durch übermäßige Beschäftigung, die Schädigung durch wissentliche Vermietung ungesunder Wohnungen werden in dem künftigen Strafgesetzbuch ebenso als strafbare Handlungen berücksichtigt werden müssen, wie die Schädigung der Gesundheit der Arbeiterin durch Übertretung der bestehenden Schonbestimmungen. Ob es nicht erforderlich sein wird, auch der weiblichen Geschlechtsehre einen strafrechtlichen Schutz gegen die mißbräuchliche Ausnützung der wirtschaftlichen Abhängigkeit zu geben, muß noch als eine offene Frage erachtet werden, da nicht zu verkennen ist, daß eine solche Vorschrift eine bequeme Handhabe zu schamlosen Erpressungen geben kann. Daß mit den Forderungen der Sozialpolitik die Stellung unvereinbar ist, welche das geltende Strafgesetzbuch zu der Frage der Prostitution einnimmt, bedarf nur der Anführung, da die Akten über den vollständigen Bankerott dieses Systems als geschlossen betrachtet werden können, das sich nicht einmal als ein Hemmschuh gegen die Vermehrung der Geschlechtskrankheiten erwiesen hat; das künftige Strafgesetzbuch wird aber durch eine möglichst energische Bekämpfung des internationalen Mädchenhandels in seinen verschiedenen Formen eine Lücke in dem geltenden Strafrecht ausfüllen, welche sich von Tag zu Tag empfindlicher bemerkbar macht.

Unverträglich mit einem auf sozialpolitischer Grundlage aufgebauten Strafrecht ist die Regelung der Frage der Landstreicherei und Bettelei in dem geltenden Gesetzbuche; hier wird vor allem eine ausgiebige Verwertung der reichen sozialwissenschaftlichen Ergebnisse stattzufinden haben, hier wird

in erster Linie mit der traditionellen Behandlung zu brechen sein, welche, von der wirtschaftlichen Entwicklung unberührt, sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. In ein System gesellschaftlich-staatlicher Fürsorge gegen Arbeitslosigkeit und ihre Folgen, welches den Arbeitsnachweis auf paritätischer Grundlage organisiert, Wanderverpflegungsstationen, Heimstätten, Arbeiterkolonien u. s. w. geschaffen hat, paßt in der Tat die Betrachtung der Arbeitslosigkeit unter dem Gesichtspunkte der Landstreicherei schlecht.

Ist es Aufgabe der Durchdringung des Strafrechts mit den ausgereiften Ideen der Sozialpolitik für den ausreichenden Schutz der Rechtsgüter der besitzlosen Volksklassen zu sorgen, so kann sie anderseits auch nicht von der Forderung absehen, daß die Ignorierung bestimmter Verpflichtungen durch den Staat im Wege der Strafverfolgung geahndet wird. Dahin gehört vor allem die vorsätzliche Vernachlässigung der Unterhaltspflicht sowohl seitens des Vaters bezw. der Mutter den Kindern gegenüber als auch seitens des Mannes im Verhältnis zu der Ehefrau, es gehört des weiteren dahin die Vernachlässigung der Fürsorgepflicht, welche der Staat dem Arbeitgeber gegenüber dem Arbeiter auferlegt, sofern es sich dabei um eine bewußte oder vermeidbare Mißachtung des staatlichen Gebots handelt. Anderseits wird aber die sozialpolitische Durchdringung des Strafrechts sich auch mit der Sicherung der organisatorischen Rechte zu befassen haben, welche durch die Gesetzgebung schlechthin oder nur bestimmten Klassen der Bevölkerung gewährleistet sind. Es bedarf nur dieser Bemerkungen, um auch den mit den Einzelheiten des Strafgesetzbuchs unbekannten Leser davon zu überzeugen, daß der Inhalt des künftigen Gesetzbuchs, wenn anders es mit der Sozialpolitik im Einklang stehen soll, sich von dem des geltenden ganz wesentlich unterscheiden wird; ebenso wird er aber auch aus dem Gesagten entnehmen, daß der Anerkennung dieser und zahlreicher anderer sozialpolitischer Forderungen langwierige Kämpfe und unendliche Bemühungen vorangehen werden und es zur Zeit noch ganz unmöglich ist, den siegreichen Ausgang derselben als sicher anzunehmen. Ohne eine Berücksichtigung jener ist aber die Umbildung des Strafgesetzbuchs vollkommen ausgeschlossen. Wenn sich die Zivilgesetzgebung trotz hartnäckiger Widerstandsleistung endlich doch dazu entschlossen hat, die Sozialpolitik nicht mehr länger unbeachtet zu lassen, wenn sie derselben bis zu einem gewissen Grade Zugeständnisse gemacht hat, deren Wert nicht überschätzt zu werden braucht, aber andererseits auch nicht unterschätzt werden sollte, so ist es um so mehr die Pflicht der Strafgesetzgebung, sich des Zusammenhangs mit der Sozialpolitik bewußt zu werden. Es war für die Strafgesetzgebung verhängnisvoll, daß die Strafrechtswissenschaft so lange fast vollständig vergessen zu haben schien, daß sie es nicht mit Begriffen und scholastischen Formeln, sondern mit Menschen, mit Menschen von Fleisch und Blut zu tun habe, mit Menschen, deren Triebe und Begierden durch das Milieu der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Verhältnisse in erster Linie bestimmt und beeinflußt werden, in denen sie leben. Mit unendlichem

Scharfsinn und mit einer kaum zu übertreffenden Gelehrsamkeit hat die Strafrechtswissenschaft, vor allem in Deutschland, sich während des 18. und zum größten Teile auch während des 19. Jahrhunderts der Ausbildung der strafrechtlichen Begriffe zugewendet, sie beschäftigte sich mit dem Verbrechen anstatt mit dem Verbrecher, sie lebte in einem juristischen Begriffshimmel und kümmerte sich nicht darum, zu welchen praktischen Ergebnissen ihre Lehren führten. Die Gesetzgebung wurde dadurch beeinflußt, und darauf ist es zurückzuführen, daß in den meisten Kulturstaaten zwischen dem geltenden Strafgesetzbuch und dem tatsächlichen Bedürfnis ein klaffender Widerspruch vorhanden ist. Die Strafrechtswissenschaft von heute gleicht nicht mehr derjenigen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sie hat mit dem Begriffskultus gebrochen, sie hat sich ihres realistischen Charakters wieder erinnert, sie beschäftigt sich mit dem Menschen, der sich gegen die Rechtsordnung auflehnt, sie untersucht die Faktoren, welche bei seiner Handlung in Betracht kommen, und bei dieser exakten Untersuchung ist sie dazu gelangt, die Bedeutung der sozialen Verhältnisse als eines der Verbrechensfaktoren geeignet zu würdigen. An der Gesetzgebung ist es nun, die Ergebnisse der modernen Strafrechtswissenschaft bei der Ausgestaltung ihrer Normen zu verwerten, sie hat die Aufgabe, sich nunmehr auch durch die Sozialpolitik beeinflussen zu lassen, wenn anders sie etwas schaffen will, was einen mehr als vorübergehenden Wert hat. Gewiß, es ist richtig, wenn gesagt wird, daß es nicht die Aufgabe des Rechts sei, die von der Sozialpolitik für geboten erachteten Reformen auszuführen, und wir haben auch alle Ursache davon abzusehen, die Aufgaben des Richters mit denen des Sozialpolitikers zu verwechseln oder zu vereinigen. Aber das geltende Gesetz als der Ausdruck der rechtlichen und sittlichen Anschauungen, welche zu einem bestimmten Zeitpunkte in einem Volke die herrschenden sind, darf sich auch nicht mit den Auffassungen in Widerspruch setzen, die in sozialpolitischer Beziehung gehegt werden; ein Gegensatz zwischen dem Recht und der Sozialpolitik kann auf die Dauer nicht bestehen, soll nicht die Erreichung der Zwecke des Rechts in Frage gestellt werden. Dies gilt für das Zivilrecht, es gilt aber in höherem Maße noch für das Strafrecht.

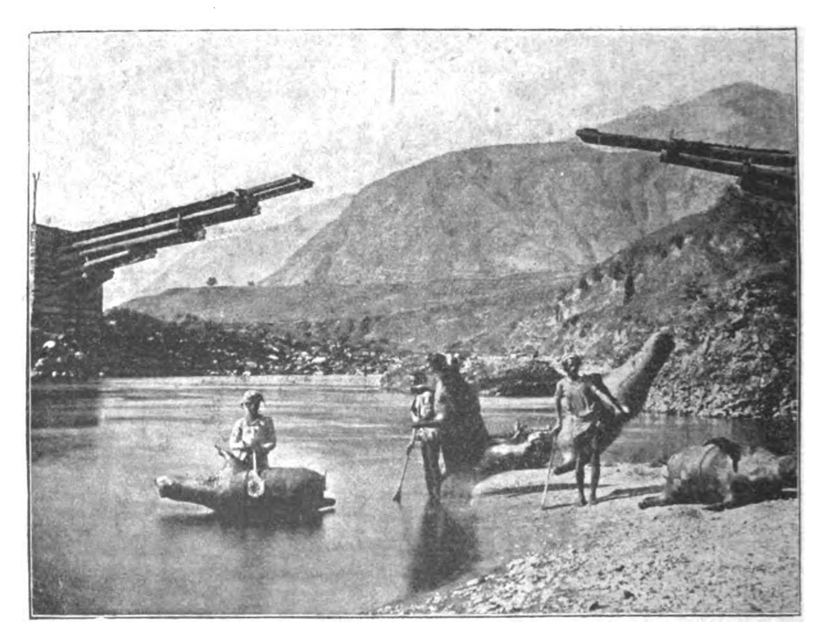




Illustrirte Bibliographie.

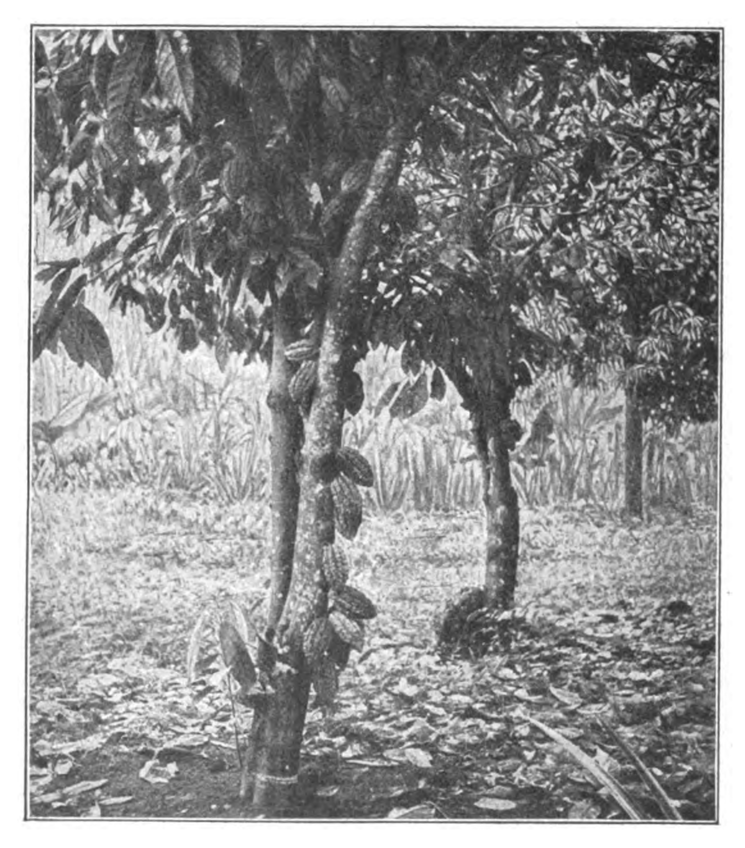
Natur und Arbeit. Eine allgemeine Wirtschaftskunde. Von Prof. Dr. Alwin Oppel. I. Teil. Mit 99 Abbildungen im Text, 13 Kartenbeilagen u. 7 Tafeln in Schwarzdruck. — Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

„Natur und Arbeit": dieser Titel läßt den reichen und umfassenden Inhalt des vorliegenden Buches kaum zur Genüge erkennen. Etwas weiter führt uns in den einleitenden Bemerkungen der Satz: „Das Verhältnis zwischen der wirtschaftlichen Arbeit und der Natur durch alle Zeiten zu verfolgen und die daraus hervorgegangenen Zustände der Gegenwart auf etwas breiterer, namentlich räumlicher Grundlage auszuführen, bildet die



Aus Tierhäuten gefertigte, schwimmende Luftschläuche in Nordindien. (Nach Photographie.)
Aus: „Natur und Arbeit". Von Prof. Dr. Alwin Oppel. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

Aufgabe des Werkes." Aber erst wenn wir den Untertitel „Allgemeine Wirtschaftskunde" näher ins Auge fassen, ahnen wir die gewaltige Fülle von Interessantem und Belehrendem, das hier auf verhältnismäßig knappem Raume geboten wird, ahnen wir vor allem die außerordentliche Mannigfaltigkeit des Stoffes, der ebenso sehr aus den Gebieten der Naturwissenschaft, wie aus denen der Altertumskunde, der Geschichte, der Volkswirtschaftslehre geschöpft erscheint. Und all dies weitschichtige Material zu einer klaren, gemeinverständlichen Wirtschaftskunde zu verarbeiten, ist dem Verf. wohl gelungen. Schon die übersichtliche Anlage des ganzen Werkes verdient Anerkennung. Nach der in der Einleitung (Kap. I.) gegebenen Definition des Begriffes



Ein Kakaobaum auf Samoa. (Nach Photographie von Dr. Funk auf Samoa.)
Aus: „Natur und Arbeit". Von Prof. Dr. Alwin Oppel. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

„Wirtschaft" werden im Kapitel II „Die Naturvoraussetzungen der Wirtschaft", d. h. die gesamte Natur auf ihren Nutzen und Schaden für den Menschen hin betrachtet: hier ist das Wissenswerteste über die geologische Zusammensetzung der Erdfeste, über die nutzbaren Mineralien und den Boden im engeren Sinne, über das Wasser und die Luft, über das Pflanzen- und das Tierreich zusammengestellt. Bei den Pflanzen ist vielleicht des Guten etwas zu viel geschehen, indem die detailliert-schematische Behandlung der Florenreiche der Erde (S. 56 ff.) sich eher für ein Nachschlage- oder Handbuch eignen würde, wie denn auch der übersichtlicher gehaltene Abschnitt über die Tierregionen weit besser dem Charakter des ganzen Werkes entspricht. — „Natur und Mensch bilden

die Wirtschaft"; und so gliedern sich einige, überaus klar und faßlich geschriebene, Abschnitte über „den Menschen" als letzter Teil diesem Kapitel an.

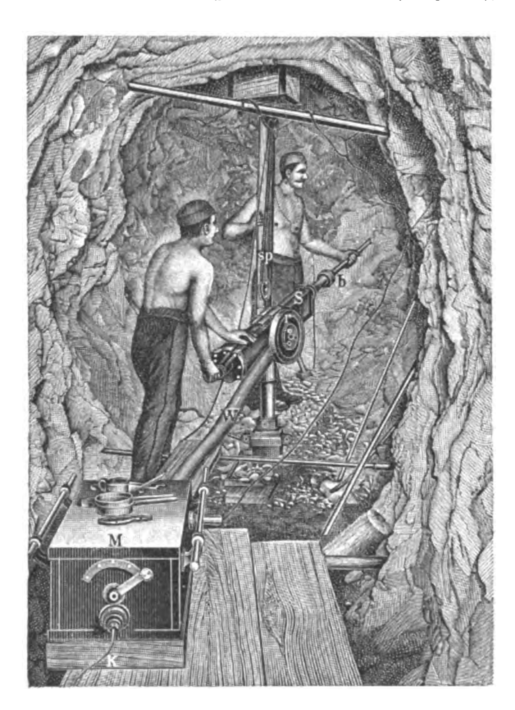
Auf minder sicherem Boden als diese naturwissenschaftlichen Darlegungen bewegt sich naturgemäß Kapitel III: „Die Geschichte der Wirtschaft"; es ist daher unausbleiblich, daß bei aller Trefflichkeit der Darstellung im großen und ganzen (wie insbesondere der Abschnitte „Die Vorzeit" und „Die Altägypter") manche einzelnen Behauptungen des Verfs. zum Widerspruch herausfordern. So vermag Ref. sich dem vom Verf. beliebten Kompromiß zwischen den Ansichten von Darwin und Häckel einerseits, von Moritz Wagner andererseits über den Ursprung und die Verbreitung des Menschengeschlechtes nicht anzuschließen; oder der ehedem und auch jetzt noch vielvertretenen Annahme von dem kolossalen Einflusse der Phönizier auf die ältere griechische Kultur. Verf. hat hier den neuesten Entdeckungen auf Kreta doch nicht ausreichende Aufmerksamkeit geschenkt; und darauf ist



Weber an der Goldküste, Westafrika. (Nach Photographie.)
Aus: „Natur und Arbeit". Von Prof. Dr. Alwin Oppel. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

es auch zurückzuführen, daß diese kretische Kultur von ihm nicht ihrem vollen Werte nach berücksichtigt worden ist. Doch das sind Kleinigkeiten. Schwerwiegender ist, daß auch er von einem Fehler sich nicht ganz frei gehalten hat, in den schon zahlreiche Kulturgeschichten verfallen sind: der chronologischen Durcheinandermengung der Quellen, sei es archäologischer Denkmäler, sei es geschichtlicher Zeugnisse. Quellen, die um Jahrhunderte oder gar Jahrtausende auseinanderliegen, werden gleichwertig nebeneinandergestellt und zu e i n e m Kulturbilde vereinigt; das ist aber nicht angängig. Wie kann man das Ägypten der ersten Dynastie oder Babylon im 4. Jahrtausend v. Chr. mit den letzten ägyptischen oder babylonischen Zeiten zusammenstellen? Das ergibt dann kein einheitliches, klares Bild, sondern ein Zerrbild, und gerade der Verf., der die Bedeutung der Entwickelung, des Fortschrittes so zu würdigen versteht, hätte aus einer chronologisch präzisen Verwertung des Materials sehr hübsche Ergebnisse gewinnen können. Einigermaßen im Zusammenhange damit steht

es, wenn die Zeiträume für die Vorgeschichte viel zu knapp bemessen sind. Wenn man erwägt, daß in Babylonien und in Ägypten bereits im 4. Jahrtausend v. Chr., auf Kreta wenigstens im 3. Jahrtausend voll entwickelte, zum Teil fast auf ihrem Höhepunkt angelangte Kulturen herrschten, wenn man diese Kulturen mit der heutigen, fast 6000 Jahre von ihnen entfernten vergleicht, so wird man zugeben müssen, daß der Zeitraum von ihnen rückwärts bis zu den Anfängen jeder Kultur, bis zu den Primitiv-Zuständen, auf viele Jahrtausende, vielleicht auf Dekaden von Jahrtausenden zu berechnen ist und daß z. B. die Ansetzung der frühesten Domestikation der Haustiere auf etwa 8000—10 000 Jahre vor der Gegenwart (S. 138), also nur 2—4000 Jahre vor jenen Hochkulturen, weit hinter der Wahrscheinlichkeit zurückbleibt. — Aus den folgenden Abschnitten sei zunächst der hochinteressante Auszug aus der Landgüterverordnung Karls des Großen (S. 176) hervorgehoben; ferner der Hinweis, daß bereits in der peruanischen und mexikanischen Kultur zur Zeit der Entdeckung Amerikas der Grundsatz der „Arbeit" aufgestellt war, der sonst durchaus der neuesten Zeit angehört (S. 197); und die Charakterisierung der Neuzeit, 16. bis 18. Jahrhundert, durch die Schlagworte „Entdeckungen" und „Erfindungen", indem die großen Länderentdeckungen den Anfang, die epochemachenden technischen Erfindungen den Abschluß bildeten (S. 198). — Als IV. Kapitel schließen sich die „Reste früherer Entwickelungsformen", die im wesentlichen durch die heutigen Naturvölker repräsentiert werden, an.



Elektrisch angetriebene Stoßbohrmaschine v. Siemens & Halske.
K = **Kabel**; M = **Motorkasten**; W = **biegsame Welle**;
r = **Schwungrad**; S = **Stoßbohrer mit Bohrstange** b;
sp = **Spannsäule**.
Aus: „Natur und Arbeit". Von Prof. Dr. Alwin Oppel. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Bevor nunmehr der Verf. zu dem Hauptthema des Werkes, der „Wirtschaft der Gegenwart", übergeht, gibt er noch einige allgemeinere Betrachtungen über die Einteilung der Wirtschaft in geschlossene Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft, und Volkswirtschaft, über die Verteilung dieser Wirtschaftsformen auf die verschiedenen Gebiete des Erdraumes und auf die verschiedenen Rassen, und eine Gesamtcharakterisierung des heutigen Wirtschaftslebens, wobei u. a. über das Kolonialwesen und über Arbeiterschutz manches Beherzigenswerte gesagt ist. Von der „Wirtschaft der Gegenwart" selbst hat nur noch die „mineralische Urproduktion" (Bergbau; Die mineralischen Erzeugnisse) in dem ersten Bande Aufnahme gefunden; die übrigen Abschnitte sind dem zweiten Bande vorbehalten. — Daß bei der großen Fülle der Abbildungen, die das Buch schmücken und von denen wir nebenstehend nur wenige Proben geben können, nicht alle in gleicher Weise instruktiv sind, sondern manche Altbekanntes bieten oder mit dem Text nur in recht losem Zusammenhange stehen, ist leicht erklärlich und verzeihlich; die überwiegende Mehrzahl aber ist aufs sorgfältigste ausgewählt und bildet eine geeignete Ergänzung des Textes, und bei sämtlichen ist die Ausführung eine vorzügliche. Von ganz besonderem Werte sind die Kartenbeilagen, die dem Leser die Erdoberfläche nach den verschiedensten Gesichtspunkten hin dargestellt vor Augen führen. — Für eine zweite Auflage, die das Werk wohl bald erleben dürfte, sei

schon hier ein Wunsch ausgesprochen: daß bei den Hinweisen auf die Ansichten und Ausführungen von Gelehrten und Forschern nicht bloß deren Namen genannt, sondern auch die Titel der in Frage kommenden Werke genauer zitiert werden mögen; dies würde den Lesern, die sich, der Leitung des Verf. vertrauend, weiter über die Materie zu informieren wünschen, sicher höchlichst willkommen sein. S. B.

Hoffmann von Fallersleben. Ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hans Benzmann. Mit zwei Bildnissen, einer Abbildung des Denkmals auf Helgoland, sowie einem Gedicht als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Max Hesse erwirbt sich das große, anerkennenswerte Verdienst, fort und fort dem deutschen Volk gesunde, schmackhafte und billige Geistesnahrung darzubieten. Seine Volksbücherei und seine Klassiker-Ausgaben erfüllen in Ausstattung, Wissenschaftlichkeit, Genauigkeit und Übersichtlichkeit alle Anforderungen, welche heute an gute Bücher gestellt werden können. Auch die vorliegenden, handlich in einem Buch vereinigten ausgewählten Werke Hoffmanns von Fallersleben schließen sich den bisher erschienenen Dichterbänden würdig an. In gekürzter Form geben sie ein vollständiges Bild des dichterischen Lebenswerkes jenes liebenswürdigen Lyrikers. Der Sammlung zugrunde gelegt wurde die möglichst nach Hoffmanns Ideen zusammengestellte Ausgabe der „Gesammelten Werke von H. v. F." von Dr. Heinrich Gerstenberg (8 Bände. Berlin, F. Fontane 1891). Hans Benzmann, dessen feines Verständis für die dichterischen Bestrebungen der Vergangenheit und der Gegenwart schon oft gerühmt wurde, bewährt sich als Herausgeber von neuem. Seine Ausgabe will keine textkritische, sondern eine das Wertlose und Minderwertige ausscheidende sein, sie will nur rein ästhetisch genommen sein, nur den Dichter und Menschen im rechten Lichte erscheinen lassen. Einleitung, Einteilung und Auswahl sind vortrefflich. Band I enthält die lyrischen Gedichte (erster Teil: Dichter-, Liebes- und Kinderleben), Band II desgleichen (zweiter Teil: Volksleben), ferner die Zeitgedichte und Gelegenheitsgedichte. Band III und IV „Mein Leben". Den einzelnen Teilen sind besondere Vorbemerkungen vorausgeschickt. Den Bänden I und II sind chronologische Inhaltsverzeichnisse nach Liederkreisen vorne, und alphabetische nach den Anfängen der Gedichte am Schluß beigegeben. Dem IV. Bande ist außerdem ein Personenverzeichnis angeschlossen, für das der Inhalt aller vier Bände berücksichtigt worden ist. Alle Personen, die dem Dichter begegneten, bezw. auf die sich Gedichte beziehen, sind in diesem Verzeichnis notiert. Ferdinand Freiligrath schilderte 1875 das Wesen und die Weise seines Dichterfreundes Hoffmann anschaulich in folgenden Versen: „Da füllt er sich den Becher, da schlägt er auf den Tisch, da hebt er an zu singen, das klingt so hell und frisch. Von Liebe, Frühling, Freiheit, von Wein und Jugendluſt, von Frauen und von Blumen singt er aus voller Brust. Singt: Deutschland über alles! das jubelt und das klagt; bald Kriegs-, bald Kinderlieder, kein Ton ist ihm versagt." — Diesen deutschen Sänger dem Volke lebendig zu erhalten, erscheint Benzmann als Pflicht unserer Zeit und als Zweck seiner neuen Ausgabe. Dafür gebührt ihm der wärmste Dank. N.

Bibliographische Notizen.

Der moderne Idealismus und Rußland. Eine Studie von A. L. Wolynski. Autorisierte Übersetzung von Josef Melnik. Mit einer Kunstbeilage. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Löning.

Der geistreiche Verfasser, der als Verfechter des kritischen Idealismus und Bahnbrecher einer neuen literarischen Kritik in Rußland bezeichnet werden kann, beginnt die hier vorliegende Studie mit allgemeinen Betrachtungen auf philosophischem Gebiet. Hier beschäftigt er sich zunächst mit der Analyse des menschlichen Wesens, mit Körper, Seele und Geist, mit dem idealistischen und speziell dem religiösen Denken über Menschen und Welt und weist darauf hin, wie das von der unmittelbaren Empfindung der Gottheit ausgehende Denken zum poetischen

Schaffen hinleitet — zu Symbolen und Dogmen. Es ist sehr interessant, dem Gedankengange des Verfassers zu folgen. Die ganze Dynamik des menschlichen Denkens mit ihrer Einteilung in Wissenschaft, Philosophie und Religion bezeichnet er als das Erforschen des Weltlebens von den verschiedensten Standpunkten aus. Bei diesem Kapitel beginnen die Streiflichter auf die europäische Kultur und speziell auf Rußland, in dem Bestreben, die geistigen Fäden, die Rußland und Europa verbinden, aufzudecken. Der Verfasser begibt sich danach auf das Gebiet der Künste und widmet hier der Malerei eine längere Betrachtung, in der er sich als ein vortrefflicher Kenner der byzantinischen und italienischen Malerei erweist. Weiterhin zieht er die Literatur in den Kreis seiner Studie und gibt Charakteristiken der verschiedenen, im Zentrum der europäischen Literatur stehenden Schriftsteller: „Nietzsche, Ibsen, Maupassant, Verlaine, Maeterlinck, d'Annunzio und Hauptmann." In einem besonderen Abschnitt beschäftigt er sich mit der russischen Literatur, mit: „Tolstoi, Dostojewski, Gorki und Tschechow." — Mit einem kurzen Blick in die Zukunft, vom rein idealistischen Standpunkt aus, schließt der Verfasser seine interessante Studie, deren Lektüre recht empfehlenswert ist. K.

Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit. Erinnerungen eines alten Schauspielers. Von Eduard Genast. Neu herausgegeben von Robert Kohlrausch. Stuttgart, Robert Lutz.

Aus dem vierbändigen autobiographischen Werke des ehemaligen Weimarischen Hofschauspielers Franz Eduard Genast, den man den „letzten Schüler" Goethes genannt, hat Robert Kohlrausch einen einzigen Band herausgeschält, dem er an Stelle des ursprünglichen Titels: „Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers" den obenstehenden gegeben hat, durch den zur Genüge Ziel und Zweck seiner Bearbeitung gekennzeichnet wird. Der Schauspieler, den Goethe so hochschätzte, daß er eigens für ihn und dessen Gattin zwei einaktige Stücke, das eine mit einer Hochzeit, das andere mit „zwei Leichen" endend, dichten wollte (vergl. Eckermanns Gespräche mit Goethe), mußte zurücktreten hinter den Gestalten der Geistesheroen Weimars; um das Bild der Musenstadt in der klassischen und nachklassischen Periode handelt es sich, nicht um die Lebensgeschichte des Mimen; obwohl selten ein solcher mit soviel Bescheidenheit, ungezierter Natürlichkeit und phrasenloser Schlichtheit von sich und seinen Erlebnissen erzählt hat wie Genast. Aber das Große, von dem er berichten konnte, teils aus eigenster Erfahrung, teils nach den Mitteilungen seines Vaters, der zu Goethes und Schillers Tagen Weimarischer Regisseur war, duldete die Nachbarschaft des der Allgemeinheit weniger interessanten persönlichen Schicksals nicht. So tritt nun um so reiner der Wert seines Werkes als einer der wertvollsten Quellen für die Geschichte des klassischen und nachklassischen Weimar zutage; insbesondere die Tätigkeit Goethes als Theaterleiter und seine und Schillers Beziehungen zu den Schauspielern werden hier anschaulich und fesselnd dargestellt und mit manchem intimen Zuge und anekdotischem Material illustriert. Aber auch über andere Persönlichkeiten jener und der folgenden Periode erfahren wir manches Interessante, namentlich aus der Liszt-Wagner-Epoche; es sei nur an die Mitteilungen über die erste Aufführung des „Lohengrin" in Weimar erinnert. Das liebenswürdige und inhaltreiche Werk ist eine wertvolle Bereicherung der vom Lutzschen Verlage herausgegebenen Memoirenbibliothek und verdient die Beachtung aller Literatur-, Theater- und Musikfreunde.

O. W.

Der Sünde Sold. Roman von Franz Rosen. Stuttgart, Strecker & Schröder.

In diesem liebenswürdigen und frisch geschriebenen Roman hat Franz Rosen trotz allem Realismus des Gegenstandes den Boden der Wahrscheinlichkeit verloren. Ein so gesundes Mädchen wie die Heldin heiratet nicht einen ungeliebten Mann, nur um ihn vom Wege der Sünde abzubringen, mit heißer Liebe zu einem andern, Würdigen im Herzen! Es hätte wohl doch noch andere Wege gegeben, um den Sünder zu bessern. Solchen Irrtum begeht kein gesundes, keusches Mädchen, nur ein krankhaftes, unklares Gemüt hätte sich dazu hinreißen lassen. — Daß solch ein sinnloses Opfer erfolglos ist und nur neue Sünden weckt, ist konsequent durchgeführt — der Schuldige stirbt mit der Unschuldigen —, aber die ganze Voraussetzung dieses Romans war falsch. M. K.

Die Augen des Hieronymus. Novellen von L. Andro. Berlin, Dr. Franz Ledermann.

Eine geistreiche Feder hat, zum Teil schalkhaft, aber doch mit tiefem Lebensernst und feiner Kunst, diese sechs kleinen Skizzen hingeworfen. Schade, daß die junge Schriftstellerin immer den Komparativ mit wie, anstatt mit als, gebraucht. In der sonst glatt dahinfließenden Sprache verletzt dieser Fehler. M. K.

Nie und Immer. Neue Märchen von Kurd Laßwitz. — Verlag von Eugen Diederichs, Jena.

Man kennt Kurd Laßwitz, den Verfasser des Romans: „Auf zwei Planeten“. Auch seine naturwissenschaftlichen Märchen: „Seifenblasen“ sind nicht unbekannt geblieben. In „Nie und Immer“ bietet er eine neue Folge dieser Dichtungsart. Keine Märchen für die Jugend — die Lektüre erfordert reifes Verständnis und schließlich auch naturwissenschaftliche Kenntnisse, wie sie die schulpflichtige Jugend selten besitzt.

Anzengruber sagte einmal: „Der Schlüssel zu jedem Märchen ist das Gefühl.“ Der Schlüssel zu Laßwitz' Märchen sind — Verstand und Kenntnisse. Wenn man es genau nehmen will, sind naturwissenschaftliche Märchen ein Unding. Das nur gefühlsmäßig zu erfassende Wundersame der Märchen steht im Gegensatz zu der nüchternen Gesetzmäßigkeit der Wissenschaft. Auch Laßwitz hat nicht vermocht, diesen Gegensatz auszugleichen — man fühlt die Zwiespältigkeit. Nicht immer freilich fühlt man sie so deutlich wie in dem Märchen von den drei Nägeln, das kein Märchen ist, sondern sein Gegenteil: Alles Wundersame, das ein schlichtes Volksgemüt erlebt, findet eine natürliche Erklärung — und noch dazu zum Teil nicht einmal eine wissenschaftliche. Am wenigsten klafft der Gegensatz in dem Märchen vom „Lächeln des Glücks“: die Kräfte des Kosmos müssen dazu dienen, auf dem Antlitz eines weinenden Kindes ein Lächeln hervorzurufen. „Aber eine ganze Welt in Bewegung zu setzen um das Lächeln eines Kindes!“ — „Weißt du nicht, daß es das Lächeln Gottes ist?“ — Die Ausstattung des Buches, von Heinrich Vogeler besorgt, ist — wie das bei dem Künstler und dem Verlage schon selbstverständlich erscheint — von der ersten bis zur letzten Seite durchaus vornehm und dem Charakter des Buches angepaßt. A. F. K.

Bosnische Volksmärchen. Von Milena Preindlsberger-Mrazovic. Mit Illustrationen von Ewald Arndt. Innsbruck, A. Edlinger.

Kulturhistorisch interessant sind alle echten Volksmärchen durch die Uebereinstimmung, wie durch die aus lokalen Einflüssen stammende Abweichung mancher Motive, die der großen indogermanischen Völkerfamilie angehören. Literarisch anziehend sind diese Bosnischen Volksmärchen nicht; oft scheinen mehrere Motive ineinander verflochten zu sein, wodurch die Reinheit des Eindrucks verwischt wird; außerdem fehlt jede Märchenstimmung, jeder versöhnende Humor. Die Ausstattung des Büchleins ist sehr schön, die Illustrationen fast durchgängig meisterhaft. M. K.

Was ist Wahrheit? Tagebuchblätter eines Mönches auf Ponape. Von Hildegard Daiber. Stuttgart, Strecker und Schröder.

Das Büchlein enthält in wenig geschickter Einkleidung oft erörterte und darum weder in Form noch Inhalt überraschende Wahrheiten. Das Tagebuch klingt aus in einem Lob auf die, im Gegensatz zu Spanien, friedliche Art der Machthaber Deutschlands in den Kolonien, hier der Karolinen. Angesichts unserer Nöte und des Blutvergießens in Südwestafrika erscheint dieser leise Chauvinismus nicht ganz einwandfrei. M. K.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Amerikanische Belletristik, Neue. Von A. von Ende. Das literarische Echo VII, 21 (August 1905).

Bauernkultur. Ein Beitrag zur Frauenliteratur. Von W. Lennemann. Hochland II, 10 (Juli 1905).

Bennigsen. — Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. Mitgeteilt von Hermann Oncken. XII. Deutsche Revue 30, Juli 1905.

Blum, Hans. Lebenserinnerungen. I. Nord und Süd. Heft 341, August 1905.

Callot, Jacques. Von Paul Kristeller. Kunst und Künstler III, 10 (Juli 1905).

Deutschland zur Steinzeit und seine Beziehungen zu den Nachbarländern. Von Dr. Georg Buschan. Die Umschau IX, 26 u. 27 (24 Juni u. 1. Juli 1905).

Dramatische Stimmung, Die. Von Karl Hoffmann. Das literarische Echo VII. 20 (Juli 1905).

Ekhof. — Ungedruckte Briefe Conrad Ekhofs. Aus der Handschrift veröffentlicht und erläutert von Prof. Ludwig Geiger. Bühne u. Welt VII, 16 (Mai 1905).

Frankfurter Parlament, Aus dem. Briefe des Abgeordneten Ernst von Saucken-Tarputschen. Herausgeg. von Prof. Dr. Georg von Below. Deutsche Rundschau 31, 10 (Juli 1905).

Friedrich der Grosse. — Eine Jugendfreundschaft König Friedrichs des Grossen. Nach meist ungedruckten Papieren. Von Ernst Berner. Deutsche Revue 30, Juli 1905.

Harnack, Adolf. Von Theodor Kappstein. Deutsche Rundschau 31, 10 (Juli 1905).

Huch, Ricarda. Von Eberhard Buchner. Westermanns Monatshefte 49, 11 (August 1905).

Kind, Das, in der bildenden Kunst. Von Jarno Jessen. II. Westermanns Monatshefte 49, 11 (August 1905).

Laube, Heinrich, und das Burgtheater. Vortrag von Prof. Alexander von Weilen, gehalten in der Festsitzung der Gesellschaft für Theatergeschichte am 30. April 1905. Bühne und Welt VII, 17 (Juni 1905).
Lichtwark, Alfred. Von Arthur Konrad Müller. Nord und Süd. Heft 341, August 1905.
Manzonis literarischer Nachlass. Von Wilhelm Lang. Deutsche Rundschau 31, 10 (Juli 1905).
Meissen. Von Otto Eduard Schmidt. (Schluss). Die Grenzboten 64, 26 (29. Juni 1905).
Mirabeau als geheimer diplomatischer Agent in Berlin. Von Georg Schuster. Westermanns Monatshefte 49, 11 (August 1905).
Moderne und antike Kultur. Von Engelbert Drerup. Hochland II, 10 (Juli 1905).
Neues aus der Westschweiz. Von Eduard Platzhoff-Lejeune. Das literarische Echo VII, 20 (Juli 1905).
Richter oder Kritiker? (Zur Frage: „Kritik der Kritik“). Von A. Halbert. Nord und Süd. Heft 341, August 1905.
Roon und Moltke vor Paris. Von Emil Daniels. Preussische Jahrbücher 121, 1 (Juli 1905).
Schlegel. — Ungedruckte Briefe von Friedrich von Schlegel. Mitgeteilt von Martin Spahn. Hochland II, 10 (Juli 1905).
Staat und Kirche in Frankreich unter der Monarchie. Von Ch. Freiherrn von Fabrice. Die Grenzboten 64, 27 (6. Juli 1905).
Stätten der Philosophie in Grossgriechenland und Sizilien, Die. Von A. Döring. Preussische Jahrbücher 121, 1 (Juli 1905).
Strauss. — Zur Biographie von David Friedrich Strauss. Von Theobald Ziegler. (Schluss.) Deutsche Revue 30, Juli 1905.
Strindberg. Die Grenzboten 64, 27 (6. Juli 1905.)
Strindbergs Schwedische Königs-Dramen. Von Carl v. Schimmelpfennig. Nord und Süd. Heft 341, August 1905.
Volksdichter, Ein deutscher. (Heinrich Schaumberger.) Lebensbild. Von Hermine Möbius. Heimgarten 29, 10 (Juli 1905).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben unter Mitwirkung anderer von Dr. Hans Gross. 19. Band. 3. und 4. Heft. Leipzig, F. C. W. Vogel.
Bagienski, Truska v., Dichtungen. Berlin, W. Schäffer.
Bausteine. Zeitschrift für neuenglische Wortforschung. Unter Mitwirkung des Neuphilologischen Vereins in Wien herausg. v. Leon Kellner in Czernowitz und G. Krueger in Berlin. Preis des Jahrganges von 6 Heften 18 Mark. Einzelne Hefte 4 Mark. Jahrgang 1, Heft 1. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchh.
Brachvogel, Carry, Die Marquise de Pompadour. Leipzig, Friedrich Rothbarth.
Brulat, Paul, Eldorado. Roman. Autorisierte Übersetzung von Wilhelm Thal. Leipzig, Friedrich Rothbarth.
DeutscheRundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft. 27. Jahrgang. Heft 10 u. 11. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. Fünfter Band. Berlin, Gebr. Paetel.
Ernst, Otto, Der süsse Willy oder die Geschichte einer netten Erziehung. Dritte, verbesserte Auflage. (Drittes bis siebentes Tausend.) Leipzig, L. Staackmann.
Felder, Erich, Vom ernüchternden Zauber der Frau. Leipzig, Friedrich Rothbarth.
Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Nach dem französischen Texte, als eine bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe des dritten Teils der Eckermannschen Gespräche herausg. von Dr. C. A. H. Burkhardt. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.
Grabowsky, Adolf, Das Zeugende. Berlin, Verlag der Barke.
Lichtwark, Alfred, Eine Sommerfahrt auf der Jacht Hamburg. Zweite Auflage. Berlin, Bruno Cassirer.
— Der Deutsche der Zukunft. Berlin, Bruno Cassirer.
Franz Liszts Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Achter Band. 1823 bis 1886. Neue Folge zu Band I und II. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.
Merck, Emma, Freundinnen, Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt.
Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. Heinr. Sabersky und Prof. Gustavo Sacerdote. Brief 29, 30 u. 31. Berlin-Schöneberg, G. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandl.
— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache, von Emil Jonas, Ebbe Tuneld, C. G. Morén. Brief 29, 30 und 31. Berlin-Schöneberg, G. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.
Miniaturwerk deutscher Dichtung. Vierteljahrsschrift für Dichtkunst u. Kritik. Unter Mitwirkung der hervorragendsten Dichter und Dichterinnen herausgegeben von Hermann Kiehne. Nordhausen, Hermann Kiehne.
Mörike, Eduard, Gesammelte Schriften. In vier Bänden. Volksausgabe. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.
Musik-Mappe, Die. Mit vier Gratis-Notenbeilagen. Band 1, Heft 10. (Liederheft.) Berlin-Leipzig, W. Vobach u. Co.
Nathusius, Annemarie, v., Die Herrin auf Bronkow. Roman. Berlin, Rich. Taendler.
Passer, Arnold, v. d., Claudia Porticella. Ein Sang aus dem Trentino. Mit Text-Illustrationen von Theodor Kühne. Leipzig, Johannes von Schalscha-Ehrenfeld.
Peters, Arnold, Jugendklänge. Gedichte. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn.
Photographische Korrespondenz. 1905, Juli. Wien, Verlag der Photographischen Gesellschaft.
Reuters Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Herausgeg. v. Wilhelm Seelmann. 2. u. 3. Band. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Ludwig Richter-Postkarten. Serie III. No. 21—30. Leipzig, Georg Wigand.
— Serie IV. No. 31—40. Kinderszenen. Leipzig, Georg Wigand.
Serie V. No. 41—52. Bilder zu Goethes Hermann und Dorothea. Leipzig, Georg Wigand.

Roese, Dr. Chr., Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium der lateinischen Sprache. Brief 38—48. Leipzig, E. Haberland.

— Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium der lateinischen Sprache. Beilage zu Kursus III. Leipzig, E. Haberland.

Sprecher, Joh. Andr. v., Die Familie de Sass. Historischer Roman aus der letzten Pestzeit Graubündens (1629—1632.) Dritte Auflage. Basel, Basler Buch- und Antiquariatshandlung, vorm. Adolf Geering.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 18. Jahrgang 1905. 8.—11. Heft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Strauss u. Torney, Lulu v., Das Erbe. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt.

Sutro, Emil, Das Doppelwesen des Denkens und der Sprache. Ein Versuch, das eigentliche Wesen unbewusster Vorgänge klar zu erkennen und in die Ursachen von Erscheinungen einzudringen. Berlin, die psychopsychische Gesellschaft.

Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. Dreizehnter Jahrgang. 4. Stück. Die freistudentische oder Finkenschaftsbewegung an den deutschen Hochschulen, von Dr. Paul Ssymank. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.

Weissenthurn, Max v., Briefe einer Mutter. Dresden, E. Piersons Verlag.

Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit, von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, sowie zahlreichen farbigen Kunstblättern, Facsimile-Beilagen u. s. w. Lieferung 85—90. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Wethly, Dr. Gustav, Schiller und seine Idee von der Freiheit. Eine Betrachtung zur Säkularfeier seines Todes. Strassburg, Ludolf Beust, Verlagsbuchhdlg.

Wien nach 1848. Aus dem Nachlasse von Moriz Edlen von Angeli. Mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Friedjung. Wien, Wilhelm Braumüller.

Woerl, Leo, Woerls Reisehandbücher. Mallorka. Illustrierter Führer durch Palma und die Insel Mallorka. Mit einem Plan von Palma, einer Karte der Insel Mallorka, einer Übersichtskarte der Balearen und 20 Illustrationen. Leipzig, Woerls Reisebücher-Verlag.

Zobeltitz, Hanns v., Das Tagebuch einer Hofdame. Roman. Berlin-Leipzig-Wien. W. Vobach u. Co.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
